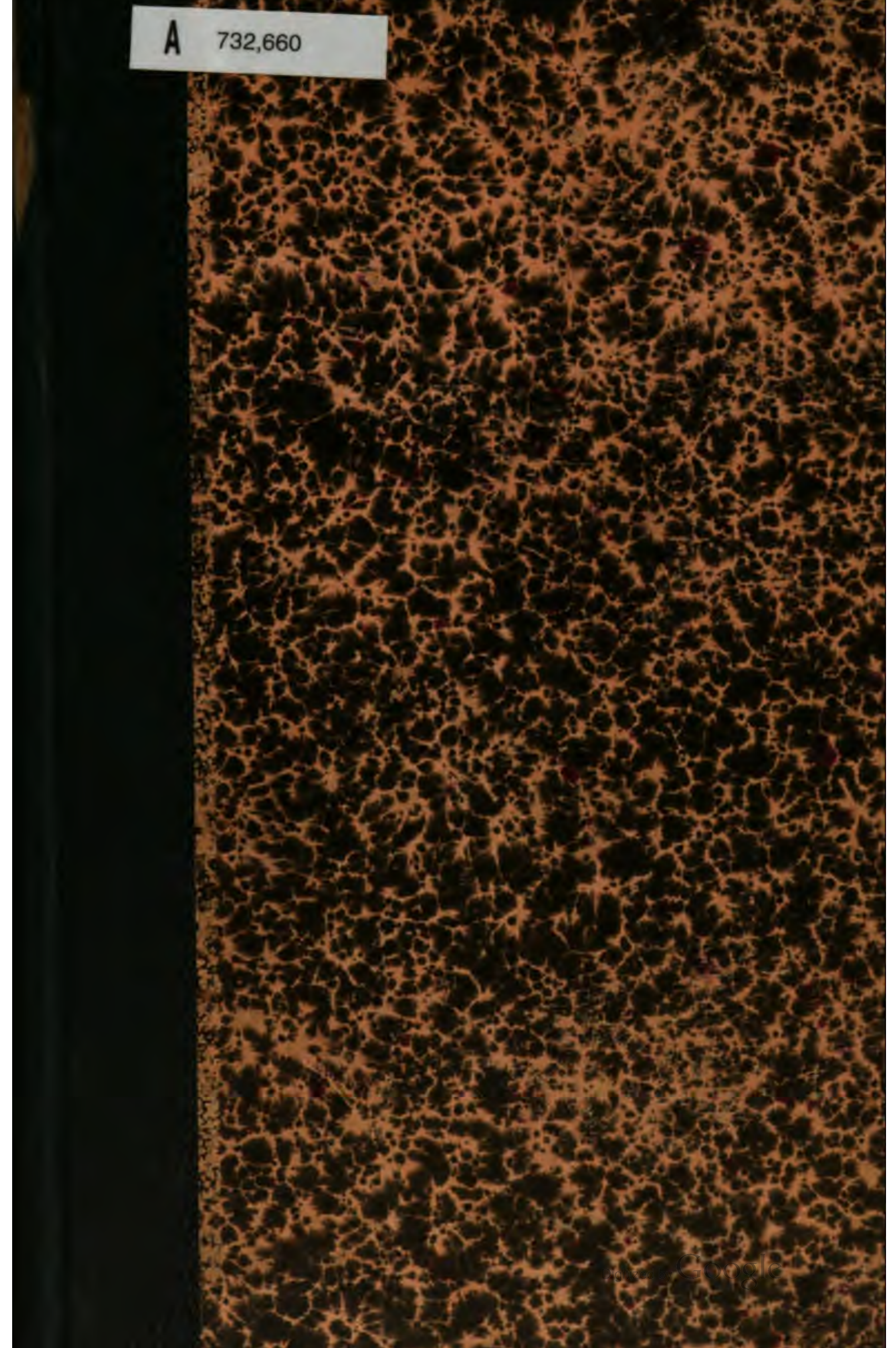

A 732,660


PROPERTY OF
University of
Michigan
Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS





Verlag v. Moritz Schauenburg in Lahr

Ferdinand Freiligrath.

Ein Dichterleben in Briefen.

Von

Wilhelm Buchner.

Zweiter Band.

Lahr.
Druck und Verlag von Moritz Schauenburg.
1882.

Inhalt des zweiten Bandes.

Drittes Buch.

Sturm- und Wanderjahre. 1842—1851.

Viertes Buch.

Verbannungsjahre. 1851 — 1868.

Fünftes Buch.

Ruhejahre. 1868 — 1876.

Drittes Buch.

Sturm- und Wanderjahre.

1842—1851.

Siebenter Abschnitt.

St. Goar. Mai 1842 bis Sommer 1844.

Nach dem Scheitern der Britannia hatte Freiligrath eigentlich keinen Grund zu einem ferneren Aufenthalt in Darmstadt. So freundlich man ihm entgegengekommen, so vermißte er doch in der breitstraßigen, nach Schückings Wort „merkwürdig friedfertigen" Residenz jenen köstlichen Zauber des Rheines, welcher ihm die Unkeler Zeit so verschönt hatte; wenigstens den Sommer wollte er wieder am Strome verleben, und zwar hatte er sich auf einer vorhergehenden Forschungsfahrt das malerische St. Goar zur künftigen Wohnstätte ausersehen. Am Morgen des 17. Mai 1842 verließ Freiligrath Darmstadt; bei dem Rheinstädtlein Gernsheim bestieg man damals den Dampfer, um von da stromab zu fahren; das alles ist längst anders geworden. In Gernsheim gesellte sich Dietwaldus Ganzhorn zu den Reisenden und geleitete sie bis zum nächsten Halteort Oppenheim; dagegen begegnete ihnen auch ein Mißgeschick, welches sicherlich dem Dichter nicht geringen Kummer bereitete: Strolch, der täppische Cyniker, ging verloren; er fand sich auf der Zimmerschwelle der Freiligrath'schen Wohnung in Darmstadt wieder ein und ward später seinem Herrn wohlbehalten nachgesandt. Freiligrath hatte bereits vorher beim Apotheker Ihl zu St. Goar eine Wohnung gemietet, was ihm nach seiner Art zu Scherzen über sein Ihlium und sein Trojanertum Anlaß gab. Im Spätjahr, nachdem unsere Freunde sich zu einem dauernden Aufenthalt in St. Goar entschlossen hatten, wurde dann der Darmstädter Haushalt völlig aufgelöst.

Es erwies sich freilich bald, daß die Wahl von St. Goar, so herrlich es auch zwischen Berg und Strom gelegen ist, im Rücken die stattlichen Trümmer des Rheinfels, gegenüber die Felsen der Lurlei, das freundliche St. Goarshausen mit seinen Weinbergen und Burgruinen, doch auch ihre Schattenseiten besaß; jedenfalls erschien der Ort zu nachhaltiger Arbeit nicht sonderlich geeignet. Nicht bloß die herrliche Gegend lockte zu stets erneuten Ausflügen, mehr noch der Zuspruch zahlreicher befreundeter oder bekannter Besuche, welche, auf- oder abwärtsziehend auf der Völkerstraße des Rheines,

in des Dichters stilles Heim einbrachen, gar viele freilich herzlich willkommen, wie Auerbach, Kerner, Andersen, Hoffmann v. Fallersleben, Kinkel, M. Carriere, Saphir, Ferd. Hiller, Zedlitz und zahlreiche andere; wohl auch machte das Ehepaar Freiligrath mit vorüberziehenden Freunden längere Ausflüge rheinab; besonders einer höchst vergnüglichen Fahrt nach dem Siebengebirge, in zahlreicher Gesellschaft vom Ober- und Niederrhein, Sommer 1842, gedenken die Briefe; Freund Simrath der Redliche kam von Bonn herüber und machte, der sonst gemeiniglich ernste Mann, die tollsten Schnurren und Purzelbäume. Gar mancher andere Besuch hingegen war wieder jener überlästigen Art zudringlicher Viertelsfreunde zuzurechnen, von welchen der Dichter so vielfach heimgesucht war.

Zu den Bewohnern von St. Goar hatte das Ehepaar Freiligrath nur wenig Beziehung; das befreundetste Haus war dasjenige des Landrats Karl Heuberger. Ein vielseitig gebildeter Mann, trat Heuberger dem Dichter als Freund und Berater sehr nahe; sein gastliches Haus mit den poetisch und musikalisch begabten Töchtern, denen sich ab und zu ebenso anmutiger Mädchenbesuch gesellte, war eine allezeit offene Dichterherberge für Freiligrath und seine Freunde, zu deren beliebten Spässen das „Loch im Keller" gehörte, welches sie dem Landrat getrunken. Auch in wichtigen Geschäftsangelegenheiten hat sich Heuberger als warmer Freund bewiesen. Freiligraths Einlenken in die Bahn der politischen Poesie machte freilich dem konservativ-liberalen preußischen Beamten schwere Bedenken; indes weder das Glaubensbekenntnis noch Ça ira vermochte einen völligen Bruch des Verhältnisses der Männer zu veranlassen; das geschah erst 1848. Da aber die Freundschaft der beiden Männer auf wirkliche Neigung und Hochachtung gegründet war, so überdauerte sie auch die politische Sturmperiode, und mit Freiligraths zweiter Übersiedelung stellt sich auch der Briefwechsel wieder ein mit seinem alten herzlichen Ton, um festgehalten zu werden bis zu des Dichters Ende. Karl Heuberger lebt, ein geistesfrischer Neunziger, zu Neuwied.

Ein anderes Haus, zu welchem Freiligrath in wenn auch minder naher freundschaftlicher Beziehung stand, war das des Herrn von Vitzthum, eines vormaligen preußischen Offiziers, welcher mit seiner liebenswürdigen Frau und einigen Söhnen in St. Goar hauste, ein guter Gesellschafter, stets bereit eine treffliche Bowle zu brauen. Es wird seiner in den Briefen mehrfach gedacht.

Die geistvolle Luise von Gall, dem Paare bereits von Darmstadt aus nahestehend, verweilte im Sommer 1842 einige Monate lang zu St. Goar als Freiligraths Hausgenossin, welcher nach seiner scherzhaften Weise in seinen Briefen nicht selten der „Gallina" gedenkt. Das Zusammentreffen

Freund Levins mit Luise von Gall führte im Sommer 1843 zur Verlobung der beiden, welcher am 6. Oktober zu Darmstadt die Verheiratung folgte. Im Frühling 1843 ward Maria Melos, Frau Ida's Schwester, von Freiligrath gern mit biblischem Worte „die Schnur“, wohl auch Fleur de Marusch, Fleur de Maroc genannt, Hausgenossin des Dichterpaares bis zum Überzuge nach England, wie sie seit Freiligraths Tode der vereinsamten Schwester die sorgende und erheiternde Hausgenossin ist.

Unter den zahlreichen fahrenden Poeten, die mit Freiligrath vom Rheinfels herabschauten oder im bachdurchrauschten Schweizerthal hinaufstiegen zur Lurlei, sind uns vornehmlich zwei bedeutsam, Henry Wadsworth Longfellow und Emanuel Geibel. Die Bekanntschaft mit dem drei Jahre älteren nordamerikanischen Dichter, welcher damals in der Kaltwasserheilanstalt Marienberg bei Boppard weilte, fällt in den Sommer 1842 und hatte einen vieljährigen Briefwechsel zur Folge. Es ist allbekannt, daß Freiligrath nachmals außer einigen lyrischen Dichtungen Longfellows dessen Sang von Hiawatha meisterlich ins Deutsche übersetzt und dadurch zu dessen Ruhme nicht wenig beigetragen hat; und wenn der verbannte Dichter später bisweilen an eine Übersiedelung nach Nordamerika dachte, so hat ohne Zweifel ein Ruf Longfellows oder das Vertrauen auf seine gewichtige Fürsprache bei der Entstehung dieses Gedankens mitgewirkt. Emanuel Geibel, fünf Jahre jünger als Freiligrath, war nach beendeten akademischen Studien durch ein günstiges Geschick als Erzieher nach Athen geführt worden, hatte auf der Akropolis und auf den Inseln des griechischen Meeres geschwärmt und gedichtet. Bei der Heimkehr 1840 ließ er die erste Sammlung seiner Gedichte erscheinen; dieselben machten außerordentliches Glück; Geibel war fortan der gefeiertste der jüngeren Lyriker. Eingang 1843 ward ihm, wie unserem Dichter ein Jahr zuvor, von König Friedrich Wilhelm IV. ein jährlicher Ehrengehalt von 300 Thalern verliehen; Emanuel Geibel beschloß nun eine Weile am Rhein seinen historischen und poetischen Arbeiten zu leben, und bat, seine gerade damals erschienene Sammlung spanischer Volkslieder und Romanzen Freiligrath widmen zu dürfen. Dieser antwortete aufs herzlichste, und die Folge war, daß Geibel Pfingsten 1843 in St. Goar erschien, um fortan, freilich nur ein halbes Jahr lang, an jenem heiteren rheinischen Poetensommer teilzunehmen. Auch Levin Schücking hauste damals eine Weile in St. Goar oder dem nahen Marienberg, und mancher fröhliche Ausflug nach den Thälern und Höhen der herrlichen Umgebung ward gemeinsam gemacht, manches heitere Glas auf der Lurlei, in den Trümmern der „Katz“ oder im güldenen Pfropfenzieher zu Oberwesel geleert, manche finstere Gespenstergeschichte erzählt. Die in der Folge mitgeteilten Briefe an Geibel sind ein redendes Zeugnis der

herzlichen Freundschaft, welche Freiligrath dem jüngeren Mitbewerber um die Gunst der Zeitgenossen entgegenbrachte. Freilich ward Geibel dafür auch die Ehre zu Teil, an der schnöden Verunglimpfung durch Herwegh teilzunehmen.

Im übrigen mögen die Briefe selbst Zeugnis geben für die glückliche Heiterkeit, mit welcher Freiligrath den Segen eines befriedeten Heimwesens, den Aufenthalt an seinem geliebten Strome genoß. Doch auch seine Dichterkraft fand hier neue Anregung, so daß wir von den Jahren, welche Freiligrath zu St. Goar verbrachte, einen neuen Abschnitt seiner schöpferischen Thätigkeit beginnen können.

Zunächst kam zu St. Goar eine Arbeit zum Abschluß, welche unsern Freund bereits seit Jahren beschäftigte, sein Büchlein über Karl Immermann. Ursprünglich war eine umfassende, vielseitige Beleuchtung des Dichters beabsichtigt, wobei die Freunde des Herausgebers mitwirken sollten. Nach einheitlichem Plan aber ward nicht gearbeitet; Dingelstedt hatte einen Beitrag übernommen, der aber ausblieb; so geschah es, daß das im Juni 1842 abgeschlossene kleine Buch den Eindruck des Unvollständigen macht: ein Gesamtbild des Dichters fehlt ganz; von seinen Werken ist Merlin zweimal, Tristan nur flüchtig besprochen, die Dramen und Romane gar nicht; ein paar Aufsätze von Kanzler v. Müller und O. L. B. Wolff entschädigen nicht für diese Unzulänglichkeit; dem nachgelassenen Aufsatze Immermanns über seinen Besuch im Goethe-Hause warfen Kundige mannigfache Irrtümer vor. Besonders wertvoll dagegen sind für uns die Briefe des Dichters an den jungen Freund, und vornehmlich Freiligraths Schlußgedicht, ein wahrhaft prächtiges Gegenstück zu dem Nachruf an Grabbe, bezeichnend auch insofern, als sich in dem Gedicht auf Immermann statt der brütenden leidenschaftlichen Schwermut der Dichtung vom Herbst 1836 nun eine abgeklärte beruhigte Thatkraft ausspricht, die dem Dichter von Natur eigene weltfreudige Stimmung wiederkehrt. Immermann hatte seine Schilderung des Goethe-Hauses mit den Worten beschlossen: „Hierher soll man junge Leute führen, damit sie den Eindruck eines soliden, redlich verwandten Daseins gewinnen. Hier soll man sie drei Gelübde ablegen lassen, das des Fleißes, der Wahrhaftigkeit, der Konsequenz.“ Daran knüpft Freiligrath an, und faßt sein Dankgefühl für den edeln Toten zusammen in den Worten:

Du weißt es nicht, was ich dir schuldig bin!
Auf dich, als Leuchtthurm blick' ich täglich hin!
In Kunst und Leben irrt' ich, ach, schon viel:
Dein hohes Bild gab Richtung mir und Ziel!
Aus deinem Grabe noch vor wenig Wochen
Hast du erschütternd mir in's Herz gesprochen!

In Goethe's Räumen jenes ernste Wort!
Wie eine Glocke hör' ich's fort und fort!
Es stürmt mich auf, und ruft beständig mir:
Thu' das Gelübde! — Wohl! doch thu' ich's hier:
Bei dir, dem Festen, den man hieß den Starren,
Gelob' ich Fleiß, Wahrhaftigkeit, Beharren!

Zu deinem Ziele führen nur die drei!
Laß' mich, mir selbst und meinem Pfunde treu,
Nach seinem Maße fürder thun mit Lust,
Was meines Amtes — ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitflut Ringen!
Hilf mir, Du Starker! Hilf, und laß gelingen!

So ist Freiligraths Immermann-Buch, wenn es auch dasselbe Gepräge des Kompilatorischen trägt, wie das Rolands-Album, ein schönes Denkmal zu Ehren des Geschiedenen, welcher es mit Freiligrath so treulich gemeint. Immermann hatte Ausgang 1837 an Wolff geschrieben: „Ich habe inzwischen einen Dichter kennen gelernt, nämlich Freiligrath, den ich in Barmen besuchte. Ein netter Junge, nur leider als Commis eines Wupperthaler Handlungshauses in den geisttötendsten Verhältnissen. Aus Secunda abgegangen; es thut einem in der Seele um so ein wahres reiches Talent wehe, und doch läßt sich nur das Prognostikon stellen, daß der Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werde." Es war nun Freiligraths Aufgabe, dafür zu sorgen, daß diese Prophezeiung nicht Wahrheit werde.

Zwar geschah dies nicht durch die zweite Arbeit, welche in jener Zeit unseres Dichters Kraft aufs neue angestrengt in Anspruch nahm, die Übersetzung der Gedichte von Félicia Hemans, welche übrigens erst 1846 erschienen; sie werden seiner Zeit mit der gesamten verwandten Verdeutschungsthätigkeit unseres Dichters kurze Beleuchtung erfahren. Wohl aber nimmt Freiligraths Dichtung unter den Nußbäumen von St. Goar einen neuen machtvollen Aufschwung. Freiligrath ward politischer Dichter. Aber auch das nicht mit raschem Entschluß, mit bewußter Absicht, sondern mit jener elementaren Notwendigkeit, nach welcher der Genius schafft, sah sich Freiligrath nach und nach zur Opposition und zum Aussprechen seines Glaubensbekenntnisses hingeführt. Nicht aus bewußtem Entschluß, sage ich, sondern unmerklich, wie ein Schifflein, auch wenn es querüber strebt, stromab getrieben wird. Schon die Briefe aus dem Jahre 1837 zeigen uns, wie lebhaft er das gewaltthätige Verfahren gegen die Göttinger Sieben mißbilligte; der das Politische streifenden Gedichte des Darmstädter Jahres ist früher gedacht; noch in den Jahren 1842 und 1843 entstanden einige Poesien, welche sich

der Berührung von Zeitfragen ferne halten, wie der schwungvolle Nachruf an Immermann, und das tiefsinnige Preislied der Romantik, „Ein Flecken am Rhein“ überschrieben; doch auch hier bereits ringt der Poet mit dem politischen Mann, welcher spricht:

Der frische Geist, der diese Zeit durchfuhr,
Er hat mein Wort, ich gab ihm meinen Schwur,
Noch muß mein Schwert in jungen Schlachten blitzen!

Die treffliche „Vision“ Zincgrefs auf dem Kirchhof von St. Goar, nur allgemein 1843 bezeichnet, lenkt vollständig in die Bahn der politischen Dichtung über; die zehn Monate dagegen vom Juli 1843 — Mai 1844, besonders aber die ersten Monate des letzteren Jahres sind die Zeit einer wahrhaft staunenswerten Produktivität unseres Dichters; damals entstanden jene zündenden Lieder, welche Freiligrath alsbald darnach als sein „Glaubensbekenntnis“ hinaussandte, und die, einige Jahre lang wenigstens, einen Erfolg errangen, welcher sich demjenigen der ersten Sammlung der Gedichte fast an die Seite stellen konnte; anderseits macht dieses Hervortreten des Glaubensbekenntnisses einen jähen Riß in dem schon bisher nicht ganz glatten Lebensgange des Dichters, übt auf dessen ferneres Geschick die eingreifendsten Wirkungen.

Freiligrath war ursprünglich kein politischer Mann, sondern vor allen Dingen Dichter. Daß er den Weltereignissen nicht dumpfbrütend gegenüberstand, versenkt in Meeres-, Wüsten- und Urwaldphantasien, daß er ihnen achtsam, mit humoristischer oder sittlich ergrimmter Empfindung folgte, lehrt uns schon bei dem jungen Manne der „Scheik am Sinai“, das S. 48. mitgeteilte Lied zum Soester Schützenfest oder die in die Amsterdamer Zeit fallende bittere Terzinendichtung „Die irische Witwe“; mit den beiden Gedichten für Dullers Phönix war er, wie früher nachgewiesen, bereits seit 1836 völlig als Zeitdichter aufgetreten, obwohl mehr in allgemeiner Weise. Freiligrath nahm lebhaft an den Zeitereignissen teil, wenn auch mit jenem maßhaltenden Liberalismus der vormärzlichen Jahre; nur wenn ein bestimmtes Zeitereignis, die Hinrichtung des Diego Leon, die Absicht der Begründung einer Spielbank auf der Ebernburg seinen sittlichen Ingrimm weckte, warf er ein rasches kräftiges Wort hinaus; seiner durch und durch wahren, ernsten, gesunden Natur war die schönklingende politische Phrase eines Herwegh, die spöttelnde Spaßhaftigkeit in den Liedern Hoffmanns v. Fallersleben, wie der ätzende, verzweifelnde Mißmut Dingelstedts gleichermaßen widerstrebend; weil er ein echter Dichter war, mißbilligte er jene schöngereimte Leitartikel-Poesie, die nirgends an Greifbares anknüpfte. Wie Herwegh auf Freiligraths vielgepriesenes und vielgescholtenes Wort:

Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei

öffentlich antwortete und gleichzeitig brieflich unserm Freunde über die Pflicht des Dichters, Partei zu ergreifen, ein Privatissimum las, ist früher erwähnt. Freiligrath verschluckte seinen Unmut. Da geschah es, daß Eingang 1843 Herwegh, der gefeierte Verfasser der Gedichte eines Lebendigen, eine Reise nach Königsberg machte, allerorten mit lebendigster Begeisterung aufgenommen. Sogar König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher sich geistreich genug fühlte, dem modernen Marquis Posa gegenüber nicht die Rolle eines Philipp zu spielen, erteilte dem Dichter Audienz, woraus denn Herwegh die Berechtigung herleitete, an den König „Ein Wort unter vier Augen" zu richten, einen Brief, welcher durch eine unverzeihliche Indiskretion veröffentlicht ward und durch alle Zeitungen ging. Friedrich Wilhelm IV. mochte sich von dem „sonderbaren Schwärmer" wohl im Zwiegespräch belehren, aber nicht vor allem Volk unpassende Briefe schreiben lassen; er verwies den „Lebendigen", den ungeschickten Apostel der Freiheit, sofort des Landes; aber was schlimmer war, das berechtigte Freiheitsstreben der Zeit erschien durch die Zutäppischkeit des phrasenfreudigen Tyrtäus des kosmopolitischen Liberalismus bitter geschädigt. Nicht entfernt mit dem Gefühle der Schadenfreude eines Nebenbuhlers, sondern aus der schmerzlichen Empfindung dieser dem gesamten freisinnigen Streben mutwillig bereiteten Niederlage richtete Freiligrath im Januar 1843 an Herwegh jenen berühmten „Brief", welcher den fahrenden Ritter des Liberalismus in völlig vernichtender Weise zur Rede stellte und zu den Toten warf. Es ist ein Gedicht von einer Schärfe des edeln Zornes, einer Kraft der sittlichen Beredsamkeit, wie keines der bisherigen; das ganze Gedicht steht auf einer überragenden Höhe strenger politischer Sittlichkeit; er weist den aufgeblasenen Hochmut des 25jährigen Mannes, der den tapfern greisen Arndt einen „Alten mit der Krücke" gescholten und dann selbst in so ungeschickter Weise die Sache der Freiheit bloßgestellt, mit schneidend scharfen Worten zurück; wir fühlen dem ganzen Gedichte nach, daß es aus der innigsten Überzeugung hervorgegangen ist.

Du trotziger Diktator,
Wie bald zerbrach dein Stab!
Dahin der Agitator
Und übrig nur — der Schwab!
Verwelkt schon deine Blume!
Dein Kranz, o Freund, hängt schief!
Du schriebst dem eignen Ruhme,
Ach, den Uriasbrief!

Nun können sie dich bänd'gen,
Philister und Zelot:
„Da habt ihr den Lebend'gen!
Er schlug sich selber todt!"
Wen Ruhmeskleider zieren,
Der hüte sie wie Schnee!
Wahr ist es: Renommiren
Verdirbt die Renommée!

Wer sagt, er stände Wache
Für's Recht, der halte Stich,
Und gebe statt der Sache
Nicht immer nur sein Ich!
Der schwinge, wo für's Ganze
Man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt ficht! —

So ziehst du! — Was ich sagte,
Wohl klingt es schonungslos!
Doch wer uns Arndt verklagte,
Zog selber sich das Loos!
Du nanntest den alten Riesen
Zu alt zu dieser Frist?
Du hast uns nur bewiesen,
Daß du zu jung noch bist!

Zieh hin, — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeih'n!
Bring' ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring' sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte,
Laß weh'n sie, doppelt reich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenstreich!

Das waren freilich harte und scharfe Worte gegen den ruhmredigen Apostel der Freiheit; wes Geistes Kind derselbe sei, hat er genugsam gezeigt; er rächte sich im zweiten Bande der Gedichte eines Lebendigen durch jenes schnöde „Duett der Pensionierten", in welchem unser Dichter zu Geibel spricht:

— Ja, willst du mich kennen?
Ja, ich bin es in der That,
Den Bediente Bruder nennen,
Bin der Sänger Freiligrath. —
Ich gesteh', ich hätte lieber
Die Unsterblichkeit allein,
Doch dies Demagogenfieber —
Geibel. Bändigen wir nur zu zwei'n.
Freil. Und so laß' uns unsre Flammen —
Geibel. Thun zu einem Brand zusammen —
Freil. Braten als getreue Diener —
Geibel. Die verfluchten Jakobiner,
Beide. Und verzehren dann in Frieden
Die Pension der Invaliden.

Es war eine unsäglich erbärmliche Wendung, die Stellung, welche Freiligrath aus tiefster sittlicher Entrüstung eingenommen, in Verbindung zu bringen mit dem unverlangten dürftigen Ehrensold, welchen der Preußenkönig den beiden Dichtern ausgesetzt hatte. Herwegh aber nahm eine reiche Frau, ruhte fortan wohlversorgt auf seinen Lorbeeren, zu welchen das Sturmjahr 1848 keine neuen hinzufügte; Freiligrath dagegen opferte seiner Überzeugung nicht bloß alsbald jene dreihundert Thaler, sondern das Wirken

im Vaterland und zog hinaus in die Fremde, aufs neue das harte Brot kaufmännischer Dienstbarkeit zu essen. Indes muß doch erwähnt werden, daß in den alsbald ausbrechenden politischen Stürmen alle Feindseligkeiten zwischen Freiligrath und Herwegh aufhörten. Eine persönliche Begegnung fand erst nach der zweiten Rückkehr unseres Dichters in die Heimat statt; Herwegh besuchte Freiligrath zu Stuttgart, und dieser, dem jede kleinliche Zänkerei zwischen Parteigenossen ein Greuel war, empfing den vormaligen Gegner so herzlich, als wenn nie etwas vorgefallen wäre. Bei Herweghs Tode April 1875 reiste Freiligrath mit den Stuttgarter Gesinnungsgenossen zur Beerdigung nach Baden-Baden, selbst schon krank, so daß Frau Herwegh den erschöpften Mann auf halbem Wege in ihren Wagen nahm. Und sie wieder war die erste, die bei der Kunde von unseres Freundes Tod sich mit Trost und einem Blumenstrauße einstellte. So hat in Leben und Tod das harte Zusammentreffen der beiden Dichter einen versöhnenden Schluß gefunden.

Es war sicherlich für einen freisinnigen klarblickenden Mann, wie Freiligrath, in jener Zeit ein drückendes Gefühl, königlich preußischer Staatspensionär zu sein, nicht Staatsdiener, wie Tausende, sondern durch einen Gnadengehalt gleichsam persönlich mit dem Könige verbunden. Mit je glänzenderen Erwartungen die Welt die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelms IV. begrüßt hatte, desto schmerzlicher war die Enttäuschung. Diese mit freisinnigen Worten verbrämte stete Hervorhebung des Gottesgnadentumes, diese romantisch-pietistisch-patriarchalischen Liebhabereien, diese Versuche, altberechtigte Forderungen, längst gegebene Zusagen mit schwächlichen Abschlagszahlungen abzufinden und dann, als die Presse die Schwächen dieses königlichen Scheinliberalismus aufdeckte und Besseres verlangte, die kleinliche Verschärfung der Censur, diese Absetzungen und Bücherverbote — es war zum Verzweifeln für eine frei und groß angelegte Natur, wie diejenige Freiligraths, dieses Wollen und Nichtkönnen, dieses Können und Nichtwollen zu betrachten, und es bedurfte, um ihm die Augen zu öffnen nicht

jener Nacht im Riesen

zu Koblenz vom 16. zum 17. August 1843, in welcher Freiligrath und der abgesetzte Hoffmann von Fallersleben im Zwiegespräch beim Champagner ihren ganzen Groll gegen die politischen Zustände der Zeit ergossen. „Die Sachen sind, wie sie sind. Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig", dieses Motto seines Glaubensbekenntnisses borgt Freiligrath von seinem väterlichen Freunde Chamisso. Es war keine Schwenkung, es war nur ein

Bewußtwerden. Freiligrath war eine tiefsittliche Natur, er war zugleich ein echter Dichter; er konnte mit Tasso sagen:

Wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.

Freiligrath konnte den Leiden seiner Zeit Ausdruck geben, und darum mußte er es; er bedurfte dazu weder der Anregung einer im Grunde nüchternen Natur wie Hoffmann, noch der Nebenbuhlerschaft mit dem dröhnenden Schönredner Herwegh. Die Überzeugung, die sittliche Erbitterung gaben ihm vom Herbst 1843 ab die Feder zu seinen politischen Dichtungen in die Hand. Wohl mahnten ihn die Freunde Heuberger, Geibel, Schücking ab, rieten zur Behandlung nicht politischer Stoffe; besonders der letztere meinte, daß ein Gedicht über die Heldenthaten und abenteuerlichen Fahrten der Geusen, sei es als Epos, sei es in Gestalt aneinander gereihter Romanzen, ein prächtiger Stoff für Freiligraths Muse sein würde; es gelangte nicht zur Ausführung, ebensowenig die dramatischen Pläne, mit welchen der Dichter sich damals trug; der Drang zur politischen Poesie lag eben in der Luft, und auch Freiligrath konnte sich demselben nicht entziehen.

So ward denn — die Briefe geben den deutlichsten Einblick, wann und wie — Freiligrath, welcher bis zum Frühling 1843 noch sich jeder politischen Tendenzpoesie fern gehalten, englische Lyrik übersetzt hatte, seit Sommer 1843 völlig in den hochgehenden Strom der Zeitdichtung hineingerissen; wie sehr es ihm Herzenssache war, beweist uns die wahrhaft erstaunliche Fülle der Hervorbringungen vornehmlich der folgenden Wintermonde. Es ist da höchst bezeichnend ein Wort im Briefe an Freund Levin vom 3. Februar 1844: „Ich bin jetzt ordentlich im Grimm; ich sage: Assah! spucke in die Hände, und ein Gedicht ist fertig!“ Freiligrath ward mit dem entstehenden Buche der poetische Bannerträger des Liberalismus. Er ahnte im voraus, daß diese Wendung ihn aufs neue in schwere Lebenskämpfe schleudern würde, aber er ging der verhüllten Zukunft mutig entgegen. Die kommenden Ereignisse warfen ihren Schatten schon im voraus in seine stille Klause; noch ruhten seine Gedichte gegen den König von Preußen im Pult, aber es widerstrebte ihm, von dem Manne, gegen welchen er seine Liederpfeile zu richten gedachte, eine Gnade zu empfangen; von Ende 1843 an erhob er seine Pension nicht mehr. Und noch ein schwereres Opfer brachte Freiligrath seiner Überzeugung. Trotz aller Liebe zur Freiheit hätte der Dichter in jener Zeit eine Beamtenstellung gern angenommen, wenn sie ihm nur die zu eigenen Arbeiten erforderliche Zeit ließ; er hatte die von Adelheid von Stolterfoth ihm eröffnete Aussicht auf eine Bibliothekarstelle zu Wiesbaden mit Lebhaftigkeit ergriffen: nun trat ihm diese Möglichkeit

leibhaft entgegen. Freund Eckermann schrieb ihm am 11. März 1844 von Weimar:

„Gestern bei einer Partie, die ich mit dem Erbgroßherzog nach Ettersburg machte, sprachen wir viel über Sie, und ich erhielt halb und halb den offiziellen Auftrag, Sie zu fragen, wie es mit Ihren nächsten Wünschen und Aussichten ist, und ob Sie vielleicht Neigung hätten, in Weimar irgend eine passende Stelle, etwa bei der Kammer, anzunehmen. Es müßten auch noch andere junge Talente herangezogen werden, wie etwa Geibel, der mir viel im Sinn liegt und den ich sehr hoch halte. Ich denke viel an Sie, und meine Liebe zu Ihnen hat nicht einen Augenblick gewankt. Könnten Sie nicht Geibel einmal sondiren, was er etwa denkt? Der junge Fürst ist voll Enthusiasmus, für Weimar eine bessere und rühmlichere Zeit wieder herbeizuführen. Hoffähigkeit und einen guten Gehalt müßten Sie aber — wenn Sie überall Lust hätten und mir schrieben, zur Bedingung machen."

Freund Ebner zu Frankfurt, der Journalist, sagte öfters zu dem Dichter: „In meinem Leben habe ich keinen Menschen getroffen, der so baumlange Chancen hat wie Sie, und der sie so wenig benutzt." Es lag eben eine derartige Bemühung bei Hochgestellten durchaus nicht in Freiligraths Art. So hatte er 1839 die Detmolder Bibliothekarstelle, so Sommer 1841 Anerbietungen der Prinzeß Marianne dankend zurückgewiesen, so wies er jetzt die Anfrage von Weimar zurück. Es widerstrebte seiner ehrlichen Natur, sich noch rasch ein warmes Nest in der Musenstadt zurecht zu machen und dann sein zündendes Glaubensbekenntnis in die Welt hinauszuwerfen; noch mehr widerstrebte es derselben, um einer bequemen Versorgung willen diese Dichtungen, welche der tiefsten Überzeugung entquollen waren, zu unterdrücken. Freiligrath entsagte abermals seinen „baumlangen Chancen", sandte sein Glaubensbekenntnis hinaus und ging in die Verbannung.

Es liegt aus den zwei Jahren des Aufenthaltes zu St. Goar eine Fülle von Briefen vor. Über Freiligraths Übergang zur politischen Dichtung geben besonders die zahlreichen Schreiben an Karl Buchner Auskunft; geringere Ausbeute nach dieser Seite gewähren die Schreiben an Schücking, welche dafür in anderer Weise ergänzend eintreten. Die Briefe an Adelheid von Stolterfoth bewahren das frühere Gepräge warmer Verehrung; mit der Politik geben sie sich selbstverständlich weniger ab. Das herzliche Freundschaftsverhältnis zu Kraḣ spricht sich in mehreren Briefen aus; daran mögen sich diejenigen an Emanuel Geibel schließen. Bilden diese fünf Reihenfolgen den festen Kern, so dienen vereinzelte Briefe an andere Freunde zur Ergänzung nach dieser oder jener Seite.

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. 5. 42.

Verehrter Freund!

Eben wollte ich mich hinsetzen, um Sie und die jenseitige Geschätzte von unserer glücklichen Ankunft in St. Goar zu benachrichtigen, als Ihre lieben Zeilen von gestern mit der Inlage (für deren rasche Besorgung meinen besten Dank!) bei mir eintrafen! Unsere kleine Tour ist schnell und glücklich von Statten gegangen. Dietwaldus Ganzhorn begleitete uns bis Oppenheim, wo er, im gelben Hause wirkend, das nächste Zuberg=Schiff abwarten wollte, um mit demselben nach Mannheim zurückzudampfen.

Das Dampfschiff nahm in Bingen eine ansehnliche Menge neuer Passagiere ein, und bewegte sich dann in anmuthigen Kreisen und Schwenkungen wenigstens 10 Minuten vor Bingen auf und ab. Es durfte nämlich nicht gradeswegs stromunter gehen, da ihm durch einen am Bingerloch aufgestellten Kerl mit rother Signalfahne die Weisung wurde, daß hinter den, ihn vorläufig noch verbergenden, Ufervorsprüngen ein anderer Dämpfer herauf komme. Um nun mit diesem in der engen Passage besagter Binger Oeffnung nicht in Conflict zu gerathen, mußte unser guter Leopold von Baden ein Weniges vor Bingen umhertorkeln; mit Hülfe Reizensteins des Capitäns und Plittersdorffs des Steuermanns ging das Manöver trefflich von Statten, doch will ich nicht in Abrede stellen, daß auch der namhafte Ballast von Bier und Champagner, den die rastlos wirkende Hoheit geladen hatte, zum Gelingen wesentlich beitrug. —

Zwischen Hahn und Gernsheim ist Strolch uns abhanden gekommen, trotz der freundschaftlichsten Ermahnungen und Vorstellungen. Seine fleischlichen Lüste haben ihn ins Verderben gelockt. Er hat vom Baum der Erkenntniß gekostet, und nun wandle ich einsam durch das Paradies von St. Goar und rufe vergeblich: Adam, wo bist Du? — Aller Wahrscheinlichkeit nach ist das arme Vieh in seinem Berufe gestorben, d. h. ein Revierförster hat ihn todtgeschlagen. Sollte es sich aber doch noch in diesen Tagen bei Ihnen einstellen (es wäre doch möglich), so bitte ich Sie, es dem Löwenwirth Hax nach St. Goar zu überweisen. Nur muß dann darauf gesehen werden, daß er auf oder unter dem Wagen gehörig befestigt wird. Der Verlust der treuen Bestie thät mir wirklich leid. Wir werden oft an ihn erinnert — durch die Reliquien unserer Mahlzeiten und durch gewisse hüpfende Hexameter aus dem Thierreich, die wir seinen Umarmungen beim Scheiden verdanken.

Und jetzt lassen Sie mich mit dem schließen, womit ich eigentlich hätte anfangen sollen: mit nochmaligem herzlichen Danke für alle die Liebe und Freundlichkeit, womit Sie uns die letzten Tage unsers Darmstädter Aufenthalts

zu so schönen und unseren Herzen unvergeßlichen gemacht haben! Bleiben Sie uns gut — wir vergessen Ihrer gewiß nicht, und werden uns im Besitz Ihres Wohlwollens und Ihrer Freundschaft immer glücklich fühlen.

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 22. Mai 42.

Hochverehrter Herr und Freund!

Ihr Brief hat mir viele Freude gemacht, und ich danke Ihnen herzlich für die Theilnahme, mit der Sie meine Wege aus der Ferne begleiten. Ich habe Darmstadt — vorläufig für die Sommermonate — verlassen, und mich einstweilen am Fuß der Lurlei angesiedelt. So bin ich meinen niederrheinischen Freunden wieder näher gekommen, und denke, daß ein regerer engerer Verkehr, der zunächst nur durch die größere Entfernung erschwert wurde, vor und nach in der alten traulichen Weise sich wiederherstellen wird.

Ich hätte Ihnen schon eher geantwortet, wenn Ihr Brief in Folge meines Umzuges nicht verspätet in meine Hände gekommen wäre. Ich empfing ihn erst heute Morgen, und zögere nun keinen Augenblick, Ihnen für Ihr gütiges Anerbieten puncto des Immermanns-Albums meinen besten Dank abzustatten, und Ihnen zu sagen, daß ich Ihren Beitrag bedingungsweise gern annehme, und demselben je eher, je lieber mit Vergnügen entgegensehe. Unbedingt den Aufsatz annehmen kann ich nicht. Das Manuscript ist nämlich eigentlich schon abgeschlossen, und muß contractlich bis zum 31. d. M. in den Händen des Verlegers sein. Außerdem habe ich auch schon eine Abhandlung über den Merlin von Levin Schücking. Beide Umstände halten mich jedoch nicht ab, Sie recht dringend um baldige Mittheilung Ihres Commentars zum Merlin zu bitten. Ob mein Büchlein 3/4 bis 1 1/4 Bogen stärker wird, thut durchaus nichts zur Sache. Es handelt sich nur darum, ob es möglich sein wird, zwei Aufsätze über einen Gegenstand zu bringen, und darüber kann ich natürlich erst entscheiden, nachdem ich den Ihren werde gelesen haben. Doch bin ich zum Voraus fest überzeugt, daß der Abdruck beider Commentare nicht nur zulässig, sondern selbst in hohem Grade interessant sein wird. Ich denke es mir herrlich, zwei so tüchtige und gewandte Taucher nebeneinander, jeden in seiner Art, die Tiefen dieses Meeres ergründen zu sehen.

Setzen Sie mich also, ich wiederhole meine Bitte, recht bald in den Besitz Ihres Aufsatzes, damit ich ihn eventualiter (und wie gesagt, ich zweifle nicht, daß ich ihn werde benutzen können) zur festgesetzten Frist mit nach Stuttgart einzusenden im Stande bin. Für das ganze Werkchen hat mir der Verleger, ohne Rücksicht auf Bogenzahl, 200 Thlr. Honorar ausgesetzt.

Ich werde also erst nach Vollendung des Werks ermitteln können, wie viel Thaler nach diesem Verhältniß auf den Bogen kommen, und Ihnen den Betrag Ihrer Mittheilung dann sofort prompt übermachen.

Es hat mich gefreut, über Simrock Etwas von Ihnen zu hören. Er hat mich, trotz vieler Zeichen von Anhänglichkeit, die ich ihm seit meinem Fortziehen vom Rhein gegeben, gänzlich vernachlässigt, und ich gestehe, daß ich mich dadurch gekränkt fühle. Sagen Sie ihm das bei Gelegenheit!

Adressiren Sie gefälligst nach St. Goar, im Hause des Hrn. Apothekers Gustav Ihl[1]).

* * *

An Karl Buchner.

Ihlium, 27. Mai 1842.

Ihre Mittheilungen über Strolch sind mit schallendem Gelächter empfangen worden. Der Augenblick, wo Sie, den Verlorenen suchend, von seinem Brummen empfangen wurden, muß groß gewesen sein! Des Kochs[2]) Kinder singen jetzt wahrscheinlich alle Tage: Heil sei dem Tag, an welchem du bei uns erschienen — Didelbum, Didelbum, Didelbum! —

So viel steht jetzt fest: Strolch ist die längste Zeit mein Schildknapp gewesen! Der Kerl denkt: Nomen et omen! und macht mir durch die strikte Befolgung dieses Wahlspruchs mehr Mühe und Kosten, als ein Kleinpensionnair des Königs v. Preußen täglich an ihn wenden kann. Also: Fort soll er! Aber kein Koch soll ihn haben, kein schnöder Bratspießwender — Strolch ist ein Hund der Kunst, der Literatur geworden, und darf nur zu den Füßen eines ihrer Priester seinen tiefsinnigen philosophischen Betrachtungen nachhängen, die er, wie er mir jüngst auf einen derben Schwanzkniff winselnd mittheilte, demnächst in ein System zusammenfassen und vermittelst des Weges, der einem Vieh zusteht (bei Vieweg in Braunschweig nämlich), als Handbuch des modernen Cynismus veröffentlichen wird.

Schlickus pictor soll Inhaber des Erstandenen werden. Von der Poesie wende der Treffliche sich zur Malerei! Sein Natursinn, seine Naturwüchsigkeit befähigen ihn vor Allem zum Landschafter!

Damit Schlickus seinen Scholaren aber aus meinen Händen empfangen könne, muß Letzterer durchaus per Hax und Dampfschiff nach St. Goar erst befördert werden. Die Sache ist so schwierig nicht, als sie sich ansieht. Wenn ein oder einige Söhnlein mehrbesagten Kochs den Hund zum Löwen

[1]) Freiligraths erste Wohnung, das Ihlium, war die noch gegenwärtige Apotheke, gleich oberhalb des Hotel Rheinfels; später wohnte er etwas weiter abwärts in der Hauptstraße Nr. 9, jetzt Denys. Beide Wohnungen bieten freien Blick auf den Rhein.

[2]) Freiligraths Hausherr in Darmstadt war Großh. Mundkoch.

locken, so wird er schon mit freudigem Schweifgewedel nachspringen, und es wird ein leichtes sein, ihn auf oder unter dem Wagen zu befestigen. Ich habe ihn auf ähnliche Weise transportirt, als er mich noch gar nicht kannte und bissig genug zwischen den Hinterrädern des Wagens hervorschaute. Der Strick muß natürlich festen Calibers sein, auch muß dem Kutscher (gegen ein Trinkgeld natürlich) Sorgfalt beim Abliefern auf's Dampfschiff anempfohlen werden. Letzteres ist leichter, als Sie denken. Lief er einmal bis Gernsheim, so ist er resignirt und läßt mit sich machen, was man will.

Mein Plan ist nun folgender: Ich berechne, daß dieser Brief bis morgen Mittag (Samstag den 28.) in Ihren Händen ist. Wollten Sie nun, da Sie doch einmal dieser bestialischen Angelegenheit sich angenommen haben, die Güte haben, noch am selben Nachmittage zum Ehrgeiz in der Küche zu gehen, ihm die bisherigen Fütterungskosten für meine Rechnung auszuzahlen, und ihm unter Ueberreichung der Anlage aufzutragen, den Hund übermorgen früh (Sonntag den 29.) präcis 5 Uhr in oben beschriebener Weise zum Löwen locken zu lassen, wo dann Hax (für den ich gleichfalls eine Instruction beilege) die weiteren Proceduren vornehmen lassen wird? Jedenfalls kann das Thier nur zu dieser Stunde befördert werden, da es nur so in Einem Tage nach St. Goar kommt. Ich werde morgen dem Conducteur desselben stromauffahrenden Bootes, welches den Hund beim Stromabfahren übermorgen zu Gernsheim aufnimmt, die nöthigen Weisungen für den Empfang des lästigen Quadrupeds ertheilen.

Eheu — ich bin tief im Cynismus versunken, und sollte doch eigentlich Ilhiaden schreiben! O Strolch —

Laß' mich Odysseen erfinden an der Loreley Gestaden,
Bald, in voller Waffenrüstung, folgen ihnen Ilhiaden!

Platen.

Darum lassen Sie mich schließen, verehrter Freund, und nun noch ein Kränzlein der Entschuldigung und des Dankes, so gut ein Cyniker es zu flechten vermag, auf Ihre für Strolchs Wohl sorgende Stirn drücken.

Ilhium, 27. Mai 1842.

Wenn ich später einmal ausziehe bei Ihl, und Strolch ist noch bei mir, so sagen wir beiden: Fuimus Troës!

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 12. Juni 1842.

Bester Freund!

Den herzlichsten Dank für Ihre schönen Beiträge zu meinem Immermannsbüchlein! Ich hätte Ihnen schon weit eher darauf geantwortet, doch

war es meine Absicht, Ihnen mit meiner Antwort wo möglich gleich die Revision zu schicken, deren eigene Besorgung Ihnen wahrscheinlich am Herzen liegt. Beiliegend erhalten Sie nun die anderthalb Bogen. Haben Sie die Güte, dieselben nochmals genau durchzugehen, und mir umgehend zuzustellen. Thun Sie das Mögliche, ich bitte herzlich!

Ihr Aufsatz über den Merlin hat mir ausnehmend gefallen. Er ist in hohem Grade klar und veranschaulichend, und wird dem trefflichen Werke, glaub' ich, mehr Nutzen stiften, als Schückings Arbeit, die bei allem Verständniß und allem guten Willen dennoch ein wenig gar profus ist.

Sie sehen, daß ich mit Ihnen den Anfang gemacht habe. Ihr schönes Gedicht (die sonore Reimverschlingung erinnert nur an Kosegarten) eröffnet würdig den Reigen. Dann folgen Sie und Schücking über den Merlin, O. L. B. Wolff und Kanzler v. Müller über ihr Verhältniß zu Immermann, Briefe Immermanns an mich, köstliche Tagebuchblätter aus dem Nachlasse des Geschiedenen (ich verdanke sie der Freundlichkeit der Wittwe), und den Schluß macht ein Gedicht von mir. Ich hoffe, daß das Ganze einen freundlichen Eindruck auf Sie machen wird.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. Juni 1842, d. h. am 1. Tage des 1. Jahres der Hegira*).

— Zuerst Strolch, der Cyniker! Wie aus anliegendem Dokument erhellt, kam der Edle am 29. v. M. richtig, wenn auch sehr verstört und mit Theer beschmiert, hier an, und ich kann es nur für einen sympathetischen Zug ansehen, daß es auf dem Ludwig, Großherzog von Hessen, geschah. Es zeigt das wirklich ein patriotisches Attachement an, das ich dem Thiere kaum zugetraut hätte! Des Freudengebells und der Umbeinungen war kein Ende, überhaupt war der Delinquent sehr zerknirscht, und schien zu fühlen, wie sehr er gegen mich gefehlt hatte.

Nichtsdestoweniger konnt' und mocht' ich ihn nicht behalten. Bissig und brummig gegen Fremde war er wie zuvor, dabei wollte er sich durchaus nicht von meiner Person trennen. Bei der letzten Unkeler Spritzfahrt nahm ich ihn mit; Schlickus und der Gasthof zur Löwenburg nahmen ihn mit offenen Armen auf, und jetzt erfreut er sich schon in der dritten Woche der süßen Gewohnheit des Daseins und Wirkens am Siebengebirge, macht mit Schlicko malerische Excursionen, läuft mit den Mägden in die Weinberge,

---

[1]) Bei liegt ein Billet der Kölnischen Dampfschiffahrts-Gesellschaft, lautend auf einen Hund, Mr. Strolch.

frißt, knurrt, nimmt Rheinbäder und träumt zuweilen von Ilium. Ein großer Moment muß es werden, wenn wir ihn über 4 Wochen wiedersehen.

Halm und Gutzkow bedaure ich nicht kennen gelernt zu haben, doch findet sich die Gelegenheit wohl noch später. Ich habe unterdessen hier die Bekanntschaft eines nordamerikanischen Lyrikers von Ruf, H. W. Longfellow, eines äußerst lieben und angenehmen Mannes gemacht, der ohnlängst von Boppard, wo er eine Wasserheilanstalt besucht, hierher kam, um mich kennen zu lernen und mir seine Omnia zu verehren. Seinen Aeußerungen zufolge (und ich habe nicht Grund, ihn für einen Schmeichler zu halten) muß ich in Amerika bei den Freunden deutscher Literatur ziemlich bekannt sein; man richtet sich dort im Allgemeinen nach dem Geschmack und Urtheil Englands, und Longfellow sagte mir, daß man noch ganz kurz vor seiner Abreise von Amerika (vor 7 Wochen etwa) durch einen langen Artikel im Foreign Quarterly Review erneuert auf mich aufmerksam geworden sei. Auch ich kannte Longfellow schon aus Anthologien, und er schien sich über meine Bekanntschaft mit seinen Sachen eben so sehr zu freuen, wie ich es vice versa that. Man müßte auch wahrlich ein Klotz sein, wenn man gleichgültig bei so angenehmen Erfahrungen bleiben wollte. Longfellow ist Professor an der Universität zu Cambridge bei Boston, und da er noch einige Monate in Boppard bleibt, so lernen Sie ihn nächstens auch wohl kennen. Einige seiner Gedichte sind ganz vortrefflich. Er spricht sehr gut deutsch, und ist, wie gesagt, ein bescheidener, liebenswürdiger Mann. Ich denke, so lange er in der Nähe ist, mit ihm in Verkehr zu bleiben, um so mehr, als ich sonst durchaus eingezogen und ohne Umgang lebe.

Zur Lichtenbergsfeier*) werde ich beim besten Willen und bei aller Sehnsucht, dem schönen Feste beizuwohnen und wieder einmal sub tegmine fagi auszuruhen, wohl nicht kommen können. Oekonomische Rücksichten machen es mir zur Pflicht, der Freude zu entsagen. Richten Sie sich dagegen ja so ein, daß Sie in der zweiten Hälfte des nächsten Monats hierher kommen! Ich freue mich unendlich auf das Wiedersehen und die gemeinschaftliche weitere Rheinfahrt. Wir sehen Ihren Entschluß jetzt als fest an — seine Ausführung soll Sie gewiß nicht gereuen! — Einen Operationsplan für das Siebengebirge habe ich schon jetzt gemacht — Drachenfels, Löwenburg, Oelberg, Abtei Heisterbach; ein Esel für die ermüdeten Frauen, Wein, kalte Küche, Essen im Freien — es wird ganz prächtig werden.

---

[1]) In jenem Sommer ward zu Oberramstadt bei Darmstadt an Lichtenbergs Geburtshause eine Denktafel eingeweiht.

An Levin Schücking.

St. Goar, 24. Juni 42.
Sünte Johannes.

Ich bin wieder an den Rhein gezogen! „Darmstadt ist eine schöne Stadt", sagte mir einst Franz Dingelstedt, der „Nachtwächter mit langen Fortschrittsbeinen" (nach Heine's jüngstem witzigen Gedicht an ihn), als ich nach Darmstadt zog, und ich gebe ihm nachgerade Recht, wenn ich damals auch ärgerlich über die Ironie war, die in jenen Worten liegen sollte. Wir sehnten uns aus dem Sande der kleinstädtischen Residenz wieder in frische Rheinluft, und genießen sie jetzt an einem der schönsten Punkte zwischen Bonn und Mainz in vollem Maße. Die Lurlei liegt nur fünf Minuten stromaufwärts zur Seite (wie oft, wenn ich dort vorbeischreite, seh' ich uns Beide im Geiste mitten auf dem Strom, neben dem Bugspriet des Dampfers, eine Flasche Asmannshäuser auf das Wohl der Lurlei und Ida's ausstechend), Katz und Maus liegen vor unsern Fenstern, und der alte Strom wälzt ewig unermüdlich seine Wellen an uns vorüber dem Meere zu.

Wir leben sehr still und glücklich hier. Die Bäder im Rhein bekommen namentlich meiner Frau vortrefflich, und sie erholt sich von den Fatiguen unserer letzten Darmstädter Zeit schneller und sichtlicher, als wir selbst dachten. Umgang haben wir durchaus nicht, wie nahe es uns auch gelegt wird. Der Teufel ziehe auf's Land, um ein Kleinstädter zu werden! Eh' ich am Fuß der Lurlei in ein Casino gehe, will ich mich lieber als Rheinsalm auffressen lassen!

Also die Eingebornen laß' ich links liegen, und mit den Fremden geht es leidlich. Jezuweilen ein tüchtiger Kerl von auswärts ist ohnehin eine Freude und Erholung, das läßt man sich schon gefallen. So hatten wir das Binzer'sche Ehepaar einen Tag hier, ebenso Adelheid von Stolterfoth, Schlickum pictorem, und einen Amerikanischen Lyriker, H. W. Longfellow, Professor aus Cambridge bei Boston. Dieser lange Kerl ist zugleich ein sehr prächtiger, nicht bloß deßwegen, weil er mich schon jenseits des Meeres gekannt hat und mich nach seiner Rückkehr seinen Landsleuten vollends zugänglich machen will. Er hat mir seine Omnia und eine köstliche Anthologie aus Amerikanischen Lyrikern geschenkt, deren Studium wohl ein Bändchen Uebersetzungen (jedenfalls eine interessante und lohnende Arbeit) hervorrufen wird. Ein treffliches Longfellow'sches Gedicht „Excelsior", von mir übersetzt, wirst Du baldigst in der Cölnischen finden.

Longfellow hält sich noch ein paar Monate in der Wasserheilanstalt zu Marienberg bei Boppard auf, und ich stehe in regelmäßigem Verkehr mit ihm.

Ich komme mir beinahe merkwürdig vor am Rheine. Derselbe Zauber der Gegend, dasselbe Weltleben an und auf dem Strome, dasselbe Gefühl und dieselbe Conceptionsfähigkeit von meiner Seite — und doch bin ich ein Anderer dem Alten gegenüber, als vor drei und noch vor zwei Jahren. Er hat mich noch, allerdings, aber ich gehe nicht mehr auf (oder unter) in ihm. Ich schwimme jetzt bewußt in seinen Wellen, damals war ich trunken von ihm. Es gießt doch eine eigene Freudigkeit, einen eigenen Muth in Einen hinein, wenn man es so mit Händen greifen kann, wie man weiter gekommen ist. Selbst bitteres und theueres Lehrgeld wird da nicht in Anschlag gebracht.

Ich hab' ein Exemplar des Duller-Freiligrath'schen Domgedichtes unter Kreuzband nach Ellingen gehen lassen, und hoffe gleichfalls, daß es Dir richtig zu Händen gekommen sein wird. Sag' mir doch Deine Meinung über das Ding! Das Hamburger Feuer hat leider Wasser in die Dom-Begeisterung gegossen, und manchen abgeschmackten Vorschlag zum Nachtheil der Domsache zu Tage gefördert. Diesen Liberalen ist der Dom schon lange ein Dorn im Auge. Sie halten ihn für eine Kinderrassel, die der Nation bloß in die Hand gegeben wird, um Wichtigeres (freie Presse und Constitution) drüber zu vergessen, und so war ihnen denn Hamburg eine bequeme Gelegenheit, ihre Bedenken loszuwerden. Als ob die Nation sich nicht für zwei Ideen zu gleicher Zeit begeistern könnte! Und als ob wir wirklich so ganz und gar im Dom aufgingen, oder aufgegangen wären, um alles Andere, was uns am Herzen liegt, drüber zu vergessen!

Hast Du ein anderes Gedicht von mir gelesen, das ich ohnlängst gleichzeitig in der Cölnischen und im Morgenblatt hinausschmiß? Es ist „Ein Denkmal" überschrieben und gegen die Entweihung der Ebernburg durch eine Spielbank gerichtet. Es hat 4 Wochen lang in Kreuznach und Bingen das Tagesgespräch gebildet, und die erfreuliche Folge ist, daß die Bank nicht zu Stande kommt. Eine Bank mit einem Liede gesprengt — wir sind doch dreiste Kerls, Levin!

Das Immermanns-Büchlein ist denn jetzt endlich unter der Presse, und ich habe bereits einen Theil der Revisionsbogen erhalten. Was Du zu meinem Schlußgedicht sagen wirst, soll mich wundern! Ich habe die letzte Feile heute vor acht Tagen, an meinem Geburtstage, daran gelegt, und ich denke, daß es sich in seinem Ernste und in der Kraft seiner Entschließungen wohl als Markstein eines Lebensabschnittes sehen lassen kann.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 18. Juli 42.

Den herzlichsten Dank für Ihren letzten lieben Brief und die schöne

und interessante literarische Gabe, die ihn begleitete! Schlimm nur, daß ich ihm abermals gleich von vornherein eine Entschuldigung mit auf den Weg geben muß! Die Tage laufen Einem wie Rheinwasser durch die Finger und werden zu Wochen, ehe man sich's versieht! Vergeben Sie uns — der Zeit ihre Eile, und mir meine seitherige Correspondenzfaulheit! Beim Wiedersehen in wenigen Wochen will ich ein feierlich Gelübde ablegen, daß eine Trägheit, wie ich sie mir in der letzten Zeit gegen Sie zu Schulden kommen ließ, nicht wiederkehren soll! Unterdessen keinen Groll, ich bitte herzlich!

Ihr Lichtenbergsfest muß ja allerliebst gewesen sein. Es ist gewiß keine Phrase, wenn ich mein aufrichtiges Bedauern ausspreche, dem Feste nicht haben beiwohnen zu können. Meine Frau tadelt nur eins daran: daß es ohne Damen gefeiert worden ist. Das muß aber natürlich durch die Beschränktheit Ihres Lokals entschuldigt werden, und am Ende war es auch an sich gut, daß bei einer Solennität zu Ehren Lichtenbergs weibliche Ohren fern waren. Der Gefeierte ist Ihnen nämlich, wie ich mir denke, während des Festes mit seinem Humor und seinem nicht eben immer überzarten Witze geistig so nahe gewesen, daß dem Einen oder Andern aus Ihrem Kreise gegen das Dessert allerlei à la Lichtenberg einfiel, und es wäre doch Schade gewesen, wenn alles Derartige, aus Respect vor den Damen, gleich beim Entstehen von seinen resp. Urhebern wieder hätte verschluckt werden müssen. Ein solches Hinunterwürgen der eigenen Gedanken hat für mich etwas Schreckliches, und sollte überall und unter allen Umständen möglichst vermieden werden. Es gemahnt mich an Saturn, der seine eigenen Kinder frißt. —

Eine Ideenassociation, deren doppelter Wurzel Sie im Vorhergehenden leicht nachspüren und begegnen können, veranlaßt mich, hier gleich zwei kürzlich erfahrene Anekdoten einzuschalten. Prinz Max v. Neuwied brachte vor Jahren ein Individuum von dem menschenfresserischen Stamme der Botokuden von seiner brasilianischen Reise mit nach Deutschland, das er in Mainz, wo er sich zuerst nach seiner Heimkehr für längere Zeit aufhielt, civilisiren und in den Wahrheiten des Christenthums unterweisen ließ. Eines Abends ist er mit besagtem Individuo in derselben Loge, aus der Lichtenberg, der Präsident, dem Schauspiel zusieht. Dieser muß damals (die Anekdote will es wenigstens) einen gepuderten Haarwuchs getragen haben. Der Botokude, trotz seiner Progressen im Christenthum und im Beefsteakessen ein großes Leckermaul, sieht besagten Puder nicht sobald, als er ihn sofort für gestoßenen Zucker hält, sich auf den Zehen leise hinter den Präsidenten schleicht, und mit botokudischen Grimassen anfängt, dem gepuderten Präsidentenhaupt

seine ausgestreckte Zunge zu appliciren. „Um Gottes Willen, Herr Präsident," ruft diesem nun ein Beisitzer zu, „um Gotteswillen, sehen Sie sich vor! Der Menschenfresser leckt schon an Ihnen." — Später ist der Kerl aber in sich gegangen, und hat nicht nur keine Puderköpfe mehr beleckt, sondern es hat sich selbst Folgendes mit ihm zugetragen: Je mehr er vom Baum der Erkenntniß kostet, desto mehr verliert sich seine botokudische Nonchalance, er wird schweigsam, tiefsinnig, melancholisch sogar. Da wird er denn einst befragt, was ihm denn sei, worüber er grüble. „Ach," antwortete er da mit beweglichem Zähnefletschen, „es rührt mich so, daß ich meinen Vater aufgefressen habe!" — Der Arme! er ist in Neuwied gestorben, und liegt dort begraben. Ihm wäre wahrscheinlich wohler gewesen, wenn die Nemesis ihn im Schatten seiner Urwälder den Mägen seiner Nachkommenschaft aufgehoben hätte. —

Nun ein Wort über unsere gemeinschaftliche Reise, auf die ich mich freue, wie sich ein Mensch über Etwas freuen kann. Schreiben Sie mir doch, wo möglich im Lauf dieser oder der andern Woche, welchen Tag Sie festsetzen wollen; wir machen dann unsere Einrichtung danach, und erleben, will's Gott, eine so vergnügte und trauliche Fahrt, wie sie noch je von Freunden auf dem Rheine gemacht worden ist. In Boppard will der Amerikaner Longfellow zu uns stoßen, der aber vortrefflich deutsch spricht, und Sie von Karl Follen unterhalten kann, mit dem er oft zusammen gekommen ist. Am Siebengebirge werden wir wahrscheinlich von Simrock, Schlickum dem Malerischen und meinem Freunde Kray aus Deutz sammt des Letzteren Damen empfangen und auf unsrer Tour durch's Gebirge begleitet. Das ist die ganze Lawine, von der, wie ich so eben sehe, meine Frau der Ihrigen geschrieben hat. Sie ist keinenfalls so groß, um uns die Luft zu verschütten.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 21. Juli, als am Tage
des Propheten Daniel, 1842.

Meine umgehende Antwort zeigt Ihnen, daß es jetzt doch bei Ihrer früheren, ursprünglichen Bestimmung bleiben soll. Ich kann vom 25.—28. oder gar 29. des Monats ganz ruhig und ohne alle Scrupel von Haus sein, und ich nehme es also nun für ausgemacht an, daß Sie künftigen Sonntag, 24. Juli, Morgens aus dem ersten Cölner Dampfschiff hier aussteigen. Wie ich mich auf das Wiedersehen freue, kann ich Ihnen gar nicht sagen. Wir Beide, meine Frau und ich, sehen es bei dieser Ver-

anlassung wieder recht, wie lieb Sie und die Ihrigen uns geworden sind! Doch wozu das noch versichern?!

Sonntag Nachmittag führen wir Sie nach Reichenberg, einer vom Rhein abgelegenen, köstlich einsamen Ruine. Den Montag früh geht es dann weiter rheinunter, in einem Strich bis Unkel, Rolandseck oder Königswinter, wo die „Lawine“ theils schon auf uns harren, theils anderen Tages mit brausendem Getöse herandonnern wird. Ob wir auf der Rückfahrt auch das Ahrthal und den Laacher See besuchen sollen, wird theils von Ihrer Lust, theils auch vom Wetter abhängen. Das läßt sich unterwegs mit Muße besprechen. Die Zeit wird reichen, um die Partien mitzunehmen.

An Longfellow, Schlickus, Strolch, Simrath und die Familie Krah fliegen noch heute Depeschen rheinabwärts, um sämmtliche Streitkräfte zur rechten Zeit am Fuße des Drachenfelsen zu versammeln. Ich komme mir vor wie ein Feldherr, ich entwickle eine famose Taktik. Das wird ein Sturmlaufen auf's Siebengebirge absetzen!

Soeben verläßt mich Rodnagel. Gestern war Zedlitz bei mir. Auch Uhland sah ich im Fluge. Leben und Bewegung ohne Ende.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. August 1842.

Herzlichsten Dank für Ihren lieben freundlichen Brief vom 31. v. M., der mir aus mehr als Einem Grunde wohlgethan hat: Sie haben eine glückliche Rückfahrt gemacht, Sie haben Ihre Kinder gesund wiedergefunden, und vor allen Dingen: Sie haben sich eine freundliche sonnige Erinnerung an Ihre Rheinreise und an Ihre Rheinischen Freunde in Ihre Häuslichkeit mit hinübergenommen. Wie uns, die wir auch die jüngst mit Ihnen verlebten Tage zu den schönsten und lichtesten Freudenzeiten unsers Lebens rechnen, das in tiefer Seele wohlthut und erfreut, kann ich Ihnen mit Worten kaum sagen. Aber das kann ich Sie versichern, daß alle die schönen Punkte, die wir mit Ihnen besucht haben, durch die neue Erinnerung, die sich jetzt durch Sie an dieselben knüpft, eine neue Weihe für uns bekommen haben, und daß sie uns lieber sind, seit Sie mit uns dort waren. Wie oft reden wir von den unvergeßlichen Tagen des Zusammenseins! Ich kann kaum die Stadt Coblenz, den John Cockerill und vor allen Dingen die namenlose Nr. 15. vor dem Fenster vorbeidampfen sehen, ohne mir den kindischen Muthwillen, den wir dort in aller Ehrbarkeit verübt, wiederholt zu vergegenwärtigen und ihn mir mit hellem Strahl in die Seele blitzen zu lassen. — Wahrhaftig, es waren schöne, herrliche, unvergeßliche Tage,

die wir miteinander auf und an dem alten Strome verlebt haben! Wir wollen fest an ihrer Erinnerung halten! —

Gethan hab' ich seit Ihrem Fortgehen fast gar Nichts — hab' es auch nicht gekonnt, denn ein Besuch hat den andern gedrängt. Adelheid v. Stolterfoth war in der vorigen Woche mehrere Tage hier, und hat uns in ihr wunderschönes Wisperthal eingeführt, wogegen wir ihr eine Sitzbadpartie nach Marienberg vorschlugen und acceptabel machten. Bei dieser Gelegenheit hab' ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß Ihl's College in Boppard Genius heißt. „Apotheke von Genius" steht mit großen goldenen Buchstaben über der Hausthür, was unbeschreiblich komisch ist.

Longfellow, der Ihre Grüße freundlich erwiedern läßt, wird Sie wahrscheinlich zu Anfang k. M. auf seiner Reise nach Heidelberg aufsuchen. Schlickum und Simrock der Purzelbaumschläger sind noch nicht hier gewesen, doch erwarte ich Erstern alle Tage. Meine Frau grüßt Sie herzlich — ich ebenso die Ihrige. Gallina-Helena (denn sie ist jedenfalls die Helena unsres Ihlium) empfiehlt sich Ihnen angelegentlichst. Und nun das beste, treuste Lebewohl!

Der hiesige Dombauhülfsverein hat mich zu seinem Ehrenmitglied creirt, nec non zum Deputirten beim Domfeste den 4. September. Letztere Ehre theile ich noch mit drei anderen hiesigen Herren. Ich kann nicht leugnen, daß es mich freut, bei dieser Gelegenheit als Mitglied einer Corporation aufzutreten. —

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 25. Aug. 1842.

Beikommend, theurer Freund, kann ich Ihnen endlich den fertigen Immermann zuschicken! Es hat länger mit dem Drucke gewährt, als ich vermuthet hatte, und nun die Geschichte endlich zu Stande ist, bin ich doch nicht ganz ohne Bedenklichkeiten darüber. Noch diesen Morgen schrieb ich an Immermanns Wittwe: „Wie gering und wie wenig scheint das, was meine Freunde und ich hier geben, neben dem hohen und großen Gegenstande unserer Trauer und Verehrung!" Und so ist es in der That. Auch Sie, lieber Kinkel, werden von der Totalität des Werkchens wahrscheinlich etwas Größeres und Umfangreicheres erwartet haben, als Sie finden! Ueben auch Sie Nachsicht! Pietät und guter Wille sind leider die einzigen Pallisaden, hinter die ich, als Zusammensteller und als selbst Beitragender, vor den Tadlern mich zurückziehen kann. Ich wollte, es wären bessere!

Im Einzelnen werden Sie allerdings, auch außer Ihrem eignen schönen

Beitrage, manches Treffliche und Interessante finden! Dahin rechne ich vor Allem die köstlichen Reliquien aus dem Nachlaß des Verstorbenen! Wie dies kleine Juwel in seiner schlichten Größe mich entzückt und erschüttert hat, kann ich Ihnen gar nicht sagen, doch läßt sich meine Bewegung vielleicht aus dem Schlußgedicht herausbuchstabiren, das unmittelbar aus den Tagebuchblättern hervorgewachsen ist.

* * *

An Karl Kray.

St. Goar, 2. Septbr. 1842.

Lieber guter Alter!

Nur mit zwei Worten laß' mich Dir sagen, daß wir nicht zum Feste kommen! Ich möchte gern, aber mancherlei Umstände verbieten es mir, namentlich der, daß ich dem Hansa-Album und den Dombausteinen noch Gedichte schuldig bin, zu deren Abfassung die entsetzliche Fremdenfluth, die mich seit 4 Wochen drangsalirt, noch immer nicht hat kommen lassen. Jetzt endlich sitz' ich seit gestern im vollen Schaffen, und bin es mir selbst schuldig jetzt nicht abzubrechen, sondern nach der Reihe zu vollenden, was ich versprochen habe. Das Gedicht für's Hansa-Album krieg' ich noch wohl heute fertig. Es berührt eine Saite, deren Anschlagen in der Weise, wie ich's gethan, mir wahrscheinlich von den deutschen Jahrbüchern und überhaupt der ganzen jungen Anti-Romantik eine heftige Opposition zuwege bringen wird. Ich bin darauf gefaßt, und weiß, was ich thue.

Ich entbehre nun freilich durch mein Ausbleiben den Mitgenuß eines der größten, zeitgenössischen Feste, und ich leugne nicht, daß mich das in mancher Beziehung schmerzt. Doch ergebe ich mich in den Verlust, da ich fühle, daß ich mir die Freude versagen muß. Auf der andern Seite gestehe ich offen, daß mir die Troublen der Festtage, wenn ich sie mitgemacht hätte, auch manche Verstimmung, manches Beunruhigende gebracht haben würden, dem entgangen zu sein mich später auch nicht gereuen wird. Das sind keine sauren Trauben — ich bin wirklich an solchen Tagen fast immer melancholisch, und muß den Genuß in dieser Art theuer genug erkaufen. Mag er mir drum entgehen! Zur Zeit der Weinlese komm' ich jedenfalls mit meiner Frau zu Euch, und dann feiern wir, so Gott will, ein ruhigeres, ungestörteres Wiedersehen in Eurer stillen, wohlthuenden Häuslichkeit, als es uns jetzt möglich gewesen wäre! Dem Könige werd' ich mich nach den Manoeuvres zu Coblenz vorstellen lassen und vielleicht auch der großen Parade zu Euskirchen am 12. ds. Mts. in Longfellows Gesellschaft beiwohnen. Letzteres ist aber noch ganz problematisch.

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. Septbr. 1842.

Lieber armer Freund!

Kaum bin ich im Stande, Ihnen ein Wort des Trostes und der Theilnahme bei dem herben Verluste, der Sie getroffen,[1]) zuzurufen! Die Nachricht von demselben hat mich wie meine Frau so unsäglich schmerzlich berührt, daß es uns Beiden unmöglich war, Ihnen gleich im ersten Augenblicke unser Beileid auszudrücken, und noch jetzt fühle ich mich in tiefster Seele erschüttert, da ich die Feder ansetze, um die kaum geschlagene, frisch blutende Wunde, wenn auch mit warmer, treuer Freundeshand, neu zu berühren. Was soll ich Ihnen sagen, welchen Trost kann ich Ihnen bringen? Der Schmerz, der Sie darniederbeugt, ist einer, den Sie in eigener Brust bekämpfen, den Sie durchmachen müssen, wenn Sie seiner Herr werden wollen. Religion und Zeit und fester Manneswille sind es allein, die Ihnen Trost und Beruhigung zu geben vermögen: ein Freund kann Ihnen nur innig und liebevoll die Hand drücken, und, selbst mit Thränen im Auge, Ihren Schmerz durch stille Trauer ehren. Und so reiche ich Ihnen jetzt die meinige! Treu und wahr und von Herzen, und mit vollem Gefühl der Größe und der Bitterkeit Ihres Verlustes! Was Vaterschmerz ist, weiß ich zwar nicht, kenne ich doch noch nicht einmal Vaterfreuden, aber es durchzittert mich ahnungsvoll und brustbeengend, wenn ich Sie mir an der Leiche Ihres lieben, prächtigen Kindes denke. Ich war ein Zwanziger, als ich ein Brüderchen verlor, das etwas jünger als Ludwig sein mochte, auch einen herzigen Jungen mit rührend guten, liebestrahlenden Augen. Mir ist es noch wie heute, als ich ihn zuletzt im Sarge küßte — das bleiche, blumenbekränzte Bild kommt mir nicht aus dem Sinn, seit ich Ludwigs Tod weiß, und wenn ich an Ludwig denke, so ist mir unwillkürlich wieder, als säh' ich Otto im Sarge vor mir. So bricht auch bei mir eine alte Narbe durch Ihre frische Wunde wieder auf, und ein Schmerz fließt in den andern!

Gebe Gott Ihnen Kraft und Muth, das Herbste zu tragen! Stärke er vor Allem auch die arme, tiefgebeugte Mutter, und trockne die Thränen der verarmten Geschwister!

Wären wir doch grade in dieser Zeit der Prüfung bei Ihnen in Darmstadt gewesen! Das geschriebene Wort ist so arm und so kalt! Ich wollte, Sie könnten mir in's Auge sehen und meinen Handdruck fühlen.

[1]) K. Buchner hatte unmittelbar nach der vergnügten Rheinreise mit Freiligrath sein jüngstes Söhnchen verloren.

Ich kann Ihnen nicht mehr sagen! Ich habe mich selbst in eine Weichheit hineingeschrieben, die mich unfähig macht, fortzufahren. Noch einmal: Gott stärke Sie und Ihre liebe, vortreffliche Frau! Küssen Sie Ihre Kinder für mich!

Wandellos Ihr

Freiligrath.

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 10. Sept. 1842.

Lieber alter Levin!

Deine beiden Briefe sind richtig am Fuß der Lurlei eingelaufen, und ich habe mich von Herzen drüber gefreut! Wie kannst Du närrische Seele nur glauben, daß der erste durch etwaigen Unsinn mich gekränkt hätte? Er war ja über alle Maßen „sinnreich“, und nicht etwa nur in dem Sinne reich an Sinn, wie weiland der edle Junker von der Mancha!

Zunächst will ich Dir einen herzlichen Gruß von der Nixe des Wisperthals ausrichten. Sie ist im Laufe des Sommers einigemal auf mehrere Tage bei uns gewesen, hat uns (d. h. meine Frau, die Nachtigall, den Amerikaner Longfellow und mich) in den kühlen Gründen ihres heimathlichen Thals köstlich mit Pfannkuchen, Forellen, frischen Erdäpfeln, Honig und Geisenheimer Wein bewirthet und gedenkt Deiner fortwährend auf's freundlichste. Sie hat kürzlich ein romantisch Gedicht: „Burg Stolzenfels“ vollendet, das sie zum Besten des Dombaus herausgegeben hat, und von dem sie Dir demnächst ein Exemplar als pretium affectionis schicken will. — Von andern Bekannten und Freunden aus alter Zeit war ohnlängst auch Simrock bei mir, und verließ mich Schlickus pictor gestern. Mit Buchners (die vorige Woche durch den Tod ihres Kindes betrübt wurden) machten wir Ende Juli eine überaus heitere Fahrt an's Siebengebirge und nach Cöln, auf der in Boppard Longfellow, und zu Rolandseck Simrock, Schlickus und Kray zu uns stießen. Alles, was Dich von früherher kennt, gedenkt Deiner mit Liebe, und freut sich, Gutes von Dir zu hören.

Auch Hackländer war vor 14 Tagen hier, und wird auf seiner Rückreise von den Cölner Festen und den Manövern in wenigen Tagen wieder hier eintreffen. Ein guter Kerl, aber etwas Großes, etwas künstlerisch Durchgearbeitetes und Gerundetes wird er in seinem Leben nicht schaffen, dazu fehlt ihm weniger die Bildung als das Bedürfniß nach Bildung. Daß er nichts weiß, thut nichts, aber daß er nichts mehr lernen will, ist Alles, und wird zu einer Klippe für ihn werden, woran er in kurzer Zeit scheitert. So

lange er sieht und erlebt, so lange er reellen Stoff hat, an den er mit seiner Gedankenarmuth sich festklammern kann, wird es noch eine Zeitlang gut gehen, aber auch da wird die innere Hohlheit mehr und mehr zum Vorschein kommen. Wo er rein dichterisch schaffen soll, wird es noch schlimmer sein. Er hat Phantasie, allerdings, aber weder Geschmack noch Kenntnisse, um dem, was er mit ihr sieht, Leben einzuhauchen und Gestalt zu verleihen. Das ist ein herbes Urtheil, aber ich kann es nicht zurücknehmen. Heute beim Grafen Alexander speisen, morgen mit dem Grafen Neipperg auf die Jagd gehn, übermorgen einen Bogen für die Europa oder das Morgenblatt diktiren, und sich nachher rühmen: „ich lese nie, was ich einmal diktirt habe!" — Das ist wahrlich nicht der Ernst, den das Leben und die Kunst gebieterisch fordern, und dessen geniale Verachtung man eben nur dem Genius verzeihen kann. Byron — meinetwegen — Aber Hackländer?!

Welch ein Rumor in der Welt, lieber Levin! Wohin soll die reine „tendenzlose" Poesie sich flüchten mit der Zeit? Ich glaube, wir Beiden jungen Kerls gelten den etwas jüngeren schon für Rokoko, weil wir nicht mit todtschlagen und „Vive la république!" rufen. — Eh' ich's vergesse: Dem Könige und Alex. von Humboldt werde ich mich zwischen dem 14. und 20. d. M. zu Coblenz vorstellen lassen.

Liebester Levin und Gespensteräugigter! Endlich erhältst Du hiebei auch den Immermann, mit dem aufrichtigen Wunsche, daß das Buch Dir gefallen möge. Es könnte mannigfacher, umfassender sein, aber Du weißt ja, daß mancher mir verheißene Beitrag ausgeblieben, und daß das Büchlein überhaupt unter dem Druck der Verhältnisse zusammengestellt worden ist. Lies darum die Vorrede, übe Nachsicht, und habe nochmals innigen, warmen Freundesdank für deine wichtige, uneigennützige Hülfe! Thu' mir die Liebe, mich recht bald dein Urtheil über das Buch, wie insonderheit auch über mein Gedicht, wissen zu lassen. Ich sehne mich sehr danach. Du hast ein Sensorium für meine Sachen, wie wenige andere. Darum möcht' ich gern wissen, wie Dir auch dies Gedicht zusagt. — Denke Dir, der Löwe Gryn im Morgenblatt, über den Du mir im März d. J. eine so begeisterte Epistel schriebst, hat hier herum fast gar nicht gefallen. Ach du lieber Herr Gott, Alles soll auf Stelzen gehen! Im Pathos schwelgen die Guten gar zu gern, aber einen rechtschaffenen Spaß verstehen sie nicht!

Schreib' mir bald, Alter, ich schaue sehnsüchtig nach Deiner Klaue aus. Ueber Westphalen kann ich Dir nichts schicken: meine ganze Bibliothek steht eingepackt zu Darmstadt, ich habe nur das Allernothwendigste mit hierher genommen und weiß nicht, wann ich nach Darmstadt zurückkehre und meine Bücherkisten öffne. Ueberhaupt ist es noch zweifelhaft, ob ich ganz und gar

nach Darmstadt zurückkehre. Meine Unterhaltung mit Humboldt wird mich wohl näher darüber au fait setzen.

Und nun Addio! Ich thue viel für die Unsterblichkeit! Lewald kriegt nächste Woche was für die Dombausteine, dem Hansa-Album hab' ich ein Lied auf oder an die Romantik gemacht, das sich allerdings besser für Lewalden gepaßt hätte. Das Hansa-Album trat aber inbrünstiger, und zur Abwechslung wird sich das Ding recht gut zwischen den ledernen Feuereimern der übrigen Contribuenten ausnehmen. O Hamburg, o Poeten! Weil wir menschlich waren, sollen wir deutscher geworden sein! da hast Du noch mein Hansa-Ding.

Ein Flecken am Rheine.

(Oberwesel.)

Gruß Dir, Romantik! — Welch ein prächtig Nest!

u. s. w.

Assah! Das nenn' ich abschreiben! Und wenn meine Frau mir nicht beim Copiren geholfen hätte, so würd' ich sicher nicht fertig bis zum Abgang der Post! Was sagst Du aber zu dieser Romantik? Auch darüber mußt Du mir frei und offen Deine Meinung sagen, gleich wie über das Immermannsbüchlein.

* * *

Die im vorigen Briefe erwähnte Vorstellung bei Friedrich Wilhelm IV. erfolgte durch Radowitz auf dem Ball, welchen die Stadt Coblenz am 16. September dem Könige gab. Friedrich Wilhelm IV. redete den Dichter an: Ah, Herr Freiligrath, Sie sind ja ein Weinkenner! Ist Ihnen auch der Grüneberger bekannt? Als Freiligrath lächelnd verneinte, sagte der König: Da gratulire ich! da gratulire ich! Und das Gespräch war beendet. Der Erzherzog Johann von Österreich dagegen, der nachmalige Reichsverweser, welcher mit dem König bei dem Dombaufeste zu Köln zusammentraf, unterhielt sich lange mit Freiligrath; er begrüßte ihn mit den Worten: Freut mich sehr, Herr Freiligrath, Sie kennen zu lernen! Ich habe Ihren Ahasver gelesen! Er fragte ihn, ob er auch die österreichischen Dichter kenne, sagte, daß diese ihn öfters zur Jagd besuchten, lud auch unsern Freund zu sich ein. Als Freiligrath bemerkte, Baron v. Zedlitz habe ihn noch diesen Sommer besucht, sagte der Erzherzog: Ach ja, der gute Zedlitz! Der arbeitet jetzt bei Metternich in der Kanzlei und ist für die Poesie verloren. Fürst Metternich stand nur wenige Schritte davon. Nach einigen sehr verbindlichen Bemerkungen über die ergreifenden Schönheiten des Ahasver entfernte sich der Erzherzog mit einem huldvollen Händedruck. Nur mutmaßen läßt sich, daß Erzherzog Johann Jul. Mosens Ahasver, welcher einige Jahre zuvor erschienen war, für eine Dichtung Freiligraths hielt. Es läßt sich schwerlich behaupten, daß

die beiden hohen Herren in ihrer Unterhaltung mit unserm Freunde allzuviel Geist und Kenntnis entwickelt haben. Übrigens hat jener Abend, an welchem Freiligrath zum ersten und letzten Male sich in einem ausgedehnten Hofkreise bewegte, in des Dichters Leben eine nicht geringe Bedeutung, wenigstens nach der Mitteilung von Freiligraths Jugendfreund Frederik Müller zu Amsterdam. Dieser besuchte den Dichter ein Jahrzehnt später in London; er ward durch Freiligraths Heim geführt und fand über des Dichters Bett eine Abbildung der Hinrichtung Robert Blums. In dem sich daran knüpfenden politischen Gespräche weissagte Freiligrath, es werde über kurz oder lang ein Sturm daherbrausen, gegen welchen der von 1848 und 49 ein Kinderspiel gewesen! „Wissen Sie," fuhr er fort, „wann ich Demokrat geworden bin? Das geschah an dem Tage, wo ich dem König und dem Erzherzog Johann vorgestellt ward. Als ich im einfachen schwarzen Frack ins Vorzimmer und in den Saal kam, wo ich lauter goldbetreßte, besternte Herren fand, sah ich, daß jeder zu mir herüberschielte, wer ich wohl sein möchte. Diesen und jenen kannte ich; man nannte meinen Namen, aber niemand sprach mit mir, und ich drückte mich in eine Ecke. Da kam der Erzherzog die Reihe entlang auch zu mir und unterhielt sich längere Zeit mit mir. Kaum war er weg, so drängt sich jedermann von dem Geschmeiß an mich, begrüßt mich, erinnert sich meiner. An jenem Abend und in jener Stunde ward ich Demokrat!"

Der 16. September 1842 also, und nicht der 16. August 1843 bildet den Wendepunkt in Freiligraths Dichtung, — wenn überhaupt bei einem langsam und naturgemäß Werdenden von einem Wendepunkt die Rede sein kann.

An Moritz Carriere.

St. Goar, Michaelstag 42.

Nur zwei Worte des wärmsten herzlichsten Dankes für Dein Buch[1]) und Deinen Brief, da mir in der Hast und den Wirren eines Umzugs weder zum Lesen noch zum Schreiben Zeit übrig ist. Ich bleibe diesen Winter in St. Goar, und bringe die Sachen, die ich schon hier habe, heut' und morgen in mein neues, äußerst elegantes und comfortables Logis. Bücher, Bilder und Möbel hol' ich nächste Woche von Darmstadt. Es wird ein einsamer Winter werden, aber ich sehne mich nach Einsamkeit, und denke bei der Einsamkeit auch die Arbeitsamkeit zu finden. Der Sommer hat mir eine wahre Völkerfluth gebracht, und ich habe kaum zur Hälfte vollenden können, was ich mir vorgesetzt. Doch kann ich der vier Monate,

[1]) Es wird wohl Carriere's „Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche." 1843, gemeint sein.

die ich jetzt hier zugebracht, auch in poetischer Hinsicht mit Ruhe gedenken. Sie sind mir unverloren, und ich bin, nach Umständen wenigstens, zufrieden mit ihnen.

Ueber Dein Buch später. Ich habe bis jetzt nur Blicke hineinwerfen können, doch meine ich, daß mich auch beim flüchtigsten Oeffnen jene Liebe, jene Wärme aus ihm anwehe, deren unsere Zeit vor allem bedarf, wenn sie nicht in Kälte und Selbstsucht unter und zum Teufel gehen soll. Ich freue mich auf die erste ruhige Stunde, in der ich zum vollen Genuß Deiner Blätter gelangen werde.

Meinen besten Glückwunsch zu Gießen! Ich hoffe das Erfreulichste von dieser günstigen Wendung für Dich!

Beiliegend mein eben erschienener Immermann. Möge er Dir Freude machen!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Oktbr. 42.

Lieber Freund!

Endlich kommen wir dazu, Ihnen wieder ein erstes Lebenszeichen zu geben. In den Tagen der Unbehaglichkeit und des Behelfens, die wir seither durchzumachen hatten, war nicht daran zu denken; Gottlob, daß wir jetzt wenigstens so weit sind, wie wir sind. In kurzer Frist hoffe ich ganz zu Rande zu sein, und dann ist der Rückblick auf das Durchgemachte auch was werth. Es war doch nur eine Schererei, nicht ein Unglück — ein leichter Sinn hilft Alles tragen; doch gesteh' ich, daß zwei Momente in dieser Uebersiedelungsepoche mich innerlichst ergriffen haben, und sich nicht sobald in meiner Seele verwischen werden. Der erste war die Minute des Abschieds von Ihnen, die eine der weichsten war, deren ich mich seit lange erinnere; der andere der Anblick meiner Effekten, die verwaist und einsam, zum Theil arg beschädigt, eines Schiffers harrend mitten im Gewirr des Hafens auf dem Quai zu Mainz lagen. Wie manche trübe und heitere Erinnerung knüpfte sich mir an diese todten Gegenstände, an diese Stühle, Tische, Bücher, Papiere! Und da lagen sie nun, bunt durcheinander, dem Wetter und dem Blick der Profanen ausgesetzt, die in der Welt umherfahrenden Bruchstücke meines kleinen Haustempels! Der Wind zog scharf über den sonnigen Strom, ein Heerhaufen krächzender Zugvögel lärmte hoch über mir in der klaren, kalten Herbstluft, es war was darin wie Heimweh. Mir war unsäglich weich zu Muth. Selbst ein Zugvogel, und das Fliegen ward mir schwerer, als denen über mir. — Nun, Gottlob, ist das Meiste überstanden, und ich sehe einen stillen, behaglichen, arbeitsamen Winter vor mir. Die disjecta membra meiner fahrenden Habe, zerbrochen und

abgestoßen, wie sie zum Theil waren, haben sich wieder zum stillen, traulichen Haustempelchen zusammengefügt, der Rhein blickt groß und beruhigend wie immer in meine Fenster, und meine Frau kredenzt mir aus steinernem Kruge das Jüngste, was der Alte auf seinen Felshängen gezeitigt hat — frischen, sprudelnden Most. Auch auf Ihr und Ihres ganzen Hauses Wohl trinken wir ihn: ist unser Haus ein Tempel, so stehen auch Altäre drin, und unter denen nimmt der der Freundschaft gleich die zweite Stelle ein, und hat zunächst ein Recht auf volle, aus dem Herzen kommende Libationen! Das Andenken an Sie und das Reden von Ihnen soll uns noch manche Stunde diesen Winter heiter und glücklich machen.

Wie lange übrigens unsre jetzige Ruhe währen wird, mag der Teufel oder mögen die Götter wissen. Ein Ministerialrescript aus Berlin stellt die wirkliche Begründung eines durch mich mitzuleitenden Handelsinstituts in nicht allzu unwahrscheinliche Perspective für's nächste Jahr. Sicher ist's freilich noch nicht, aber doch sehr möglich. Es wird mir hart sein, aber ich bin bereit. Bin ich doch überhaupt noch viel zu jung, um auf ein stabiles contemplatives Leben rechnen, oder wenn ich's könnte, mich in ihm wohl fühlen zu dürfen. Immer zu! Ich lasse mich gern noch eine Zeitlang rütteln und stoßen! Auch das will durchgemacht sein, und der innere Mensch wird nur fester und stärker dabei, mag auch der äußere in den Perioden des Werdens und Uebergehens sich manchmal unbehaglich fühlen. Meiner Frau wegen blieb' ich freilich noch gern länger am Rhein, und werde es in jedem Fall so einrichten, daß sie noch eine Badesaison mitmachen kann. Behalten Sie die Sache aber vorläufig noch für sich!

Daß wir die Bettine kennen lernten und daß sie uns über die Maßen gefiel, will meine Frau der Ihrigen schreiben.

Die herzlichsten Grüße an Ihre liebe Frau und Ihre Kinder! Ich drücke Ihnen warm und innig die Hand! Bleiben Sie uns, was Sie uns vom ersten Blumenstrauß bis zum letzten Scheidegruß treu und gleich in Darmstadt gewesen sind!

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 5. Nov. 1842.

Sie sollten es möglich machen, vor dem Winter auf einige Tage zu uns zu kommen und sich unsre Häuslichkeit, die Sie noch gar nicht kennen, einmal anzusehen. Wie würden wir uns freuen, Sie an unserm Heerde sitzen zu sehen, und wie angenehm würden uns selbst bei schlechtem Wetter ein paar Tage in heiterem, zutraulichen Gespräch verfließen! Mein Studir-

stübchen ist so warm und comfortable, daß wir unser Abendbrot meist bei mir einnehmen, und es würde mir erst recht eine liebe Stätte werden, wenn auch Sie auf Stunden in ihm geweilt hätten!

Gearbeitet hab' ich jetzt seit Ende Sept. so gut wie gar Nichts. Der Umzug und die neue Einrichtung nahmen so viel Zeit in Anspruch, daß ich zu Nichts kommen konnte und erst jetzt allmählich wieder in Gang komme. Nun hoff' ich aber recht fleißig und arbeitsam zu sein, und werde zunächst die Uebersetzung ausgewählter Poesien der Felicia Hemans vollenden, deren Widmung die Großherzogin von Weimar angenommen hat. Der Winter läßt sich so still und ruhig an, daß ich mit Grund Mancherlei von ihm erwarten darf, wozu der Sommer mich nicht kommen ließ.

Als Geheimniß theil' ich Ihnen mit, daß ich mich wieder mit dem Plan eines poetischen Jahrbuchs trage, das ich als Organ der reinen, durch keinerlei Verkehrtheiten des Tages getrübten Poesie, dem jüngsten Unwesen, das sich in die Dichtkunst einnisten will, entgegenhalten möchte, und bei dem ich auch auf Ihre Unterstützung durch Beiträge zuversichtlich hoffe. Sobald der Plan zur gänzlichen Reife gediehen ist, trage ich einem Buchhändler (wahrscheinlich Cotta) das Unternehmen an und taufe es beim wirklichen Erscheinen wahrscheinlich: Lurlei. Jahrbuch für Poesie. Die Sache liegt mir sehr am Herzen und ich denke, daß sie zu Stande kommt. Es thut wirklich Noth, daß wieder einmal etwas Ernstes und Würdiges der Art in unserer Literatur auftritt. Haben Sie den neusten Musenalmanach mit seinen 150 Sängern schon gesehen? Das ist doch Uhlands: „Singe, wem Gesang gegeben ꝛc." auf's Schnödeste gemißbraucht! Eine ärgere Spatzen-wirthschaft ist mir seit lange nicht vorgekommen, und es wäre in der That traurig, wenn wir keine andern periodischen Organe für unsere Lyrik haben könnten. Die Lurlei wird sich, ohne jüngere Talente gänzlich abzuweisen, ziemlich exclusiv und aristokratisch halten. Auch Simrock interessirt sich sehr für sie. Reden Sie aber noch nicht von dem Plane, da ich das Buch seiner Zeit gern ganz unerwartet auf den Markt brächte.

Meine Frau hat mir viel von den schönen Tagen bei Ihnen erzählt. Wie gern wäre ich mit ausgestiegen (doppelt gern, als ich Sie schon am Ufer sah), aber es ging diesmal nicht. — Longfellow, der zuletzt, am 18. v. M., aus London an mich schrieb, ist am 22. Oct. mit dem Great Western von Bristol nach Newyork abgefahren und ich hoffe zu Gott, daß der Sturm, der am 22. und 23. Octbr. an der Englischen Küste gewüthet hat, ihm nicht verderblich gewesen ist.

Auch der ist nun fort; ich sehe ihn noch vor mir, wie er mir vor Coblenz auf dem Dämpfer zuletzt mit leuchtenden Augen die Hand drückte

und „God bless you!“ dazu sagte. — Wie bewegt, wie herrlich der Sommer! Wie still, wie traulich und in seiner Art nicht minder herrlich jetzt der Winter! Es ist etwas unbeschreiblich Reizendes um dies Leben am Rhein!

Duller, der mit dem neuen Jahr seine Zeitschrift „Das Vaterland“ nach einem erweiterten Plane fortsetzen will, läßt Sie mit seinen angelegentlichsten Grüßen dringend um Beiträge zu dem Blatt ersuchen. Erfüllen Sie, wenn es Ihnen möglich ist, seine Bitte. D. ist doch eine ehrliche strebende Natur. Ich habe die Häkeleien, die zwischen uns waren, vergessen, und habe ihm beim Scheiden ehrlich und als Freund die Hand geschüttelt. „God bless you!“

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 26. Nov. 1842.

Soeben sehe ich, daß meine Frau in ihrem Briefe an die Ihrige einen Passus über Umzug und Wettergläser hat, der mich der Wiederholung der von ihr angeführten Gründe für unsern St. Goarer Aufenthalt überhebt. Da Sie den Gegenstand indeß so gar ernst nehmen, so werde auch ich Ihnen noch ein paar offene Worte darüber aussprechen, wobei ich bevorworte, was Sie zum Schlusse Ihrer Vorwürfe bemerken: daß ich Ihnen nämlich trotz unserer verschiedenen Ansichten über diesen Punkt von Herzen gut bin.

Die Gründe, die meine Frau der Ihrigen früher angab, und sie ihr heute, in Scherz und Ernst, des Breiteren wiederholt, scheinen mir so einleuchtend und sind, für uns selbst wenigstens, von solchem Gewicht, daß wir ebensowenig einsehen, wie Sie die Haltbarkeit derselben bezweifeln mögen, als wir selbst nicht umhin können, uns danach zu richten. Als es mit dem M.'schen Hause nichts war (in das wir Beide, meine Frau wie ich, verliebt waren) so gab das den Ausschlag, und wir entschlossen uns nach nochmaliger gewissenhafter Abwägung alles dessen, was uns für und wider von Gewicht schien, einen Wohnort zu verlassen, der, durch einen zufälligen Umstand (die „Britannia“) gewählt, jedenfalls nur als ein interimistischer für uns zu betrachten war, und, ehrlich gestanden, außer unseren Gefühlen der Liebe und Anhänglichkeit für Sie und wenige andere Freunde, keinerlei Anziehungskraft auf uns ausübte. Nehmen Sie das so harmlos und unbefangen auf, wie ich es Ihnen ausspreche. Meine Ansicht über Darmstadt hat mit meinen Gefühlen für Sie nicht das Mindeste zu thun, und wenn ich Ihnen das als Freund sage, und Ihnen übrigens in meinem Benehmen keinen Wechsel der Freundschaft zeige, so müssen Sie mir als Freund glauben, und dürfen mir als solcher keine Vorwürfe machen.

Uebrigens weiß ich den Werth einer so redlichen und uneigennützigen Freundschaft, wie Sie mir dieselbe seit meiner Ankunft in Darmstadt entgegengetragen haben (wie ich sie aber auch, dafür gibt mein Herz mir Zeugniß, eben so rein erwidert habe und stets erwidern werde) zu sehr zu schätzen, als daß ich, wenn ich ganz der heimathlose Umherstreicher wäre, für den Sie mich wahrscheinlich halten, nicht gern der nächsten Nähe eines so treuen und wohlwollenden Freundes wegen, wie ich ihn mir in Ihnen gewonnen zu haben glaube, von den mancherlei Unannehmlichkeiten, die Darmstadt für mich hat, abstrahirt und es wenigstens so lange wie möglich zu meinem Wohnsitz, zu meiner Heimath gemacht hätte. Aber ich habe eine Heimath, Rheinland-Westphalen, und ich bin ihr, durch Geschick und eigene Schuld, nur zu lange entfremdet gewesen. Jetzt scheinen sich die alten Ungleichheiten wieder ebnen zu wollen; auch mit meinen nahen Westphälischen Verwandten, denen ich leider lange fernstand, werde ich, wie ich zu Gott hoffe, bald durchaus wieder auf dem alten Fuße stehen, und bis sich mir nicht außer der Heimath eine gesicherte, namentlich auch auf meine Verwandten wohlthätig rückwirkende Stellung aufthut, bin ich entschlossen, mich auch räumlich wieder mehr an die Gegend zu halten, auf die Geburt, Familienverhältnisse und alte, liebe Erinnerungen mich zunächst anweisen. Wie ich mich oft im Süden nach Haus gesehnt habe, kann ich Ihnen nicht sagen, und ich glaube darauf rechnen zu dürfen, daß gerade Sie diesen Particularismus (wenn wir es einmal so nennen wollen) begreiflich finden und entschuldigen werden, da ich noch selten Jemanden gefunden habe, der so fest und so innig an der Heimath hinge, wie Sie.

Hier in St. Goar bin ich nun zwar noch nicht im innern Westphalen, aber ich bin doch in einer Schwesterprovinz desselben Staates, und ich gestehe Ihnen offen, daß mir hier heimathlicher ist, als in Hessen. Es weht mich hier nicht nur Heimathsluft über die Nassau'schen Berge an, sondern ich wandle auch schon in der Heimath.

Nehmen Sie hierzu die Gründe, die meine Frau anführte, wie ferner den Umstand, daß mit dem Frühjahr wahrscheinlich eine kränkliche, des Luftwechsels bedürftige Schwester von mir zu uns zieht, der mit rheinischer Luft Alles, mit Darmstädter Sande hingegen Nichts gedient ist, so werden Sie mich nicht tadeln können, daß ich meinen dortigen Hausstand aufgab, und mich hier schon jetzt so einrichtete, daß mit dem Frühjahr Alles (auch zum Empfang meiner Schwester) eingerichtet ist. Ich wollte Ihnen dies Alles wie ich Ihnen auch früher schrieb, bei meinem Dortsein mündlich sagen, aber wie es mit solchen Dingen geht, es blieb beim guten Willen. Wozu Sie in mein westphälisches Heim- und Familienweh einweihen? wozu überhaupt

einen Gegenstand berühren, der, da wir uns nie ganz über ihn einigen werden, nur peinlich ist? Es gibt in dieser Beziehung eine Grenze, die ich ohne Noth nie gern überschreite, und wenn, mir gegenüber, ein Freund ähnlich verfährt, so ehre ich seine Gründe, ohne sie von ihm zu erpressen, und bleibe sein Freund nach wie vor, vorausgesetzt, daß sein übriges Benehmen das unveränderte alte ist, und ich mich auf seine Ehrenhaftigkeit sonst verlassen kann. Auch in der Freundschaft ist Freiheit ein theures Gut!

Wie man in Darmstadt über mein Fortziehen urtheilt, und die in Ihrem Briefe bezeichneten Punkte commentirt, ist mir gleichgültig. Ich kann mir vor Gott und vor mir selbst das Zeugniß geben, daß ich nach bestem Wollen und Können gehandelt habe, daß ich Niemanden, dessen Wohlwollen mir den Aufenthalt in Darmstadt verschönte, muthwillig kränken wollte, und daß ich Freunden, die ich als solche erkannt habe, anhänge für's Leben.

Das Blatt ist zu Ende, und ehrlich gestanden, ist mir bei einer Diskussion, die in dieser Art unter Freunden eigentlich nie stattfinden sollte, die Lust zum Weiterschreiben vergangen. Doch muß ich Ihnen noch mittheilen, daß aus der Berufung nach Berlin nichts wird, obgleich sie mir durch zwei Ministerialrescripte nahe gelegt war. Die Sache bot mir zu viel Risiko und gar keine Garantie, und so hab' ich brevi manu abgeschrieben.

Wäre sonst mit dieser Handlungslehrerstelle auch eine Interpretation der Handlungen des Königs verbunden gewesen, so hätte ich mit Dahlmann's Berufung nach Bonn einen glänzenden Anfang machen können. Herwegh, der sich in Berlin verlobt hat, wird inzwischen, laut Cölner Zeitung, auch eine Audienz beim Könige gehabt haben. Ueber seine Verlobung schrieb man mir am 16. Nov. aus Berlin: „Herwegh hat sich gestern hier mit der Tochter eines reichen Hof-Lieferanten verlobt, was namentlich den Freien zu vielen ironischen Bemerkungen Anlaß giebt." Er wird nun wohl durch seinen Schwiegervater die Lieferung radikaler Gedichte bei Hofe bekommen, und in der Audienz das Nöthige deßfalls eingeleitet haben.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 14. Decbr. 1842.

Liebe verehrte Freundin!

Längst hätte ich Ihren freundlichen, gütigen Brief beantwortet, wenn ich nicht seit 14 Tagen krank gewesen wäre, und nicht nur das Zimmer, sondern zum Theil auch das Sofa hätte hüten müssen. Rheuma und Nesselfieber waren die Dämonen, die mich peinigten. Jetzt geht es, Gottlob, wieder besser.

Ich habe in diesen Tagen der Krankheit und der Stubenverdumpfung so viel wie gar nichts Eigenes machen können. Auch die stetige, festes und gleiches Voranschreiten erfordernde Arbeit an den Hemans'schen Gedichten war mir unmöglich, und ich habe mich drum, des Wechsels bedürftig, in guten Stunden an einen mir bis dahin fremden neueren Englischen Dichter gemacht, dessen Bekanntschaft mir ohnlängst durch die guten Howitt's in Heidelberg vermittelt wurde. Er heißt Alfred Tennyson, und ist bei vielem Gemachten und Gezierten nichtsdestoweniger eine sehr bedeutende Erscheinung, die mich mit einem ganz eigenen, fremdartigen Zauber ergriffen hat. Ich habe Mehreres von ihm übersetzt und es dem Morgenblatt eingeschickt. Lassen Sie es, wenn Sie's dort finden, Ihrer Aufmerksamkeit empfohlen sein, und schelten Sie mich nicht, wie andere Leute, daß ich so viel übersetze. Ich glaube nun einmal, die Gabe der poetischen Uebersetzung in einem Grade zu besitzen, der es mir zur Pflicht macht, sie nicht brach liegen zu lassen, sondern durch sie nach Kräften zur Vermittlung bedeutender ausländischer Talente bei unsern Landsleuten beizutragen. Die Masse des miß- und absprechenden Publikums weiß gar nicht, was es heißt, etwas Poetisches poetisch zu übersetzen. Ein Gedicht will anders behandelt sein als Boz'sche Reiseskizzen oder ein Roman von Cooper, Marryat und Bulwer.

Wegen des besprochenen Poetischen Jahrbuchs hab' ich eine Antwort von Cotta. Er ist nicht geradezu abgeneigt, glaubt sogar, daß das Unternehmen, buchhändlerisch genommen, ein recht vortheilbringendes werden könne, schreckt mich dagegen durch eine Stelle seines Briefes, die ich Ihnen wörtlich hier abschreibe:

„Wir können, ehrlich gesprochen, keinem Dichter rathen, sich an die „Spitze einer solchen Unternehmung zu stellen, denn wir wissen aus Erfahrung, „daß damit nichts als Feindschaft, Neid und Mißgunst geerntet werden. „Ueberhaupt hat sich kein Unternehmen dieser Art noch auf einer erfreulichen „Höhe gehalten; keines konnte werden, was es der Idee nach hätte werden „müssen — alle haben ohne dauernden glücklichen Erfolg ihr Ende gefunden!" Dieser wie eine trübe Weissagung klingende Einwurf, den ich mir freilich schon früher selbst gemacht hatte, hat mich doch mit erneuerten Bedenklichkeiten erfüllt, und ich habe mir bei Cotta die spätere Mittheilung meines Entschlusses ausgebeten. Durch die Redaktion des Rheinischen Jahrbuches, das ich ehemals mit Sim- und Matzerath herausgab, weiß ich überdieß noch gut genug, welchen Verdrießlichkeiten man in solcher Stellung exponirt ist.

* * *

An Karl Simrock.

St. Goar, 20. Dec. 1842.

Eine kurze aber freundliche Anzeige Deines „Shakespeare als Vermittler",

die mir in Nr. 149 des Berliner Magazins für die Literatur des Auslands so eben zu Gesicht kommt, erinnert mich zu meinem Schrecken daran, daß Deine liebe und prächtige Sendung jetzt schon einen Monat in meinen Händen ist. Vergieb nicht sowohl dem Faulen, als vielmehr dem Kranken! Bis zum Anfang des Monats mußte ich auf einige Exemplare meines Bildes warten, deren eines ich auf Deinen Wunsch meiner Antwort beifügen wollte, und von da ab bin ich fast immer Patient gewesen und habe nur eben das Allernothwendigste thun können. Dazu gehörte allerdings auch ein Brief an Dich, aber den wollte ich ohne rheumatische Schmerzen, ohne Zugpflaster, ohne Nesselfieber schreiben. Jetzt ist die Maschine so ziemlich wieder in Ordnung, und ich zögere nun nicht länger, Dir für Deinen lieben Brief, für Deine schönen Geschenke und vor Allem für die Ehre, die Du mir durch die Widmung Deines Macbeth erwiesen hast, recht herzlich und dankbar die Hand zu drücken. Es freut mich recht in der Seele, mehr als ich Dir sagen kann, daß Du unserem Verhältnisse ein so freundliches Denkmal gesetzt hast, und ich versichere Dich, daß ich stolz darauf bin. Laß' uns treu an einander halten, lieber Simrock! Eines Urtheils über den Macbeth enthalte ich mich aus dem einfachen Grunde, weil dasjenige, welches ich heute im Magazin las, zufällig so ganz und gar mit meinem eigenen übereinstimmt, daß ich Dich, wenn Du wissen willst, was ich über das Buch denke, nur auf jenen Artikel zu verweisen brauche. Ein Exemplar hab' ich der Gallina geschickt, was Dir hoffentlich recht sein wird. Sie verdient es wenigstens durch die Verehrung Deiner Purzelbäume, die, wie sie schreibt, sich unausrottbar in ihr Herz gepflanzt haben. Wenn der Purzelbaum einmal in ein System gebracht wird, so sollen ihn die Botaniker billig nach Dir taufen.

Zur Lektüre Wolfram's von Eschenbach habe ich während meiner Patientenschaft noch nicht kommen, sondern im Anschauen der beiden dicken Bände nur Deinen stupenden Fleiß bewundern können. Sobald ich wieder ganz auf dem Strumpf bin, soll aber der Parzival das Buch sein, das ich zunächst Abends meiner Frau vorlese. Wir freuen uns Beide sehr darauf. — König Rother (Gottlob, daß der Eigenname kein Adjektiv ist, und als solches nicht vor dem König steht) hat uns schon einen Abend auf's Angenehmste unterhalten, und auf den ganzen Wittich mit den übrigen Gedichten des Amelungenliedes begierig gemacht. Dieser Rother ist ganz vortrefflich, alles wie Stahl und Eisen, man glaubt die Nibelungen zu lesen. In diesen altdeutschen Sachen bist Du einzig und unübertrefflich, lieber Simrath: das quillt so frisch und felsenklar aus Dir, wie nur aus einem Sänger des Mittelalters. Ich glaube, Du bist so ein übrig gebliebener starrer, schlichter, ernstgewaltiger Gesangesrecke, der sich über uns puckelige Moderne oft im

Stillen nicht wenig lustig macht. Auch meine Frau ist ganz entzückt von dem Rother.

Was Du an meinem „Flecken am Rhein“ auszusetzen hast, muß ich Dir zum Theil einräumen; der Hauptfehler des Gedichts ist wohl, daß es unklar ist.

Schlickus traf am nämlichen Tage hier ein, an dem Dein Packet bei mir anlangte. Er hat noch einige Zeichnungen mit frostrothen Fingern vollendet und ist dann wieder stromab gefahren. Er versprach mir, Dich von mir zu grüßen und Dir meine Häuslichkeit zu beschreiben. Wie Du richtig vermuthest, werde ich diese jetzt sobald nicht gegen eine neue in einem andern Wohnort vertauschen. Ich sitze viel zu warm und fühle mich in meiner jetzigen traulichen Stille (in der ich auch einmal an's Arbeiten komme) viel zu behaglich, als daß ich sie anders als mit der festen Aussicht auf eine mir anderswo gebotene, vortheilhafte äußere Stellung verlassen sollte.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 22. Dec. 1842.

Lieber theurer Freund!

Kaum bin ich im Stande Ihnen zu sagen, wie sehr Ihr letzter wahrhaft freundschaftlicher Brief mir zum Herzen gesprochen hat. Solche Zeichen der Liebe und des freundlichen Andenkens thun über Alles wohl und lassen es wieder einmal mit voller Kraft empfinden, was für einen Schatz man in dem Wohlwollen von so treuen, redlichen, echten Freunden besitzt, wie Sie und Ihre vortreffliche Frau mir und der meinigen sind, und so Gott will immer bleiben werden! Ihr warmer, herzlicher Brief, Ihre Glückwünsche, die von Ihrer Frau auf dem Bett geschriebenen Zeilen, die schöne Gabe Ihrer Kinder — das Alles drang auf mich, wie auf Ida, mit unwiderstehlicher Gewalt ein, und wir drückten uns, nachdem wir alles gesehen und gelesen, mit tiefempfundener Rührung die Hand. Lassen Sie mich jetzt im Geist auch die Ihrige drücken. Den wärmsten, innigsten Dank! Wir bleiben Ihnen treu für's Leben!

Wir sind seither nicht wohlauf gewesen. Ida hat sehr viel mit alten Uebeln zu kämpfen gehabt, und mich selbst haben Rheuma und schlaflose Nächte, die es veranlaßte, schon seit Anfang d. M. hart mitgenommen. Doch bin ich, wenigstens übersetzend, ziemlich fleißig gewesen und erlaube mir, Sie auf Uebersetzungen nach Alfred Tennyson, einem jüngeren, durchaus nicht unbedeutenden, englischen Dichter aufmerksam zu machen, die ich (sieben an der Zahl) dem Morgenblatt unlängst zuschickte. Die Hemans wird endlich

wohl im Frühjahr erscheinen, wenn Cotta nicht mit dem Drucke zögert. Meine fünfte Auflage ist heraus, und eben jetzt beginnt wieder der Druck der 6. Wenn die Gunst des Publikums dieser ersten Sammlung treu bleibt, und sich in gleicher Weise der bevorstehenden zweiten und der Felicia Hemans zuwendet, so hab' ich mich schon bald, nach Tilgung einiger Jugendsünden, einer nicht unbedeutenden Jahresrente durch meine Arbeiten zu erfreuen. Ich wünschte es. Geiz ist keine meiner Schwachheiten, aber Sorgen drücken schwer, und Unabhängigkeit ist das Größte. Ich leugne nicht, daß die Aussicht, sie mir in nicht gar zu langer Frist durch eigene Anstrengung zu gewinnen, etwas Süßes und Erhebendes für mich hat.

Recht herzlich danke ich Ihnen auch für die freundliche Art, in der Sie jetzt meines Fortziehens gedenken. Ich verhehle Ihnen nicht, daß mich einige Ausdrücke in Ihrem vorletzten Briefe verletzt hatten, und obgleich ich nicht die Absicht hatte, in meiner Antwort den Verletzten reden zu lassen, so fürchtete ich doch schon, bei dem langen Ausbleiben eines Briefes von Ihnen, daß es vielleicht nichtsbestoweniger, gegen meinen Willen, geschehen sei. Nun ist alles gut, und ich freue mich dessen mehr, als ich Ihnen sagen kann. Sie wissen, welchen Werth ich auf ein reines, ungetrübtes Verhältniß mit Ihnen lege! Ich habe die Ueberzeugung, daß ich kaum einen ehrlicheren, wahreren Freund habe als Sie, und es würde mir ein Schmerz für's Leben sein, wenn ich je dauernd von Ihnen mißverstanden oder verkannt werden sollte! Ich reiche Ihnen zu einem bleibenden, innigen Bunde die Hand! Sie werden mich immer wahr und treu finden! Was Kleinigkeiten und Nebensachen angeht, so wird es wohl kein freundschaftliches Verhältniß geben, das nicht zuweilen auf gegenseitige Toleranz billigen Anspruch machen müßte und dürfte.

Herwegh's Triumphzug scheint ja jetzt zu Ende zu sein, obgleich Herwegh noch nicht wieder in Zürich ist. Es war das vorauszusehen; dies Strohfeuer flackerte auf einmal zu heftig, und die Reaction konnte nicht ausbleiben.

Was sagen Sie jetzt zu Herwegh's actueller Stellung, und was erwarten Sie von ihm? Wie gefallen Ihnen seine neusten Gedichte? Namentlich sein Sonett an Cornelius in der Rheinischen? Ich finde Vandalismus und Blasphemie vereinigt darin, es greift nicht sowohl die Kirche als die Religion selbst an. Dabei der alte Mangel an Pietät. Diese Leute thun alle, als ob vor ihnen Nichts dagewesen wäre, als ob sie die Welt erst erschaffen sollten. Ihr schönes Gedicht an Prutz, wie sehr es mir auch gefallen hat, scheint mir darum auch in seiner milden Schlußwendung verfehlt. Sie werden mit diesen Jungen, die nur sich wollen, nimmermehr gemeinschaftlich für die Sache der Freiheit streiten. Sie dienen anderen, reineren Göttern,

und werden mir, wenn Sie mir auch jetzt vielleicht nicht unbedingt Recht geben, doch gewiß in späterer Zeit beipflichten.

Darf ich Ihnen jetzt ein halbes Dutzend Scherzsonette abschreiben, die ich kürzlich in zwei schlaflosen Nächten auf unsere verehrte Freundin, die Gallina, gefertigt habe? Ich würde das dumme Zeug bei Tage und gesunden Leibes wahrscheinlich nicht gemacht haben und verfiel nur darauf, um mir die langsam schleichenden Stunden und das tückische Rheuma damit zu verscheuchen. Sagen Sie darum nicht, daß ich meine Zeit mit Lappalien todtschlüge; vollends nicht, wenn die Narrheiten Sie und Ihre liebe Frau an's Lachen bringen und Ihre ernsten Stirnen ein wenig aufhellen. Gelingt ihnen das, so haben sie Gutes genug gestiftet, und es reut mich nicht, sie gemacht zu haben. Behalten Sie das Zeug aber vorläufig ganz für sich! Gallina wird es freilich auch empfangen, aber erst zu Neujahr: mit einem halben Dutzend landräthlicher Sonette, zu denen ich ihren Verfasser schalkhafter Weise stimulirt habe. — — —

3. Nach dem Bade.

Des Rheines Wellen eben erst entstiegen,
Am offnen Fenster stand die Nachtigall;
An Venus mahnend, die aus Fluthkrystall,
Gleich ihr, sich hob zu ew'gen Liebessiegen.

Ihr feuchtes Haar ließ sie im Winde fliegen;
Lang floß es nieder, wie ein Wasserfall —
Da sah sie plötzlich zu Trompetenschall
Um's Eckhaus dort ein Fähnlein Reiter biegen.

Von ihren Rossen wirbelnd stieg der Dampf;
So scharfen Trabes ging's nach Grimlinghausen,
Als lockte sie ein ernstlich heißer Kampf.

Da rief ein Pferd — nein, nicht doch: ein Husar!
Hinauf zum Fenster im Vorüberbrausen
Rief er: „Wie scheen! Mit ufgeleestem Haar!"

4. Der neue Jakob.

An blauen See'n durch klösterliche Hallen
Im fernen Oestreich wandelt ein Poet;
Auf seiner Stirn mit ernsten Lettern steht
Ein ernstes Wort: „Ich bin der Lieb' verfallen!"

Auch ist es klar, er leidet an der Gallen!
Tief liegt sein Aug' und funkelt nimmer stet;
Der Lippe Bartschmuck hat er grimm zerdreht,
Und Riesenseufzer läßt er dumpf erschallen.

Da kommt ein Brief. Rasch wird er aufgerissen.
Die kalten Blätter glühn von seinen Küssen,
Mit Zittern liest er, was wir ahnend wissen.

Dann ruft er aus: „Sie ist die zweite Staël!
Sei sie nun sonsten Lea oder Rahel —
In sieben Jahren ist sie mein Gemahel!

Philalethes.

So (Philalethes) werde ich meine Sonette „fertigen", der Landrath wird die seinigen mit seinem beliebten „Rheinfels" unterschreiben. Seine und meine sollen in der Reinschrift mit einander abwechseln, und das Ganze wird den Titel: „Huhn und Nachtigall" führen. Nun aber genug von den Dummheiten.

* * *

Bei dieser Gelegenheit einige Worte über das Heftchen „Huhn und Nachtigall", welches in der That Ausgang 1842 in hundert Abzügen als Manuskript gedruckt, aber nachher auf Luisens von Gall dringenden Wunsch wieder vernichtet ward, so daß wohl nur einige wenige Exemplare, vorher vertrauten Freunden mitgeteilt, sich erhalten haben. Mit der ihm eigenen schalkhaften Heiterkeit benutzt Freiligrath in dieser „sonettischen Eierschnur" den Namen Gall zu allerlei harmlosen Wortspielen, die freilich für den der Verhältnisse Kundigen gar ergötzlich sind. Levin Schücking selbst, in seiner Darstellung der in St. Goar und Marienberg verbrachten Zeit (Westermanns Monatshefte April 1880), gedenkt der Luisen von Gall dargebrachten Huldigungen und druckt eines von Freiligraths Scherzsonetten wieder ab. So hat es auch kein Bedenken, jetzt, vierzig Jahre später, zwei weitere derselben mitzuteilen und damit zur Kennzeichnung jener glücklichen Zeit am Rhein einen weiteren Zug beizutragen. Daß Luise v. Gall nicht erst nach sieben Jahren, sondern schon im nächsten Herbst die glückliche Gattin des „Neuen Jakob" ward, ist bekannt.

An Karl Krah.

St. Goar, 30. Dez. 1842.

Wir sind jetzt Gottlob, hübsch und traulich in einem wunderhübschen Logis eingerichtet, und wir selbst haben uns wenigstens eben so leidlich wieder flicken lassen wie unsre Mobilien. Ohne Scherz: es geht uns wohl, und wir hoffen, gesund und im heiteren Vertrauen auf eine fernere glückliche

Entwicklung unserer Zustände aus dem alten Jahr in's neue hinüberzuspringen. Möge es mit Euch, Ihr Geliebten, ebenso wohl stehen! das ist der herzliche und treu gemeinte Wunsch, mit dem Ida und ich am St. Sylvestertage in's Gedächtniß unsrer lieben, ehrlichen Krahs uns zurückrufen!

Da säßen wir denn wieder, nach dem Darmstädter Intermezzo, fest und ruhig am lieben alten Rhein, den ich nicht ansehen kann, ohne daß mir die Wahrheit von Goethe's Wort über ihn neu sich einprägt:

„Immer erschien er mir groß, und erhob mir Sinn und Gemüthe."

So lange es geht, wollen wir nun auch hier bleiben. Es ist meine Absicht nicht und darf es nicht sein, mich schon jetzt für's Leben in die Einsamkeit zurückzuziehen. Ich bin noch viel zu jung, als daß ich meine äußeren Schicksale mit diesem St. Goarer Asyl als geschlossen betrachten könnte. Aber eben weil ich es nicht kann, und weil sicher das eine oder andere äußere Ereigniß mich in die Societät früher oder später zurückrufen wird, will ich mich jetzt noch der Stille freuen und sie fleißig benutzen. St. Goar soll die Wartestation sein, auf der ich einem Wendepunkt in meinem äußern Leben ruhig entgegensehe. Ich will hier an mich herankommen lassen, was mir etwa noch vorbehalten ist, ohne mich darum zu drängen! Laß' uns inzwischen die Zeit, die wir noch einander nahe sind, zu desto regerem Verkehr benutzen. Das Frühjahr muß uns jedenfalls wieder einmal zusammenführen; wie sehr wollten wir uns freuen, wenn es hier geschähe! Schlickus der Ehrsame hat uns schon im vorigen Monat (zum Glück vor unserer Lazarethzeit) in unserem Hausstande inspicirt, und wird wiederkommen, wenn der Eisgang bevorsteht. Ihr solltet ihm folgen!

Dir, der Du mich zu Unkel weinen sahst, als ich in Deiner Gegenwart einen harten Brief von Mutter und Geschwistern empfing, darf ich jetzt auch die Glücksbotschaft nicht vorenthalten, daß sich meine Verhältnisse zu den Meinigen wieder auf's Erfreulichste gestalten, und daß ich mit Grund hoffen darf, schon bald die alte Liebe und Einigkeit ganz wiederhergestellt zu sehen. Ich habe ihnen gestanden, daß ich das, worin ich wirklich gefehlt habe, von Herzen bereue, und dies Geständniß ist liebevoll und gütig aufgenommen worden. Gott sei dafür gepriesen! Nichtwahr, Du freust Dich mit mir, Alter, Ehrlicher?

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, Sylvester 1842.

Die Mittheilungen über Ihr Dichten und Trachten haben mich wahrhaft gefreut; Sie schaffen mit einer so fröhlichen Rüstigkeit, daß es eine Lust ist!

Mir, wie meiner Frau gereicht es zu wahrer Genugthuung, daß Sie sich in unserm anspruchslosen Kreise gefallen haben, und mit freundlichen Eindrücken aus ihnen heimgekehrt sind. Ich habe nur noch immer zu bedauern, daß Sie in so weit vorgerückter Jahreszeit bei uns waren, und wir keine Gelegenheit hatten, Sie im ganzen Umkreis unserer schönen Umgebungen heimischer zu machen. Hoffentlich geschieht dieß im nächsten Jahr einmal, und Sie kommen dann nicht mehr allein.

Wie hat sich jetzt Alles zerstreut, was damals hier beisammen war! Fräulein von Gall sitzt als Wärterin ihrer kranken Cousine zu Darmstadt, Sie dociren wieder zu Bonn, Longfellow zu Cambridge, und Schramm portraitirt im Haag die niederländische Aristokratie. Nur Heubergers und wir sind noch hier, und sehen in der jetzigen Winterruhe nicht ohne Behagen auf die mannigfach bewegten und angeregten Sommerzustände zurück. —

Draußen in der Welt geht's indeß wild durcheinander. Was mag da nicht geschwätzt und raisonnirt werden, auch über so einen St. Goar'schen Höhlenbär, wie ich's nun zu meinem eignen Heile nun einmal bin. Mein armer „Flecken am Rheine" ist gehörig zerhechelt und zerhegelt worden, und meiner harmlosen Person wird es nicht besser gehen. Das ist nun einmal nicht anders, und man thut wohl, wenn man ruhig seines Weges geht und sich nicht bewirren läßt. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort", würde Wallenstein sagen, ich aber citire: „Opinionum commenta delet dies, rerum veritatem confirmat." Das Hastsal dieser Zeit wartet nicht erst einen Abschluß ab, eh' es seine Urtheile von sich gibt, man würde aber ein Narr sein, wenn man sich in seinem Gange, wie Natur und innerstes Wesen ihn gebieten, dadurch stören ließe. Ich glaube, daß ich in dieser Hinsicht schon mehr Ruhe habe, als Sie.

Jetzt zu dem projectirten Jahrbuche! Was Sie darüber sagen, stimmt im Ganzen mit meinen eigenen Ansichten über eine solche Unternehmung überein, und ich hatte bereits gegen Mitte November in ähnlicher Weise an Cotta über die Sache geschrieben. Seine Antwort vom 22. Nov. theile ich Ihnen anliegend mit, und bitte um gelegentliche Zurücksendung. Sie sehen, daß er qua Buchhändler durchaus nicht abgeneigt ist, die Herausgabe zu riskiren, daß er aber nichtsdestoweniger im Interesse der Herausgeber allerlei freundschaftliche Bedenken äußert. Obwohl mir diese nicht unerwartet kamen (ich habe ja noch das Rheinische Jahrbuch frisch im Gedächtniß), so muß ich doch gestehen, daß sie mich zu einer wiederholten, gewissenhaften Erwägung aller Pro's und Contra's veranlaßten, deren Resultat gewesen ist: — mich der Herausgabe eines derartigen Unternehmens vorläufig unter allen Umständen zu enthalten. Der Verdrießlichkeiten sind

zu viele! Dabei der Zeitverlust und die Versplitterung! Der Rest des Winters und ein Theil des Frühlings würde mir verloren, und manche gute Stimmung würde zum Teufel gehen. Ich habe das um so mehr zu berücksichtigen, als ich allerlei Angefangenes durchaus bis zum Sommer, der der unvermeidlichen und unvorhergesehensten Störungen so viele bringt, vollenden muß. — Lassen Sie uns also von dem Gedanken, der sonst so viel Schönes und Anregendes hatte, absehen, und lieber selbständig schaffen, als uns an die Spitze eines Sammelwerkes stellen, das bei allen Aussichten eines guten Erfolges doch auch wieder in hohem Grade seine prekäre Seite hat.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 14. Januar 1843.

— Nun Herwegh! — Das ist eine saubere Geschichte! Si parva licet componere magnis, so hat die Geschichte seit dem Brande von Moskau keine schmachvollere Retraite aufzuweisen. Selbst die Verbannung kann hier nicht versöhnen, viel weniger restituiren! Wäre sie durch die Gedichte veranlaßt worden; hätte man Herwegh von vornherein den Zutritt in Preußen untersagt — eh bien, das wäre ein wirkliches Lob für ihn gewesen, das hätte seine Popularität nur erhöhen können! Aber nach diesem Briefe, nach diesem jämmerlichen Exerciz — es ist eine Schmach, eine kaum zu verwischende Schmach!

Und nun die Folgen: Es ist himmelschreiend! Lange ist die gute Sache wohl nicht so compromittirt worden durch den Hochmuth und die Tappigkeit eines Einzelnen!

Ich hab' in meinem Zorn ein Gedicht auf die Sache gemacht, und schreib' es Ihnen hier ab:

Ein Brief.

Das war ein lustig Ziehen 2c.

Sie sehen, daß auch „Jung und Alt" in dem Gedichte vorkommt. Wie gefällt es Ihnen? Ich habe die Absicht es drucken zu lassen, doch nicht eher, als bis ich Ihre Meinung darüber gehört haben werde. Lassen Sie mich drum einmal unbescheiden sein! Wenn es Ihnen irgend möglich ist, so geben Sie mir umgehend (oder doch sobald Sie sich ein Urtheil gebildet haben) Ihre Ansicht von der Sache! — Periculum in mora!

Ich fühle, daß das Gedicht gut und schlagend ist, bin mir auch bewußt, daß ich die Sache und nicht die Person im Auge habe, doch steht mir die junge Production noch zu nahe, als daß ich schon selbst in allen Dingen ein ganz freies Urtheil darüber haben könnte. Theilen Sie mir drum das Ihrige offen und ohne Hehl mit, Sie wissen wohl, daß ich mit mir reden

lasse. Zunächst fragt es sich, ob der unbefangene Leser sofort den durchaus freien Standpunkt des Verfassers erkennen, und keinerlei reactionäre Tendenzen in dem Poem wittern wird. Wo man den dummen Streich eines Freiheitshelden rügt, glauben die Dummen nur gar zu leicht, man wolle der Freiheit selbst an's Zeug. Das war meine Absicht nicht, doch ist es möglich, daß die eine oder andere Wendung hart auch für die Sache klingt, und das müßte drum vermieden werden! Die mancherlei Bedenken, die die Veröffentlichung hat, verhehle ich mir nicht, doch können sie mich nicht schrecken. Die Clique wird mit doppelter Wuth über mich herfallen, darauf bin ich gefaßt und dafür habe ich Waffen. Wenn die ächte, wahre Freiheit nicht noch mehr compromittirt werden soll, so muß man diesem egoistischen Unwesen, diesem Schindludertreiben mit der Freiheit (sit venia verbo, ich kann mich aber bei Gott nicht anständiger ausdrücken) energisch entgegenwirken, und dem hoffährtigen Troß zeigen, daß man, trotz ihres Absprechens, auch eine politische Gesinnung hat, wenn man sie auch nicht bei jedem Athemholen im Maul führt. — Ist es aber edel, einem Verbannten noch eins zu versetzen? Sonst gewiß nicht, aber in diesem Fall ist eine Ausnahme wohl zu statuiren! Diese maß- und schrankenlose Aufgeblasenheit, die ohne alle und jede Pietät durch's Land schrie, die ohne selbst tolerant zu sein, alle und jede Toleranz für sich in Anspruch nahm, und sich für infallibler hielt, als der Papst, verdient um so mehr eine Zurechtweisung, als sie nur durch eigene Dummheit ihr Exil verwirkt hat. — Doch was rede ich noch. Die Anstände, die das Lied hat, wissen Sie selbst, ohne daß ich Ihnen weitläufig drüber schreibe. Sagen Sie mir drum einfach und ehrlich Ihre Meinung. Der Schluß ist versöhnend, wie Sie sehen! — Noch eins: Ich bin Herwegh ja noch eine Antwort schuldig! Nur, werden Sie sagen, hätte ich sie eher geben müssen. Zugestanden; aber hätte mir früher eine Antwort geholfen? Hier ist einer von den Fällen, wo ich mich nur durch ein Factum, durch den Erfolg rechtfertigen konnte.

Halten Sie vorläufig das Gedicht für sich. Ebenso vertraue ich das anliegende, nur als Manuscript für Eingeweihte gedruckte, Heftchen gänzlich Ihrer Discretion an! Wohin kann land- und freiligräthliche Narrheit nicht führen!

Gott mit Ihnen im neuen Jahre! Es bleibt beim Alten!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Januar 1843.

Die rasche Beantwortung meines letzten Briefes verpflichtet mich zu herzlichem Danke, den ich Ihnen hiemit vorab recht freundlich und aufrichtig abstatte.

Daß mein Gedicht an Herwegh Ihren Beifall hat, freut mich sehr. Ohne denselben würde ich es nicht haben drucken lassen, was jetzt, wie Sie seitdem selbst werden gelesen haben, in der Cölnischen Zeitung geschehen ist. Einen Tag später brachte die Rheinische Zeitung einen gereimten Absagebrief für mich von Herrn Karl Heinzen zu Cöln, einem Mann, den ich nie zu meinen Freunden gerechnet habe. Ich sollte sagen, daß jeder Unbefangene schon an Form und Haltung des ganzen Produkts die hochnasige Bornirtheit erkennen müßte, die es eingegeben hat, und die sich auch in der „Erklärung" desselben Verfassers in der vorgestrigen Rheinischen ausspricht. Mich mit einer solchen bierschenkenhaften Michelei in einen lyrisch-didaktischen Prinzipienstreit einzulassen, fällt mir nicht ein, doch habe ich vor, in kurzen Zwischenräumen einige die Fragen der Zeit berührende Gedichte in der Cölnischen abdrucken zu lassen, aus denen sich dem anständigen Leser von selbst herausstellen wird, daß meine Stellung keine unfreie, namentlich auch nicht die eines Denunzianten ist. Wie der Mensch das aus meinen Versen herauslesen konnte, ist mir doch wahrlich unbegreiflich. Nur die entschiedenste Beschränktheit oder Böswilligkeit war dazu im Stande. Ich nehme aber eher die erste an. Diese Leute können nicht begreifen, daß ein Mensch, wie Herwegh, die Sache der Freiheit compromittirt hat, und halten es für einen Verrath, wenn man ihm deßwegen im Interesse der Freiheit den Text liest. Lieber die Freiheit selbst geschmäht, als einem ihrer jungen wahnsinnigen Apostel auf die Finger geklopft. Das ist ein crimen laesae majestatis! Denn eine Majestät muß diese Troßbubenwirthschaft nun doch einmal über sich haben: ist's nicht Friedrich Wilhelm IV., so ist's doch Georg I. — Du lieber Gott!

Ich muß nun sehen, ob alle Leute so dumm sind, wie dieser „gewesene Freund", oder ob es auch noch gescheite gibt, die, nach Ihrem mich tröstenden und beruhigenden Vorgange, den freisinnigen Kern meines Gedichtes nicht verkennen; und nach ihm das Ganze interpretiren. Wozu den Dreck noch breiter treten! Mein fernerweites Schaffen muß doch das Meiste thun, um solche Lümmel gründlich zu widerlegen.

* * *

An Karl Buchner.

[Undatirt, Poststempel 5. 2. 43.]

Soeben wollte ich mich hinsetzen, Ihnen auf Ihren Brief vom 27. v. M. zu antworten, als mir der Vogel Greif (so heißt nämlich unser Postbote) Ihren lieben Brief überreichte. Ehe ich zu etwas Anderem übergehe, will ich Ihnen nun vorerst sagen, wie sehr und wie herzlich wir uns freuen, daß es Ihren lieben Patienten wieder besser geht. Möge Sie Gott jetzt Alle so

wohl und gesund erhalten! Wir reden oft und lange von Ihnen, — es ist uns nicht nur eine liebe Gewohnheit, sondern ein wahres Herzensbedürfniß geworden, uns in unserer Einsamkeit mit dem Gedanken an Sie zu beschäftigen. Bleiben Sie auch uns gut — wir hängen recht an Ihnen, glauben Sie mir's! —

Nun meinen Freundeshandschlag für Ihren Vaterlandsartikel, von dem ich Ihnen gar nicht sagen kann, wie wohl er meinem Herzen gethan hat, abgesehen selbst von der klaren, trefflichen Auseinandersetzung meines Verhältnisses zu Herwegh, die meiner Meinung nach auch den Bornirtesten auf den richtigen Standpunkt stellen muß. Ob ich, was Sie beiläufig Gutes und Liebes von meiner Person sagen, wirklich verdiene, weiß ich nicht, doch nehme ich's dankbar hin, da ich mir wenigstens das Zeugniß geben kann, nach Kräften einer ehrenwerthen, auf sittliche Tüchtigkeit basirten Stellung im Leben zuzustreben. Der Artikel ist mir viel werth, und wird, daran zweifle ich nicht im Mindesten, viel zur Vermittelung in der öffentlichen Meinung beitragen. Nochmals: den innigsten, herzigsten Dank für diesen raschen, schlagenden, wahrhaft freundschaftlichen Succurs!

Es freut mich, daß Wienbarg meinen „Flecken am Rhein" ein wenig von den Flecken gereinigt hat, die ihm von Seiten der hechelnden und hegelnden Kritik allbereits angeklext worden sind. Wienbargs Beifall ist mir ein werther und wichtiger. Sollte es Ihnen nicht zu viel Mühe machen, mir die versprochene Abschrift seiner günstigen Aeußerung bei Gelegenheit mitzutheilen, so würde ich Ihnen recht dankbar dafür sein. — So ist es übrigens mit lyrischen Gedichten! Dem gefällt dieses, jenem ein anderes! Nur eine Sammlung, und auch die nur näherungsweise, kann uns die Totalität des Dichters nahe bringen! Darum sollte man nach einzelnen Gedichten niemals den ganzen Poeten beurtheilen. Solche Urtheile sind immer wieder mit einem einzigen Gedichte aus dem Felde zu schlagen. So warf mir neulich Püttmann, der glorreiche Tscherkesse, bei Gelegenheit des „Fleckens am Rhein" Mysticismus, unklare Gefühlsweiche u. d. g. in dem Umfange vor, daß er sagte, ich scheine mich darin zu verlieren! Was wird er nun nach dem „Ein Brief" sagen? — Alles dumme Leute! — Sie wollen die Akten schließen, eh' der Proceß zu Ende ist. Neben einem bischen Talent gehört freilich auch ein hartes Fell dazu, um sie vor und nach alle zu beschämen.

Mein „Kindermährchen" auf die Grimm hab' ich aus dem Staube wieder hervorgesucht, und es nebenbei auch vollendet. Ich denke, daß es gut geworden ist. Ich werde es nach meiner Rückkehr von Cöln dem Morgenblatt schicken. Ich habe heute zum Abschreiben keine Zeit mehr, sonst würd' ich es beilegen. Doch bin ich im Voraus überzeugt, daß Sie einverstanden damit sein werden.

Was Sie an dem „Mit raschen Pferden ꝛc.“ tadeln, ist am Ende doch nur ein Wort, doch sehe ich aus dem Nachdruck in der Karlsruher Zeitung, wie vorsichtig man sein muß. Uebrigens zeigt Ihnen, um ein naheliegendes Beispiel zu nehmen, eben mein Gedicht an Herwegh, wie wenig eigenes Urtheil die große Masse denn doch eigentlich hat. Die vorherrschende Stimmung ist gegen mich, das ist unbestritten, und das schreiben mir sogar vernünftige Leute mit bedenklichem Kopfschütteln. Ist das aber nicht eine Schande? Ist es nicht eine Schande, daß es erst einer Vermittelung durch erklärende Artikel bedarf, um in einem so einfachen Falle ein durchschnittlich richtiges Urtheil zu fixiren?

Ach, ich wollte, wir säßen 'mal wieder beieinander, und könnten essen und trinken und lachen, als ob gar keine Zeit in der Welt wäre, weder gute noch böse! Ich kann mit Niemanden so herzlich lachen, wie mit Ihnen, und sehne mich sehr, sehr nach einem Buchner-Freiligrath'schen Gelächter in der guten, alten Weise. Nun, im Frühjahr, so Gott will!

* * *

An Levin Schücking.

[Fragment. Februar 1843.]

— Vielleicht lockt es Dich auch, daß Emanuel Geibel, wie er mir kürzlich in einem freundlichen Briefe anzeigte, mit dem Frühjahr auf einige Zeit hierher kommen wird. Meine Frau und ich, Du und Gallina, Geibel, die Stolterfoth, Schlickus pictor — das könnte wieder ein prächtiger Poetensommer werden!

Das Verbot der Rhein. Ztg., der Deutschen Jahrbücher, der Leipziger Allgemeinen, Herweghs Verbannung, Hoffmanns Absetzung ohne Pension — das Alles hat mich, wie jeden vernünftigen Freund der Freiheit und des Fortschrittes, kürzlich um so mehr verdüstert und auf mir gelastet, als es unläugbar ist, daß bloß die Eitelkeit, der Egoismus und die Tappigkeit unserer radikalen Wortführer die Reaction in diesem Maße hervorgerufen haben. Insonderheit Herweghs Jungenhaftigkeit hat mich schwer geärgert. Diese Buben gebärden sich, als ob sie allein das Heil uns bringen könnten und tragen nur dazu bei, daß wir ein doppelt Schloß an's Maul kriegen. Dabei ihr cavalières Losbreschen auf's Christenthum, ihr frivoles Kokettiren mit Socialismus und Communismus, ihre Impietät gegen alles Aeltere ꝛc. — Difficile est, satyram non scribere. Die Laus lief mir über die Leber, und ich ließ ein Gedicht an Herwegh in der Cölnischen los, von dem ich voraus wußte, daß es mir die Clique (i. e. die Freunde Herweghs, nicht die Freunde der Freiheit) mehr als je auf den Hals hetzen würde. Dies

ist denn auch geschehen, und die Rheinische Ztg. vornehmlich schlägt mit gelähmtem Flügel selbst weidlich auf mich los. Das Gedicht hat ungeheure Sensation erregt und beinahe eine eigne Literatur — pro und contra — hervorgerufen. Meinetwegen! Wenn die Rheinische mir vorwirft, ich sei neidisch, ich sei ein „Höfling", die Pension redete aus mir, ich griffe „zur Standarte der Polizei", ich sei „arm", ich müßte aus dem Englischen übersetzen, ich sei undankbar gegen Gust. Schwab und Justinus Kerner — so beweisen alle diese Anschuldigungen nur die Vornirtheit, die verlogene Bosheit und das Getroffensein meiner Gegner, die, statt sich an den Gegenstand, an mein Gedicht zu halten, mit Nebensachen in's Feld rücken. Jeder ächte Liberale wird auf meiner Seite sein, das weiß ich und deß tröst' ich mich. Ich stehe jetzt vielleicht unabhängiger, innerlich freier da, als jeder andere Poet. Ich sehe der Zukunft (meiner eignen, heißt das) froh und heiter entgegen, und denke mich schon in Kurzem auf einem Standpunkte zu befinden, der meine Feinde beschämen wird. Von der Zukunft des Vaterlandes erwart' ich nicht viel. Stickluft oben und Stickluft unten — was soll aus dieser Misère Gutes kommen? Es ist jetzt übrigens vielleicht die rechte Zeit, daß das Korn und die Spreu, die Männer des gesetzmäßigen, vernünftigen Fortschrittes und die halbgaren Schreier des Radikalismus, sich sondern. Ich wollte, wir könnten über das Thema einmal sprechen.

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 13. Febr. 1843.

Hochverehrter Herr!

Ihr Brief hat mir eine größere Freude gemacht, als ich Ihnen mit kurzen Worten sagen kann. Schon seit längerer Zeit hatte ich mich mit dem Wunsche getragen, Ihnen näher zu treten, und dachte eben ernstlichst daran, Ihnen zur Vermittelung eines freundschaftlichen Verhältnisses zuerst die Hand zu bieten, als Ihr lieber Brief meiner Absicht überraschend zuvor kam. Den herzlichsten Dank für Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme! Ich nehme die Widmung Ihrer altspanischen Volkslieder und Romanzen mit tausend Freuden an, und drücke Ihnen warm und dankbar die Hand dafür. Eine Auszeichnung, die mir in dieser Weise von Ihnen zu Theil wird, darf mich wohl mit einem ehrlichen Stolz erfüllen.

Sie richteten Ihren Brief irrthümlich nach Darmstadt. Ich bin im Oktober v. J. vollständig hierher übergesiedelt, und finde für die verhältnißmäßige Einsamkeit und Stille, die den Winter über in einer kleinen Landstadt unvermeidlich sind, reichen Ersatz in der, auch jetzt herrlichen und grandiosen

Natur, in meiner Ehe und in dem Welttreiben, das der Strom in der schönen Jahreszeit hart unter meinen Fenstern sich entwickeln läßt, und das fast täglich alte oder neue Freunde von draußen zu mir führt. Wie freue ich mich darauf, daß auch Sie im Frühjahr kommen wollen! Thun Sie's nur recht bald! Freundliche Gesichter und ein treu gemeinter Handschlag sollen Sie willkommen heißen und Ihnen die Zeit Ihres Hierseins angenehm zu machen suchen. Herrlich wär' es, wenn St. Goar Ihnen so gefiele, daß Sie es zu Ihrem ständigen Sommerquartier erwählten! Es ist freilich nicht eben der schönste Punkt des Rheines (in der Hinsicht geht mir Nichts über das Siebengebirge!), aber es ist doch auch schön, und hat zumal das Eine Gute, daß es zwischen Frankfurt, Mainz und Cöln so ziemlich in der Mitte liegt. Man kann eben so rasch oben wie unten sein, und das ist viel werth. Ueberlegen Sie sich's einmal, und sehen Sie vor allen Dingen mit eigenen Augen bald zu! Wahrscheinlich wird auch mit dem Frühlinge mein lieber Freund Levin Schücking auf mehrere Monate hierher kommen. Das gäbe eine prächtige Poetenwirthschaft.

Herr von Cotta schrieb mir unter'm 8. d. M. wörtlich den folgenden Passus über Sie:

„Sie werden aus der A. Z. ersehen haben, wie dieselbe Herrn Geibels Besuch bei Ihnen in ihrer 37. Nummer anführt."

„Da Ihnen bekannt ist, wie die J. G. Cotta'sche Buchhandlung bemüht ist, sich mit jungen Talenten in Verbindung zu setzen, so vermitteln Sie vielleicht eine solche zwischen Geibel und ihr, wenn seinerseits Lust und Liebe, wie Veranlassung dazu vorhanden ist."

Gewiß macht Ihnen diese Mittheilung Freude. Sollten Sie Lust haben, mit der Cotta'schen Buchhandlung in Verbindung zu treten, so bedarf es jetzt nur eines Wortes von Ihnen. Ich kann Sie, auf langjährige Erfahrung gestützt, versichern, daß es in jeder Beziehung eine Lust ist, einen Verleger, wie Cotta, zu haben.

* * *

Der Schluß fehlt. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß jene Notiz der A. A. Zeitung von einem Besuche Geibels bei Freiligrath sich nur auf einen beabsichtigten Besuch beziehen konnte. Geibel traf erst am 24. Mai 1843 zu St. Goar ein und hatte Freiligrath vorher nie gesehen.

An August Boelling.

St. Goar, 17. Febr. 1843.

Heute sind es acht Tage, daß wir bei unserm ehrlichen Kerpener Gastfreunde gemeinschaftlich das Mittagsmahl zu uns nahmen, und durch die

Schellfischpille aus dem Laboratorium seiner Frau zu dem Schlammbade Kraft sammelten, das wir nach dem Kaffee in gemüthlicher Schweinerei bis Horrem durchwaten mußten! Nachdem ich auf dem Cölner Posthofe Abschied von Dir genommen und mich zwischen zwei oberländischen Juden möglichst bequem postirt hatte, fiel ich alsbald in einen erquicklichen Dusel, aus dem ich, nach diversen angenehmen Träumen von Schellfischen, Bettelmännern, Nasen, Tunnels und Cölner Musikmeistern, nur stoßweise beim Pferdewechsel erwachte, und erst auf der Moselbrücke vor Coblenz zum vollen Bewußtsein meiner selbst und des von meinen Nachbarn verbreiteten Wohlgeruches mich aufraffte. Einige Stunden später war ich wieder hier, und traf meine Frau, Gottlob, heiter und gesund in ihrer Speisekammer. Die sechs Tage Abwesenheit waren ihr, wie mir, lang genug geworden, und wir freuten uns beide herzlich, daß wir uns wieder hatten. Solche kurze Trennungen zeigen Einem recht, wie lieb man sich hat, und wie man nicht ohne einander mehr leben kann! Wir sind bis jetzt immer nur wenige Tage getrennt gewesen, aber bei jedem Wiedersehen ist es ein Jubel, als ob wir uns in Jahren nicht gesehen hätten. Ich bin, was meine Ehe angeht, wirklich ein über Alles glücklicher Kerl, und wollte nur, daß Du meinen vergnüglichen Hausstand einmal mit eigenen Augen inspicirtest. So Gott will, thust Du's einmal im Frühjahr oder Sommer.

Hoffentlich bist auch Du am vorigen Samstag glücklich wieder bei den lieben Deinigen angelangt, und hast durch das oben erwähnte Schlammbad keinen Husten oder Schnupfen davon getragen. Die nächtliche Ruhe im Mainzer Hof wird Dich erwärmt und gestärkt haben, und so hege ich gern die frohe Ueberzeugung, daß der Geniestreich, der Dich im kalten Monat Februar in Sturm und Regen hinausfahren ließ, keine nachtheiligen Folgen für Dich gehabt hat. Laß mich bald etwas Beruhigendes darüber hören! — Unser Wiedersehen hat mir übrigens in innerster Seele wohlgethan, da ich daraus die Gewißheit geschöpft zu haben glaube, daß Du mir noch in alter Weise gut bist. Je älter man wird, desto mehr sieht man ein, wie häufig man im Leben irre gegangen ist, und es beglückt dann doppelt, wenn man, nach langem Kreislaufe am Anfangspunkte der Bahn wieder ankommend, von derselben Liebe, die man so lange aus den Augen verlor, begrüßt wird. Laß' es so unter uns bleiben, lieber August, und empfange nochmals aus vollem Herzen meinen warmen und innigen Dank für die Freundlichkeit, mit der Du meinem Wunsche entsprochen hast! Du hast meinem Herzen eine Freude dadurch bereitet, die ich wohl empfinden, nicht aber mit ein paar Federstrichen ausdrücken kann! Du bist ein ehrlicher, treuer Kerl! —

Bei meiner Rückkehr fand ich verschiedene angenehme Briefe vor, u. A.

von dem biedern „Bruder Jonathan" (dem Amerikanischen Dichter Longfellow zu Cambridge bei Boston), von Levin Schücking, und von Emanuel Geibel. Letzterer, mit dem ich bis dahin noch gar nicht in Verbindung gestanden hatte, kündigt mir seinen Besuch auf's Frühjahr an, und bittet mich zugleich, mir ein Bändchen Spanischer Volkslieder, das er herauszugeben vor hat, widmen zu dürfen. Diese Näherung von einem so talent- und gesinnungsvollen Poeten hat mich wahrhaft gefreut. Da er beabsichtigt, einen längeren Aufenthalt am Rhein zu machen, so hoff' ich, daß er vielleicht den ganzen Sommer hier bleibt. Wahrscheinlich wird auch Schücking auf einen Monat herkommen — möglicherweise auch die Gallina — das kann in der That wieder ein famoser Sommer werden, und ich freue mich schon jetzt von ganzer Seele auf ihn. Jedenfalls mußt Du unserer Poetenwirthschaft ein paar Tage beiwohnen! Ich glaube Dir wirklich eine heitere und genußreiche Zeit in unserm Kreise versprechen zu können, und werde Dir, was meine eigene werthe Person angeht, vor allen Dingen den schlagenden Beweis liefern, wie fidel, und doch auch wie solid, ich noch immer sein kann.

* * *

An Adelheid v. Stolterfoth.

St. Goar, 18. Febr. 1843.

Den wärmsten und innigsten Dank, liebe und verehrte Freundin, für Ihre drei herzlichen Briefe und für die wohlthuende Theilnahme, die Sie mir in dem letzten derselben wegen der Verunglimpfungen aussprachen, denen ich in den letzten Wochen von Seiten der radikalen Partei ausgesetzt gewesen bin. Ich war, als ich mein Gedicht gegen Herwegh ausfliegen ließ, auf Angriffe dieser Art gefaßt, denn die Wahrheit gebiert immer Haß, und der Clique konnte nichts Empfindlicheres widerfahren, als wenn zum Nutzen und Frommen der ächten, vernünftigen, gesetzmäßigen Freiheit ihrem Popanz Herwegh einmal derb der Kopf gewaschen wurde — nicht von einem anonymen Zeitungsschreiber, sondern von einem Manne, dessen Namen schon sonst beim größeren Publikum accreditirt war. Dergleichen stillschweigend hingehen zu lassen, war der Clique natürlich nicht wohl möglich; da sie aber die Richtigkeit meiner Anklage selbst nicht anzutasten vermochte, so blieb ihr nichts übrig, als die Lauterkeit meiner Motive zu verdächtigen und mich selbst, meine Persönlichkeit wie meine Competenz, in den Augen des Publikums nach Kräften herabzusetzen. Darin muß ich mich ergeben, und kann diese gemeine Wuth, mit der das Völkchen über mich herfällt, eigentlich nur als einen schmeichelhaften Erfolg ansehen. Wäre mein Gedicht matt, unwahr und unbedeutend, so würde man ihm und mir die Ehre der Verfolgung

nicht zu Theil werden lassen. Diese Wellen werden sich schon legen, und ich denke noch frisch und muthig dazustehen, wenn sie und andere längst verlaufen sind. All diesen Gemeinheiten eine directe Abwehr entgegenzusetzen, ist unter meiner Würde, doch werde ich zur passenden Zeit und am rechten Orte mich schon rühren. Vorläufig beruhige ich mich damit, daß die Verständigen und die Wohlwollenden die reine Absicht, welche mir mein Lied gegen Herwegh eingab, nicht verkennen, und denke übrigens mit Victor Hugo:

Gleicht dieser Ruhm, der des Gemeinen Beute,
Den Fahnen nicht, gerettet aus dem Streite? —
Zerrissen sind am schönsten sie.

Wir hoffen, wieder einen fröhlichen, interessanten Sommer zu verleben, und haben, was Einen lieben Besuch angeht, der auch Ihnen Freude machen wird, schon in diesen Tagen eine uns auf's Angenehmste überraschende Ankündigung erhalten. Von dem trefflichen Emanuel Geibel nämlich. Er gedenkt den Sommer still am Rhein seinen Studien zu leben, und wird mit dem Frühjahr herkommen, um sich ein ruhiges zurückgezogenes Plätzchen zu suchen. Möglich, daß ihm St. Goar als solches zusagt! Ich wünschte es von Herzen und habe ihm geschrieben, daß gut sein hier ist! Er lebt gegenwärtig in seiner Vaterstadt Lübeck.

Fast die ganze vorige Woche habe ich zu Cöln zugebracht — meinen Widersachern unter der Nase. Die Angriffe meiner Feinde haben mir in Cöln keinen Schaden gethan; ich habe die ganze Literatur, die mein Gedicht pro und contra in den verschiedensten Blättern hervorgerufen hat, mit Muße im traulichen Freundeskreise gemustert, und zum Theil recht herzlich darüber gelacht.

* * *

Der nachfolgende Brief ist bereits in Nr. 11 der Gegenwart vom 15. März 1879 sehr bruchstückweise mitgeteilt. Er lautet — mit geringen Kürzungen — also:

An Jakob Felsing.

St. Goar, 28. Febr. 43.

Dein freundlicher Brief hat mir wie meiner Frau gar große Freude gemacht, und ich würde denselben gewiß schon eher beantwortet haben, wenn der seit seinem Empfang verflossene Monat durch literarische Händel, eine Reise nach Cöln und einige dringende Arbeiten mir nicht wirklich wie Wasser zwischen den Fingern ver- und zerflossen wäre! Es war uns wohlthuend, von Dir selbst zu hören, daß wir in gutem Andenken bei Euch fortleben, und in dieser freudigen Gewißheit reiche ich Dir denn nach längerer Unterbrechung in ungeschwächter Liebe und Herzlichkeit wieder die Hand. Wir denken Eurer und der vielen, uns durch Eure Freundlichkeit erheiterten und

verschönerten Stunden mit steter liebevoller Dankbarkeit, und es bedarf wahrlich nicht erst des Hinblicks auf deine „Genoveva", und Deine „Poesie", um das Gedächtniß an die gastfreundlichen kunstgeschmückten Räume, in denen sie entstanden, und in denen Ihr uns so oft traut und herzlich empfinget, in uns aufzufrischen! Möge es so zwischen uns bleiben, lieber Felsing! Nimm es mir nicht übel, wenn ich jezuweilen ein fauler Scribent bin, und glaube nichts destoweniger, daß ich es gut mit Dir meine und Dir mit dauernder Anhänglichkeit treu und mit voller Liebe ergeben bin.

Deine Vereinsblättersendung habe ich gern empfangen, und freue mich ihres Besitzes. Schirmers Radirungen sind wirklich — meinem Gefühle nach! vergib dem Laien, wenn er vielleicht gegen das Deinige sich aussprechen sollte! — ausgezeichnet und prächtig. Ich habe lange keine landschaftlichen Compositionen auf dem Papiere gesehen, die mich so angezogen und gefesselt hätten! Das hat der Schirmer los. Seine Landschaften sind immer wie die Natur selbst; man sinnt und lebt sich in sie hinein, wie man sich in einen Wald, in eine Wolkenformation, in ein Abendroth träumerisch hineinleben kann! Ein prächtiger Kerl!

Auch ein prächtiger Kerl, wenn selbst in anderer Art, ist allerdings Oberst von Radowitz, und es freut mich außerordentlich, daß auch Du ihn als solchen erkannt hast und gegen engherzige Federfuchsereien mannhaft seine Partie genommen hast. Ohne ein stupendes Gedächtniß ist eine solche Fülle von Kenntnissen, wie sie Radowitz besitzt, noch dazu in einem so mannigfach bewegten äußeren Leben, wie er es in seiner Stellung führen muß, natürlich nicht zusammenzuhalten; — mit bloßem Gedächtniß spricht man über alles das aber nicht so geistreich und gediegen, wie er es thut. Seine ganze Erscheinung ist eine stolze, imponirende, und hat auf mich wenigstens einen Eindruck gemacht, daß ich kaum begreifen kann, wie man überhaupt nur ein geringschätziges Urtheil über ihn fällen möchte. Was man ihm, und wohl nicht ohne Grund, vorwirft, ist eine entschieden aristokratische (heutzutage sagt man reactionäre) Tendenz; das hat aber hier nichts zu thun, und wenn es entschuldigt werden muß, so meine ich, daß es sich bei einer solchen zum Herrschen wie geborenen Persönlichkeit beinahe wie von selbst versteht. Ich verehre Radowitz außerordentlich.

Wie glücklich Du mit Deiner lieben Frau jetzt im Besitze zweier prächtiger Kinder sein mußt, können wir uns lebhaft denken, und nehmen von ganzem Herzen den innigsten Antheil an Eurem Glücke. Wir sehnen uns recht, auch Dein zweites Töchterchen mit Augen anzuschauen, und hoffen, daß es vielleicht im Laufe dieses Jahres noch geschieht. Wirst Du denn nicht zukünftigen Sommer mit den Deinigen einmal an den Rhein kommen?

Wie glücklich würden wir sein, wenn wir Euch plötzlich aus unseren Fenstern auf einem landenden Dämpfer entdeckten und Euch ein paar Tage in unserer Strom- und Felsenherrlichkeit herumführen könnten! Laß Dir diese Sache dringend und freundlich an's Herz gelegt sein!

Was nun uns angeht, so leben wir still und vergnügt in unserer Zurückgezogenheit vor uns hin. Meine gute Frau, die im December und Januar durch Erkältungen und Nervenleiden viel ausstehen mußte, ist jetzt, gottlob, seit mehreren Wochen ziemlich wohl, und das trägt zur Lebensfreudigkeit viel bei. Im Mai wird die jüngste Schwester meiner Frau zu uns ziehen, ein liebes gutes Kind, von deren Anwesenheit wir uns viele Freude versprechen. Arbeiten kann ich hier jetzt genug und bin auch nicht unfleißig. Besonders im Uebersetzen fördere ich rüstig.

So geht ein Tag wie der andere einförmig und glücklich vorüber, und das Frühjahr mit Blättern und Blüthen wird uns ins Fenster lachen, ehe wir's denken. Die Angriffe, denen ich in letzter Zeit von der Bornirtheit und Böswilligkeit unserer Radikalen ausgesetzt worden bin, haben mich nur wenig berührt und mir in keinem Falle das Leben verkümmert. Ich bin mir bewußt, in dieser Streitsache das Reinste und Beste gewollt zu haben, und gewöhne mich vor und nach überhaupt weniger die Mitwelt als die Nachwelt im Auge zu haben bei dem, was ich dichte und denke. Ein durchschnittlich richtiges Urtheil kann erst dann über den Menschen gefällt werden, wenn sie ihm die letzte Scholle auf's Haupt geworfen haben, und bis dahin muß man eben ruhig seinen Gang gehen, das thun, was man für das Rechte erkannt hat, und sich durch die Leidenschaftlichkeit des Tages, durch die Schreier rechts und links nicht beirren lassen. Es wäre schlimm, wenn man Furcht hätte, die Wahrheit zu sagen.

Beiliegend, lieber Felsing, findest Du die fünf Thaler für den Kunstverein. Sei nun so gut, mir die Aktie mit einem so freundlichen Briefe, wie Dein voriger war, recht bald zu schicken, und verlaß' Dich darauf, daß ich Dir ihren Empfang mit einer Epistel anzeigen werde, deren Art und Weise Du aus der vorliegenden ermessen mögest. So kommen wir, hoff' ich, nach und nach in einen gegenseitig erfreulichen Briefwechsel; es müßte wenigstens kurios zugehen, wenn sich in unserer Aktienzeit nicht auch eine Correspondenz auf Aktien zustande bringen ließe!

Wenn Du es gerne thust, so schreibe mir in Deiner Antwort doch auch, mit was für Arbeiten Du jetzt beschäftigt bist. Wie weit ist „Poesie und Liebe“ [1]), was machen die Stiche nach Kaulbachs Zerstörung von Jerusalem, was der Londoner Christuskopf? Du denkst Dir vielleicht nicht, wie innigen

[1]) Felsings Stich nach Kaulbach.

Antheil ich an dem allen nehme, und wie es mich erfreuen wird, wenn ich etwas von Deinen Schöpfungen durch Dich erfahre.

* * *

An Ernst Struve.

St. Goar, 2. März 1843.

Deinen Vorschlag wegen Dante, lieber Ernst, der mich wahrhaft entzückt hat, werde ich in einem feinen Herzen aufheben. Ein großartigerer, gewaltigerer Tragödienstoff, als Dante und seine Zeit, läßt sich wahrlich kaum denken, und der Gedanke, mir an ihm meine dramatischen Sporen zu verdienen, packt und rüttelt mich mehr, als ich Dir sagen kann. Nur darf ich mich jetzt noch nicht daran machen. Ich habe augenblicklich noch so mancherlei Lyrisches los zu werden, daß ich vorläufig noch nichts Größeres anfassen darf, zu dem volle Freiheit und Sammlung gehört. Wenn aber der zweite Band meiner Gedichte, die Felicia Hemans und eine übersetzte Anthologie aus zeitgenössischen anglo-amerikanischen Poeten erst heraus sind (und in 1—1½ Jahren wird alles das hoffentlich vom Stapel gelaufen sein), so geb' ich Dir mein Wort, daß ich wenigstens den Versuch machen will, einen Dante zu schreiben. Nenne mir unterdessen in Deinem nächsten Briefe etliche Bücher, die ich zu einem tieferen Studium der Zeit und des Mannes nöthig habe. Seine eigenen Werke, die Divina Commedia und die Vita Nuova müßten freilich das Meiste thun, doch möchte ich auch gern sonst allerlei Kritisches und Historisches nachlesen. Für die Geschichte reicht v. Raumer wohl nicht aus?

Schon ehe dieser Dante-Vorschlag kam, hatte ich seit einiger Zeit mit Ernst daran gedacht, mich bei erster Muße einmal an's Drama zu machen, doch war es nicht die Tragödie, sondern das Lustspiel, woran ich mich zuerst versuchen wollte. Was meinst Du dazu, lieber Ernst, wenn ich eine ungemein komische Episode aus dem Simplicissimus in freiester Weise, nur mit der in der Natur der Sache liegenden Berücksichtigung des alten Romans, als Komödie behandelte? Ich glaube, daß ein deutsches Lustspiel aus dem dreißigjährigen Kriege noch etwas Anderes werden könnte, als Wallensteins Lager von Schiller. Mein Sujet spielt im Tilly'schen Lager vor Magdeburg und ist eine so prächtige, in sich gerundete und abgeschlossene Geschichte, daß es mit dem Teufel zugehen müßte, wenn ich nichts Ordentliches daraus machte. Auch hier könntest Du mir zum Behuf vorhergehender Studien mit der Angabe einschlagender Werke nützlich werden; weniger solcher, die das eigentlich Historische und das Sittengeschichtliche betreffen (denn dafür reichen die bekannten Geschichtswerke und der Simplicissimus selbst vollkommen aus), als vielmehr

derjenigen, die Soldatenwesen, Heeresbräuche und dgl. schildern. So kommt z. B. im Simplicissimus häufig der köstliche Titel „Rumormeister" vor, welches in den kaiserlichen Heeren der Kerl war, der die dem Lager anklebenden Weiber, Soldatenfrauen, Marketenderinnen u. s. w. zu zügeln hatte. Wo gibt es ein Werk, wo sich über solche Gesellen und Aehnliches etwas Gründliches und Erschöpfendes nachlesen ließe?

Laßt übrigens gegen Fremde nichts von diesen beiden Planen fallen. Mir ist daran gelegen, daß, wenn ich im Drama auftrete, es durchaus unerwartet und plötzlich geschieht. Ich verlasse mich deßhalb fest auf Eure Verschwiegenheit.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 7. März 1843.

Es ist ein so schöner Frühlingsmorgen, daß ich, statt auf den Stuhl vor meinem Schreibtisch, mich lieber auf die „Stadt Mannheim" setzte, die eben an der Landungsbrücke klingelt, und bei dem warmen Sonnenschein und dem lenzblauen Himmel eine plaisirliche Fahrt nach Mainz verspricht. Heute geht das nun freilich nicht, doch ist mir das prächtige Wetter sammt den ersten Veilchen und dem Hühnergekakel in der Nachbarschaft so vagabundisch in die Adern gefahren, daß ich zuvörderst wenigstens vom Reisen sprechen muß. Also: Sie kommen, und wir kommen! Wir, denke ich, Ende April oder Anfang Mai, Sie (NB. zweimal, zuerst allein und nachher mit der Geschätzten) zu noch näher zu bestimmenden Fristen. Die für Ihre erste Herkunft müßten Sie uns allerdings schon in Ihrem nächsten Briefe mit einiger Gewißheit im Voraus angeben, damit wir nicht etwa aus Unkenntniß an einander vorüberführen. Wahrscheinlich werden Sie die erste Hälfte Aprils wählen, wo ich Ihnen auch schon mit ziemlicher Bestimmtheit einen Maitrank versprechen kann, zu welchem Sie den Waldmeister nicht erst vom Niederwald mitzubringen brauchten. Erinnern Sie sich noch meiner vorigjährigen botanischen Bemühungen, und des aus ihnen resultirenden, von der Lorcher geheimen Polizei überwachten, Maitranks? Machen Sie, daß wir bald einen ähnlichen Abend (aber nicht in Lorch, sondern bei Freiligraths) erleben — ich sehne mich gar zu sehr danach, wieder einmal mit Ihnen zusammen zu sein. Sie haben ganz Recht, das Schreiben ist ein schlechter Behelf für die mündliche Unterhaltung. Lassen Sie uns denn bald zum Sprechen kommen, es hat sich seither Stoff in Menge gesammelt!

Ueber meine Sache mit Herwegh mag ich kaum noch Dinte verlieren, wenn es nicht in der Absicht geschähe, Ihnen wiederholt für Ihren treuen

Beistand in derselben meinen Dank abzustatten. Ich bin bis zur Stunde noch ganz ruhig darüber, daß ich mein Gedicht gegen Herwegh veröffentlicht habe, und betrachte die Angriffe, die es mir zuwege gebracht hat, eher als einen Succeß. Meine Gegner thun sich wahrlich durch die auf der Hand liegende Perfidie ihrer Taktik gegen mich keinen Vortheil! Plänkelkrieg mag ich nicht gegen sie führen, brech' ich aber einmal los, so wird es ein Donnerwetter sein, ärger als mein Schlag auf Herwegh, dessen Schwere ja eben die Ursache all dieser Gehässigkeiten ist. Eine Unbesonnenheit begeh' ich nicht — beging sie auch nicht, als ich gegen Herwegh auftrat.

Was Sie über meine, durch Pension 2c. 2c. bedingte, politische Stellung sagen, finde ich zum Theil durchaus richtig. Was ich etwa noch zu bemerken hätte, verschiebe ich übrigens bis zur mündlichen Discussion, da es mir wirklich nachgerade langweilig ist, über die Sache zu schreiben. Dann werd' ich Ihnen endlich auch — natürlich sub rosa rosissima — ein noch dem ersten halben Jahr meines Darmstädter Aufenthalts angehörendes Factum mittheilen, das Ihnen vielleicht mehr noch, als bisher alles Andere, beweisen wird, wie frei ich mich zu halten stets bestrebt habe, und — wenn in der Vergangenheit eine Bürgschaft für die Zukunft liegt — stets bestreben werde. Es ist eine Geschichte, die vielleicht mit mir zu Grabe gegangen wäre, wenn ich in den Anschuldigungen, die mir Bornirtheit und Böswilligkeit jetzt täglich in's Gesicht werfen, nicht eine Aufforderung finde, sie einem Freunde mitzutheilen, der, wenn etwa ein jäher Tod mich vor der Zeit abriefe, zu meiner Ehrenrettung Gebrauch davon machen könnte. In einem Radikalismus, wie ihn die Deutschen Jahrbücher und die Rheinische Zeitung ausübten, seh' ich kein Heil für unsere Zukunft, das gesteh' ich offen; — aber Gott soll mich bewahren, daß ich je, in Gesinnung, Wort oder That, der Reaction mich anschlösse. Wie ich denke und handle, werde ich freilich früher oder später einsam dastehen; — gerettete Selbständigkeit wird mir's tragen helfen.

Bei unserm neuen Censurgesetz werden Sie auch Augen gemacht haben. Erst die freie Presse und nun dieß Edikt! Es kommt mir vor, wie jene Procession der Hüpfenden, wo die Andächtigen nach jedem Schritte vorwärts zwei rückwärts thun!

* * *

Was das sub rosa rosissima mitzuteilende Geheimnis betrifft, so läßt sich nur vermuten, daß sich diese Äußerung auf folgendes bezieht. Freiligrath ward durch Prinzeß Marianne während des Aufenthalts zu Darmstadt an Radowitz empfohlen, welcher damals Gesandter bei den mittelrheinischen Höfen war. Dieser war ernstlich bemüht, des Dichters Zukunft sicher zu stellen, allerdings in einer Weise, gegen welche Freiligraths Drang

nach Unabhängigkeit der Überzeugung und Meinungsäußerung, sogar noch in jener unpolitischen Zeit, sich sträubte. Radowitz' Vorschlag ging dahin, Freiligrath sollte in Gemeinschaft mit dem Professor V. A. Huber zu Marburg, dem konservativen Publizisten, eine Zeitschrift in regierungsfreundlichem Sinne begründen, für deren Redaktion ein angemessenes Honorar in Aussicht stand. Die Verhandlungen darüber gingen nicht schriftlich, wenigstens nicht von Radowitz' Seite; der feine Diplomat lud Freiligrath zweimal zu sich nach Frankfurt ein zu mündlicher Besprechung; Freiligrath schlug schließlich das in der Darmstädter Sorgenzeit doppelt verlockende Anerbieten aus.

* * *

An J. P. Eckermann.

St. Goar, 20. März 1843.

Theuerster Freund!

Vergeben Sie mir, daß ich Ihnen erst so spät auf Ihren lieben Brief antworte. Ich wollte alle Tage meine Schuld abtragen, aber das verruchte Aufschieben, dem ich leider mehr als billig ergeben bin, hat mich wieder einmal ein Vierteljahr vertrödeln lassen, ohne Ihnen Nachricht von mir zu geben. Tragen Sie mir's nicht nach, und vergelten Sie nicht Gleiches mit Gleichem! Ich mein' es gut und habe Sie lieber, als ich Ihnen sagen kann, und als Sie vielleicht selbst glauben, und die Zeit läuft rascher als der Rhein.

Den herzlichsten Dank für Ihre Bemühungen für mich in der Goethe-Angelegenheit! Die Nachschrift Ihres Briefes zerstört freilich alle Hoffnungen wieder, die Ihr Brief selbst geweckt hatte: doch hör' ich kürzlich wieder, daß die Sache doch richtig geworden und der Verkauf des Hauses und der Sammlungen beschlossen ist. Ob die Geschichte nun wirklich etwas für mich ist, will ich meinem Stern in Ruhe überlassen. Vordrängen kann und mag ich mich nicht. Um so weniger, als es dort Aspiranten in Menge geben wird, und ich keinem Würdigeren oder Bedürftigeren in den Weg zu treten gesonnen bin. Der Würdigste, wie ich Ihnen schon früher schrieb, sind und bleiben Sie, und ich kann Ihre Gründe gegen eine Annahme der Stelle Ihrerseits keineswegs unbedingt gutheißen. Bei mir ließen sich auch wohl Obstakel finden, man muß aber nicht mit Gewalt welche aufsuchen. Dem Geh. Rath von Müller werde ich in diesen Tagen auch in diesem Sinne schreiben.

Mich wie Ida schmerzt es sehr, Sie noch immer so leidend zu wissen. Wir haben uns hin und her nach einem Mittel für Sie erkundigt, aber ohne Erfolg. Wie geht es Ihnen jetzt nur? [Bestes Recept gegen Magenkrampf: alle Morgen zum Frühstück ein Scheibchen rohen Schinken mit Weißbrod zu essen und ein Glas guten Wein, entweder Bordeaux oder

Madeira, zu trinken. Dann im Sommer an den Rhein nach St. Goar zu Freiligraths zu kommen und Rheinbäder zu gebrauchen. Dieß ist das einzige Mittel, das Ihnen helfen kann, lieber Doctor. Wenn Sie das nach meiner Vorschrift pünktlich befolgen und mit uns in den Bergen herumklettern, verspreche ich Ihnen völlige Genesung. Ida Freiligrath, Doctor der Medicin.]

Während ich eben aus der Stube gegangen war, hat sich, wie Sie sehen, liebster Eckermann, meine naseweise kleine Frau über meinen Brief gemacht und ein Recept hineingeschmuggelt, dessen Trefflichkeit, trotz der Naseweisheit der Verschreibenden, außer Frage steht. Ich bitte Sie also auch für mich recht dringend und herzlich, es zu gebrauchen, d. h. jetzt noch ungefähr einen oder zwei Monate mit Schinken und Bordeaux sich zu stärken, und dann hierher nach St. Goar zu kommen, und den Sommer mit uns zu verleben! Bitte, bitte, überlegen Sie sich's, und lassen Sie mich bald wissen, daß wir Sie erwarten dürfen, und daß ich Ihnen (denn unsere eigene Wohnung ist leider zu beschränkt) ein Zimmer miethen soll. Geibel wird auch gegen Pfingsten hier sein, und ein paar Monate bleiben. Ich hoffe auf einen recht heitern und belebten Sommer und würde — ich wiederhole es aus vollem Herzen — glücklich sein, wenn Sie durch Ihre Anwesenheit ihn mir vollends zu einem gemüthlichen machen wollten!

Ihr Gespräch im Hansa-Album ist — da Sie mich um meine Meinung fragen — durchaus ebenso bedeutend und vortrefflich wie die früheren. Ich habe mich recht erquickt und gestärkt daran — welch ein Kerl war der Alte doch! Lassen Sie doch ja bald den 3. Theil der Gespräche erscheinen, so etwas thut Noth in der Misere des Tages!

Ist Ihnen auch der Lärm zu Ohren gekommen, den mein Gedicht an Herwegh noch täglich macht, obgleich es schon am 20. Januar in der Cöln. Zeitung erschien? Ich bin dadurch förmlich zu einem Zankapfel zwischen den Parteien geworden und habe viel Kothschmeißerei ausstehen müssen. Doch macht das Nichts. Ich weiß, was ich gewollt habe, und daß der philosophische Radikalismus, den ich gründlich verachte, und der sich durch mein Gedicht in pleno mehr getroffen fühlt als er gestehen mag (obgleich der Spectakel, den er darüber macht, es genugsam zeigt), mich in keiner Weise aus dem Sattel heben wird. Herwegh, der unklare einseitige Fanatiker, ist zu beklagen, daß er sich von dem Gesindel eine Zeitlang als Popanz hat gebrauchen lassen. Sein herrliches Talent ist dadurch vor der Hand um alle Geltung gekommen. Mit „politischen“ Gedichten richtet der Schreiber jenes Briefes an den König von Preußen heuer Nichts mehr aus.

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 4. April 1843.

Es hat mich recht gefreut, lieber und verehrter Freund, daß Sie sich nun wirklich entschlossen haben, einen Theil des Sommers in St. Goar zu verleben. Nach dem stillen, einsamen Winter sehne ich mich von Herzen nicht nur nach den flüchtigen Anregungen, die schnell vorübersausende Reisende mir bringen werden, sondern vor allen Dingen nach dem längeren vertrauten Umgange eines in Leben und Wissenschaft herangereiften, und in der Brandung der Zeit selbstbewußt dastehenden Mannes. Solch ein Umgang ist es vornehmlich, was mir in der Romantik dieses Winters gefehlt hat, und ich kann Ihnen drum nicht sagen, wie ich mich auf Ihr längeres Hierbleiben freue. Ich hoffe mit Ihnen, daß es uns an gegenseitiger Anregung und Förderung nicht fehlen wird.

Wissenschaftlichen Bedarf werden Sie sich allerdings leicht von Bonn verschaffen können. Sonst versteht es sich von selbst, daß meine kleine Bibliothek, die vornehmlich in moderner englischer Literatur manches Interessante enthält, durchaus zu Ihren Diensten ist.

Wie wollen Sie es mit Ihrer Wohnung gehalten haben? Eine übergroße Auswahl können wir Ihnen nicht bieten, und dabei muß ich Ihnen auch noch bemerken, daß wenn Sie auf Sonne bestehen, Sie der Aussicht auf den Rhein entsagen müssen. Die auf den Strom gehenden Zimmer haben nämlich nur die Morgensonne, in den Frühstunden von 5 bis 9 etwa, und sind den übrigen Theil des Tages hindurch im Schatten. Aber eben deßwegen sind sie im Sommer so angenehm, und den auf die Straße sehenden, von früh Morgens bis spät Abends der Sonne ausgesetzten Räumen bei Weitem vorzuziehen. Die Sonne brennt nicht wenig zwischen unsern Schieferfelsen, und wenn sie mit ihren Frühstrahlen das Zimmer eingesegnet und erwärmt hat, so ist man froh, wenn man sie Mittags und Nachmittags nur auf die rings geschlossenen Jalousien des rheinüber liegenden St. Goarshausen prallen sieht. Aber wie Sie wollen! Setzen Sie mich nur bald und bestimmt von Ihren Wünschen in Kenntniß; ich werde ihnen nach besten Kräften nachzukommen suchen.

Herr von Cotta freut sich Ihrer Bereitwilligkeit, mit seiner Verlagshandlung in Verbindung zu treten, würde aber, glaub' ich, lieber eine Sammlung Ihrer Gedichte als den Roderich verlegen. „Dramatische Werke," schreibt er, „werden von Verlegern stets als bloße Opfer betrachtet, und zwar selbst dann, wenn sie nicht einmal honorirt werden. Doch will ich damit durchaus keine Unterhandlung im voraus abschneiden." Wenn Sie hier sind, wollen wir ausführlich über die Sache reden. Daß, wenn Sie eine baldige

Publikation Ihres Roderich beabsichtigen, Cotta denselben verlegen und anständig honoriren muß, ist keine Frage. Die Proben Ihrer Tragödie, welche Sie ohnlängst im Morgenblatt mittheilten, hab' ich mit großem Vergnügen gelesen.

Also Pfingsten! Sehen Sie zu, daß Sie Wort halten können, und halten Sie sich unterwegs nicht zu lange auf!

Und nun das herzlichste Lebewohl und Glückauf zu Ihrer Reise! Wären Sie nicht so bald hier, so würd' ich noch mehr schreiben, so aber verschieb' ich, gleich Ihnen, das Eigentliche und Mehrste auf die mündliche Unterhaltung. Lassen Sie mich nur noch wissen, daß und wie ich für Sie miethen soll. Wir beiden Großpensionnaire des Königs von Preußen müssen seinen Posten schon Etwas zu verdienen geben.

* * *

An Gottfried Kinkel.

St. Goar, 19. April 43.

— Wenn ich Ihnen nur sagen könnte, welch reichen und reinen Genuß mir Ihre Gedichte verschafft haben, und wie dankbar ich Ihnen für die freundliche Zusendung derselben bin! Erwarten Sie keine Kritik von mir! Sie wissen, daß ich auf den Namen eines Kritikers par excellence keinen Anspruch machen kann, und daß ich mich schlecht darauf verstehe, mir über einen ästhetischen Genuß recensentenhaft Rechenschaft abzulegen. Lassen Sie mich Ihnen darum nur einfach die auf volle, ehrliche Ueberzeugung gegründete Versicherung aussprechen, daß ich seit langer Zeit keine Sammlung von Gedichten mit gleicher Befriedigung aus der Hand gelegt habe, und daß Sie sich, was aus lobenden Recensionen gewiß bald des Breiteren erhellen wird, auf keine würdigere und trefflichere Weise beim größern Publikum hätten introduciren können, als eben durch diese schöne Zusammenstellung Ihrer lyrischen und epischen Sachen. Das Buch lehrt uns mit dem Dichter auch den Menschen lieben, und das ist wohl das Beste und das Schönste, was man ihm nachsagen kann. „Sein Schicksal schafft sich selbst der Mann," — dieser Grundgedanke Ihres köstlichen Otto Schütz klingt meinem Gefühle nach durch das ganze Buch, und das zumal macht es mir so überaus lieb und werth. Ein abgeschlossenes, nach Kampf und Ringen mannigfacher Art sieghaft abgeschlossenes Stück Menschenleben tritt mir daraus entgegen, wahr, schlicht, ohne Koketterie, und allzeit in entsprechendster, gediegenster Form. Ich wiederhole es, einen wohlthuendern Gesammteindruck hat lange kein Bändchen Gedichte auf mich gemacht!

Im künftigen Monat also machen Sie Hochzeit und besuchen uns auf

Ihrer Hochzeitsreise mit Ihrer jungen Frau. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie ich mich über Beides freue und die Tage Ihres Hierseins schon im Geist anticipire. Lieb wäre mir's, wenn Sie mir die Zeit, die Sie für St. Goar bestimmt haben, schon bald angeben wollten. Ich werde nämlich einen Theil (wahrscheinlich die erste Hälfte) Mai's von hier abwesend sein. Meine Frau begleitet mich natürlich, und würde es gleich mir ungern sehen, wenn wir uns verfehlten. Sagen Sie mir darum, wann Sie Ihre Reise anzutreten gedenken, damit ich mich wo möglich danach richten kann!

Geibel, mit dem ich auf seine Veranlassung seit einiger Zeit im Briefwechsel stehe, wird gegen Pfingsten hier eintreffen und einen Theil des Sommers bei mir zubringen. Levin Schücking folgt ihm gegen Mitte Juni, um gleichfalls länger zu bleiben. Ich bin eben darüber aus, ein Logis für Beide zu miethen, und hoffe, daß sie mir die Boten eines schönen, bewegten und anregenden Sommers sein werden. Meine Fremdensaison hat eigentlich schon mit dem ersten April begonnen, wo die von Heidelberg nach London zurückkehrende Dichterfamilie Howitt auf einen Tag hier ausstieg. Auch Moritz Carriere war vorige Woche auf zwei Tage hier.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 10. Mai 1843, als am
Königl. Preuß. Buß- und Bettage.

Was ich bisher zur Beschleunigung unseres Besuchs beitragen konnte, hab' ich redlich gethan. Ihrer geneigten Hindeutung auf den respectus parentelae willig folgend, vertiefte ich mich, sammt meiner Cousine, bereits am 26. v. M. in den Gutenberg, machte besagtem Frauenzimmer Tags darauf eine Stelle in dem Seminar für Kleinkinderlehrerinnen zu Kaiserswerth aus, und säuselte darauf später, nach allerlei Naturgenüssen in dem prächtigen Thale der Ruhr, von Düsseldorf und Unkel zurück nach St. Goar. Ich habe mich wirklich angenehm und nützlich auf der Tour unterhalten, und rechne namentlich einen Düsseldorfer Tag — bei Frau Immermann und den Familien Schrödter und Lessing — zu den interessantesten dieses Frühjahrs. In Unkel empfingen mich Schlickum und Strolch mit der alten brüderlichen Liebe. Letzterer erkannte mich schon an der Stimme (ich kam Nachts an, und mußte lange um Einlaß lärmen), obgleich ihn das neidische Schicksal nun fast schon ein Jahr von meiner Seite gerissen hat. Er ist knurrig und wohlgenährt, wie sonst, und noch immer ein starker Entomolog.

Aus dem vor mir stehenden, mit allerlei Waldgewächsen angefüllten Glase zieht meine Frau soeben ein Blümelein Vergißmeinnicht, um es in

ihren Brief an die Ihrige zu legen. Ich mag nun nicht minder höflich sein, und lege Ihnen drum eine Probe der ächtesten „St. Goarer Maikräuter" bei, ein pretium affectionis, das Sie um so mehr schätzen werden, wenn Sie erfahren, daß ich es meiner nächsten Bowle geradezu in Abzug bringe. Gibt es etwas Edleres, als so eine blühende Asperula odorata? Schauen Sie, schmecken Sie, riechen Sie!

Samstag schreib' ich Ihnen wieder, und schließe darum heute, da ich noch zu Walde muß, um den Stand des Gewächses zu inspiciren. Mit einem Kräuterhändelchen wär' es doch so übel nicht. Wollen's überlegen!

* * *

An Karl Buchner

St. Goar, 23. Juni 1843.

Schon sind wir seit unserem Fortgehen von Darmstadt in der dritten wöchentlichen Verdünstungsperiode, und wir haben noch immer nicht an die lieben Gräflichen,[1]) die uns unser Dortsein so schön und freundlich machten, geschrieben. Und nicht nur das: — Sie sind mir sogar mit einem Briefe zuvorgekommen, der nun morgen auch schon 8 Tage im Sack mit mir herumfährt. O Faulheit, Dein Name ist Freiligrath! — Aber nicht wahr, ich darf hinzufügen: O Langmuth, Dein Name ist Buchner!?

Empfangen Sie nun hiemit, liebster Freund, meinen doppelten Dank — den einen für alle Liebe und Herzlichkeit, die wir, wie immer, so auch jetzt unter Ihrem gastfreien Dache gefunden haben; den andern für Ihren freundlichen Glückwunsch zu meinem Geburtstage! Was soll ich es zum 101sten Male wieder sagen: Ihre und der Geschätzten Freundschaft ist uns ein Schatz geworden, den wir je länger je mehr lieb und hoch halten, und dessen Besitz uns Lebensbedürfniß geworden ist. Wir fühlen uns nach einem längeren Zusammensein mit Ihnen immer innerlichst erquickt und befriedigt, und was in Scherz und Ernst unter uns angeregt worden ist, klingt lange wohlthuend nach in uns. So war es auch diesmal, und so, hoff' ich, wird es noch lange, wird es immer bleiben! Führen Sie nun bald Ihren Vorsatz aus, hierher zu kommen! Ich freue mich von ganzer Seele auf ein paar Rheinische Tage mit Ihnen!

Emanuel Geibel Prometheus läßt sich Ihnen freundlich empfehlen, und bittet Sie, das anliegende Exemplar seiner 2ten Auflage wohlwollend annehmen zu wollen. Seine „Zeitstimmen", die er nächstens in neuer Zufuhr erwartet, werden Ihnen bei Ankunft gleichfalls zukommen, und ich denke, dem Packet dann auch meinerseits Etwas beifügen zu können, was Ihnen längst bestimmt,

[1]) Der Freund wohnte in der Grafenstraße.

leider aber durch Faulheit (diesmal nicht meiner selbst, sondern anderer Leute) immer noch nicht in meinen und Ihren Händen ist.

Seit ich von Darmstadt wieder hier bin, hab' ich wenig gethan; ich bedarf, um gründlich productiv zu sein, größerer äußerer Ruhe, als der bewegte Sommer sie mir bisher gegeben hat. Ich habe wenig zu einem tieferen Einkehren in mich selbst kommen können. Doch sollen die Grimme demnächst bestimmt an's Morgenblatt abgehen.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 30. Juni 1843.

Welch ein nasser, kalter, abscheulicher Sommer! Doch hat er uns schon manchen lieben und interessanten Gast gebracht, unter denen ich vor Allen den Dänen Andersen lieb gewonnen habe. Ein Mann von 38 Jahren, aber nichtsdestoweniger eine so reine, harmlose Kinderseele, wie sie eben nur der Dichter des „Improvisators" und des „Nur ein Geiger" besitzen kann. Ich denke, daß ich mir an ihm, wie an Longfellow, einen Freund für's Leben gewonnen habe. — Kurz nach Pfingsten war Kinkel aus Bonn mit seiner jungen Frau bei uns, die uns nicht minder einen genußreichen Tag verschafften. Kinkels kürzlich bei Cotta erschienenen Gedichte werden Ihnen schon bekannt sein; wo nicht, so mach' ich Sie dringend aufmerksam darauf. Es ist manches außerordentlich Schöne in dem Bändchen, vor Allem das größere Schlußgedicht „Otto der Schütz". Ich ziehe diesen Otto unbedingt Zedlitzens „Waldfräulein" vor, und glaube sogar, daß Letzteres kaum entstanden sein dürfte, wenn Otto nicht vorher dagewesen wäre. Das übrigens unter uns, denn wir wollen den guten Zedlitz nicht kränken.

Levin und Louise sind glücklich. Wahrscheinlich findet er in Augsburg eine sichere Stellung — auch auf anderen Seiten scheint man ihm entgegen zu kommen. Ich hoffe, daß die Beiden schon bald eine trauliche Häuslichkeit sich begründen können. Sie — wie auch Geibel — erwidern Ihre Grüße aufs Herzlichste. Geibel ist eine tüchtige, gediegene Natur. Von außen noch etwas burschikos, aber der Kern ist echt und nobel.

* * *

Mit der Freundschaft zwischen Freiligrath und Andersen war es freilich ein schöner Traum. Die „reine sorglose Kinderseele" war nicht danach geartet, dem tapferen mannhaften Freiligrath in ernster Stunde verbunden zu bleiben. Als unser Freund einige Jahre später, um seines Glaubensbekenntnisses willen flüchtig, zu London mit dem gefeierten Roman- und

Märchen-Dichter zusammentraf und ihn herzlich begrüßte, da trat Andersen dem mißliebigen Dichter der Freiheit sehr befangen gegenüber: Freiligrath hat ihm dafür in der zweiten seiner Eingang 1852 gedichteten Poetischen Episteln einen nicht gerade schmeichelhaften Denkstein gesetzt. [1])

An Levin Schücking.

St. Goar, 22. Juli 43.

Lieber Levin!

Beikommend endlich, aber für einen Marienberger Nichtsthuer doch noch zu früh, allerlei Apparat für den Brockhausischen Artikel. Nodnagel hat im Biographischen das Richtigste geliefert und Du kannst Dich daher, unter Hinzufügung des seitdem Vorgefallenen, hauptsächlich nur an ihn halten.

Bei der Aufzählung des von mir Edirten bitte ich Dich, des „Rheinischen Odeon" (mit Hub und Schnetzler) gar nicht zu erwähnen. Ich habe eigentlich nur gestattet, daß mein Name auf den Titel gesetzt worden ist. Was dagegen das „Rheinische Jahrbuch" angeht, so ist die Idee desselben (d. h. die dem Rh. Jahrbuch eigenthümliche Zusammenstellung von Novellistischem, Literarhistorischem, Kritischem, Epischem und Lyrischem) einzig von mir ausgegangen, und es darf drum nicht ausgelassen werden. Sie wollten mich an einen Rhein. Musenalmanach haben, ich dachte aber, eine Gesammtrepräsentation rheinischer Kräfte wäre besser, zumal ein Versuch, die deutsche Taschenbuchsliteratur im Allgemeinen zu heben, damit verbunden werden konnte.

Wenn Du meiner jüngeren Sachen (Gryn, Immermann, Flecken am Rhein, Herwegh u. s. w.) gedenken willst, so wirst Du mir eine Freude

[1]) Auch Andersen berichtet im „Märchen meines Lebens" über sein wiederholtes Zusammentreffen mit Freiligrath. Der Letztere nahm darnach in St. Goar den dänischen Dichter sehr herzlich auf und äußerte, derselbe habe einigen Anteil an Freiligraths Verheiratung; Andersens Roman „Nur ein Geiger" habe ihn mit Ida zunächst zum Briefwechsel und dann zu persönlicher Bekanntschaft gebracht.

Sommer 1847 fand Andersen Freiligrath zu London wieder. Er begegnete ihm zuerst auf der Straße, ohne ihn zu erkennen, weil Freiligrath den früheren Vollbart abgenommen hatte. Dagegen erkannte der scharfäugige Freiligrath den dänischen Dichter sofort, äußerte, derselbe habe ihn wohl nicht erkennen wollen — unser Freund konnte darin etwas argwöhnisch sein — und sprach, als ihn Andersen aus dem Gedränge in einen Thorweg zog: „Sie wollen als Königsfreund wahrscheinlich nicht vor so vielen Zeugen mit mir sprechen." Andersen besuchte ihn einige Male, machte auch mit ihm einen vergnügten Ausflug. So berichtet das „Märchen meines Lebens" Kap. 8. der Wartig'schen Ausgabe. Freiligraths Epistel vom 23. Januar 1852 geht darnach mit dem zwar sehr selbstzufriedenen und mit Vorliebe vornehmen Bekanntschaften nachstrebenden, aber sonst doch harmlosen und ehrlichen Dänen ein bischen sehr scharf ins Gericht.

machen. Es wird sich immer schon ein Anknüpfungspunkt dafür finden. Ueber meine politischen Händel müßte jedenfalls auch ein verständiges Wort gesagt werden.

Ich habe jetzt ein famos Gedicht in der Mache.

Gott sei mit Dir, Levin!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 3. Aug. 1843.

Lieber theurer Freund!

Sie müssen wahrhaftig glauben, daß der Dämon der Faulheit oder sonst ein unsauberer Geist mich reitet, seit wir zuletzt in Darmstadt bei Ihnen waren. Seit unserer Abreise am dritten Pfingstfeiertage dies erst der zweite Brief! Doch hoff' ich, daß Sie mir mit gewohnter Nachsicht verzeihen werden, wenn Sie hören, daß meine Frau seit vorgestern vor 14 Tagen infolge eines bösen gastrischen Fiebers anhaltend bettlägerig gewesen ist, und erst seit vorigem Montag ab und zu wieder ein paar Stunden sich erhebt. Rechnen Sie dazu Tag für Tag ein halb Dutzend fahrender Literaten, Schauspieler, Musici und andern strolchenden Gesindels, das Einen nolens volens am Schreibtisch überfällt und Einem die theure Zeit stiehlt, so werden Sie gewiß eher Mitleid mit mir haben, als mir zürnen. Soeben erst verläßt mich wieder ein soi-disant Musikdirektor, ein alter Bekannter aus Elberfeld, und ich fürchte fast, daß Sie diesen Blättern die fliegende Hast noch ansehen, mit der ich ihn vor zwei Minuten auf's Dampfschiff spedirt und mich unmittelbar darauf an die Schreibmappe gepflanzt habe.

Beim Zeitungslesen hab' ich kürzlich häufig bedauert, daß ich über dieses und jenes nicht mit Ihnen sprechen konnte. Was sagen Sie zu dem himmelschreienden Urtheil in Sachen Jordans? Was zu den abscheulichen Blößen, die sich Herwegh, der Mensch, den Communisten gegenüber gegeben hat? Kennen Sie seine 21 Bogen aus der Schweiz, in denen er als Dichter fast nur Schund und blasphemischen Greuel auftischt (cf. das Heidenlied Nr. 2)?

* * *

An Levin Schücking.

Liebster Kleucker!

Den allerschönsten Dank für die freundliche Abfassung und Zusendung des Brockhausischen Artikels! Ich bin durchaus mit demselben einverstanden und habe nur an ein paar Stellen einige unbedeutende Einschiebsel gemacht, die Du — insonderheit den Passus über meine Verheirathung — nothwendig finden und billigen wirst.

Meiner Frau geht es Gottlob wieder besser, eine ungemeine, durch die Krankheit gesteigerte Nervenreizbarkeit abgerechnet. Das nasse, kalte Wetter ist einer raschen Besserung leider nicht günstig.

Geibel, der ohnlängst den illustrious author of Pelham auf der Prinzeß Marianne kennen gelernt hat, ist auf acht Tage hinunter nach Bonn und Cöln.

Herwegh blamirt sich doch gründlich.

Ich bin seit 14 Tagen wieder einmal rechtschaffen schafferig (wie die Schwaben sagen) und lasse ein Sonett nach dem andern vom Stapel. Meist über Fragen der Zeit, aber auch Anderes ist nicht ausgeschlossen. Grundton: ein der Reaction wie dem Schwindel der Radikalen gleich entfernt stehender Liberalismus. Ich hab' vorläufig ein halb Dutzend als Probe an's Morgenblatt geschickt und lasse die ganze Reihe wahrscheinlich in einem Hefte für sich noch diesen Herbst drucken. Ich denke, das Zeug soll wieder einmal um sich fressen.

Vale, lieber Alter, und laß Dein Antlitz bald über uns leuchten. Schönste Grüße von Haus zu Haus:

Am Mittelrheine, zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sanct Goar
Der erste Christ und Salmenfänger war,
Da schwingt sich auf ein feierliches Grüßen.

In alle Wege

Dein

Aeltester.

6. Aug. 1843, als am Tage des Vertrags von Verdun. Was sagst Du zu der officiellen Affenschande, so man mit dem Tage zu treiben sich gemüssigt sieht?

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 11. 8. 43.

Liebster Kleucker!

— Ich bin durchaus nicht einverstanden damit, daß Grabbe schon jetzt als Romanfigur benutzt werden soll. Dafür steht er uns noch zu nahe, war überhaupt von vornherein zu verkommen und verludert, als daß sich nur irgend etwas Erquickliches oder Erbauliches aus ihm machen ließe. Da ist der tolle, lebenskräftige Günther tausendmal besser und dankbarer. Ein so schwacher, kindisch willenloser Mensch wie Grabbe ist kein Vorwurf für die Kunst. Für die Psychologie allerdings in hohem Grade.

Wegen meiner Sonette sei unbesorgt. Ich mache vorläufig, was gemacht werden muß, und sichte nachher das vielleicht zu Starke heraus. Glaube nicht, daß ich einer Mode zu Lieb, die schon wieder aus der Mode ist, das Zeugs mache. Daran denk' ich nicht. Es kommt mir eben, und ich kann es nicht abweisen. Lachen mußt' ich übrigens, als ich das von Deutschen Tyrannen in Deinem Zettel las. Eins der Sonette nämlich wünscht für Deutschland einen ordentlichen rechtschaffenen Tyrannen:

„O drückt' auch uns nur landlos ein Johann;
Kein größer Heil, bei Gott, als solche Johne!
Ihr wißt, wie Kühnheit zorniger Barone
Die Freiheit Englands Jenem abgewann!"

Du kannst Dir die weitere Ausführung denken. Einem guten Fürsten trotzt man keine Magna Charta ab. Dem schlechten aber rückt man auf's Collet. Also, da wir eine M. C. haben wollen und müssen, ist ein John nützlich und wünschenswerth. Ich glaube nicht, daß ich das Paradoxon in solcher Weise durch Sophistik rette.

Vale! Semper tuissimus

Yo el Baribal.

* * *

In die Mitte des August 1843 fällt ein Ausflug unseres Dichters nach Coblenz und sein erstes Zusammentreffen mit Hoffmann v. Fallersleben, welcher damals, ob der „Unpolitischen Lieder" seiner Breslauer Professur enthoben, als fahrender Sänger durch das Land zog. Die beiden Dichter, der kgl. preußische Pensionär und der politisch Verfemte, trafen sich am 16. August zufällig durch Vermittelung des Buchhändlers Baedeker, machten einen Spaziergang zusammen, tauschten ihre jüngsten Gedichte aus, wobei Freiligrath bemerkte, man werde bald von seiner politischen Gesinnung eine bessere Meinung gewinnen. Am Abend waren sie abermals bei Baedeker in großem Kreise beisammen, und Hoffmann sang zu des Wirthes größtem Mißvergnügen sein neues Lied vom „Schweigethaler", dessen erste Strophe lautet:

Wollt' ein König mir doch geben
Pension!
O wie ließ' ich hoch ihn leben,
O wie würd' ich ihn erheben!
Pension!

Freiligrath nahm in seiner rührenden Gutartigkeit die grelle Taktlosigkeit des direkt auf ihn gemünzten Liedes nicht übel; beim Heimweg in ihr gemeinsames

Nachtquartier, den Riesen, schlägt Hoffmann vor, noch „etwas Kühlendes" zu genießen. Und die beiden Poeten saßen in später Nacht zusammen, tranken und politisirten: es ist das

Jene Nacht im Riesen,
Wo wir den Champagnerschaum
Von den Gläsern bliesen;
Wo wir leerten Glas auf Glas,
Bis ich alles wußte,
Bis ich deinen ganzen Haß
Schweigend ehren mußte.

Düster mit verkohltem Docht
Flackerten die Kerzen;
Düster und von Zorn durchpocht
Brannten unsere Herzen;
Dennoch oft, gleichwie ein Blitz,
Finstrer Wolk' entquollen,
Brach ein Lachen, brach ein Witz
Hell durch unser Grollen.

Als am Morgen des 17. August Hoffmann spät erwachte, war Freiligrath schon ohne Abschied rheinauf gedampft; niemand gedächte noch „jener Nacht im Riesen", wenn nicht Freiligrath selber durch sein Gedicht im Glaubensbekenntnis zu der Vermutung Anlaß gegeben hätte, dieselbe habe seine Umkehr zur freisinnigen Dichtung veranlaßt. Es bedarf bloß eines Blickes auf die vorhergehenden Briefe, auf die damals entstandenen Sonette, um zu erkennen, daß Freiligrath einer solchen Anregung nicht bedurfte, eines Blickes auf die Briefe aus dem Eingang 1844, um zu finden, daß nur die maßlos kleinliche Censur jener Tage den Dichter in die entschiedene Opposition trieb, welche dann auch im Feuer der nun beginnenden Arbeit allgemach schärfer ward. Es wäre also an der Zeit, diese allerdings von unserem Dichter selbst verschuldete Märe von seiner Umwandelung in jener Nacht endlich zu den Toten zu werfen. Freiligrath selbst verwahrt sich, und mit Recht, in seinen Briefen aus Brüssel mit schärfsten Worten dagegen, daß er durch Hoffmann bekehrt worden sei. Übrigens besuchte Hoffmann unsern Freund alsbald darnach in St. Goar, machte mit ihm und Geibel einen Ausflug nach Oberwesel, und blieb mit ihm fortan in einer, allerdings nur locker geknüpften brieflichen Beziehung. Er gedenkt in seinem redseligen Buche „Mein Leben", Band IV. eingehend seiner Beziehungen zu demselben in den Jahren 1843 und 1844 und stellt selbst die Bekehrungsmythe in Abrede.

An Karl Buchner.

St. Goar, 24. Aug. 1843.

Theuerster Freund!

Nun liegen schon wieder achtzehn Tage zwischen dem Datum Ihres letzten Briefes und dem meines heutigen, aber der Gottseibeiuns soll mich holen, wenn ich eher zum Schreiben kommen konnte. Sie können sich nicht vorstellen, wie wirr und lebhaft die heurige Saison für uns ist. Ein Besuch drängt den andern, ich weiß manchmal kaum, wo mir der Kopf steht. Doch bin ich nicht böse drum. Es kommt freilich viel des Gleichgültigen und selbst Unangenehmen, dafür sieht man dann aber auch auf der andern Seite Leute bei sich, wie Saphir, Hoffmann von Fallersleben und Justinus Kerner (die Reihenfolge der Namen ist die chronologische), und das ist denn doch auch was werth. Kerner und seine Frau haben uns erst heut Morgen verlassen, liebe, herzige Menschen, deren Besuch die besten und innigsten Saiten in uns angeschlagen hat, und noch lange fortvibriren lassen wird. Auch Hoffmann's Bekanntschaft ist mir lieb und hocherfreulich gewesen. Wir haben uns bald verstanden, und sein Vorsatz, wieder herkommen zu wollen, ist mir Bürge, daß auch er sich wohl und zu Hause hier gefühlt hat. Wahrscheinlich werden Sie alle drei, Kerner, Hoffmann und Saphir, auch bald dort sehen — wenigstens hatten sie die Absicht, Darmstadt demnächst auf ihren Touren zu berühren. Noch einen Radikalen hab' ich kürzlich kennen gelernt, zuerst flüchtig auf dem Dämpfer, und nachher (vorigen Sonntag) erneuert zu Geisenheim, den Königsberger Walesrode. Ein gewichster geistreicher Mann, doch sind wir uns im Trouble des Dampfschiffs und einer großen Gesellschaft nicht näher getreten.

So viel von St. Goars Saus und Braus, um mich wegen meiner abermaligen Schreibfaulheit zu entschuldigen. Und nun ein recht herzliches: „Grüß Gott!" und die freundlichsten Wünsche für Ihr und der lieben Ihrigen Wohlergehen! Ich hoffe, daß diese Zeilen Sie Alle frisch und gesund finden werden!

Könnten Sie mir nicht in Ihrer Antwort mit zwei Worten kurz und bündig sagen, wodurch denn eigentlich Jordan zumeist peccirt haben soll? Ich bin zwar im Allgemeinen au fait, da ich J. aber einige Sonette in meinen „Patriotischen Phantasien" widmen will, so möchte ich gern auch im Einzelsten unterrichtet sein.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 7. Sept. 1843.

Liebe hochverehrte Freundin!

Ihre Rückkehr und der gute Erfolg Ihrer Badereise hat uns mit der herzlichsten, theilnehmendsten Freude erfüllt, und wir danken Ihnen innig für die große Güte, mit der Sie uns alles so bald und so freundlich mitgetheilt haben! Möchte es uns nur bald vergönnt sein, Sie wieder zu sehen! Wie Ihnen Ida geschrieben hat, ist es uns im Augenblick nicht wohl möglich, zu Ihnen zu kommen; dagegen rechnen wir mit freudigem Vertrauen darauf, daß Sie, sobald es geht, einmal rheinab schwimmen. Wie lange, lange sind Sie nun nicht in St. Goar gewesen! Es wird wirklich fast oder gar schon ein Jahr sein; und wenn abgesehen selbst von dieser langen Frist, Sie überdieß in Erwägung ziehen:

1) daß die Lurley mit jedem Tage mehr in die Brüche geht;

2) daß die schöne Wallnußbaum-Allee, die zum Rheinfels führt, nach vollendeter Nußernte abgehauen wird, und endlich:

3) daß auch mein St. Goarer Poetenzelt (das Sie NB. noch gar nicht betreten haben) wohl die längste Zeit hier gestanden hat;

— so ist das alles, glaub' ich, Veranlassung genug, um noch einmal hierher zu kommen, so lange der status quo noch andauert. Lassen Sie uns drum nicht vergeblich hoffen! Wir bitten Sie sehr und auf's Herzlichste!

Wenn ich daran denke, daß ich den Rhein verlassen soll, so wird mir in der That ganz weh zu Muthe! Und doch wird es nöthig sein, wenn ich mich nicht die längste Zeit im Jahre in lauter Aeußerlichkeiten und gesellschaftlichen Rücksichten verpuffen soll. Ida hat Ihnen geschrieben, wie über alle Maßen lebhaft unsre heurige Saison ist: wir sind kaum einen Tag zu Athem gekommen, und bei allem Angenehmen und Erfreulichen einer solchen Frequenz stellt sich als letztes Resultat doch nur ein großer Nachtheil heraus. Zeit und Stimmung, Gesundheit und Geld gehen zum † † †; man leidet physisch und psychisch unter dem Druck all dieser Freundlichkeiten. Zum Arbeiten bin ich fast gar nicht gekommen, und kann außer ein paar Dutzend Sonetten und einigen Uebersetzungen nichts in den letzten Monaten Entstandenes aufweisen. Und doch ist mir eben am Abschluß eines größeren Cyklus von Sonetten, den ich unter dem Sammeltitel „Patriotische Phantasien" gern noch in diesem Jahre herausgeben möchte, so sehr Viel gelegen. Vielleicht bringt mir der September oder Oktober noch die gewünschte Muße. Ich bitte den heil. Apoll von Herzen darum.

Wohin wir uns übrigens im nächsten Frühjahr flüchten werden (denn

vor dem Winter läßt sich allerdings an keinen Umzug mehr denken), das mag der liebe Gott wissen. Ich wollte, daß ich als Bibliothekar oder dergl. inzwischen einen festen Heimathsboden fände. Wenn man ein Amt bekleidet (mag es auch noch so sehr Sinekure sein), so hat man doch immer mehr Vorwand, sich dem Andrange der Fremden zu entziehen, als wenn man so vogelfrei, als Poet bloß der Muse lebt. Das respectiren die Wenigsten.

Von den patriotischen Sonetten, die ich eben erwähnte, erlaube ich mir, Ihnen eine kleine bereits gedruckte Probe beizulegen, von der ich herzlich wünsche, daß sie Ihnen gefallen möge! Dann schick' ich Ihnen auch nach Ihrem Wunsche „Waldfräulein“ und Kinkels „Gedichte“, den Poeten Emanuel aber in sebsteigener Person. Sie werden einen lieben, wackeren Menschen in ihm kennen lernen, dessen Persönlichkeit Ihnen gewiß zusagen wird. Von seinen neuesten Sachen hat er manches bei sich, und wird Ihnen sicher mit Vergnügen davon vorlesen.

Kerner und seine Frau sind zu liebenswürdig. Reinere kindlichere Naturen kann man sich kaum denken! Mein Zusammentreffen mit Hoffmann von Fallersleben war nicht, wie Sie aus jenem Zeitungsartikel vielleicht geschlossen haben, ein verabredetes, sondern ein rein zufälliges. Ich fand ihn zu Coblenz bei einem uns beiden befreundeten Buchhändler, wo sich dann von selbst eine Bekanntschaft vermittelte, die mir lieb und werth geworden ist. Wir haben uns beim Scheiden herzlich die Hand geschüttelt, wenn wir gleich nicht in allen Dingen einer Ansicht sind.

* * *

Zu diesem Briefe die Bemerkung, daß die Wallnußbaum-Allee heute noch steht und ihre Erhaltung den beiden Dichtern Freiligrath und Geibel zu danken hat, die ihrem Freund, dem Landrat, so lange zusetzten, bis derselbe einen Bericht über die Sachlage an den Oberpräsidenten machte; darauf erfolgte der Bescheid, daß der Prinz von Preußen, der die Ruine erworben, auch die Allee kaufen wolle.

An Karl Buchner.

St. Goar, 8. Sept. 1843.

Theuerster Freund!

Der gute Gesell — Emanuel — schnürt sein Bündel — und verläßt das Thal der Gründel. — Mit Weh und Ach — begleiten wir ihn bis Bacharach; — dort mit Spruch und Reim — entlassen wir ihn nach Geisenheim, — wo die Schwiegermutter — ihn hoffentlich stärkt mit entsprechendem Futter — und wo Adelaide — ihn begeistert zu neuem Liede. — Denn

er hat den St. Goarer Harm satt — und steuert recta via nach Darmstadt; — von Darmstadt aber zum alten Kerner —

Und so ferner!

Nehmen Sie den guten Sänger (wie ihn Andersen ohnlängst in einem Briefe an mich nannte) freundlich auf, und lassen Sie sich Neues und Neuestes aus St. Goar von ihm erzählen. Er ist eine wackere, tüchtige Natur, die Ihnen zusagen wird, und deren wildes Feuer, so Gott will, in ein paar Jahren verflackert ist. Wo der Stamm gut ist, da kann man allerlei kleine Auswüchse schon verzeihen. Die Zeit nimmt sie meist von selber weg.

Und nun — nach also vor sich gegangener Introduction Emanuelis des Poeten — meinen allerherzlichsten Dank für Ihren letzten lieben Brief.

Mein Cyklus „Patriotische Phantasien" (im Morgenblatt steht noch „Träume von einer deutschen Flotte" — mit der Flotte fing ich aber nur an, und der Kreis erweiterte sich unmerklich so, daß ich es schon wagen mußte, Möser'n einen Titel zu stehlen), hat in den letzten Wochen, allzu häufiger Besuche wegen, gestockt, doch sind wenigstens ein paar Dutzend fertig, und wenn ich, wie ich hoffe, jetzt etwas Ruhe kriege, so denk' ich doch in 1 bis 2 Monaten das halbe Hundert fertig zu machen, und werde es dann noch diesen Herbst in einem besondern Heft erscheinen lassen. Das Grimm-Gedicht und einiges andere Verwandte soll dann gleich angehängt werden. Allerschönsten Dank für Ihre Notizen über Jordan. Doch — ich muß schließen. Emanuel nimmt schon vorn im Zimmer den Henkerskaffee ein, und der Dämpfer, auf dem ich ihn bis Bacharach begleite, ist schon in Sicht. Drum Ade, Ade, Ade!

* * *

Zwischen dem S. 63 mitgeteilten Brief an Emanuel Geibel vom 4. April und dem nun folgenden liegt der heitere Poetensommer 1843, dessen Geibel in der Gesellschaft des Freiligrath'schen Ehepaares und der Familie Heuberger von Herzen froh ward. Mit dem Herbste zog Geibel wieder von dannen, mit allerlei Aufenthalten, um zunächst nach Stuttgart zu gehen. Er sprach ein bei Adelheid von Stolterfoth in Geisenheim, bei Karl Buchner in Darmstadt, bei Justinus Kerner in Weinsberg, ohne dem Freund in St. Goar auch nur ein Wort des Berichtes zugehen zu lassen. Da erließ denn Freiligrath ein überaus ergötzliches Mahnschreiben, zwei ineinander geheftete Quartbogen; das vorderste Blatt gleichsam Titelblatt; die folgenden 6 Seiten aber illustrirt durch eine Reihe eingeklebter Wein-Etiketten; der ganze Brief ein Beweis köstlichster übermütiger Laune.

Literae gratulatoriae „illustratae.“

„Am Mittelrheine zu der Lurlei Füßen,
Wo bei den Heiden weiland Sankt Goar
Der erste Christ und Salmenfänger war,
Da schwingt sich auf ein feierliches Grüßen.“

St. Goar, 16. Octobr. als am Tage
St. Galli 1843.

Lieber Emanuel!

Außer einem mündlichen Kuhpockenbulletin, welches Du die besondere Gewogenheit hattest, mir durch den Studiosen Pf. zuzufertigen, bin ich seither ohne alle und jede Nachricht von Dir geblieben. Ich schließe daraus wohl am allerbesten, daß es Dir wohl geht und Du Dich — wie stand das auch anders zu erwarten! — in Kerners herziger Häuslichkeit rasch und zu Deinem Frommen zurecht gefunden hast. Mit der Zeit könntest Du das aber auch wohl selbst einmal sagen, und Einen dem bloßen Schließen und Vermuthen über Dich und Deine Zustände entheben. Auch eine Licenz (in diesem Falle die Dir verliehene der Correspondenzfaulheit) soll man nicht mißbrauchen.

Die Hauptveranlassung zu diesen Zeilen ist Dein übermorgiger Geburtstag, zu dem wir alle Dir von Herzen Glück wünschen! Meine Frau legt einen selbstgehäkelten Geldbeutel, die Schnur eine anderweitige, mit der Hand gearbeitete Bagatelle bei; ich aber in meiner Eigenschaft als Strick binde Dich solenniter mit gegenwärtiger Flasche Lisztischen Champagners an, die bei aller Vortreff-



lichkeit die sonderbare Eigenthümlichkeit besitzt, daß Du Dir weder einen Glanz noch einen Strich auf ihrem Boden holen wirst; ich kann also ohne Furcht, daß Du des Guten vielleicht zuviel thust und mit Theobald Händel anfängst, meiner Generosität die Krone aufsetzen und Dich auch noch mit zwei Flaschen

1834 F. M. Schloss Johannisberger **Cabinet-Wein**	1834 F. M. Schloss Johannisberger **Cabinet-Wein**

regaliren. Mehr aber wird nichts gereicht. Ihr Strolche werdet ohnehin schon zu viel Clevner und Riesling vertilgen, und insonderheit übermorgen, kann ich mir denken, wird es weder an Flaschen noch an Zöpfen fehlen.

Viel zugetragen hat sich hier seit Deinem Fortgehen eben nicht. Am 9. Septbr. beschloß ich mit meiner Frau eine Tags darauf anzutretende kleine Tour nach Rolandseck und dem Siebengebirge. Am 10. früh brachte mir der Postbote einen Brief von Häring, an Dich adressirt, jedoch mit dem Beisatz auf der Adresse: „im Fall der Abwesenheit des Herrn. Dr. Geibel von Hrn. Freiligrath zu eröffnen.“ That's und fand die Nachricht, daß Häring sammt Frau selbigen Tags nach Cöln dampfen wollten und uns gern auf der Brücke begrüßen möchten. Fuhren also zusammen, und bestimmten Härings, Abend und Nacht auch in Rolandseck zuzubringen. Vergnügten Abend verlebt. Sehr bedauert, daß der Ghibelline nicht dabei war. — NB. Hab' ihm doch noch eine Flasche Rolandsecker Ausbruch für den Geburtstag mitgebracht. Nun aber auch keinen Tropfen mehr! Wirklicher Ausverkauf!

Hotel de Rolandseck
Rolandsecker Ausbruch
C. Groyen

Sonst noch allerlei Besuch gehabt, unter anderen eine aus Italien heimkehrende Stettiner Familie, deren hübsche, selbst im Musenwerk nicht talentlos dilettirende Töchter mir einen mächtigen, an Ort und Stelle gebrochenen Lorbeerzweig aus dem Garten Pitti mitbrachten.

Von Briefen und Packeten nichts für Dich angekommen, als ein Exemplar Deiner Gedichte und das beiliegende Kreuzband von Goedeke. Daß ich letzteres geöffnet (es war ja kein Brief), wirst Du meiner Neugier, die einen Dich betreffenden Aushängebogen von Goedeke's Buche witterte, freundlich vergeben. Der Landrath läßt die Biographie jetzt im Kreisblatt drucken, wie er früher auch Schückings Aufsatz über Dich der Allg. Zeitung für das Kreisblatt entnahm.

Aber, zum Teufel, Eine Flasche müssen wir doch noch leeren! Der alte Kerner und seine Frau sollen leben! In Hochheimer 1834!

Und nun: Liebester

1834 Hochheimer.

Emanuel!

„Prinzessin Eugenie die edle Dame" ist seit acht Tagen bei uns und wird noch acht Tage weiter hier bleiben. Sie ist ein gutes frommes Kind, und wenn sie allein ist, so singt sie aus dem Gesangbuche:

Liebster Immanuel, Du Licht der Frommen,
Du meiner Seele Trost, ach komm' nur bald,
Du Friedefürst hast mir das Herz genommen,
Das ganz in Liebe Dir entgegenwallt.

Ueberhaupt glaub' ich, daß die St. Goarer Mägdelein noch viel an Dich denken. Wo ihrer zwei oder drei zusammen sind, da ist es gewiß 5 mal unter 10 mal in Deinem Namen, und da bist Du mitten unter ihnen. — Liebes Geburtstagskind, Du vergibst mir doch die schlechte Anwendung der Bibel? —

Heut ist der Tag des heil. Gallus. Dabei fällt mir ein, daß Levinus und Gallina seit dem 6. hujus ein Paar und jetzt in Augsburg sind. Werden's Dir wohl auch geschrieben haben. Möge es Ihnen wohl ergehen!

Habe allerlei gemacht seither, und lege ein sauberes Zopflied zur Ergötzung bei.

Grüße die guten Kerners alle, alle auf's Herzlichste von mir und uns. Auch die verehrte Frau von Suckow. Ihr, wie Vater Justinus, schreib' ich nächstens! Gott mit Dir! Laß' von Dir hören! Dein alter

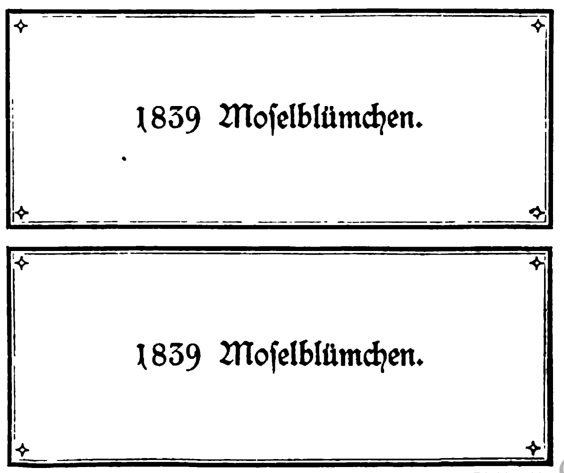
Freiligrath.

* * *

P. S.

Liebster!

Der Brief war fertig, als mir einfiel, man könne doch eigentlich des Guten nie zu viel thun. Besonders an einem Geburtstage. Wollen also zur Abkühlung auf all die starken Sorten noch ein paar Flaschen excellenten Leichten trinken. Also:



Aber nun auch Basta, sonst gibt's richtig einen Haarbeutel!

Der leichteren Verpackung des Flaschenkellers wegen (auch Geldbeutel und Buchzeichen würden sich einem simpeln Briefe schlecht beilegen lassen) schick' ich Dir die ganze Geschichte auch noch im Geleit des oben erwähnten Exemplars Deiner Gedichte. Von Deinen Cigarren hab' ich zwei in Rauch aufgehen lassen seither.

Noch einmal

und allemal

Dein Fth.

NB. Das Geldstück im Beutel darfst Du nie ausgeben. Du bist dann immer bei Kasse, trägst auch immer das Bildniß unseres Bonifacii im Sack nach.

Folgt ein Zeitungsausschnitt:

Schriftsteller auf Reisen. Auf einem und demselben Dampfboote von Köln nach Düsseldorf befanden sich vor ein paar Wochen Saphir, Freiligrath, Walesrode und Levin Schücking. — Saphir war sehr verstimmt, sehr wortkarg, er schien auch körperlich leidend. Desto aufgeweckter war dagegen Walesrode, der immerwährend einen Zuhörerkreis um sich versammelt hatte, den er mit wohlklingendem Organ und gutgesetzter Rede unterhielt. Freiligrath hielt in der rechten Hand eine Flasche Rheinwein, in der linken einen grünen Römer. Vor jedem Glase schüttete er einen Tropfen über Bord in des Stromes grünliche Flut, verharrte schweigsam und blickte oft träumerisch nach den Bergen und Schlössern am Ufer, bis „die Augen ihm thäten sinken." Schücking kam fast nie aufs Verdeck, sondern hielt sich fortwährend in der Restauration oder vielmehr in der Küche auf. Er schien mit Eifer und Beobachtungsgabe die Zubereitung der Speisen zu studiren. Alle vier geistreichen Männer waren stets isolirt, nur einmal sah man sie in einer Gruppe beisammen stehen und eine Schaar Gänse betrachten, die mit großem Geschrei in einem Dorfe aufflog und sich in den Rhein stürzte. Vielleicht fürchteten diese für ihre Federn. Es war übrigens so, als fühlte sich jeder der gedachten Schriftsteller durch den andern genirt.

Was sagst Du zu diesem saubern Stuck literarischer Verlogenheit?

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 23. Okt. 1843.

Ihre letzten Nachrichten hatten wirklich lange auf sich warten lassen, und wären sie nicht endlich am 11. Oct. Morgens eingetroffen, so würden Sie ohne Fehl am 12. Mittags ein Briefchen von mir erhalten haben. Nicht, um zu mahnen, sondern um freundlich anzufragen, ob vielleicht Krankheit, viele Arbeit oder Ausbleiben des Ghibellinen Veranlassung Ihres langen Schweigens wären. Nun ist es keines von Allem, sondern eben Nichts, als die liebe Faulheit gewesen, was uns so lange zappeln ließ. Diese Faulheit

aber, schlage ich unbedenklich vor, ist nicht sowohl (nach dem von der jenseitigen Geschätzten angeführten Sprüchworte: „Böses Beispiel verdirbt gute Sitten") ein Resultat unserer früheren Schweigsamkeit gewesen, als vielmehr der Anwesenheit Immanuelis des Friedefürsten in Ihrem Hause beizumessen. Ein größerer Faullenzer, wie der, ist mir in meiner correspondenzlichen Praxis (mich selbst natürlich ausgenommen) noch nicht vorgekommen, und ich finde es ganz begreiflich, daß seine temporäre Nähe Sie inficirt hatte. Denken Sie, der Mensch hat uns am 8. Sept. verlassen, und bis jetzt auch nicht die blasse — wollt' ich sagen: das blasse Insekt von sich hören lassen. Das nenn' ich wirklich starken Tabak! Lassen Sie uns desto fleißiger sein, und antworten Sie, damit wir wieder in Gang kommen, diesmal rascher. Wir Faullenzer von St. Goar versprechen dann auch Besserung, und wollen den Winter hindurch keinerlei Art von Sommerlicenz geltend machen. Es wird jetzt mit jedem Tage ruhiger und stiller, und das kommt dem Schreiben natürlich zu Gute. Das Reisejahr liegt in den letzten Zügen, und läßt nur noch alle zwei bis drei Tage ein gelindes Zucken verspüren. Bald wird es ganz verendet haben.

Meine Sonette hab' ich, wie Sie vermuthen, fortgesetzt, doch sind ihrer noch nicht genug, um sie als besonderes Büchlein zu ediren. Ich schaffe jedoch in der Stille weiter, und habe auch schon daran gedacht, wieder einmal eine Handvoll im Morgenblatt auszuschleudern.

Leider werd' ich nicht Alles, was ich habe, veröffentlichen können. Es müßte wenigstens nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn die Censur ein Ding, wie das beifolgende z. B., durchließe.

O, drückt' auch uns nur landlos ein Johann!
u. s. w.

Ein Paradoxon, und deßhalb auch nur halb wahr. Aber doch ist was dran! Ein Tyrann oder ein Kind (cf. die jüngsten Ereignisse in Griechenland) — damit kommt man am ehesten zu Streiche.

Ich habe kürzlich auch allerlei Neues zu alten Singweisen gemacht. Mein Zopflied in der Cölnischen Zeitung vom 12. Oct. hat, wie mir Briefe melden, am Niederrhein und in Westphalen Glück gemacht, und wird schon vielfach gesungen. Der Neubau des Königsstuhls bei Rhense hat mich auch zu einigen Strophen veranlaßt, die ich heut' an Du Mont schickte, jedoch nicht recht weiß, ob er sie nehmen wird. Sollte es nicht geschehen, so stehen sie hier. Sie dürfen sie aber eigentlich weniger lesen, als vielmehr nach der angegebenen Melodie durch die Zähne brummen.

Der Königsstuhl bei Rhense.

(Weise: In des Waldes düstern Gründen.)

Neu gebaut beim alten Rhense
Steht der Wahlstuhl wiederum,
u. s. w.

Aber, claudite jam rivos! Wenn ich fortfahre, zu schwatzen und abzuschreiben, so komm' ich auch mit diesem Briefe nicht zu Stuhle. Drum für heute Lebewohl!

* * *

An Levin Schücking.

[St. Goar, Ende October 1843.]

Liebster Kleucker!

Es grenzt freilich an Verworfenheit, einen jungen Ehemann schon in der dritten Woche seines Honeymoon's mit Wischen zu behelligen; da mir indessen die Beilage mit dringender Bitte um baldige Beförderung soeben zugestellt worden ist, so hoffe ich auf Entschuldigung zählen zu dürfen. Zuerst also Dir und Deiner Gemahlin die herzlichsten Glückwünsche von mir und meiner Frau! Es war ein gescheuter Einfall von Euch, noch vor dem Winter voran zu machen; der Teufel hole das Warten, oder: Warte wer warten kann! citirt Freiligraths Ferdinand sich selbst, d. h. seine Uebersetzung eines Longfellow'schen Gedichts. Du bist aber ein Strolch; uns Deine Hochzeit einen Tag zu früh haben feiern zu lassen. Was ist das für eine heidnische Bräutigamsconfusion!

Ging also Freitag 6. hujus Nachmittags 4 Uhr einsam spazieren, nachdem ich mir vorher Dir zu Ehren den grünen Salzburger sammt güldener Trobdel auf's Haupt gestülpt hatte. Sah drin aus, als wär' ich selbst wieder ein Hochzeiter. Wunderschöner stiller Herbstnachmittag. Lange im Wald auf moosigem Hügel gelegen; still an Euch gedacht; Segen gesprochen; Miltons barbarisch schöne Ode „on Christ's nativity" gelesen; stillvergnügt nach Haus gegangen; Ida Punsch gemacht; extra Punsch; angestoßen; leben gelassen; getrunken.

Also hab' ich in der Meinung, Deinen Hochzeitstag zu feiern, Deinen Polterabend begangen, o Levin! Hol' aber der Teufel solch herbstliche Waldliegerei mit Ossian'scher Scenerie. Denn andern Tags hatt' ich ein geschwollen Gesicht sammt tic douloureux und hab' mich zwei Wochen damit herumtragen müssen. Alles Dir zu Ehren!

Nun aber nochmals: tausend, tausend Glück! Recht aus vollem Herzen! Mög' es Euch wohl ergehen, und laß' mich hören, daß Du vergnügt und glücklich und zufrieden bist!

Der Ghibelline wird wohl noch in Weinsberg sein, wo Du ihn auf Deiner Hochzeitsreise wahrscheinlich gesehen hast. Der Faullenzer hat noch keine geschriebene Sylbe von sich sehen lassen, doch bin ich so großmüthig gewesen, ihm zum Tage seiner Menschwerdung (den 18. Oktbr.) einen Gratulationsbrief nach Weinsberg auf den Hals zu schicken. Was ist das für ein Geschwätz über unsere Fahrt mit Saphir, Walesrode ꝛc. ꝛc. im Herloßsohn'schen Morgenstern? Satanische Verlogenheit! cf. Die Berichtigung der Flegelei in der Josephina vom 6. Oktober.

Besagte Josephina hat kürzlich ein Zopflied von mir gebracht, das am Niederrhein und in Westphalen mit ungemeinem Beifall aufgenommen worden ist. In den nächsten Tagen wird sie auch ein Lied auf den neugebauten Königsstuhl bei Rhense von mir auftischen, n. b. wenn sie's nicht refüsirt. Bin überhaupt fleißig gewesen seither.

* * *

An Heinrich Künzel.

St. Goar, 1. Nov. 1843.

Deine verschiedenen Mittheilungen über Dich selbst und Euer Darmstädter Leben überhaupt haben mich vielfach interessirt. Das wichtigste Ereigniß, das sich in der Zwischenzeit bei Euch zugetragen hat, ist wohl die Verheirathung Schückings mit der Gallina gewesen. Wenigstens wird es nicht an den verschiedensten Ansichten über dies Faktum gefehlt haben. Doch, mein' ich, können die Leutchen zu allem Gerede lachen, wenn sie sich sonst nur glücklich fühlen. Und das scheint mir durchaus der Fall zu sein! Ein Brief Levins aus Augsburg, der in diesem Augenblicke bei mir eintrifft, spricht sich auf's Glücklichste und Zufriedenste über seine neue Lage aus.

Hat Dich denn auch Emanuel Geibel bei seiner neulichen Anwesenheit in Darmstadt besucht? Wir haben einen angenehmen Sommer in seiner Gesellschaft verlebt, und werden den Vagabunden, der eben jetzt zu Stuttgart weilt, gern kehren sehen, wenn er im Dezember zur Aufführung des Roderich nach Darmstadt geht und von dort aus, seinem Versprechen gemäß, auch einen Abstecher nach St. Goar macht.

Der Sommer ist uns überhaupt mehr als bewegt dahingegangen; eine lebendigere Zeit ist mir selten durch die Stuben gelaufen. Andersen, Just. Kerner, Saphir, Hoffmann v. Fallersleben, Wilibald Alexis, Kanzler v. Müller, Berthold Auerbach, Wilh. Smets, Ferd. Hiller, Theodor v. Kobbe, Kinkel, La Roche der Schauspieler, Frau v. Ploennies, Dräxler-Manfred, die Howitts — das sind, außer Schücking und Geibel, ungefähr die bedeutendsten Namen, der minder bedeutenden Menge aber war Legion. Auch Engländer und Amerikaner waren in Fülle da.

An meine Uebersetzung der Hemans lege ich jetzt endlich die letzte Hand, und werde sie wohl bis Ostern druckfertig haben. Sonst hat mich von englischen Poeten neuerer Zeit Tennyson fort und fort noch gefesselt, und ich übersetze ab und zu noch Manches von ihm. Sollte das Morgenblatt demnächst sein größeres Gedicht Locksley Hall von mir bringen, so laß' die Uebersetzung Deiner Aufmerksamkeit empfohlen sein. Von eigenen Arbeiten bin ich zumeist mit einem Cyklus patriotischer Sonette beschäftigt, von denen Du vielleicht einzelne Proben im Morgenblatt und in der Cölner Zeitung schon gelesen hast. Wie haben Dir mein Zopflied und mein Rhenser Königsstuhl gefallen? Letzteres hat prüden Leuten Anstoß gegeben. Und doch war die, allerdings etwas burschikose, Pointe ganz unschuldig. Zu Stuhle kommen in der figürlichen Bedeutung von fertig werden, etwas zu Stande bringen, ist ja gäng und gäbe!

Wie es ein Nachtwächter zum Hofrath bringen kann, das hat ja Dingelstedt glänzend bewiesen.

Die Wormser Loge: — o ich Faullenzer!

* * *

An Hofrath Riemer in Weimar.

Nach Uebersendung eingekochter Preißelbeeren.

(Spätjahr 1843.)

Als zuerst in alten Tagen
Mich erfrischt Homeros' Bronn,
Täglich hab' ich aufgeschlagen,
Täglich, Riemer's Lexikon.

Breit wie Wörterbücher pflegen,
Breit und ehrbar stand es da;
Hieß, beliebter Kürze wegen,
Nur „der Riemer" fern und nah.

Alles wechselt mit den Zeiten! —
Jenen „Riemer", hochgeehrt,
Gab ich auf für einen zweiten,
Der mich andre Dinge lehrt!

Nicht bei Büchern zwar und Schriften
Führt er, Jenem gleich, das Wort:
Unter Speisekammer-Düften
Ehrbar steht er auf dem Bord.

Neben Wein und Wildpretziemer
Pflanzt' er feierlich sich hin;
Eigentlich ist's auch kein Riemer,
Sondern eine Riemerin.

Sei's! Ist Beiden doch zu trauen!
Willig nach des Tages Lauf
Sag' ich meiner lieben Frauen:
„Idchen, schlag' den Riemer auf!"

Und sie thut's! Da strömt Vokabel
Auf Vokabel rasch heran;
Faßlich, traun, für jeden Schnabel,
Der sich halb nur rühren kann.

Zwar nach Griechenlands Gefilden
Führt ein solch Studiren nicht:
Näher liegen ja die wilden
Berghöh'n, draus die Ilme bricht!

Dorten läßt sich trefflich weiden!
Unter Wipfeln und Gerank
Buchstabiren wir mit Freuden
Und von Herzen: Habet Dank!

Habet Dank und laßt Euch sagen:
Nahet bald des Rheines Höh'n!
Daß wir Riemer'n nachgeschlagen,
Mög' es lachend Riemer seh'n!

* * *

In den Kreis der Freunde, mit welchen Freiligrath Briefe wechselte, tritt in jener Zeit auch Dr. Lorenz Diefenbach, welcher damals, als wissenschaftlicher und schöngeistiger Schriftsteller überaus thätig, zu Steinheim bei Hanau wohnte. Diefenbach, früher schon als Mitarbeiter am Rhein. Jahrbuch unserem Freunde nahe getreten, hatte Freiligrath um Material zu einem biographischen Aufsatz gebeten, dieser vertröstete auf eine persönliche Zusammenkunft in Frankfurt, wo in jenem Winter 1843—44 der Maler Ernst Becker aus Dresden — derselbe ging 1847 nach London und starb dort durch Selbstmord — Freiligrath in Öl porträtierte; das Bild scheint nicht vollendet worden zu sein, ist jedenfalls weder im Besitze der Familie noch sonst nachweisbar. Durch ein Mißverständnis ward die Hoffnung einer Zusammenkunft mit Diefenbach zunichte, und schließlich bittet Freiligrath den Freund, jene Biographie noch hinauszuschieben, bis er die große Wandelung zum politischen Dichter völlig hinter sich habe.

* * *

An Lorenz Diefenbach.

St. Goar, 7. Nov. 1843.

Ich habe Dich dringend und herzlich um Verzeihung zu bitten, daß ich Deinen freundlichen Brief vom 20. August erst heute beantworte. Mein

Leben in den letzten Monaten ist ein so bewegtes, leider auch von Sorgen verschiedener Art so vielfach gedrücktes gewesen (um so mehr, als man äußerlich gleichmüthig und heiter sich zu geriren hat), daß Zeit und Stimmung zu einem Briefe, wie ich ihn Dir gern geschrieben hätte, sich immer nicht finden wollten. Auch heute wird es nur Weniges und Flüchtiges sein, was ich Dir auf all das Liebe und Herzige Deines Blättchens erwidern kann. Der trübe Novemberhimmel liegt mir wie Blei auf der Seele — „my soul is dark."

Vor allem laß' mich Dir die ernstliche und wahrhaftige Versicherung geben, daß Dein Andenken bei mir keineswegs „schon einer abgethanen Vergangenheit angehört", daß im Gegentheil Dein Bild, auch wenn ich schweige, frisch und lebendig mir in der Seele fortlebt; daß ich das, was ich gedruckt von Dir besitze, und ab und zu neu in den Blättern finde, mit dem theilnehmenden Interesse liebevoller Freundschaft fort und fort gern betrachte und mich seiner freue, und daß ich endlich dem jüngsten Gange Deiner Schickungen, wie ich ihn durch Dich selbst und durch Frankfurter Freunde erfahren habe, mit treuem, stetem Auge gefolgt bin. Darauf kannst Du überhaupt bei mir rechnen: wo ich mich einmal, auf den Grund geistigen Erkennens und gemüthlichen Verständnisses, als Freund gegeben und angeschlossen habe, da halte ich aus für's Leben! Eine gelegentliche Correspondenzträgheit müssen mir meine Freunde allerdings nachsehen; und sie können's auch, mein' ich, denn es wäre schlimm, wenn Briefe den einzigen Gradmesser der Freundschaft abgeben sollten. Also: auf alt-neue Freund- und Brüderschaft den herzlichsten Handdruck!

Es freut mich aufrichtig, daß L. grade Dich zu meinem Biographen und Kritiker für seine „Zeitgenossen" gewählt hat; ich hätte mir's in keiner Hinsicht besser wünschen können. Gern steht Dir Alles für Deine Arbeit zu Diensten, was ich Dir irgend für dieselbe Neues und Nützliches geben kann: aber — kann's nicht mündlich eben so gut geschehen, wie schriftlich? Ich gestehe offen, daß ich, unfertig wie ich bin, immer noch eine Art Widerwillen vor Allem habe, was auch nur entfernt an Selbstbiographie erinnert. Alles, was ich im Leben und Literatur durchgemacht, ist mir noch zu neu, als daß es mir nicht unbehaglich sein sollte, mit der Feder in der Hand darüber zu sinnen, und es niederzuschreiben. Mündlich, im heiteren, hin und wider spielenden Gespräch macht sich das leichter und ungezwungener und ich denke es mir ganz traulich, eines grauen, stürmischen November- oder Dezembertags neben Dir zu sitzen, und unter den Wolkengebilden einer ächten Havannahcigarre die Vergangenheit zu beschwören. Auch reales Material, die ersten Entwürfe älterer Gedichte, Briefe rathender Gönner und

Freunde (Chamisso, Schwab, Immermann, Uhland, Brentano u. s. w.) dürften bei einer solchen Sitzung nicht mangeln. Ich würde es überhaupt an Nichts fehlen lassen, um sie in alle Wege zu einer ersprießlichen und für Deine Zwecke förderlichen zu machen. Ich gehe nun, um durch Becker (den Portrait- nicht den Genrebecker) ein schon vor zwei Jahren begonnenes Oelbild von mir vollenden zu lassen, in kurzer Zeit auf einige Tage nach Frankfurt und könnte bei dieser Gelegenheit leicht den kleinen Abstecher zu Dir hinüber machen, um, wie Becker für sein Oel-, so auch Dir noch für Dein Dintenbild zu sitzen. Ist Dir das recht? Komm' ich überhaupt nach allem Faullenzen nicht zu spät? Hast Du vielleicht, ohne meine Antwort abzuwarten, schon den Artikel abgefaßt? Oder, ungeduldig, ihn ganz und gar abgelehnt? Auf alles das möchte ich gern Bescheid haben, und bitte Dich dringend, mich wo möglich umgehend mit zwei Worten au fait zu setzen.

Es ist das allerdings von mir Faullenzer eine naive Bitte — Du bist aber viel zu gut, als daß Du sie anders als mit lächelnder (oder auch lachender — desto besser!) Gewährung aufnehmen solltest. Laß' mich nicht vergebens hoffen!

Wenn Du mich wirklich noch portraitirst, so bitt' ich nur um zweierlei: 1) Stell' mich nicht, wie so viele Kritiker, als ein psychologisches Meerwunder hin, und 2) halt' immer fest, daß ich noch nicht fertig bin, noch nicht abgeschlossen habe.

* * *

An Adelheid von Stolterfoth.

St. Goar, 11. November 1843.

Liebe verehrte Freundin!

— Es freut mich recht, daß Geibels Persönlichkeit Ihnen zugesagt hat. Ich habe seit seiner Abreise bis jetzt nur Einen Brief von ihm erhalten, in dem er seines Besuches bei Ihnen mit den freundlichsten Worten gedenkt. Er ist jetzt schon seit längerer Zeit von Kerner fort, in Stuttgart, wo er bis zum December bleiben und alsdann nach Darmstadt gehen wird, um daselbst der Aufführung seines „Roderich“ beizuwohnen. In Weinsberg hat er noch Levin und Louise als junges Ehepaar gesehen, die auf ihrer Reise nach Augsburg auf ein paar Tage bei Kerner's zusprachen. Levin hat mir nach der Hochzeit einmal geschrieben und scheint sich als junger Ehemann und als Mitarbeiter an den Cotta'schen Instituten recht glücklich zu fühlen. Wenn die Politik seiner Poesie nur keinen Eintrag thut! Kennen Sie bereits seinen eben erschienenen schönen Roman „Ein Schloß am Meer?“ Lassen Sie sich, da wir eben von neuer Literatur reden, doch auch Berthold

Auerbachs ganz vortreffliche „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ empfohlen sein. Ich bin ganz entzückt von dem Buche, und wenn ich der Schwarzwald wäre, so brächt' ich seinem Verfasser ein rauschendes Tannenständchen dafür.

Die Muse ist mir in der letzten Zeit ziemlich hold gewesen, und ich habe manches vor mich gebracht. Meist allerlei Humoristisches, wovon ich Ihnen anliegende kleine Probe zu freundlicher Aufnahme empfehle. Anderes theile ich Ihnen, wenn Sie erlauben, später vielleicht mündlich mit.

Für Ihren warmen, freundschaftlichen Antheil an meiner Zukunft den innigsten und gefühltesten Dank! Ich möchte wohl, daß es sich bald auf die eine oder andere Weise mit mir machte, das Unzulängliche und Ungewisse meiner jetzigen Situation drückt mich trotz meines angeborenen leichten Sinnes (für den ich dem lieben Gott nicht genug danken kann) wirklich zuweilen sehr. Ob es aber in Wiesbaden wird geschehen können? Eine Anecdote, die Ihnen meine Frau erzählen wird, mag Ihnen beweisen, daß ich in der nächsten Umgebung des Herzogs als „fürchterlicher Liberaler“ verschrien bin. Da möchte es denn doch schwer fallen. Ihre freundliche Andeutung wegen der Behandlung eines Stoffes aus der Geschichte des Hauses Nassau nehme ich dankbar (und gewiß ohne alle und jede Mißdeutung!) entgegen, nur ist es mir nicht wohl möglich, mich eben für den nachmaligen Kaiser Adolph von Nassau zu begeistern. Persönliche Tapferkeit ist so ziemlich das Einzige, was man dem nachrühmen kann; im übrigen war er ein unwürdiger, in der Reihe der deutschen Kaiser schmachbeladen dastehender Fürst, der des Liedes nicht werth ist. Schade, daß ich die Nassau'sche Specialgeschichte zu wenig kenne, als daß ich mich nach einem andern, mir mehr zusagenden Stoffe umsehen könnte.

* * *

Frau Ida schreibt gleichzeitig an Adelheid von Stolterfoth: „Eine Bekannte von uns, Frau v. S., brauchte bis jetzt in Bingen die Traubenkur; dort lernte sie auch einen Herrn Marx kennen, der früher an der Rheinischen Zeitung Mitredacteur war, also ein furioser Radicaler. Der sagte zu ihr, als er hörte, daß sie uns besuchen wolle: Was, zu Freiligrath wollen Sie gehen? Wissen Sie auch, daß der ein Feind Herweghs und der Freiheit ist? Kurz darauf spricht sie den Hofmarschall des Herzogs von Nassau; der sagt ihr: Was, Sie wollen zu Freiligrath gehen? Wissen Sie auch, daß der ein wüthender Liberaler ist? So verschieden lautet das Urtheil der Menschen.“

An Karl Buchner.

St. Goar, 4. Dec. als am Tage Barbarae [1843].

Seit einem halben Monat ungefähr bin ich dermaßen am Schanzen,

daß ich mich, wie Ariost, manchmal selbst in die Waden (keine Renommage!) kneipe, um zu fühlen, daß ich wirklich Ich bin, und in selbsteigener Person solche Dinge vollbringe. Ich schreibe nun zwar keinen Orlando furioso, doch aber hab' ich mich, aus verschiedenen Gründen, einmal furios und recht im Ernst über die Hemans gemacht, an der ich seit lange nur spielend und ab und zu gearbeitet hatte. Ich muß mir die Person vom Halse schaffen, einmal um desto freier an etwas Eigenes, Größeres gehen zu können, und dann auch, um zum nächsten Sommer zu Süß- und Salzwasserkuren die erforderlichen Moneten zu erschwingen. Ich habe gestern mit Cotta über das Buch contrahirt, kriege für den splendid gedruckten Bogen 4 Louisd'or und werde demnach, da die Sammlung ihre 20—25 Bogen stark werden wird, an die 800—1000 Gulden dafür herausschlagen. So schlug Moses Wasser aus dem Felsen. Der Fels ist aber nicht die Hemans, sondern Cotta.

Ich arbeite nun tüchtig, und nicht bloß des leidigen Mammons willen, sondern recht mit Lust und Liebe drauf los, und muß mich recht wundern, wie mir die Geschichte schnurrt. Die Hauptlast werde ich bis Neujahr beseitigt haben, und Nebensächliches: Anordnung des Gesammtmaterials u. s. w. mit Muße bis Ostern besorgen können. Neben dieser Arbeit hab' ich seit 14 Tagen auch noch täglich Correcturen zu machen und zu expediren gehabt. Meine siebente Auflage soll nämlich noch vor Weihnachten in's Publikum, und da schickt mir dann die Cotta'sche Buchdruckerei täglich Kreuzbänder. Von allen Cotta'schen Miniaturausgaben erleben meine Gedichte zuerst eine neue Auflage. Das freut mich doch.

Alles das erzähle ich Ihnen nur, um mich einigermaßen wegen meines abermaligen langen Schweigens zu entschuldigen. Als ich Ihren letzten, lieben Brief empfing, ergötzte mich der Eingang desselben (über die „naive Art", mit welcher ich in meinem vorigen Briefe Sie der Schreibfaulheit bezichtigen wollte) um so mehr, als ich während des Lesens daran dachte, wie ich durch eine recht rasche Antwort jene Naivetät möglichst rechtfertigen und mich im vollen Glanze, meiner Tugend bewußt, aber doch bescheiden, vor Ihren staunenden Augen entwickeln wollte. Ach, du lieber Gott, wie ist das wieder so ganz anders gekommen, als ich's mir dachte. An ein Entwickeln ist nicht mehr zu denken, ich kann mich nur zuwickeln, und leider nicht, wie Horaz, in meine Tugend, sondern in mein Laster, das aber doch eigentlich nicht sowohl ein Laster, als ein Naturfehler, eine von Ewigkeit prädestinirt gewesene schwere Schickung zu sein scheint. Ich muß einmal drüber nachdenken, was es eigentlich für eine Bewandtniß damit hat. Unterdessen bis ich's heraus habe, bitte ich Sie angelegentlichst um Verzeihung. Und die kriege ich auch, nichtwahr? Denn ich bin doch im Grunde ein

rechtschaffener Kerl (Sans comparaison: Neulich wollte ein Mann aus dem Volke einen Thaler von mir pumpen, sagend dabei: „Sie können's mir dreist vorstrecken! Ich bin zwar dem Trunke ergeben, aber ein Mann von Ehr'!" — Hat den Thaler auch gekriegt, selbiger Trinker, Durchbringer und Holzhacker) — also, was ich sagen wollte, ich bin, wenn auch ein wenig der Faulheit „ergeben," doch — gewissermaßen ein rechtschaffener Kerl, und habe Sie so zu sagen von Herzen lieb. Also bitte ich dringend und mit Grund, mir noch einmal ein weniges von Verzeihung vorstrecken zu wollen.

Ich schwätze da so in Einem hin, als ob ich bei Ihnen säße und jezuweilen mit Ihnen anstieße. Nun will ich mich aber zusammennehmen, sintemal ich doch nur einen Brief schreibe, und will ruhig fortfahren wie folgt:

Geibel hat mir denn doch endlich in den letzten Octobertagen herzlich und warm aus Stuttgart geschrieben. 'S ist auch ein guter Kerle in der Hauptsache, und da muß ein anderer guter Kerl wohl schon ein Auge zudrücken. Ich fürchte nur, er wird in Stuttgart wieder zu sehr verhätschelt, und in prinzeßlichen Salonschnack hineingeritten. Uebrigens wird ihm Niemand, der es wahrhaft gut mit ihm meint, vor der Hand schon eine solche Wendung wünschen. Es wäre ihm weit besser, wenn Leben und Kritik ihn einmal im Ernst packten und schüttelten.

Ende Octobers war ich einige Tage in Cöln, wo Andree, nunmehriger Redacteur en chef der Josephina, eben eintraf. Du Mont ist ungeheuer drüber aus, die Zeitung auf den Strumpf zu bringen, und ich denke, daß es ihm gelingen wird, seine 9000 Abonnenten noch zu vermehren. Gutzkow's Feuilletons-Artikel kosten ihn viel Geld, gefallen aber allgemein und nützen dem Blatte sehr. Allerlei Neues, Interessantes und Nützliches gehört zu Cöln, kann's aber unmöglich all zu Papier bringen, und muß es späterem Geschwätz vorbehalten. Der neue Cölner Censor ist ein Auditeur Wenzel, und hatte am zweiten Tage seiner Scheerenführung die Zeitung mit meinem Königsstuhl-Gedicht zu censiren, worin es heißt:

Fauler Wenzel, nimmer sehnen
Wir uns heut' zu Dir zurück!

Die Geschichte hat ungeheure Heiterkeit erregt, und auf Du Monts Comptoir heißt hinfüro der Censor nur der faule Wenzel.

* * *

Aus dem Schlusse des Jahres 1843 ist der erste erhaltene Brief an Berthold Auerbach. Freiligrath gedenkt desselben mehrfach bereits in der Unkeler Zeit. Von da an blieben Lyriker und Romandichter lebenslang durch einen, wenn auch zeitweise, doch niemals völlig unterbrochenen

Briefwechsel verbunden. „Ich wollte Ihnen," antwortet mir Berthold Auerbach auf meine Bitte um Mitteilung der Briefe, „ausführlich schreiben und mein ganzes Leben mit Freiligrath, das zu dem Sonnigsten und Erquickendsten meines Daseins gehört, näher schildern. Aber ich komme jetzt nicht dazu und hoffe es nachzutragen, wenn ich noch meinen Lebensgang aufzeichnen kann. Auch hoffte ich, daß noch weit mehr Briefe sich finden ließen. Besonders einer wäre sehr wichtig. Er enthielt das Gedicht über die Dorfgeschichten in einzelnen Strophen und dazwischen erzählende Prosa, und zuletzt hieß es: Ich mache aus dem Ganzen ein Gedicht und lasse es drucken. Bei den so traurigen Erfahrungen von konventioneller Verlogenheit und von Selbstsucht steht der vollkommen wahrhaftige und hingebungsstarke Verkehr mit Freiligrath wie ein Lichtbild mir in der Seele!"

„Ich sehe, daß ich das viele Andere doch nicht jetzt zu Papier bringen kann, und will nur einen Moment aufzeichnen. Als nach dem Vorgange mit Herwegh Karl Heinzen den bekannten Brief an Freiligrath veröffentlichte, unterzeichnet „K. Heinzen, vormals Freund Freiligraths," reiste ich sofort zu dem Dichter nach St. Goar und kam gerade zu guter Stunde, um den Neuling in den Unbilden des öffentlichen politischen Lebens von der erfahrenen Gemeinheit zu befreien; denn ich glaube, es war ausgeführt, jedenfalls beabsichtigt worden, Freiligrath eine Katzenmusik zu bringen. Und diese Gehässigkeiten griffen den im öffentlichen Leben noch wenig Abgehärteten sehr an. Die Art, wie er mich willkommen hieß, und wie wir dann, uns aufrichtend, über die Berge gingen, werde ich nie vergessen. Seine ganze innige Seele, seine volle Freundschaftskraft kam in jenen Tagen zu Wort; noch mehr aber zeigte sie sich im Händedruck und im stillen Zunicken."

Freiligrath sandte dem Freund im November 1843 das soeben vollendete Gedicht „Dorfgeschichten". B. Auerbach dankt dafür in einem uns vorliegenden tiefgemütvollen, für das Verständnis seiner Dichtungen höchst bedeutsamen Briefe. Darauf erwidert Freiligrath:

Mein lieber alter Auerbach!

Eine Arbeit, die meine ganze Zeit in Anspruch nahm, hat mich seither abgehalten, Dir Deinen lieben und herzigen Brief vom 25. November zu beantworten. Möge es denn endlich heute geschehen, nicht zwar so ausführlich, wie Deine vielen und interessanten Mittheilungen es mir zur Pflicht machen, aber doch aus vollem warmem Herzen! Ich kann Dir gar nicht sagen, wie Dein Brief mich erfreut hat! Ich bin nun einmal, trotz der menschenfresserischen Gedichte einer abgethanen Periode, eine weiche Seele; als ich Deine Blätter gelesen hatte, standen Thränen in meinen Augen. Ich war

so froh, so glücklich in dem Bewußtsein: da hast Du einmal einem redlichen tüchtigen Kerl eine gute Stunde gemacht — hast einen lichten warmen Strahl in eine Menschenseele hineingeworfen! — Laß' uns so in der Liebe an einander festhalten, lieber Auerbach!

Warum ich Dir eigentlich heute schreibe, ist Folgendes. Du sprichst von Deinem Weihnachtsbesuche in Mainz, deutest aber durch ein „geht es" nur die Möglichkeit eines Abstechers nach St. Goar an. Diese Möglichkeit möchte ich nun gern in eine Gewißheit, dieses „geht es" in ein „es muß gehen" verwandeln. In der That, Lieber, es wär' eine Sünde, wolltest Du nicht kommen! Sieh, wir haben Dich hier so lieb, möchten so gerne mit Dir von Nordstetten, vom Ivo und vom Vevele schwatzen — gelt, Du machst uns die Freude und steigst eines nebligen Dezembermittags vor unserer Hausthür aus dem Düsseldorfer Dämpfer? Nachtquartier können wir Dir bei unserer beschränkten Einrichtung freilich nicht bieten, dagegen versteht es sich von selbst, daß Du Dich in allen andern Dingen als unsern Gast betrachtest. — Also nicht wahr: Du kommst? Ich zähle ganz sicher darauf, und unterlasse es drum auch, auf die Details Deines Briefes einzugehen. Wir wollen alles mündlich verhandeln und unsrer dabei in der Stille und Traulichkeit des Winters froher werden, als es in der Hatz und dem Geräusch des Sommers möglich war.

Wir lesen jetzt die Dorfgeschichten in einem wöchentlichen Lesekränzchen, das wir mit dem hiesigen Landrath und dessen Töchtern allwinterlich flechten. Ich wollte, Du hättest vor etlichen Abenden die Thränen sehen können, welche die Mädchen um das Vevele vergossen. Ihrem Vater ist dagegen die Geschichte vom Befehlerles ganz nütze gewesen.

Simrock, von dem ich vor einer Stunde die drei ersten Bände seines Heldenbuches zugeschickt bekam, schreibt mir in seinem herzlichen Begleitbriefe unter Anderem: „Auf Auerbachs Dorfgeschichten hast Du mich durch Dein Gedicht sehr begierig gemacht, und ich denke doch jetzt bei ihm eine Ausnahme von der Regel zu machen, die er einmal selbst aufgestellt hat, daß ich nichts läse, was nicht mindestens 600 Jahre alt wäre."

Vor einer Stunde ist mir auch die erste Strophe eines neuen Liedes eingefallen:

> O glaubt nicht, sie ruhe fortan bei den Todten,
> O glaubt nicht, sie meide fortan dies Geschlecht!
> — — — —
> Die Freiheit, das Recht!

Ich will sehen, was mir der liebe Gott heute dazu gibt.

18. Dezember [1843], am Geburtstage meines guten sel. Vaters.

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 25. Dezbr. 1843.

Die Weihnachten sind mild und nebelig ins Land gekommen, lieber Emanuel, und ich wende gleich die erste Festtagsstille dazu an, Dir nach langem Schweigen endlich Deinen Brief vom 23. Oktbr. zu beantworten. Du hast mir und den Meinen viele Freude damit gemacht, und wir sind Deiner Reise, wie Du sie ausführlich und anmuthig beschreibst, mit Theilnahme und Wohlgefallen gefolgt. Späteres Erfreuliches über Dein Stuttgarter Treiben hat uns die Augsburgerin berichtet, und ich hoffe, daß Du ihre Mittheilung bald selbst in einem neuen langen Briefe vervollständigen nnd bis auf die jüngsten Tage zurückführen wirst.

Was soll ich Dir nun von unserm Leben und meinem Schaffen erzählen? Jenes spinnt sich, nach dem lauten und bewegten Sommer, um so stiller und einförmiger in den Wintermonaten ab. Wie Du weißt, sind unsre geselligen Bezüge zu den St. Goarer Autochthonen so gut wie null, und außer unsern wöchentlichen Leseabenden mit Landraths sind wir durchaus auf uns selbst angewiesen.

Von meinen Arbeiten die letzte Zeit her läßt sich rasch berichten. Hauptwerk ist die Hemans gewesen und wird es auch wohl bis Ostern bleiben. Es ist doch eine Arbeit, die der Mühe lohnt. Ich bin sicher, daß das Buch seinen Weg finden und sich sein Publikum gewinnen wird. Sonst ist auch wieder manches Eigene entstanden, von dem Du Einiges — Leichtes und Schweres — im Feuilleton der Cölnischen Ztg. gelesen haben wirst.

Dabei denk' ich an Gutzkows Angriff auf Dich, den Kinkel in der Allgemeinen mit treuer Freundeshand parirt, Deinem Gegner aber eben durch die Parade wiederholten Anlaß zu Feindseligkeiten gegeben hat. Im Ganzen bin ich nicht für Antikritiken. Wo die Person, wo die bürgerliche Ehre angegriffen wird, mag man gegenreden oder gegenreden lassen: ein ästhetisches Urtheil aber zerfällt entweder, wenn es falsch ist, in sich selbst, oder läßt sich, wenn es irgendwie Grund hat, so leicht nicht durch eine Antikritik aus dem Felde schlagen. In beiden Fällen ist sie also unnütz, und im letzteren bleibt eben kein Remedium, als daß der Angegriffene durch etwas Neues, Vollendetes den Gegner Lügen straft und beschämt. Gutzkow's Art, Dich herunterzureißen, ist gereizt und boshaft, das fühlt auch der Unbefangenste heraus und deutet es zu Deinen Gunsten; daß er aber im Einzelnen, namentlich in Betreff der Reminiscenzen, nicht ganz unrecht hat, haben Dir auch schon Deine Freunde, wenn auch wohlwollend und in bester Absicht, nicht verhehlt, und sie können es nur bedauern, daß Du Dir durch Hintansetzung einer unbedeutenden gesellschaftlichen Artigkeit, durch deren

Erfüllung Du weder ein Opfer gebracht noch Dir etwas vergeben hättest, einen so gefährlichen Gegner geweckt hast. Wie konntest Du nur Gutzkow nicht besuchen? Hatte er Dich doch vor der Zeit immer freundlich und mit Achtung genannt, und ist er doch ein Kerl, der bei Allem, was man gegen ihn sagen mag, immer eine der merkwürdigsten und hervorragendsten Persönlichkeiten der Epoche ist und bleiben wird. Doch, lassen wir's gut sein. Ich denke, Du bist ein Kerl, der sich weder physisch, wie John Keats, den eine Recension Giffords unter die Pyramide des Cestius bettete, noch literarisch durch ein Cölner Feuilleton todt schlagen läßt. Weis' dem Kerl die poetischen Weisheitszähne, und beiß' Dich aus Reminiscenzen und Gutzkow'scher Malice glorreich mit ihnen heraus! So Gott will, ist schon der Roderich ein solcher Weisheitszahn, und das bald! Wie sieht's mit der Aufführung in Stuttgart und Darmstadt aus? Und wie mit dem Druck?

Grüß' mir alle dortigen Freunde, Dingelstedt, Pfizer, Fr. v. Suckow etc., auf's Allerschönste! Vor Allem aber den redlichen Schwab, an dem mein Herz treu und dankbar hängt, auch wenn ich ihm nicht schreibe. Ich thu's aber gewiß bald einmal! An Kerner hab' ich kürzlich geschrieben, und Weihnachtshäkeleien meiner und der landräthlichen Frauensleute an ihn spedirt. Kommst Du bald einmal wieder nach Weinsberg hin?

Und wann sehen wir Dich hier? Weiß der liebe Gott, wie mich oft verlangt, einen Schoppen mit Dir auszustechen und Dich singen zu hören. Du bist doch eine ehrliche gute Seele, und es dauert mich ordentlich, wenn ich manchmal etwas Feines habe und Dich nicht damit netzen kann. Wärst Du doch z. B. gestern Abend zur Bescheerung und zum Champagner-Cardinal bei uns gewesen. Du findest doch keine stillvergnügteren Menschenkinder als uns St. Goarer Land- und Freiligräthe.

Apropos, soll ich Dir denn nicht Deinen Mammon jetzo schicken? Du hast ihn vielleicht nöthig, er liegt in meinem Schreibtisch, und mir obendrein auf der Seele.

Nun Adieu, Emanuel! Meine Frau, Marie und Landraths grüßen herzlich. Gott mit Dir! Vergnügte Feiertage! — Prosit Neujahr!

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 1. Januar 1844.

Das allerherzlichste Prosit Neujahr! Ihnen und allen lieben Ihrigen! Verleben Sie das neue Jahr so gesund, so heiter und so glücklich, wie Sie es hoffentlich angetreten haben, und erhalten Sie uns auch in ihm die

Freundschaft und Liebe, die Sie uns bisher schenkten, und die wir mit zu unsern werthesten und köstlichsten Besitzthümern rechnen. —

Am 16. Dezbr. hab' ich die letzten Correcturbogen der neuen Auflage meiner Gedichte an Cotta zurückgeschickt, habe jedoch bis heute noch keine fertigen Exemplare gesehen. An der Hemans hab' ich gleichfalls tüchtig weitergefördert; — das Grimm-Gedicht macht mir aber richtig immer noch Bauchgrimmen, und ich habe Duller'n statt seiner ein anderes, während dem Uebersetzen entstandenes Lied „Für Freiheit und Recht" am 1. Feiertage zugeschickt. Er wird es Ihnen ohne Zweifel gezeigt haben, und es wird im Einverständnisse mit Ihnen gewesen sein, daß er es mir aus gewichtigen Gründen schon am 26. Dezbr. remittirte. Ich schickte es nun an Du Mont, damit er mit ihm den neuen Jahrgang des Feuilletons beginnen möchte. Er will es thun — Püttmann und Andere goutiren das Lied in hohem Grade — da gefällt es dem Censor, dem „faulen Wenzel", das Gedicht von A bis Z zu streichen, und sothane Wenzelei folgendermaßen zu motiviren: „Unstatthaft wegen der auf Erregung von Unzufriedenheit gerichteten Tendenz." — Ich erhielt das Gedicht vor einer Stunde zurück, werde mich aber dabei nicht beruhigen, sondern den Censor beim O. Censurgericht verklagen, und so, will's Gott, den Druck von Rechtswegen in der Cölnischen Ztg. durchsetzen. Es ist mir natürlich nicht um mein Gedicht, sondern um das Princip zu thun. Auch Andree und Gutzkow verklagen den Wenzel eben jetzt — haben Sie sich nicht auch zu beschweren? Es ist gut, wenn Klagen zusammenkommen! Je mehr, je besser! — Es ist jetzt mit der Censur in Preußen schlimmer als je — wöchentlich, sagt mir der hiesige Landrath (der Censor unseres Kreises ist), kommen neue geheime Instructionen an die Censoren, so daß natürlich ein nur irgend beschränkter Kopf in diesem Chaos von Verboten die Besinnung verliert und zuletzt vernunftlos drauflos streicht, nur um es oben nicht zu verderben. Daher die sich täglich mehrenden Klagen beim Obercensurgericht aus allen Gegenden des Staates. Es ist eine Heidenwirthschaft — trostlos — trostlos — trostlos! Wann wird es anders werden?!

Auerbach war vorgestern auf einen Tag hier. Ein wackerer, tüchtiger Kerl doch, den ich mehr und mehr achten und lieben lerne.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 3. Januar 1844.

Mein gestern zur Post gegebener Brief von vorgestern wird eben jetzt in Ihre Hände gekommen sein. Ich schicke ihm dies kurze Supplement noch nach, weil ich Sie doch eben benachrichtigen wollte, daß ich heute Morgen

abermals ein von oben bis unten durchstrichenes Gedicht von Du Mont zurückbekam, und daß meine Doppelbeschwerde an das Ober-Censurgericht nunmehr gleichzeitig mit diesen Zeilen zur Post gebracht wird. Der Brief, außer meiner Klagschrift auch die durchstrichenen und von Wenzel'n in margine beschmierten Censurklatsche der Gedichte enthaltend, liegt bereits gesiegelt vor mir.

Und rathen Sie einmal, welcher Art dies Gedicht denn eigentlich war? Es ist eine Uebersetzung nach Burns — ein schönes, herrliches Gedicht für Menschenwürde und Menschenrecht, das noch dazu in deutschen Landen schon 3—4 andere Uebersetzungen erlebt hat. Was sagen Sie dazu?

Hier des Liedes erste Strophe:

> Ob Armuth euer Loos auch sei,
> Hebt froh die Stirn trotz alledem!
> Geht kühn den feigen Knecht vorbei;
> Wagt's, arm zu sein trotz alledem!
> Trotz alledem und alledem,
> Trotz niederm Plack und alledem!
> Der Rang ist das Gepräge nur,
> Der Mann das Gold trotz alledem!

Kennen Sie Herwegh's zweite Sammlung schon? Ich kenne sie nur von Hörensagen, und würde mich freuen, wenn Sie mir eventualiter Etwas darüber schreiben wollten. Es soll ja auch ein Gedicht gegen Geibel und mich drin sein.

* * *

An Levin Schücking.

St. Goar, 3. Febr. 1844.

Theuerster Levin!

Dein freundlicher Brief vom 11. v. M. hat mir nach so langem unerklärlichen Ausbleiben eine große Freude gemacht. Es war Zeit, daß er kam, denn ich fing schon an knurrig zu werden, um so mehr, als ich wußte, daß Du an Gutzkow, Auerbach u. A. geschrieben hattest, just zu einer Zeit, als ich warten mußte. Ich habe deßwegen mächtig auf Dich raisonnirt (vor der Hand nur inwendig) als auf einen Kerl, der nur an Leute schreibt, die er brauchen kann, und alte, wahrhaft ergebene Freunde darüber vernachlässigt. Nun ist Alles wieder gut, und ich bitte Dir meine Zörnigkeit hiemit feierlichst ab.

Daß Du Dich in der Ehe so glücklich, und in Deinen Augsburger Verhältnissen so zu Hause fühlst, freut mich unendlich. Gottes Segen über Dich, lieber Alter, jetzt und immer! Möge Dir das neue Jahr Alles bringen,

was Du wünschest und erflehst! Italienische Reisen, Zwillinge und Drillinge, châteaux en Espagne et en Westphalie!

Als Dein Brief ankam, war ich eben zu Frankfurt, wohin ich zu meiner Erholung nach langer angespannter Arbeit einen mehrtägigen Ausflug unternommen hatte. Ich habe bei dieser Gelegenheit nicht nur „Zopf und Schwert", ein prächtiges Stück voll ächter, wirksamster Komik, über die Bretter gehen sehen, sondern auch Gutzkows persönliche Bekanntschaft gemacht. Wir haben uns gut verstanden, ich bin ohne Vorurtheil an Gutzkow herangetreten und gestehe gern, daß der Eindruck, den er mir zurückgelassen hat, ein reiner und erfreulicher ist. Er kam mir auf's Liebenswürdigste entgegen, und veranstaltete mir noch zu guter Letzt einen heiteren Abend in seinem Hause. Den letzten Akt von „Zopf und Schwert" war ich bei ihm in seiner Theaterloge. Es war in der That eine Lust, diesen Applaus zu erleben. Ich bin, Gottlob, in solchen Fällen so durchaus Kind, so durch und durch unblasirt, wie vor 15 oder 20 Jahren, und war auch bei dieser Gelegenheit so mitelektrisirt, daß ich noch diesen Augenblick mit Freude daran denke. 'S war übrigens ein Stück Literaturgeschichte, wie Heinrich Laube sagen würde. Vorne der herausgerufene Gutzkow, dankend und vor dem donnernden Publikum sich verneigend — hinten im Schatten der Lyriker Freiligrath, über den Erfolg des Dramatikers neidlos sich freuend und innerlich jubelnd, daß er wieder einmal aus voller Seele etwas Gutes anerkennen konnte. Unten im Parterre dann Braunfels und anderes nergelndes Gesindel!

Was Du mir über meine Uebersetzung der Hemans und Einschlagendes sagst, trifft ganz mit dem zusammen, was ich selbst seit Monaten über diesen Gegenstand gedacht habe. Die „Patriotischen Phantasien" sind keineswegs ad acta gelegt, ich bin im Gegentheil, bei allem Uebersetzen, eifriger daran gewesen als je, und habe überhaupt kaum einmal in meinem Leben eine productivere Zeit gehabt, als jetzt vielleicht seit einem Vierteljahr. So wird denn zu Ostern außer dem Mscpt. der Hemans auch ein Bändchen politischer Gedichte an Cotta abgehen, und ich müßte mich sehr täuschen, wenn das Ding nicht wie eine Bombe in den Jammer des Tages hineinschlüge. Es würde die Grenzen eines Briefes überschreiten, wenn ich Dir hier entwickeln wollte, wie ich, seit wir uns zuletzt sahen, durch Studium, Nachdenken und vor unsern Augen täglich sich zutragende Facten immer weiter links gedrängt worden bin; wie ich, ohne die Revolution zu wollen, dennoch einsehe, daß die Reform Noth thut, und wie es mir, namentlich durch die jüngsten Landtagsabschiede und so manches Andere, klar geworden ist, daß ein Dichter, wie der gute Emanuel z. B. in seiner conservativen Unschuld doch am Ende nur dem rohesten Absolutismus in die Hände arbeitet. Ich muß das los

sein, ich will meiner Ueberzeugung gemäß die reine, unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt; ich schlage dem Fasse den Boden ein. Mag dann daraus entstehen, was da will.

Uebrigens brauchst Du nicht zu fürchten, daß das bevorstehende polit. Bändchen irgendwie eine Concession sei, die ich Herwegh und Cons. mache! Vertraue meinem gesunden Sinn und laß' mich gewähren! Ich weiß, was ich will, und komme schon zu Rande. Schade, daß das Abschreiben so verflucht langweilig ist, sonst schickt' ich Dir eine Handvoll neuester St. Goarer politischer Lyrik. Ich bin jetzt ordentlich im Grimm: ich sage: Assah! spucke in die Hände, und ein Gedicht ist fertig. Das neueste heißt: „Im Himmel", und handelt vom alten Fritzen.

So ging es jüngst im Himmel zu: Der alte Fritz sprang auf,
u. s. w.

Herr Je, da hab' ich Dir doch den ganzen Kohl abgeschrieben und denke nicht an das theure Porto! Ist übrigens nichts für Euren Berliner Musenalmanach. Wenn mir Zahmes einfällt, so könnt Ihr sicher bis Ende März auf mich rechnen.

Gutzkows Aufsatz über Geibel hat mich nun wohl nicht „amüsirt", wie Du meinst, denn dazu hab' ich den frischen, harmlosen Jungen zu lieb, aber ich meine doch, daß dergleichen Ungunst des Moments zur Förderung der Selbsterkenntniß und zum Zusammenraffen einmal nicht schaden kann. Der unterlassene Besuch Geibels bei Gutzkow hat den Artikel allerdings wohl nicht veranlaßt. Doch glaub' ich nichts desto weniger, daß Gutzkow, wenn er den Emanuel durch einen Besuch in seiner Art und Weise näher kennen gelernt hätte, sein Urtheil schonender und milder würde abgegeben haben.

Herweghs Ausfall gegen Geibel und mich ist nicht der Rede werth. Dergleichen unschuldigen Spaß gönne ich meinen Feinden von Herzen. Ich habe aus vollem Halse zu dem Dings gelacht, und es wenigstens 100 Leuten mit Ergötzen vorgelesen. Das 2te Bändchen enthält doch viel Schönes. Das Gedicht von dem König ist nicht nur 2/3 superb, sondern leider auch 2/3 wahr.

* * *

An Karl Buchner.

St. Goar, 11. Febr. 1844.

Der Grimm steckt richtig immer noch im poetischen Grimmdarm, NB. ohne Kirschkerne. Es ist eigen, wie lange es manchmal dauert, eh' man einen einmal fallen gelassenen Gegenstand wieder aufnehmen kann. Denn daran liegt's allein, daß ich mit diesem Gedichte immer noch im Rückstande bin, da meine poetische Productivität übrigens bedeutend florirt gegenwärtig. Ich habe seit meinem letzten Briefe an Sie wieder eine Anzahl politischer Gedichte

gemacht, die ich nicht nur zu dem besten rechne, was ich in dieser Art gemacht habe, sondern auch zu dem besten, was mir überhaupt je in glücklicher Stunde gelungen ist. Ich rechne dazu namentlich zwei Gedichte von der weißen Frau, theilweise auch eins vom alten Fritz im Himmel. Mein politisches Bändchen „Ein Glaubensbekenntniß“ wird, so Gott will, auch bis Ostern fertig. Es wird entscheidend für mein Leben sein. Ich vertraue Ihnen — natürlich ganz und durchaus unter uns — an, daß ich die Pension jedenfalls kündige. Ich will frei und ungehemmt dastehen — die paar hundert Thaler sind und bleiben doch ein Maulkorb. Ich kann das nicht mehr ertragen, vollends jetzt nicht, wo fast Alles, was der König thut, einem die Brust beklemmt. Gott wird weiter helfen! Ich weiß, was ich meinem treuen, guten Weibe schuldig bin, und werde danach handeln. Im schlimmsten Falle bin ich noch immer so viel vom Kaufmann, um einer Commisstelle von 5—600 Thl. sicher zu sein, die mich wenigstens augenblicklich vor pekuniärem Derangement schützt. Es wird eine harte Nuß sein, diese interimistische Rückkehr zu einer verlassenen, meinem innersten Wesen fremden und nicht zusagenden Fahne — ich brauch' ihr ja aber nur einen Theil meiner Zeit, nicht mein Herz und mein Denken, zu widmen, und bin eben, trotz anderweitiger Gebundenheit, frei unter ihr — freier als jetzt, in dieser verfluchtesten aller Amphibienstellungen, in die ein armer Teufel je hineinpatschen konnte. Es steht fest: ich schlag' dem Faß den Boden ein! Meine Frau ist mit allem einverstanden — denn sie hat allerdings auch eine Stimme, wie das, glaub' ich, in jeder glücklichen, nicht nur auf Liebe, sondern auch auf Achtung basirten Ehe der Fall ist. Sie ist überhaupt ein treffliches Weib, von klarstem Verstande und reinstem und regstem Rechtsgefühl. Dies letztere ist es eben auch, was sie die jetzigen Zustände und meine specielle Lage so durchaus richtig auffassen und beurtheilen läßt. Der liebe Gott segne und behüte sie mir! So lange ich sie habe und an ihr halte, weiß ich, daß es mir nicht schlecht gehen kann. Die Vorsehung wird meine Wege ebnen, und wenn es auch nur ihretwillen wäre. Was liegt am Ende an mir?

* * *

An Emanuel Geibel.

St. Goar, 26. Febr. 1844.

Wegen Eures Almanachs hab' ich an den Gespensteräugigen geschrieben. Ich bin fortwährend productiv, doch ist's eben alles nichts für die Berliner Presse. Wegen dreier Gedichte, die mir um Neujahr der Cölner Censor strich, hab' ich heute Bescheid vom Ober-Censur-Gericht erhalten, leider zu ²/₃ ungünstig lautend. Eine wahre Schmach! Mich wurmt solches Zertreten

Kräften zu beschleunigen. Also eventualiter: das allerherzlichste Lebewohl Ihnen und Ihrer vortrefflichen Frau, von mir und Ida! Bleiben Sie uns gut, und lassen Sie uns ein frohes, glückliches Wiedersehen hoffen! Man fällt doch nicht aus der Welt!

Wollen Sie über mein Buch öffentlich ein Wort sprechen (etwa in der Allgemeinen), so wird es mich freuen, und ich werde Ihnen dankbar dafür sein.

Nun, Gott sei mit Ihnen! Der Himmel weiß, wann ich wieder einmal den Rhein hinauffahre. Aber ich weiß, was ich thue, und — „sein Schicksal schafft sich selbst der Mann!“ Nochmals Adieu, Adieu! Wenn mir in dem Streite, den ich vor mir sehe, Mitkämpfer Noth thun, so weiß ich, daß auch Sie für mich eintreten werden.

Jetzt und immer mit Herz und Hand

der Ihre

F. Freiligrath.

* * *

So ging denn Ende August Freiligraths Glaubensbekenntnis hinaus an die Freunde und in die Welt; der Dichter selbst fuhr an einem regnerischen Augusttage des Jahres 1844 den vielgeliebten Strom, den er vier Jahre lang nicht wiedersehen sollte, hinab in die freiwillig gewählte Verbannung.

Achter Abschnitt.

Ostende und Brüssel August 1844. Meyenberg und Zürich März 1845. London Juli 1846 bis Mai 1848.

Während Freiligrath den Rhein hinabschwimmt und stille Herbstwochen am Meeresstrand von Ostende verbringt, betrachten wir das Buch, welches unterdes in vielen Tausenden von Abzügen hinaus ging, um alsbald verboten, von der Polizei aufgespürt, dafür aber um so eifriger gekauft und gelesen zu werden; das Buch, mit welchem Freiligrath den Phrasenhelden Herwegh mit einem Streiche und für immer vom Stuhle der Ehren hinabwarf und sich selbst als geharnischten Bannerträger des freisinnigen Gedankens vor allem Volke darstellte; das Buch, mit welchem derselbe Dichter, der vormals jede Parteipoesie verworfen und Herwegh einen so unsanften Brief geschrieben, mit aller Entschiedenheit als Parteimann auftrat, um dessentwillen er aber auch bei allen Königischen, bei allen Ängstern und Drückern in Acht und Aberacht gethan ward.

Dichter geben wohl einem neuen Werke ein paar Strophen der Einführung mit; Freiligrath wählt für das Vorwort des Glaubensbekenntnisses die Prosa, und mit Recht, denn was er hier zu sagen hatte, war bitterer Mannesernst, und der „duldet nicht der Leier Klang." Dieses, von Asmannshausen Mai 1844 datierte Vorwort ist eine wichtige Urkunde für Freiligraths Lebensgeschichte; sie darf hier nicht fehlen.

„Die jüngste Wendung der Dinge in meinem engeren Vaterlande Preußen hat mich, der ich zu den Hoffenden und Vertrauenden gehörte, in vielfacher Weise schmerzlich enttäuscht, und sie ist es vornehmlich, welcher die Mehrzahl der in der zweiten Abtheilung dieses Buches mitgetheilten Gedichte ihre Entstehung verdankt. Keines derselben, kann ich mit Ruhe versichern, ist gemacht; jedes ist durch die Ereignisse geworden, ein ebenso nothwendiges und unabweisliches Resultat ihres Zusammenstoßes mit meinem Rechtsgefühl und meiner Ueberzeugung, als der gleichzeitig gefaßte und zur Ausführung gebrachte Entschluß, meine vielbesprochene kleine Pension in die

Hände des Königs zurückzulegen. Um Neujahr 1842 wurde ich durch ihre Verleihung überrascht; seit Neujahr 1844 hab' ich aufgehört, sie zu erheben."

„Indem ich mich solchergestalt, durch Wort und That, offen und entschieden zur Opposition bekenne, schicke ich gleichwohl der zweiten Abtheilung die erste, schicke ich den unzweideutigen Stimmen einer ausgebildeten und in sich gefesteten politischen Meinung die minder sicheren und bewußten einer erst werdenden und sich gestaltenden voraus. Ich kann nicht anders! Wer am Ziele steht, soll auch den Umweg nicht verläugnen, auf welchem er es erreicht hat! Dies mein Glaube, und dies der einzige Grund, der mich gerade bei dieser Gelegenheit zur Wiederveröffentlichung jener älteren Gedichte bestimmt. Andere Motive, vollends solche des Hasses und des Neides, wie man sie einst bei meinem Liede gegen Herwegh vorausgesetzt hat, sind mir jetzt so fremd, wie sie es damals waren, und ich stelle sie hiermit auf's Entschiedenste in Abrede. Es ist mir hauptsächlich darum zu thun, eine nunmehr hinter mir liegende Uebergangsepoche meiner poetischen und politischen Bildung auch sichtbar für mich und Andere zum Abschluß zu bringen."

„Und so leg' ich denn diese Sammlung, Aelteres und Neuestes, vertrauensvoll an das Herz des deutschen Volkes! Die Besonnenen und ruhig Prüfenden, hoff' ich, werden die zahlreichen Fäden leicht entdecken, welche aus der ersten Abtheilung des Buches in die zweite herüberführen. Sie werden es erkennen, hoff' ich, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht aber von einem Uebertritt, nicht von einem buhlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und die Achtung eines Volkes es sind. Sie werden es vielleicht um so eher, wenn sie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich soeben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche ist, welche die Nation, in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung, als Gesammtheit selbst durchlaufen mußte und zum Theil noch durchläuft; — und das Aergste, was sie mir vorzuwerfen haben, wird sich zuletzt vielleicht auf das Eine beschränken, daß ich nun doch von jener „höheren Warte" auf die „Zinnen der Partei" herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings Recht geben! Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaction sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Loose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer

Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir, nächst Gott, das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist der Zukunft zugewandt!"

Wir sind mittlerweile um 36 Jahre älter geworden und können Freiligraths Glaubensbekenntnis ohne Hast und Vorliebe prüfen. Der nächste Eindruck ist der der Überraschung, daß eine Sammlung von Gedichten, die uns ihrer allergrößten Zahl nach keineswegs politisch gefährlichen Inhaltes erscheinen, solch ungeheure Wirkung üben konnte. Wir vergessen dabei, daß unsere Haut infolge dreißigjähriger Preßfreiheit eine viel schärfere politische Zugluft vertragen kann; wir vergessen, daß in jenen vormärzlichen Tagen, da jedes Zeitungsblatt, jede kleine Druckschrift von dem Rotstift irgend eines halbgebildeten polizeilichen Censors bedroht war, da man mehr als zwanzig Bogen schreiben mußte, um überhaupt etwas Freisinniges uncensirt sagen zu dürfen und zu können, ein freies Wort wirklich eine befreiende That, eine Herzenserquickung, ein Seelenlabsal für viele Tausende war. Um die verhängnisvolle Zahl von 21 Bogen zu erreichen, war Freiligrath genötigt, eine ganze Reihe von Gedichten einzufügen, die völlig unverfänglicher Art sind oder uns wenigstens so erscheinen; aber was war unverfänglich in einer Zeit, da Gedichte wie „Trotz alledem!" nach Robert Burns, oder „Die Freiheit! das Recht!" gestrichen wurden, und das königliche Ober-Censurgericht auf des Dichters Anrufen diese Streichung bestätigte, weil in diesen Gedichten „den falschen Freiheitsideen, der feindlichen Entgegensetzung der verschiedenen Stände in aufregender Weise das Wort geredet wird?"

Wir dürfen also zunächst ausscheiden eine ganze Reihe von Gedichten, welche schon vorher unbeanstandet veröffentlicht worden waren und eigentlich nur um der Bogenzahl willen hier aufgenommen worden zu sein scheinen; Poesien wie die ganze erste Abteilung, aus der zweiten die beiden vorerwähnten, dann Guten Morgen, Dorfgeschichten, Des Kaisers Segen, Ein Denkmal, das wunderbar schöne Am Baum der Menschheit, Hohes Wasser, Feldmusik, der prachtvoll tiefsinnige Hamlet, Die Flottenträume und so manches andere Gedicht. Hin und wider tritt auch die politische Satire auf in der Gestalt der Anekdote, wie in Prinz Ludwig von Preußen, Das Fensterkreuz, oder auch in dem Walpurgistraum. So ist mehr als die Hälfte der vier und vierzig Gedichte des Glaubensbekenntnisses derart, daß es der fabelhaftesten Zartfühligkeit eines Censors von 1844 bedurfte, um sie anstößig zu finden.

Schärfer weht schon der Wind in denjenigen Gedichten, welche auf einzelne soziale Schäden der Zeit hindeuten; ich denke dabei vornehmlich an die Gedichte „Vom Harze" und „Aus dem schlesischen Gebirge;" in zwei geharnischten Gedichten geißelt Freiligrath die Censur, diesen Mord des ungeborenen Gedankens; das eine derselben eine deutliche Hinweisung auf jenen Hauptdemagogen-

verfolger in Preußen, Tschoppe, welcher im Irrenhause starb. Ein schneidender Grimm oder eine tiefsittliche Entrüstung geht durch die Gedichte, welche sich gegen den patriarchalischen Absolutismus der preußischen Regierung und gegen die brutale Oberherrschaft Rußlands über Deutschland wenden; das sind wahrhafte politische Zorngedichte, und wenn auch die Spitzen bisweilen in den Rosen der Poesie verhüllt sind, so mußten sie doch sehr empfindlich stechen. Sie sind entstanden im Januar und Februar 1844, also sichtbarlich unter dem Eindruck der Erbitterung, daß man ihm zwei ganz allgemein gehaltene Gedichte gestrichen, daß man das „Am Baum der Menschheit" nur verstümmelt zum Druck zugelassen hatte. Da ist zuerst „Im Himmel," ein wahrhaftes Prophetenwort; der alte Fritz, in Gegensatz gestellt zu der schönredenden Schwächlichkeit des Nachfahren, bricht zürnend los:

Herr, dies betrogne deutsche Volk! Und keiner, der es rächt,
Und keiner, der ihm schaffen mag sein vorenthaltnes Recht!
Der jeden Schwur, den man ihm brach, einfordert fest und kühn!
Der zornig mit dem Fuße tritt auf Karlsbad und auf Wien! —

Ich thät's! Einschlüg' ich mit der Faust dies Diplomatennetz!
„Reichsstände! öffentlich Gericht! ein einig deutsch Gesetz!
Und überall das freie Wort!" — Bei Gott, so trät' ich hin!
Bei Gott dem Herrn, so schlüg' ich durch! — so wahr ich König bin!

Diesem Gedicht von zündender Beredsamkeit folgt dann das Lied von den acht Rossen, ein Gedicht voll schärffster politischer Ironie mit dem derben Schlusse:

Immer ruhig, immer sachte,
Ihr getreuen, lieben Achte!
Eines glaubt und bleibt dabei,
Steckt der Karr'n einmal im Drecke,
Hui, dann geht es rasch vom Flecke,
Und die Zäume fliegen frei!

Die Gedichte „Die weiße Frau" und „Vom süßen Brei" führen uns jene gespenstische Gestalt vor, welche durch die deutschen Fürstenschlösser todverkündend wandelt und dem Dichter auch aus den finstern Gängen des Detmolder Schlosses in unheimlicher Erinnerung stand. Sie tritt an das Lager des schlafenden Enkels und ruft ihm zu:

Auf, mein Geschlecht! — Hör', wie weithin
Ein Schrei gellt, den du selbst beschworen!
Durch meiner Särge doppelt Zinn
Fühlt' ich ihn spitz mein Herz durchbohren!
Es ist der Schrei, den um sein Recht
Das Volk erhebt — annoch in Treuen!
Du schläfst sehr fest, o mein Geschlecht,
Zu überhören solch ein Schreien!

Zu ätzendem Gift aber wird Freiligraths Poesie, wenn sie sich gegen Rußland wendet, wie in dem „Kinderlied" von St. Nikolas, einem wahren Meisterwerk politischer Ironie, einem prächtigen Kleinbild jenes allmächtigen Zornes, welchen jeder freisinnige Mann damals gegen Rußland empfand, so daß derselbe sich sogar, heute für die wenigsten mehr erkenntlich, in dem sonst sehr unpolitischen Struwwelpeter ablagerte. Noch kräftiger als in dem spitzigen Nikolasliede wird in „Zwei Flaggen" dieser Zorn gegen den Doppeladler aller Reußen laut,

> der zu dieser Frist
> Als Büttel haust auf unsern Grenzen;
> Der gegendeutsch und undeutsch ist,
> Und dem wir dennoch feig scherwenzen;
> Der nur aus Schlauheit eng und fest
> Den Adlern diesseits sich verbündet,
> Und keck in jedem deutschen Nest
> Ein Filial des eignen gründet.

Diese Gedichte waren Pfeffer und Salz in Freiligraths Glaubensbekenntnis und wirkten vor allem auf die große Schar der Leser, welche das Buch als politische Kundgebung auffaßten; diese Gedichte allein waren es zugleich, welche dem Verfasser die Grenzen Deutschlands bis auf weiteres verschlossen.

Während die deutsche Presse, je nach der Parteifärbung, dem Dichter, welcher so keck in ernster Zeit sein Glaubensbekenntnis aller Welt vor Augen gelegt, zujauchzte oder ihn aufs schärfste verurteilte, nicht als Dichter, sondern als Parteimann, blieb leider fast unbeachtet der poetische Wert dieser Dichtungen, welcher dieselben zu einer zweiten hochbedeutenden Offenbarung von Freiligraths Genius stempelt; es ist das Verdienst der ausländischen, der englischen und der französischen Presse gewesen, vornehmlich die poetische Bedeutung des Glaubensbekenntnisses zu erkennen, in ihm die Fäden nachzuweisen, welche zurückführen zu jenem Freiligrath, dem Sänger des Löwenrittes und der anderen wunderbaren Gedichte, welche zuerst seinen Namen über diejenigen aller Mitstrebenden hoch emporgehoben hatten. Denn darüber ist jedenfalls kein Zweifel, daß an dichterischer Wärme und Fülle, an dauerndem poetischen Werte Freiligraths Glaubensbekenntnis, wenigstens die bedeutsameren der darin gesammelten Poesien, himmelhoch alles überragt, was sonst in jenen Jahrzehnten in Hinsicht auf Zeitdichtung geleistet ward.

Gegenüber der entweder kleinlich spöttelnden oder großartig backenaufblasenden oder zürnend verzagenden politischen Poesie jener Zeit des Wollens und Nichtkönnens, des Versuchens und Nichtdurchführens erkennen wir bei

Freiligrath dieselbe plastische Greifbarkeit der Darstellung, dieselbe Gedrungenheit und Kraft des Gedankens wie früher, und dazu eine frühlingsfrische Herbe und Entschiedenheit der Gesinnung. Betrachten wir nur die poetisch bedeutsameren Gedichte der zweiten Abteilung, wie köstlich frisch ist das Zopflied auf Prinz Louis Ferdinand! wie unvergleichlich schön und warm ist die Hoffnung auf eine zukünftige Auferstehung des Vaterlandes ausgesprochen in jenem wunderbaren „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüt' an Blüte", mit der ergreifenden Strophe:

Der du die Blumen auseinander faltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O, küß' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Wie markig großartig ist das Bild Friedrichs des Zweiten in „Im Himmel" gezeichnet, und dann wieder wie innig schön das Bild aus des Dichters häuslichem Leben „Feldmusik!" Kann die Trostlosigkeit über die würde- und kraftlose Stellung Deutschlands in Europa geistreicher und herzzereißender ausgedrückt werden als im „Hamlet", die Nachtseiten der damaligen gesellschaftlichen Zustände kraftvoller und poetisch ergreifender als im „Rübezahl" oder in jenem furchtbaren „Vom Harze" in der dramatisch packenden Geschichte des Bauern, welcher den gefräßigen Hirsch auf seinem Acker erlegt und dafür vom Förster erschossen wird? Dann wieder, mit welch freudigem Mut spricht der Dichter in „Hohes Wasser" zu der Gattin:

Wohin? — Noch weiß es Gott allein,
Doch bin ich freudig und ergeben!
Und du auch, Liebe, sollst es sein:
Auch solche Springfluth hört zum Leben!
Sie jagt es auf, sie frischt es an,
Sie hütet es vor dumpfem Stocken —
Drum ohne Bangen in den Kahn,
Und gieb dem Sturme deine Locken!

So recht! — Am Steuer steh' ich dreist,
Und lasse kühl die Welle branden!
Ob hier und dort ein Strick auch reißt —
Wir werden landen und nicht stranden!

Helloffen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln!
So lange Faust und Schädel hält,
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln!

Anderer nicht zu gedenken. Noch das Schlußgedicht Mai 1844 trägt den Stempel jenes köstlichen Lebens am Rhein, die Signatur der Unkeler Brausezeit, jenes frühlingsfrische:

Zu Asmannshausen in der Kron',
Wo mancher Durst'ge schon gezecht,
Da macht' ich gegen eine Kron'
Dies Büchlein für den Druck zurecht!
Ich schrieb es ab bei Rebenschein,
Weinlaub um's Haus und saft'ge Reiser!
Drum, wollt ihr rechte Täufer sein,
Tauft's: Vierundvierz'ger Asmannshäuser!

Wohl waren es Lieder gegen eine Krone gerichtet, aber es waren zugleich echt poetische Klänge, in denen abwechselnd der Humor und die tiefe sittliche Entrüstung, die Liebe zur Gattin und die Liebe zum Vaterland das Wort führen. Diese poetische Bedeutung des Glaubensbekenntnisses wird uns sofort offenbar, sobald wir dasselbe vergleichen mit den Liedern eines Lebendigen, deren hochbegabter Verfasser doch eigentlich nur ausnahmsweise über die allgemeine Phrase hinauskommt. Und für Freiligrath war es mehr; denn mit dem Buche, das er hinausgehen ließ, verzichtete er auf viel mehr, als er bereits mit der königlichen Pension geopfert, er verzichtete auf sein trauliches Heim, auf seinen vielgeliebten Rhein, auf die Freunde, aufs Vaterland.

Über die Ereignisse während jenes stillen Halbjahres, welches Freiligrath mit der Gattin in Belgien verbrachte, geben uns fast nur die Briefe Kunde. Aus Ostende, wo er vier Wochen lang verweilte, liegt nur ein freundschaftlicher Brief vor, ein Beweis, daß der Dichter den Aufenthalt daselbst völlig dem süßen Nichtsthun am Meeresstrande widmete, den er seit dem Scheiden von Amsterdam nicht wieder gesehen. Für den Winter richteten die beiden sich in Brüssel ein; auch während dieser Zeit entstand nachweisbar nur ein Gedicht, das vortreffliche Lied „Meiner Frau zum Geburtstage, Dezember 1844." So still und zurückgezogen der Dichter auch lebte, so fehlte es doch auch hier nicht an mancherlei gesellschaftlichen Beziehungen. Heinzen und Marx mit ihren Familien brachten den Winter ebenfalls in Brüssel zu; Frau Luise v. Ploennies, von Darmstadt her dem Paare befreundet, kam mit ihrer Tochter und ihrem späteren Schwiegersohn auf der flamändischen Triumphreise auch nach der Hauptstadt; eine Familie Kuffrath aus Köln,

in Brüssel ansässig, gab musikalische Abendunterhaltungen, in welchen sich die gefeiertsten Künstler hören ließen; auch die Familien des Buchhändlers Muquardt und des belgischen Gelehrten und Literarhistorikers A. van Hasselt bildeten einen angenehmen Umgang; mit den politischen Freunden aber ward beim säuerlichen belgischen Bier in der Kneipe zur Faille déchirée mancher vergnügte und belebte Abend verbracht.

Heinrich Bürgers, der bekannte freisinnige Schriftsteller und Volksvertreter, hat im November und Dezember 1876 in der Sonntagsbeilage der Vossischen Zeitung einen anziehenden Aufsatz veröffentlicht, Erinnerungen an F. Freiligrath überschrieben, und schildert darin, wie er bei verschiedenen Gelegenheiten kürzere oder längere Zeit mit dem Dichter zusammentraf. Zuerst geschah das in jenem Herbst 1839, als Freiligrath, dem Kaufmannsstand entsagend, den Rhein hinaufwanderte nach Unkel und unterwegs in Bonn, von zwei Füchsen aus dem Lippischen Lande eingeführt, einen Kneipabend mit den Hanseaten in ungeheurer Heiterkeit verbrachte, obwohl nur ein sehr bescheidener Teil der Musensöhne eine Ahnung davon hatte, welche Ehre ihrer Kneipe widerfuhr; Bürgers so wenig wie die meisten seiner Freunde kannten damals, anderthalb Jahre nach dem Erscheinen der Gedichte, das neuerschienene Dichtermeteor.

Es war in den ersten Monaten des Jahres 1845. Karl Marx, vorher Redakteur der unterdrückten demokratischen Rheinischen Zeitung zu Köln, hatte in Paris ein neues literarisches Unternehmen begonnen, ward aber auf Andringen der preußischen Diplomatie ausgewiesen, und begab sich nach Brüssel, mit ihm H. Bürgers, welcher sich gleichfalls der journalistischen Laufbahn zugewendet hatte und damals, Marx befreundet, zu Paris verweilte. Zum Verständnis des Nachfolgenden sei noch bemerkt, daß die Rheinische seiner Zeit den Dichter des Briefes an Herwegh in feindseligster Weise angegriffen hatte. Bürgers erzählt nun über den Dichter des Glaubensbekenntnisses, und sein Bericht schildert uns nicht bloß den Brüsseler, sondern den ganzen Freiligrath:

„Als wir in Brüssel eine Nacht verbracht hatten, war ungefähr das Erste, was Marx am Morgen zu mir sagte: „Wir müssen heute zu Freiligrath gehen, er ist hier und ich muß gut machen, was die Rheinische Zeitung, als er noch nicht auf den Zinnen der Partei stand, an ihm verbrochen hat; sein Glaubensbekenntnis hat Alles ausgeglichen." Und wir gingen am Abend hin und trafen den jungen Gatten in Gesellschaft seiner Frau und Schwägerin, die zum Besuch aus Weimar da war, und von Karl Heinzen, der sich auch in Brüssel aufhielt; wir wurden bald gute und herzliche Freunde. Diesmal aber kannte ich das Glaubensbekenntniß, und ich freute mich doppelt der

Bekanntschaft des Dichters, des herrlichen Menschen und des Gesinnungsgenossen von der reinsten, begeisterungsvollsten Ueberzeugung! Nicht als ob er diese irgendwie zur Schau getragen hätte, er war im gewöhnlichen Verkehr von einer so anspruchslosen Einfachheit, daß Niemand etwas von dem Feuer ahnte, das ihm Seele und Geist durchglühte und seinem Dichtermunde die flammenden Strophen entströmen ließ. Diese Doppelnatur hat sich niemals bei Freiligrath verleugnet und bezeichnet die Eigenthümlichkeit seiner Individualität. War es die westphälische Art, welche Unscheinbarkeit des äußeren Wesens liebt, war es die Schule der Kaufmannschaft, die ihm frühzeitig Selbstbeherrschung auferlegte, — welche Eindrücke der ersten Erziehung und der späteren Lebensstellung auch mitgewirkt haben mögen, es war vor Allem wie aus harmonischem Gusse der sittlich humane Charakter, der ihn durchdrang, ohne Zwang, ohne reflectirte Sentimentalität, jener Charakter, der von Mensch zu Mensch den keuschen Eindruck einer Manneswürde macht, die sich selbst genug ist, nicht nach dem Beifall der Umgebung geizt und am wenigsten ihren Werth Anderen aufdrängt. Es fehlte dem Dichter gewiß nicht an Selbstgefühl, und er hat demselben, wo es am Orte war, warmen Ausdruck gegeben, aber im Alltagsdasein trat sein Genius nicht hervor, und wenn er einmal sein Heiligthum erschloß, so war es ein hohes Zeichen des Vertrauens für den Freund, bei welchem er zarten und innigen Verständnisses versichert sein durfte. Auch hatte seine äußere Erscheinung nichts von dem, was nach gemeiner Vorstellung den Poeten kennzeichnet. Sie machte unmittelbar den Eindruck einer durchaus bürgerlichen Natur, die im Geschäftsleben ihre Sphäre hat und sich besser auf Tauschwerthe versteht als auf ideale Güter. In den Zügen seines breiten, vollen, fleischigen Gesichts lag nichts Träumerisches, nichts „Genialisches", die Nase war nicht fein geschnitten, der Mund trat zurück hinter den etwas hangenden Unterbacken, das Kinn war zu kurz, um ein richtiges Oval zu bilden, das auch vom Bart nicht ergänzt wurde, dessen undichter Wuchs den Unterkiefer mehr umrahmte als bedeckte. Sein Kopf trug wie seine Gestalt den westphälisch-niederrheinischen Typus: starkknochig, stirnfest und muskelderb. Nur das weite, klare, hellblickende Auge unter den leichtgeschwungenen Brauen und das Spiel der Züge in der Anregung des Gesprächs verriethen die treue Seele, die kein Arg und kein Falsch kannte, das tiefe Gemüth, dem die Menschenliebe das leichteste aller Gebote war, und erst im stärkeren Affekt zuckte und wetterleuchtete der reiche, mit der köstlichen Gabe der Dichtung wuchernde Geist. Im Umgange war Freiligrath vollendeter Gentleman, unbefangen und sicher in seiner schlichten Art, freundlich und entgegenkommend, zartfühlig und taktvoll, aber fest und bestimmt, klar und rund. Er brachte es nicht leicht über sich, eine Bitte abzuschlagen, wenn er sie zu erfüllen im

Stande war, und der Auftrag, den er übernahm, konnte der Ausführung sicher sein. Gewissenhaft gegen sich selbst, war er treu und duldsam gegen Andere; seine Herzensgüte ließ ihn oft mit bewundernswerther Langmuth lästigen Besuch von Leuten aushalten, die irgend ein Anliegen hatten oder den Dichter gern kennen lernen wollten. In späteren Jahren mußte er sich künstlich gegen solche Zudringlichkeit abschließen, der er aus sich nicht widerstand, wie sehr sie auch seinem Wesen fremd und zuwider war. In Gesellschaft ein fröhlicher Geselle, in jungen Jahren ein lustiger Zecher, liebte er muntere Unterhaltung und leichtes Geplauder, war ein Feind von gelehrter Disputation oder zänkischem Disput, wie von ästhetischer Kritik oder geistreicher Splitterrichterei, dagegen ein trefflicher Erzähler voll humoristischer Laune, die den feinen Beobachter von Menschen und Dingen und dabei den milden Beurtheiler von Schwächen und Mängeln erkennen ließ. In ernsten Fragen liebte er es, sich mit sich selber in der Stille in's Klare zu setzen; er hörte aufmerksam dem Meinungsaustausche zu, betheiligte sich aber selten daran. War er im Grundsatz einverstanden, so kümmerte ihn nicht die kritische Formel; seine poetische Natur griff den Kern heraus und gestaltete ihn sich zu einem lebendigen Bilde, das von seinen unmittelbar menschlichen Zügen und Bezügen Licht, Farbe, Charakter und Rahmen empfing. So war er auch Politiker aus lebendigem Mitgefühl, aus pochendem Herzen, mit klarem Kopfe, aber ohne systematische Doctrin, ohne Buchstabengläubigkeit, und so will er als politischer Dichter gefaßt und verstanden sein."

„In Brüssel hatte Freiligrath, da nun Deutschland ihm keine sichere Stätte mehr bot, nur zeitweiligen Aufenthalt genommen, um sich ein anderes Asyl zu suchen. Es gefiel ihm nicht in der wallonisch-flämischen Welt; er hatte nur geringen Verkehr mit einigen Deutschen, welche die letzte Demagogenverfolgung nach Belgien verschlagen hatte, und die dort zu Amt und Würde oder zu bürgerlicher Stellung gelangt waren. Seinen näheren Umgang bildete Karl Heinzen, der aus ähnlichem Grunde, wie der Dichter, die Heimat mied oder meiden zu müssen glaubte. Heinzen war damals enragirter Konstitutioneller; er hatte eine Broschüre für seine Ansicht geschrieben, die er im Auslande drucken ließ, und war überzeugt, daß er deßwegen von dem Kölner Oberprokurator verfolgt werden würde. Ich glaube, daß eine Untersuchung wegen der Schrift niemals gegen ihn eingeleitet worden ist. Heinzen behandelte aber die Sache mit der höchsten Wichtigkeit und mußte regelmäßig in Gesellschaft das Gespräch darauf zu lenken. Marx war nicht gutmüthig genug, den konstitutionellen Biedermann ernsthaft zu nehmen, und brachte ihn durch seine kaustische Kritik des Konstitutionalismus jedesmal in Verzweiflung, hier und da zu heftigen Ausbrüchen jener naturwüchsigen Grobheit, die er

später als republikanischer „Pionier" so kunstgerecht kultivirt hat. Er war aber eine durch und durch ehrliche Natur, und sein derbes Wesen machte keineswegs den Eindruck der Ungeschlachtheit. Die drei Kinder der Zeit, er, Freiligrath und Marx, von so verschiedenen Ausgangspunkten, so verschiedenartigem Bildungsgange, so abweichendem Temperament, Geist und Charakter, bildeten gegen einander einen seltsamen Kontrast, und doch band sie die Gemeinsamkeit des Strebens, der Kampf für die politische Freiheit, wie sie damals von dem bürgerlichen Verstande, dem poetischen Gefühl und der philosophischen Dialektik erfaßt wurde. Heinzen hatte im holländischen Dienste auf Java die tropische Welt kennen lernen, die Freiligrath nur im Gedichte sah und die Marx unter dem Gesichtspunkte des Weltmarktes begriff. Heinzen bekämpfte, nachdem er, aus Indien zurückgekehrt, preußischer Steuerbeamter gewesen, mißvergnügt die preußische Bureaukratie, Freiligrath stand zukunftsfroh auf der Warte seines geliebten deutschen Volks, Marx brütete mit cholerischer Energie über der Befreiung des vierten Standes durch radikale Umwälzung der Gesellschaft."

„Marx und ich wohnten in einem Logirhause und arbeiteten den ganzen Tag über zusammen. Eines Abends kamen Freiligrath und Heinzen, um Abschied zu nehmen, uns zur großen Ueberraschung, die wir die Trennung so bald nicht erwarteten. Freiligrath hatte seinen Entschluß gefaßt, und Heinzen schloß sich ihm an. Der Dichter war in ungewöhnlich munterer Stimmung, etwas angeheitert. Er hatte „Pearl" getrunken, ein englisches Warmgebräu, das in einer kleinen, von einem alten, zurückgebliebenen „Waterlooer" gehaltenen Taverne trefflich präparirt wurde. Er entschuldigte sich lustig mit seinem „Pearl" und wollte den Abschiedstrunk, den wir boten, nicht annehmen. Er sagte uns, daß er über Frankreich nach der freien Schweiz gehen wolle, um sich dort irgendwo festzusetzen, und war glücklich in dem Gedanken, frischem Schaffen zu leben, denn sein Aufenthalt in Brüssel war, abgesehen von den literarischen Studien, die er beständig betrieb, wenig fruchtbar gewesen. Er scherzte und lachte und riß uns mit fort. Ein herzliches und fröhliches Adieu, ein Händedruck, ein Kuß, auf glückliche Reise ihm, auf Wiedersehen uns"! —

Bürgers' Bericht ist unserer Erzählung schon etwas vorausgeeilt. Freiligrath sah bald ein, daß Brüssel kein Aufenthalt für die Dauer sei; und da sich inzwischen herausgestellt hatte, daß er nicht nach Deutschland zurückkehren konnte, wo ein Verhaftbefehl gegen ihn in Kraft stand, so ersah er sich die Schweiz als künftigen Wohnort. Eingang März brachen beide dahin auf, Frau Ida in Gesellschaft der Schwester mit wiederholten Ruhepausen in befreundeten Häusern zu Köln, St. Goar und Darmstadt, aber

auch mit schwerer Belästigung durch Hochwasser und Eisgang am Rhein, Freiligrath mit seinem Freunde Heinzen unter mancherlei Beschwerden des grimmigen Winters über Metz, Straßburg und Basel.

Außer einem Schreiben an Karl Heuberger ist ein einziger Brief vorhanden aus den Ostender Tagen, und auch dieser im Entwurf, ohne Ausfüllung des Datums; aber dieser Brief an den Minister Eichhorn sollte Freiligraths bis dahin nur stillschweigend aufgehobenes Verhältnis zu König Friedrich Wilhelm IV. endgültig lösen.

An Karl Heuberger.

Ostende, 16. Septembris 1844.

Theuerster Freund!

Morgen werden es schon vier Wochen, daß wir uns zu Coblenz Lebewohl sagten, und noch immer haben Sie keine Nachricht von mir. Die Reise und das Bad müssen mich entschuldigen. Wir waren erst noch ein paar Tage in Kettwig, von wo aus ich einen Abstecher in die Gegend von Dortmund machte, um meine Mutter und meine Geschwister wiederzusehen; dann anderthalben Tag in Düsseldorf bei Schroedter's (superbe neue Bilder von Schroedter und Lessing gesehen; auch Karl Hübner's vielbesprochene „Schlesische Weber"), und eilten darauf erst, Cöln kurz berührend und in Mecheln Nachtquartier machend, in zwei Tagen bis hierher. Uebermorgen werden es drei Wochen, daß wir hier eintrafen. Die Reise ist in hohem Grade interessant: die Blitzschnelle der Eisenbahn; die Menge bedeutender Städte, die man, wenn auch nur im Fluge, berührt; die zum Theil, besonders von Verviers bis Lüttich, höchst anmuthige Gegend; das rege Treiben des fremden Volkes — Alles das wirkt in seiner Neuheit anregend und erfrischend. Ostende selbst ist monoton und langweilig, doch versöhnt die See mit Allem, namentlich wenn sie Einem so rasende, unermüdlich anstürmende Wellen auf den Hals schickt, wie heute früh. Es geht wahrlich nichts über das Seebad!

Bis Ende nächster Woche werden wir noch hier bleiben, und alsdann die Hauptstädte des Landes, Gent, Antwerpen, Brüssel, Lüttich, besuchen und betrachten. Vielleicht machen wir in einem der letztgenannten beiden Orte einen längeren mehrmonatlichen Aufenthalt. Die Bewegung und Werbelust des flämischen Theiles der Nation interessirt mich in hohem Grade, und ich habe wohl Lust, sie mir den Winter hindurch in der Nähe anzusehen.

Diese Nacht träumte mir lebhaft von Ihnen und St. Goar. Lurlei, Katz, Rheinfels, Plateau, Gründelthal und siebente Mühle standen klar und lebhaft und plastischer, als wohl sonst die zerfließenden Bilder des Traumes

sich darstellen, vor mir. Ach, es ist doch schön und herrlich dort! Mein Herz ist oft drüben — St. Goar und Landraths haben eine feste Statt in ihm! —

Das wäre vor der Hand Alles! Das nächste Mal, bei endlicher größerer Ruhe (so ein verbadeter Sommer ist wirklich etwas Entsetzliches!), auch ein ruhiger und geordneter Brief! — Noch immer keine Nachricht von Geibel? Herr sei bei uns, das ist ein großartiger Faulpelz!

Noch Eins: — lassen sich's Euer Liebden gefallen, zu guter Letzt noch ein Fläschchen:



mit mir auszustechen. Ein feines Gläschen, nicht wahr?

* * *

An Staatsminister Eichhorn.

Hochwohlgeborner Herr!

Hochgebietender Herr Minister!

Unter'm 14. April 1842 hatten Ew. Excellenz die Gewogenheit, mich von einer mir zutheil gewordenen Huld Seiner Majestät des Königs brieflich in Kenntniß zu setzen. Ich fand damals Gelegenheit, Seiner Majestät für das mir allergnädigst ausgesetzte Jahrgeld von 300 Thlrn. unmittelbar meinen Dank auszudrücken, und unterließ es aus diesem Grunde seither, Ew. Excellenz geneigtes Schreiben zu beantworten.

Inzwischen hat Vieles sich geändert, und ich berge nicht, daß dieselbe königliche Gnade, die ich vor drittehalb Jahren noch mit unbefangener Freude willkommen hieß, mich jetzt eher beengt und in der offenen Darlegung des Mitgefühls behindert, welches ich, auf Grund einer redlich gewonnenen Ueberzeugung und nach dem Maße der mir verliehenen Kräfte, einer bewegten und bewegenden Zeit auszusprechen mich verpflichtet glaube. Wohl weiß ich, daß Seine Majestät, als Sie mir die erwähnte Auszeichnung zuzuwenden beschlossen, nur einen Akt kunstfördernder Gnade beabsichtigten, keineswegs

aber des Willens waren, mir und meiner Muse irgendwie einen Zwang aufzuerlegen: — nichtsdestoweniger kann ich mich des angedeuteten Gefühls von Beengung nicht erwehren, und ziehe, wie die Sachen stehen, eine ganze volle Unabhängigkeit auch dem Schatten eines Gebundenseins vor. Es ist der Zweck dieser Zeilen:

Das mehrerwähnte Jahrgeld durch Ew. Excellenz geneigte Vermittelung dankbar und ehrerbietig in die Hände Seiner Majestät zurückzulegen.

Faktisch habe ich es bereits seit dem 2. Januar d. J., als dem Datum der letzten von mir ausgestellten Quartalquittung, nicht mehr erhoben.

Mit der vollkommensten Hochachtung

Ew. Excellenz ganz ergebener

F. Freiligrath.

Ostende, . . . September 1844.

* * *

Aus dem Brüsseler Winter sind die nachfolgenden Briefe.

An Karl Simrock.

Brüssel, den 11. Oktober 1844.

Meinen Brief vom 14. August wirst Du ebensowohl erhalten haben, wie vor Kurzem durch meinen Verleger das Freiexemplar meiner Zeitgedichte. Ich habe in diesen Tagen an Schlickum geschrieben, daß und warum es mir unmöglich war, bei meiner Rheinabfahrt noch bei Euch vorzusprechen: sei auch Du mir nicht böse darum, und laß' uns — bis zum Frühjahr wenigstens — ein frohes glückliches Wiedersehen am Rhein hoffen. Einstweilen sitz' ich warm und wohl zu Brüssel, Rue du Pachéco Nr. 35, und warte ab, wie sich die Dinge für mich in Deutschland gestalten. Mein Buch ist, Gott Lob, glücklich und unverrathen vom Stapel gelaufen und muß jetzt nachgerade anfangen zu rumoren und verboten zu werden. Da der ganze Schritt Ueberzeugungssache und innere Nothwendigkeit für mich war, so ist es mir jetzt, wo der Wurf gethan ist, natürlich gleichgültig, ob der Einer oder die Sechser oben liegen: — dennoch läugne ich nicht, daß ich der Nachricht von der einen oder andern Art des Erfolgs mit Spannung entgegensehe! Ich hoffe, Alles wird gut gehen: d. h. die Reactionaire werden wüthend über mich sein, und die Liberalen mich wenigstens diesmal nicht verkennen. Solltest Du, ohne Dich durch eine mögliche Brieferöffnung zu compromittiren, mir im Lauf der nächsten Wochen Dieses oder Jenes aus Deinem Kreise berichten können, so würd' ich Dir's Dank wissen. Ein paar anonyme Briefe aus Cöln, von Radikalen geschrieben, lassen mich im Allgemeinen hoffen, daß der Empfang des Buches im Rheinlande ein freudiger und vertrauensvoller gewesen ist.

Dem „Zopf", wirst Du gesehen haben, ist nun doch kein „Kopf" gemacht worden. Ich kann an etwas Rundem und Fertigem nachträglich nicht mehr posseln und feilen und meine auch, daß es in diesem Falle nicht mehr nöthig war. Der Name des Prinzen kommt ja nicht nur in der Ueberschrift, sondern auch in ein paar spätern Strophen vor. Also ist das: „Wie er's in der Schlacht getrieben" immer noch deutlicher als das: „Er stand auf seines Daches Zinnen." In dem ganzen Schiller'schen Gedicht kommt der Name Polykrates nicht vor, und in der Ueberschrift steht er noch dazu im Genitiv. Du siehst, ich stecke mich hinter berühmte Beispiele.

Ich möchte Dir jetzt in Menzenberg keltern helfen!

* * *

An K. Buchner.

Brüssel, Rue du Pachéco 35.
12. Okt. 1844.

Herzlieber Freund!

Damit ich Ihrem gerechten Unwillen über mein sündlich langes Schweigen gleich von vornherein ein behagliches Lächeln ablocke und ihn, ehe er diesem späten Brieflein zornig entgegenpoltert, möglichst entwaffne, so halte ich Ihnen schon an der Pforte das beiliegende Autographon Augusts von Platen begütigend entgegen. Nicht, Ihr Gesicht entrunzelt sich schon? Sie rufen Otto und Adolf herbei (denn Wilhelm, der Handschriftensammler par excellence, ist ja jetzt in Gießen), auch die Geschätzte sieht das unschätzbare Blättchen an, Karl und Mariechen bewundern es nicht minder, und am Ende, nachdem Ihnen auch noch das italienische Baviera auf der sonst französischen Adresse besagten Autographons Spaß gemacht hat, ruft die ganze gräfliche Familie unisono: — „Allen Sündern sei vergeben! Faul ist er, aber brav!" — Und das bin ich, re vera! Denn habe ich nicht Ihret- und dieser Handschrift willen mit einer alten Jungfer eine geheime Correspondenz geführt und mich obendrein von ihr ansingen lassen in einem Liede, dessen Schlußvers lautet:

„Laß' mich den Schatten Deiner Seele sein?"

Wahrlich, also ist es! —

So, da hätte man sich warm und traulich zu Ihnen auf's Sopha gesetzt, und Sie hätten wieder einmal ein Auge zugedrückt. Wenn Sie sich einmal für mich malen lassen, so muß es durchaus mit zugedrücktem Auge sein. Es steht Ihnen so schön zu Gesicht, und entspricht so sehr Ihrem Charakter. Sehen Sie sich nur 'mal selbst drauf an! —

Hat Ihre liebe Frau denn das Briefchen richtig erhalten, welches Ida am 4. Okt. einer unserer Ostender Badebekanntschaften mitgab, um es in Coblenz zur Post zu besorgen? Ich war damals, ganz im Ernst zu reden,

zu allem Schreiben unfähig, und so mußten jene Zeilen vorläufig allein gen Darmstadt wandern. Wenn Sie sich nur denken könnten, wie ich die ganze Zeit unseres Ostender Aufenthaltes geharrt und gezappelt habe! Zabern ließ mich den ganzen endlosen September hindurch ohne alle Nachricht, so daß meine Ungeduld und Ungewißheit zuletzt zur wahren Seelenfolter wurden und mich in einer Aufregung und Spannung hielten, die an's Fieberhafte grenzten und Alles aufkommen ließen, nur keine stille, gemüthliche Stimmung zum Briefschreiben. Jetzt ist Alles gut. Das Buch ist unverrathen und unbeschrieen vom Stapel gelaufen, und muß, wenn auch jetzt schon mit dem Verbot einer einzelnen Regierung (der Cölner) beehrt, bereits ziemlich um sich gegriffen haben und rumoren. Es wird und kann an den verschiedenartigsten Urtheilen nicht fehlen. Darauf bin ich gefaßt, hoffe aber zu Gott, daß sich nach dem ersten Erstaunen und Debattiren ein Durchschnittsurtheil zu Gunsten meiner Ehrlichkeit und Gesinnungstüchtigkeit herausstellen wird. Eins freut mich jetzt bei der Sache: daß ich nämlich durch mein vorläufig von der Klugheit gebotenes Exil dem Alltagsgeschwätz der Philister über die Geschichte entgangen bin. Alle Pro's und Contra's mit eigenen Ohren anhören zu müssen, denk' ich mir schrecklich.

Ueber mein Leben seit unserem Abschiede auf dem Posthofe zu Darmstadt ist sonst wenig zu berichten. Ostende ist langweilig und nur durch das Seebad von Interesse. Belgien ist schön und herrlich! Herr Gott, wie köstlich müßte es sein, wenn Sie im nächsten Sommer mit Ihrer Frau herangedampft kämen! Sollte sich unser Exil wirklich bis dahin verlängern, so dürften Sie uns wahrlich nicht unbesucht lassen! In zwei oder vielmehr anderthalb Tagen können Sie von Darmstadt aus hier sein. Ueberlegen Sie sich's: — Das Meer, eine bewegte Gegenwart und eine ernste, große Vergangenheit, die sich in den herrlichsten Bauwerken und Bildern manifestirt, sollen Ihnen Ihre Gutthat lohnen!

Unser Leben hier ist still und zurückgezogen. Außer Coremans und den Brüsseler Vertretern der flamändischen Bewegung, die mir freundlich entgegen gekommen sind, kenne ich noch keine Literaten. Durch den deutschen Buchhändler Muquardt bleibe ich mit deutscher Journalistik und deutscher Literatur überhaupt in Berührung. Ein halb Dutzend Empfehlungsbriefe, die ich sonst noch im Sack habe, werde ich wahrscheinlich gar nicht benutzen, da es mir nicht darum zu thun ist, meine Zeit mit gesellschaftlichem Treiben zu vergeuden. Ein paar angenehme Häuser genügen da vollkommen. Heute haben wir ein erstes, solennes Diner auszustehen, auf das wir uns übrigens doch freuen, da die Milanollo's und der Wiener Pianist v. Meyer dort sein und spielen werden. Da das Glaubensbekenntniß nun Gottlob auch verboten

ist, so werd' ich morgen wohl ein Uebriges thun und 5 Franks an die Elsler spendiren. Sonst gehen wir wenig in's Theater.

Das Paquet soll noch heut auf die Eisenbahn. — Sapperlot, meinen Sie denn in der That, daß ich bis zum Frühjahr mich nicht selbst wieder darauf setzen kann?

Waren Sie denn nicht in Trier, ein Wallfahrer zum heil. Frack? Es geschehen wahrhaftig noch Zeichen und Wunder, und diese Wallfahrten im 19. Jahrhundert sind eins!

* * *

An Karl Heuberger.

Brüssel, Rue du Pachéco 35. 31. Octbr. 1844.

Ich habe Ihren Geburtstag verstreichen lassen, ohne Ihnen zu demselben zu gratuliren. Ich will meine Schuld wenigstens nicht in den neuen Monat mit hinüberschleifen, sondern rufe Ihnen noch in diesem in Ida's und meinem Namen ein recht herzliches: „Vivat Heuberger 53 Jahre" zu! Wir haben uns, wie häufig, so namentlich an Ihrem Geburtstage lebhaft und herzlich in Ihren stillen, gemüthlichen Familienkreis zurückgedacht, und ich brauche Sie nicht erst zu versichern, daß von den vielen Wünschen, die Ihnen bei dieser Gelegenheit dargebracht werden, meine und Ida's gewiß mit die wärmsten und aufrichtigsten sind. Erhalte Sie Gott — und lasse er auch mich persönlich noch an manchem Ihrer künftigen Wiegenfeste Theil nehmen!

Ein kleines Geschenk, das ich Ihnen zu dem eben celebrirten bestimmt hatte, lasse ich Ihnen, um theures Porto zu sparen, mit einer passenden Gelegenheit zukommen. Es ist wieder ein Portrait, das wohl ein Plätzchen in Ihrer Gallerie berühmter Männer verdient. Oder sollte Manneken —, le plus ancien bourgeois de Bruxelles, kein bescheidenes Eckchen in einem Ihrer (nicht heimlichen) Gemächer sich erbitten dürfen? Jedenfalls! Bereiten Sie dem Edlen einstweilen eine Stätte; sollte, wie ich hoffe, bald wieder ein Bekannter an den Rhein reisen, so stell' ich Manneken, zur Ablieferung an Sie, alsbald bis St. Goar unter seinen Schutz.

Was soll ich Ihnen denn von mir und uns sagen? Daß wir uns für Brüssel als Winterquartier entschieden haben, wissen Sie bereits. Meine Gründe dafür sind einfach folgende: 1) Ist es hier, wenn man sich ein wenig danach einrichtet, durchaus nicht theurer als zu Gent, Antwerpen, Lüttich 2c. 2c. 2) Lebt man in der größeren Stadt ungenirter und unbeschrieener. 3) Hat Brüssel durch Theater, Museen 2c. 2c. die entschiedensten Vorzüge vor jeder andern belgischen Stadt, und endlich 4) kann man sich nur in Brüssel mit Deutscher Literatur au courant halten. — Das entscheidet, nicht

wahr? Es sind hier zwei deutsche Buchhandlungen, wo ich deutsche Bücher und Zeitschriften allwöchentlich in neuer Auswahl habe, und ohne zu kaufen lesen kann.

Dabei fällt mir ein: Hat Ihnen Bädeker Heine's Neue Gedichte schon zugeschickt? Sie werden jetzt wohl schon in Preußen verboten sein, das muß Ihnen aber ein Sporn mehr sein, sie zu lesen. Ungezogeneres, aber auch Witzigeres, mag lange nicht unter einem Preßbengel hervorgegangen sein. Wenn Sie „Deutschland, ein Wintermährchen" an einem trüben Novembernachmittage vornehmen, so garantir' ich, trotz der Herbstnebel, für den hellsten Sonnenschein in Ihrem Innern. Ich wenigstens bin, obgleich ich selbst in dem Opusculo einige Hiebe abkriege, bei'm Lesen fast unter den Tisch gefallen vor Lachen.

Auch in den Gedichten des Fräuleins von Droste-Hülshof ist viel Schönes, Tiefes, Inniges — daneben aber auch viel Unklarheit und Verworrenheit. Nicht minder fühlt man überall die Aristokratin heraus. Merkwürdig ist übrigens der Natursinn dieser Dichterin und ihre Virtuosität im Schildern westphälischer Moor- und Haidegegenden. Darin liegt hauptsächlich ihre Force.

Auch Simrock's gesammelte Gedichte sind eben herausgekommen. Rechnet man mein „Glaubensbekenntniß" dazu, so ist der heurige lyrische Herbst nicht arm an mehr als gewöhnlicher Liederspreu. Aus Frankfurt schreibt man mir, daß meine Gedichte dort mehr Aufsehen erregen als Heine's, daß aber beide Sammlungen gleichzeitig verboten worden sind. Im Pariser „National" las ich gestern, daß das Gl.Bekenntniß auch in Hamburg und im Großherzogthum Hessen verboten wurde, in letzterem „Staate" mit einer Strafe von 10 fl. für jedes Exemplar, bei dessen Verkauf der Buchhändler sich attrapiren läßt. Ist es nicht eine wahre Schande, daß man sich selbst solche Facten aus französischen Blättern zusammenlesen muß? Die Cölner und die Ganzgemeine (andere deutsche Zeitungen les' ich hier nicht) benehmen sich mehr als feig in meiner Angelegenheit. In Cöln soll übrigens, wie Reisende mir mittheilten, der Jubel ein ungemeiner gewesen sein. In zwei Tagen sind gegen 300 Exemplare verkauft gewesen (in dem kleinen Hanau, schreibt mir mein Frankfurter Correspondent, sind im Umsehen 30 Exp. abgesetzt worden), und die Weinstuben haben bis Mitternacht vom Recitiren meiner Verse gezittert. — Doch genug davon! Ich sollte von der Sache eigentlich ganz schweigen (und bitte auch Sie, es in Ihrer Antwort thun zu wollen), da wir uns über Politica ohnehin nie einigen werden. Wir sind uns gut, auch ohne Eines Glaubens zu sein, und ich gebe Ihnen, wenn Sie das beruhigen kann, überdieß das Versprechen, keineswegs immer und nur Zeitgedichte schreiben zu wollen. Es dämmert mir schon jetzt manches Andere, was nur auf dem Gefühl und dem Gemüth beruht. Das rein Menschliche hat auch seine Rechte.

Hat Sie denn Lenau's, des eben Verlobten, schreckliches Schicksal nicht tief erschüttert? Mich hat lange Nichts so ergriffen wie diese entsetzliche Botschaft.

* * *

An Wilh. Ganzhorn.

Brüssel, den 9. November 1844.

Liebster Dietwalde!

Wollte Dir hiermit endlich vermelden, daß ich Deine holdseligen Sendschreiben allesammt richtig erhalten, item mich über Deine Römerfahrt und amtliche Beförderung baß gefreut habe. Die Dietwaldi sind doch, weiß Gott, liebliche Strolche! Immer am Wandern, immer auf den Beinen, n. b. die üblichen Fristen des Zuhause-Sitzens abgerechnet!

Lieber Dietwalde, es war mir wirklich unmöglich, Dir vor Deiner Abreise nach Welschland noch einmal in Mannheim die Hand zu drücken. Der Abhaltungsgründe, die ich Dir mündlich einmal auseinandersetze, waren gar zu viele! Desselbigengleichen darfst Du mir nicht böse sein, daß ich Dich damals von Stuttgart aus nicht besuchte; der liebe Gott führt seine Dietwaldos wunderlich, doch aber im nächsten Jahr hoffentlich auch wieder einmal zusammen.

Meine Zeitgedichte, o Dietwalde, wirst Du inzwischen wohl in die Hände bekommen und Deinen zweien Schildkröten vorgelesen haben, widrigenfalls Du ein Exemplar bei mir zu Gute behältst. Ich bin mit dem Erfolge des Buchs und dessen, was daran hängt, vollkommen zufrieden: die reactionaire Presse schreit sich heiser dagegen, die Regierungen verbieten es, Preußen will mich bei etwaiger Rückkehr fangen und mir wegen Majestätsbeleidigung den Prozeß machen lassen — aber die ehrlichen Leute drücken mir die Hand, die Bestellungen auf das Buch (trotz der Verbote!) können kaum befriedigt werden, und in meine Brust ist eine Ruhe und eine Heiterkeit eingezogen, wie ich sie früher in dieser Weise nicht kannte. Und das ist die Hauptsache! Schreibe auch Du mir, Dietwalde, welch einen Eindruck das Buch auf Dich gemacht hat! Ich denke, wir verstehen uns jetzt noch besser als ehedem! Daß mein Zorn ein ganzer, ehrlicher, wahrer ist, wird Dir aus jeder Zeile des Büchleins entgegenleuchten, auch wenn Du mich nicht persönlich kenntest.

Kennst Du denn Simrocks Amelungenlied und Kleines Heldenbuch (beide bilden wieder Unterabtheilungen seines großen Heldenbuchs, Stuttgart bei Cotta), o Dietwalde? Wo nicht, so wende Deinen letzten Heller daran, diese fürtrefflichen Bücher zu acquiriren! Deutscheres, Kernigeres, Gediegeneres ist lange Zeit aus keines deutschen Poeten Feder geflossen! Namentlich das Amelungenlied (keine Uebersetzung nämlich, sondern eine freie Bearbeitung der deutschen Heldensage im Tone des Nibelungenliedes) ist merkwürdig und bewundernswerth. Simrock ist gegenwärtig unser einziger Epiker, ein

Kerl, der die Nibelungen schreiben könnte, wenn sie noch nicht da wären! Eile Dich an diesem klaren, kräftigen Born zu erfrischen!

Lieber Schildkrötenpfleger, ich bin nun fern vom lieben Rheine, und der Teufel weiß, wann ich wieder hinkomme! Die St. Goarer Salme heben betrübt die bemoosten Häupter aus der Fluth empor, und sehen sich nach mir um. Vergebens! Statt zur Lurlei schau' ich jetzt zum Manneken — empor, diesem Schutzheiligen Brüssels, dem es jeder ächte Brüsseler an jeder Straßenecke nachmacht. 'S ist doch ein schlecht Leben hier! Wenn ich nicht an jedem Bäckerfenster die bekannten Voltaire's und verbrannten Nasenkönige anschauen, und Deiner, Du allnächtlich zum Mohren werdender Dietwalde, dabei gedenken könnte, so hielt' ich's kaum hier aus. Aber das Faro ist lieblich! Und das Lambick auch! Solches muß man den Belgiern lassen!

Und ein frisches, freies Bürgerleben haben die Kerle auch! Und das tröstet Einen doppelt, wenn man eben von unsern servilen Theekesseln, unsern sich bückenden und gekrümmten Schweifwedlern kommt!

Da ich meine Gelder hier in partibus missfidelium mächtig beisammen halten muß, so frankir' ich diese Epistel nicht. Was Dietwaldus nicht ungnädig verspüren wolle.

Heute Abend werd' ich zu Deinem Gedächtniß ein Liter Faro trinken, und dabei einem gebackenen Leopoldo die schwarzgebrannte Nase abbeißen.

NB. Den ganzen Winter bleib' ich hier zu Brüssel, wo Du mich unter oben angemerkter Adresse jederzeit findest.

Der ich mich Deinen Schildkröten zu Füßen lege, und mit treuem Handschlag verbleibe, allezeit meines Dietwaldi

Dietwaldus.

* * *

An Karl Heuberger.

Rue du Pachéco 35, 1. Decbr. 44.

Lieber Freund!

Auf Ihre lange Epistel vom 7. Nov. heute nur wenige Worte freundlicher Erwiderung, da mich einestheils Arbeiten drängen, und da ich anderntheils christlich genug denke, Ihnen, was das Porto angeht, nicht allzu großen Kummer zu machen. Ihre sämmtlichen Mittheilungen haben mich höchlich gefreut und interessirt.

Das Geschwätz über mein Buch ist nun wohl nachgerade verhallt. In seiner Seichtheit, seiner Sophistik, seiner Schweifwedelei nach oben, seiner albernen Bornirtheit (wie dumm z. B., daß ich nur durch fremden Einfluß auf meinen jetzigen Standpunkt gekommen sein soll) ist es leider ein abermaliger

trauriger Beweis für die grenzenlose Feigheit und Misere im lieben Vaterlande! Indessen hab' ich die tröstliche und erhebende Gewißheit, daß es das Seinige mitgewirkt, daß es — bis unter das niedrigste Strohdach! — angeregt und aufgeregt hat, und daß, wenn die rechte Stunde kommt (und kommen wird sie, trotz Eurer Verblendung, trotz Eures: „Après nous le déluge!"), meine Position eine reine und klare ist. Zudem ist dies kleine Buch ja nur ein Debut, und für ein solches kann ich vollends mit dem Erfolge zufrieden sein.

Von ausländischen Blättern haben bisher in England der „Atlas" und das „Athenaeum" das Glaubensbekenntniß besprochen. Ersterer durchaus lobend, enthusiastisch, radikal, eine Uebersetzung von „Hamlet" beifügend. Letzteres ebenfalls in hohem Grade anerkennend, aber nach bekannter Melodie, die politische Poesie als Genre herabsetzend. Meine läßt der Kritikus inzwischen gelten, und gibt zum Beweise drei sehr gelungene Uebersetzungen: „Guten Morgen," „Im Himmel", „Die Freiheit, das Recht!" Im mittelsten Gedicht hat der Uebersetzer leider die Pointe nicht ganz getroffen. Auch in einem französischen Blatte soll bereits eine ehrende Anzeige, durch Uebersetzungen belegt, erschienen sein.

* * *

An Levin Schücking.

35, Rue du Pachéco, 11. Dez. 44.

Den allerschönsten Dank, lieber Levin, für Deinen letzten Brief und das Exemplar der Droste. Beides ist mir auf verschiedenen Wegen richtig zugekommen.

Es freut mich herzlich, daß meine jüngsten Gedichte dem Princip nach Deinen Beifall haben. Daß Du dagegen die Rückgabe der Pension ꝛc. mißbilligst, beweist mir nur, daß wir noch lange nicht auf Einem und demselben Standpunkte stehen, daß Du den meinigen überhaupt verkennst, und daß die Couleur Deiner Oppositionsgedanken zur Zeit noch eine sehr matte und vorsichtige ist. Wäre sie das nicht, so würdest Du einsehen, wie ich einzig so und nicht anders handeln konnte und mußte!

Dich hier des Breitern zu widerlegen, kann nicht meine Absicht sein. Vor der Hand lasse ich den Streit rechts und links toben, und denke, daß mich später die Zeit am Besten und am Schlagendsten selbst rechtfertigen wird. Mein Buch kommt mir vor, wie Schills Ritt gegen die Franzosen. Als sich der in Stralsund pro patria todt säbeln ließ, schalt man ihn auch einen Narren, einen Tollkopf — hernach sind wir aber doch in Paris gewesen! In Zeiten der Feigheit und des Druckes ist auch ein vereinzelt dastehendes Beispiel von Muth und Aufopferung etwas werth.

Und ich habe Opfer gebracht — nicht bloß das der Pension.

Deinen wohlgemeinten Artikel in der Beilage zu Nr. 331 der Allgemeinen Zeitung hab' ich gelesen, und danke Dir auch dafür herzlich. Unangenehm hat mich in demselben nur berührt, daß auch Du meinen Schritt äußern Einflüssen beizumessen scheinst, daß Du von „Verleitung" sprichst und dgl. Wer mich so lange gekannt hat, wie Du, sollte billig wissen, daß, wenn irgend ein Mensch auf eigenen Füßen still seinen Weg vor sich hin gegangen ist, ich der bin! Eine Nacht im Riesen, die ich hernach unbefangen selbst dem Publikum vor Augen stelle, konnte mich nicht umwandeln! Eins der bösesten Gedichte des Bändchens, das Sonett S. 278, war, wie Du Dich erinnern wirst (ich las es Dir noch in Marienberg vor), vor jener Nacht entstanden, in der Hoffmann beiläufig bloß Persönliches, die Geschichte seiner Absetzung und seine Flucht aus Fallersleben, erzählte. Der Portraitmaler Becker aus Frankfurt war zugegen, von Proselytenmacherei war keine Rede. Ueberhaupt würde grade Hoffmann, dessen persönliche Liebenswürdigkeit ich schätze, dessen kleinliche Auffassung der Gegenstände aber mir längst zuwider ist, nicht im Stande gewesen sein, mich zu einer Demonstration zu veranlassen. Dazu haben mich zunächst die Landtagsabschiede vom Jan. d. J. bewogen. Wer konnte bei solchem schamlosen Herauskehren des krassesten Absolutismus länger zusehen?

Wenn ich mich influenziren ließe, warum hast denn Du, warum hat Geibel, warum der Landrath Heuberger nicht irgendwie einen entscheidenden Einfluß auf mich ausgeübt? Ihr seid allzusammen Narren! Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch den König von Preußen. Der ist der ärgste Demagogenfabrikant. Aber da soll Alles per Trichter in mich hineingegossen sein! Ich bin fest überzeugt, daß, wenn ich morgen nach Deutschland zurückkäme und auf offener Straße irgend etwas thäte, was ich aus unabweislichem Drange, aus physischer Nothwendigkeit nicht lassen könnte, männiglich dazu krähen würde: „Da haben wir's! Das kommt von dem bösen Beispiel in Brüssel! Sehet da den verderblichen Einfluß von Manneken —!" — Schlagend, mein' ich, sonst aber natürlich sans comparaison.

Die aus 8000 Exemplaren bestehende Auflage des Buches ist jetzt so gut wie vergriffen. Allein in Aachen wurden in den ersten Tagen 600 verkauft und nur ein einziges confiscirt. Anonyme und nicht anonyme Briefe freundlichen Inhalts sind mir dutzendweise zugeflogen, unfreundliche zwei — beide anonym. Die Sensation, namentlich am Rhein, in Berlin und Schlesien, muß ungeheuer gewesen sein. Der Erfolg war, wie er sein mußte, auch das Herunterreißen ist Etwas, worauf ich gerechnet hatte!

Hast Du die englischen Anzeigen im Atlas und im Athenaeum gelesen? Erstere durchaus anerkennend; letztere wohlmeinend, aber die politische Poesie

als Genre herabsetzend. Der Kritiker meint, da ich einmal herabgestiegen sei, so habe ich mich wenigstens als Poet meines Stoffes bemächtigt; Alles, auch das Trockenste und Abstrakteste, sei plastisch, palpabel, scharf umrissen von mir hingestellt worden; ich habe die „faculty divine" auch hier nicht verläugnet.

Ich läugne nicht, daß diese Würdigung der ästhetischen Seite des Buches von jenseits des Kanals mich gefreut hat. Der Kerl ist gescheiter, als die deutschen Esel, die da sagen, das Bändchen sei poetisch schlechter als meine erste Sammlung. Hab' ich es doch vorsätzlich verschmäht, meine rhetorische Kraft hier geltend zu machen! Mich soll wundern, wie Du (in Deiner verheißenen Kritik in dem neuen Beiblatt zur Allgemeinen) über den Punkt Dich auslassen wirst.

Die Gutzgauchische Kritik in der Weser-Zeitung hab' ich gelesen. Sie ist superklug. Diese Sophistik glaubt, sie könne das poetische Gras wachsen hören, und schießt doch oft meilenweit daneben. Heute les' ich in einer Buchhändlerannonce der Allgemeinen, daß auch die Jahrbücher der Gegenwart Etwas über mich bringen. Diese Philosophen werden mich wahrscheinlich gehörig verarbeiten.

Herr Gott — welch eine Brühe über den Einen Gegenstand! Nimm's nicht übel, es soll nicht wieder geschehen!

Wir leben jetzt still und zurückgezogen hier in Brüssel. Den Sommer waren wir im Taunus (unter neuen Bekanntschaften von damals nenne ich zumal Varnhagen v. E.), dann den Herbst zu Ostende, und jetzt hier. Wie lange, das weiß Gott. Nach Preußen zurück kann ich nicht für's Erste.

Die Droste ist, trotz ihrer heraldischen und Rokokoliebhabereien eine rechte, echte Dichterin. Sie weiß Einem nicht nur die Phantasie in Brand zu stecken, sondern rührt, wenn sie will, auch das Herz; „Des alten Pfarrers Woche," „Die beschränkte Frau" und solche Sachen sind mir über Alles lieb geworden. Das sind Stücke, nach denen man wieder greift, auf die man immer gern zurückkommt. Sonst hat mich auch Manches in dem dicken Bande choquirt.

Was macht denn Geibl, wie er jetzt häufig gedruckt wird? Ist Euer Musen-Almanach noch nicht zu Stande gekommen? Der Schwerenöther (Geibel, nicht der Almanach) ist mir seit vorigem Februar einen Brief schuldig.

* *

An Levin Schücking.

[Brüssel] Sylvester 1844.

Lieber Alter!

Das ist ein schöner Jahresschluß für Dich und Louise! Deine Anzeige lief gestern Abend ein, und hat mir wie meiner Frau eine wahre, innige

Freude bereitet! Wir nehmen den wärmsten Antheil an Eurem Glücke, und wünschen Euch von Herzen Alles, was sich eben bei solchem Anlasse wünschen und bieten läßt! Gott segne den kleinen Levino-Gallum, und lasse ihn zur Freude von Gallien, Gallizien, Portugall und Galliläa wachsen und gedeihen! Seinen Geburtstag werde ich besonders gut merken: er liegt zwischen dem meines verstorbenen Vaters (18. Dezbr.) und dem meiner Frau (20. Dezbr.) grade in der Mitte! Wem sieht der kleine Sohn der Literatur denn gleich, Dir oder Deiner Frau? Und sind Mutter und Kind beide noch so wohl, wie Dein Brief es hoffen läßt? Die Straße Pacheco wünscht und erfleht das Beste und Glücklichste, und grüßt Dich und die Deinigen auf's Theilnehmendste und Herzlichste!

Meinen Brief vom 11. Dezbr. wirst Du erhalten haben, wenigstens schließe ich's aus der Wohnungsbezeichnung auf der Adresse des Deinen und aus der Beifügung Deines Artikels über mich in seiner ersten Gestalt. Möchte der Ton meiner Epistel wieder einmal etwas keifig und ärgerlich gewesen sein, so vergieb's mir! Es ist in der letzten Zeit so mancherlei auf mich eingestürmt, daß ich jezuweilen grimmig und bärbeißig bin! Das ist aber nur äußerlich, mit dem Maule und mit der Feder — tief im Herzen meine ich's eigentlich so bös nicht, vollends nicht mit alten Freunden!

Mein Leben spinnt sich hier einfacher und einsamer ab, als Du vielleicht glaubst. Doch bin ich fleißig, lasse noch im nächsten Monat einen tendenzlosen Band Uebersetzungen (worin die 1000 mal liegen gelassene Hemans die Hauptstelle einnimmt) an Cotta abgehen und denke dann, nachdem ich mit diesen Translationen Alles abgeschlossen habe, was noch unbeendigt aus der Vergangenheit in die Gegenwart hereinhing, an zwei famose größere Stoffe mich zu machen, die mir seit einigen Wochen aufgegangen sind. Ich freue mich über Alles darauf, und bitte Gott, daß er mir beide Würfe möge gelingen lassen! Mein ganzes Herz, meinen ganzen Glauben an eine große, glückliche Zukunft der Menschheit denke ich eben hier in einer neuen und eigenthümlichen Weise zum Ausdruck zu bringen. Es sollen menschheitliche Dichtungen werden, keine politische mehr! Vorwärts! Durch!

Die Frankfurter O. Post-Amts-Zeitung soll mich gratis nach Amerika reisen lassen. Daran ist, zu Deiner Beruhigung, wenn Dich der Artikel etwa alarmirt haben sollte, nur dies wahr: — Ich machte vor 6 Wochen ungefähr mit Ida eine kleine Tour nach Antwerpen, lernte dort einen Deutschamerikaner aus Neuyork kennen, der für mein Glaubens-Bekenntniß schwärmte, und besuchte ihn auf seine Einladung zweimal auf seinem Schiffe, dem prachtvollen Dreimaster Probus, den er eben mit ein paar Hundert Auswanderern nach Texas abgehen lassen wollte. Namentlich eine dieser

Kajütensitzungen war prächtig. Der Kapitän, der Rheder, ein paar Auswanderer, ein demagogischer Pastor aus Unna mit seiner Frau, ich und die meine — so saßen wir flott und gutes Muthes auf dem schwimmenden Hause, der Madeira funkelte in den geschliffenen Gläsern, und die Stripes and Stars-Flagge, zu unserer Ehre aufgezogen, flatterte lautrauschend über uns. Andern Tags hierher zurückgekehrt, kriege ich plötzlich einen Brief aus Antwerpen, eben von jenem Deutschamerikaner. Und der enthielt wirklich, nobel und delikat gefaßt, das Anerbieten freier Ueberfahrt für mich und meine Frau, wenn meine Verhältnisse, jetzt oder künftig, mir eine Auswanderung geböten oder wünschenswerth machten. Ich lehnte natürlich dankend ab, aber die Sache hat mir doch eine Freude gemacht, wie ich sie in dieser Art noch nicht erlebt hatte! —

Adieu, lieber Kindervater! Du mußt Dich ordentlich stolz in der neuen Qualität dünken. Wie wird der gute Heuberger (denn ein wackerer Mann ist er, trotz seines Bureaukratenthums) sich über dies erste Facit Eures Multiplicationsexempels freuen! Prost Neujahr! — Mit alter Liebe

Dein Freiligrath.

Karl Heinzen war hier mit seiner Frau, hat mich besucht, und ich habe natürlich vergeben. Wir haben sogar schmollirt, denn H. ist wirklich ein tüchtiger, redlicher Kerl — schroff und stellenweise auch einseitig, aber ehrlich und brav.

Wie geht es dem armen, armen Lenau? Sein Unglück hat mich tief erschüttert und die neuigkeithaschende Indiskretion der Zeitungen empört.

* * *

An Karl Krah.

Brüssel, Rue du Pachéco, 35. 2. Januar 1845.

Lieber alter Krah!

Prost Neujahr! — Ich habe eine schwere Schuld an Dich auf der Seele: Dein freundlicher und liebevoller Brief vom Febr. v. J. ist ohne Antwort geblieben, und wir sind die rothen Dächer von Vogelsang vorbeigerutscht, ohne Dir und Deiner guten Schwester die Hand gedrückt zu haben. Das war im August vorigen Jahrs, nachdem ich wenige Tage vorher die große, wenn auch mit Wehmuth gemischte Freude genossen hatte, meine Mutter und meine Geschwister nach 4 langen Jahren der Trennung und der halben Entfremdung wiederzusehen. Gott Lob, dies Wiedersehen hat die letzten Schranken niedergerissen, die Verhältnisse und Lebenswirren zwischen uns aufgethürmt hatten, und ich kann namentlich von meinen Geschwistern sagen, daß ihr ganzes Herz und ihre ganze Seele wieder eben so innig an mir hangen, wie in „der guten alten Zeit." Unser Rendezvous fand auf dem

Lande, in der Nähe von Unna, statt, und die Enge der dörflichen Behausung machte es nothwendig, daß mein Bruder Karl und ich in einem Bette schliefen — ganz so, wie wir's vor Jahren im elterlichen Hause trieben. Ich kann Dir nicht sagen, wie glücklich ich war. Der leise Athem des guten, ehrlichen Jungen, der mir noch im Schlafe die Hand umschlossen hielt — draußen das Rauschen meiner heimathlichen Bäume — die lieben Sterne durch's Fenster schauend — nebenan meine Mutter und meine Schwestern: das Alles machte mich schlaflos und weich, aber meine Seele war voll Glücks und Danks gegen Gott. —

Als wir dann später nach Cöln kamen, war es erst unser fester Vorsatz, Euch heimzusuchen. Aber Ida war erschöpft und sehnte sich nach Ostende; dazu kam die Masse unseres Gepäcks und der (in Voraussicht der nächsten Zukunft wohl verzeihliche) Wunsch, unsere Kasse durch einen mehrtägigen Cölner Aufenthalt nicht vor der Hand zu schwächen. Vergebt, Ihr Lieben, was nur halb unsre Schuld ist, und laßt uns ein frohes, ungetrübtes Wiedersehen von der Zukunft erflehen! Jetzt freilich ist noch an keine Rückkehr für mich zu denken, aber die Dinge werden sich drehen, und Alles wird gut werden!

Vor der Hand geht es uns hier so erträglich, wie es Einem in der Fremde gehen kann, und ich segne noch stündlich den Schritt, der mich dahin führte, wo ich jetzt stehe. Meine Stellung ist eine ganze geworden, Gott sei Dank, und ich brauche meinen Zorn nicht täglich mehr in mich hereinzufressen. Nun wird der heilige Geist schon weiter helfen.

* * *

An Karl Heuberger.

35 Rue du Pachéco, 23. 1. 45.

Unsere Elsaß-Projekte sind noch stark im Schwange. Wenn die Märzveilchen blühen, denken wir an den Vogesen zu sein, und uns dort, nicht in Straßburg selbst, wohl aber in einem der hübschen Dörfer anzusiedeln, an welchen die Umgegend reich sein muß. Wir streben weniger nach der unmittelbaren Nachbarschaft des Rheins, als vielmehr nach den Vorbergen des Wasgaus, von welchen man auf die nach Basel führende Eisenbahn, auf den Rhein und jenseits auf die dunkeln Höhen des Schwarzwaldes hinab- und hinübersieht. Dort wollen wir ein Häuschen mit Garten miethen, und uns in traulicher Einrichtung wieder zu Hause fühlen, was hier in Brüssel, und überhaupt in diesem summenden, materiellen, industriellen Belgien, weder mir noch meiner Frau recht gelingen will. Das Elsaß ist jedenfalls deutscher, heimlicher, gemüthlicher.

Was soll ich Ihnen sonst noch schreiben? Politica etwa? Gott bewahre! Ich sehe mit jedem Briefe, den Sie mir schreiben, mehr ein, daß unsre Standpunkte zu himmelweit von einander verschieden sind, als daß je an Einigung, selbst an ein Zusammentreffen auf dem halben Wege zu denken sein könnte, und habe mir drum vorgenommen, meinerseits wenigstens einen Gegenstand in unsrer Correspondenz für immer fallen zu lassen, dessen Besprechung ohnehin zu keinem Ziele führen, sondern nur dazu dienen kann, uns einander zu entfremden. Darum fort mit der Politik — nicht aus meinen Gedichten, wohl aber aus unseren Briefen! Es gibt Gottlob der Punkte noch genug, in welchen wir miteinander harmoniren, und es würde mich in tiefer Seele schmerzen, wenn diese sonstigen Harmonien durch ein zu beharrliches Herumtupfen auf der Einen wunden Stelle unsrer Freundschaft je gestört werden sollten. Wozu überhaupt die ewigen Debatten über das „Glaubensbekenntniß", ein Ereigniß, das jetzt Monate hinter mir liegt, und das nächstens einer neuen „That in Worten" Platz machen wird und muß? Amen, Selah!

Ich könnte Ihnen auf Alles, was Sie mir in Ihrem letzten Briefe zuschanzen, die Hülle und Fülle erwidern, aber ich unterlasse es, weil ich Sie und den Frieden, d. h. den Frieden mit Ihnen, zu lieb habe. — Wie ernst übrigens ist diese Zeit! Durch Freundschaften, durch den Kreis der Familie sogar schreitet sie eisernen Schrittes mitten hindurch, rechts und links scheidend und sondernd, und sich wenig darum kümmernd, was durch sie entzwei gerissen wird! Möchte es uns vergönnt bleiben, auch aus verschiedenen Lagern nach wie vor liebevoll und theilnehmend uns die Hand zu reichen! Das ist mein innigster, heißester Wunsch! —

* * *

An Lorenz Diefenbach.

Brüssel, 31. Januar 1845.

Prost Neujahr, lieber Diefenbach! — Vergieb, daß ich Deinen warmen, herzlichen Brief erst jetzt beantworte, und laß Dir auch meinen verspäteten Dank für denselben gefallen. Er hat mir und meiner Frau einen frohen Tag gemacht. Wir leben hier sehr still und zurückgezogen, fast einzig auf uns selbst beschränkt, und wenn das auch im Grunde genug ist, so thut doch ein lieber Freundeszuruf aus der Heimath immer wohl! Dank und Handschlag! —

Von meinem Glaubensbekenntniß will ich nur wenige Worte sagen. Das ist nun eine alte Geschichte, die mit allem Süßen und allem Bitteren, was sie mit sich brachte, hinter mir liegt und bald Neuem Platz machen

muß. Die Hauptsache: „mit meinem Gewissen in's Reine zu kommen, und mir eine unzweideutige Stellung zu schaffen," hab' ich erreicht, und kümmere mich drum wenig um alles Geschwätz und alle Verlogenheit rechts und links.

Nun von Frühlingsplanen! Belgien und Brüssel gefallen weder mir noch meiner Frau mehr. In diesem industriellen Summen und Schwirren in diesem dickköpfigen Katholicismus, in dieser Nachäfferei französischer Art und französischer Unart werden wir uns nun und nimmer heimisch und zurecht finden. Dabei ist das Leben unanständig theuer — chambres garnies und Restaurationsküche widern uns an — wir müssen wieder ein eigen Häuschen und einen eigenen Heerd haben. Da uns nun aber Preußen, wie ich aus sicherer Quelle weiß, für's Erste noch verboten ist, und ich keine Lust habe, mich durch eine voreilige Rückkehr dem heimlichen Verfahren in die Hände zu liefern, so denken wir stark an's Elsaß oder an die Schweiz, namentlich an letztere, und werden wohl schon im März unsre Entdeckungsreise antreten. Ich über Thionville und Metz, meine Frau und meine Schwägerin, die seit Kurzem unser Exil mit uns theilt, über Cöln und Mainz — in Straßburg treffen wir dann zusammen. Du kennst ja die Schweiz; schreib' mir doch, wo sie am schönsten und am billigsten ist! Wir werden jedenfalls auf's Land ziehen — sind die Ufer des Zürcher Sees theuer? Oder wo ist sonst gut hausen? Und hast Du nicht Lust, Dich mit überzusiedeln? Ach, wer erst dort wäre! — Halt' diesen Plan aber vorläufig noch für Dich!

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Brüssel, 5. Febr. 1845.

Lieber Dietwalde!

Meinen Brief vom 9. Novbr. v. J. wirst Du erhalten haben. Ich zeige Dir nun mit Gegenwärtigem an, daß ich im Lauf des nächsten Monats Belgien verlassen und über Thionville und Metz zunächst nach Straßburg säuseln werde. Nicht um dort zu bleiben, sondern einstweilen nur, um mir den Münster zu betrachten und um Weiteres in seinem Schatten zu planiren. Könnten wir uns nun bei dieser Gelegenheit nicht einmal wiedersehen, nicht einmal wieder die Hand drücken, nicht einmal wieder einen bescheidenen Zopf riskiren? O Dietwalde, wie lange ist es her, seit wir in der Wernerskirche bei Bacharach den letzten Heurigen tranken! Jener Heurige, hätten wir ihn am Leben gelassen, wäre nun auch schon nicht der Jüngste mehr. Es ist wahrlich Zeit, daß wir der Tage, die da waren, bei einem kühlen Trunke wieder gedenken! Mich verlangt Dich wiederzusehen!

For auld lang syne, my dear,
For auld lang syne,
We'll have a cup of kindness yet
For auld lang syne!

Burns.

Also schreibe mir bis Anfang März poste restante nach Straßburg, ob Du Lust und Zeit hast, mir einen Tag unter'm Münster zu gönnen! Ich lasse Dich dann antwortlich sofort wissen, an welchem ich Dich erwarte. Du hast ja auf der Eisenbahn nur wenige Stunden bis Straßburg.

Vale, lieber Alter! Empfiehl mich Deinen Schildkrotten, deren ich oft gedenke.

Semper tuus

Dietwaldus.

* * *

An Karl Buchner [auf einem Quartbogen mit Bild].

Brüssel, 10. Febr. 1845.

Die nebenstehende Illustration, herzlieber Freund, stellt eine Geburtstagsfeier vor. Der Mann im violetten Schlafrock ist ein gewisser „alter Herr", der übermorgen so und so viel Jahr alt wird, der gratulirende Jüngling aber bemüht sich, den bekannten Verfasser des Glaubensbekenntnisses zu repräsentiren, wie er, in die Farben der Unschuld und Treue gekleidet, seine geburtstäglichen Wünsche kindlich an den Tag legt. Sie, lieber Freund, der Sie jenen wie diesen persönlich zu kennen das Glück haben, werden über die frappante Aehnlichkeit erstaunt sein, und nicht minder sofort enträthseln, was der brave Gratulant dem nicht minder braven Violetten durch die Blume zu verstehen gibt. „Lieber Freund und alter Herr", will er sagen, „tausend herzliche Glückwünsche zu Deinem Geburtstage! Was Du erflehst und was zu Deinem Heil gereicht, sei Dein — immer ein so schöner Schlafrock, immer so schöne weiße Unerwähnbare, immer so saubere rothe Pantoffeln, immer ein so hoffnungsgrüner, blumenreicher Teppich! Vor allen Dingen aber bleibe Deine Wange so roth, Dein Haar so braun, bleibe Deine Stirn so runzellos, wie ich sie jetzt vor mir sehe! Und stets auch sei Deine Hand so segnend gegen mich erhoben (denn zu einer Ohrfeige holst Du doch hoffentlich nicht aus?), wie eben heute!" —

Soweit die Illustration und der Scherz! Was ich im Ernst meine, wissen Sie! Also ein herzlicher, treuer Handdruck und Alles was in ihm liegt! Gott mit Ihnen und den Ihrigen, denen er Sie noch lange, lange erhalten wolle! —

Alles, was Sie über Ihre literarischen Arbeiten und Häusliches schreiben,

erregte, wie immer, mein Interesse und meine Theilnahme. Von meinem Fleiß, über den Sie Auskunft wünschen, läßt sich nicht viel berichten. Der Poet muß, wenn er eben einen Sturm in der öffentlichen Meinung erregt hat, diesen Sturm erst ganz austosen lassen, eh' er sich zu neuen Schöpfungen rüsten kann. So ist es denn gekommen, daß ich, ein paar Gedichte ausgenommen, nur wenig geschaffen habe diesen Winter. Dagegen sind (ich bitte Sie aber dies vorläufig noch für sich zu behalten!) ein paar größere Pläne in mir aufgestiegen, die ich bei erster völliger Muße, neuer traulicher Einrichtung und Abwesenheit aller der Störungen, die mich hier trotz aller Eingezogenheit dennoch verfolgen, auszuführen gedenke, und von welchen ich Ihnen dann ausführlicher schreibe. Ihren Bauernkriegsvorschlag will ich mir ad notam nehmen; vielleicht daß ich dazu komme; der Gegenstand hat eine Menge allgemein menschlicher Motive, die in die jüngsten Bewegungen der Gegenwart fast prophetisch hereinragen.

Mit Heinzen hat sich, nachdem er zuerst sich mir genähert hatte, ein freundschaftliches Verhältniß ziemlich wieder gemacht. Es ist nun Alles wieder gut — ich konnte nur nicht anfangen. H. ist brav und ehrlich, aber sein Gesichtskreis scheint mir ein wenig enge. Mit Grün, der allerdings etwas sehr anmaßend, ist er total zerfallen. Es ist ein wahrer Jammer, daß sich die Kräfte der Opposition nicht concentriren wollen zum gemeinschaftlichen Wirken. Liberale, Radikale, Communisten, Sozialisten — das schimpft und wüthet gegen einander, statt sich vor der Hand auf den Einen allgemeinen Feind zu werfen und nachher über Prinzipien sich zu verständigen. Die Absoluten verstehen das besser; sie bilden eine feste, geschlossene Masse, und lachen über die Uneinigkeit im feindlichen Lager in ihr Fäustchen. Seit einer Woche ist auch Marx hier, ein interessanter, netter, anspruchslos auftretender Kerl. Er wird nach einiger Zeit wahrscheinlich eine Zeitschrift hier begründen und dann auch andere Kräfte hierherziehen. Seine und Ruge's Ausweisung aus Frankreich auf preußische Requisition, ist doch eine wahre Schmach! Für beide Länder! Selbst Humboldt's neueste Reise nach Paris soll mit in Bezug auf diese Angelegenheit unternommen worden sein!!

* * *

An Karl Simrock.

Brüssel, den 16. Febr. 45.

Zuerst meinen allerherzlichsten Dank für Deine freundlichen Geschenke, die mir wie meiner Frau eine wahre Erquickung in diesem einsamen stillen Winter gewesen sind. Das kleine Heldenbuch ist wieder köstlich, und in ihm ist zumeist „Walther und Hildegunde“ unser Liebling geworden. Das ist

ein Kleinod, eine Perle, ein Juwel, an dem man sich nicht satt sehen kann, das man immer und immer wieder vornehmen und sich daran erfreuen muß. Welche Zartheit und Innigkeit, bei aller Todtschlägerei! Wäre ich Cotta, ich ließe eine Einzelausgabe dieses Gedichts mit Illustrationen von Neureuther oder sonst einem Kerl, der's versteht, an's Licht treten. Es ist eine Fülle von Bildermotiven drin; es ist Alles so anschaulich und greifbar, daß man's nur gleich hinmalen möchte! Schade, daß ich nicht zeichnen kann! Die Geschichte steht vor meiner Seele, als wäre ich selbst mit dabei gewesen. Und wie ist Dir auch hier der Nibelungenton geglückt! Wer, dem man's nicht sagt, sollte ahnen, daß hier aus mönchslateinischen Hexametern eine Uebertragung vorliegt! Du bist ein Hauptkerl, Simrath! Hol' mich der Teufel, es ist mir eine wahre Wonne, Dir so recht aus voller Seele meine Freude und meine Bewunderung auszusprechen! Du stiftest Dir mit Deinem Heldenbuche ein Denkmal in unserer Literatur, an dem wir lyrischen Unraste mit Staunen emporblicken, und das, wenn die Masse auch nur langsam zu seinem Verständnisse reift und zu seiner Anerkennung sich bequemt, eben darum vielleicht um so dauernder und gewurzelter die Freude und der Stolz einer stillern Zeit, eines weniger mit sich selbst beschäftigten Geschlechts sein wird. Du kannst das mit Ruhe abwarten; die's verstehen, lieben und preisen Dich schon jetzt; ich wollte, Du sähest einmal alle die Briefe, in welchen man mir begeistert und entzückt von den Amelungen und dem kleinen Heldenbuche geschrieben hat. Auch die zwei neuen Volksbücher und die Sammlung Deiner Gedichte haben uns manchen stillvergnügten Abend bereitet. In letztern fand ich natürlich eine Unzahl alter Bekannten, aber auch viel Neues, dessen ich mich freuen und woran ich mich erquicken konnte. Insonderheit haben mir die Bonner Fastnachtslieder ungeheuren Spaß gemacht. Die „Siebenschläfer" sind kostbare Gesellen. Das ist ganz der trockne Simrath'sche Humor, ehrbar und ernst und den Schalk nur in den Mundwinkeln verstohlen zur Schau tragend. Ich könnte Dir noch hundert andre Lieder nennen, die mir ein Labsal gewesen sind, aber wozu die Aufzählung des Einzelnen? Genug (und auch das zu versichern, klingt beinahe wie Anmaßung), daß mir das Ganze den wohlthuendsten, befriedigendsten Eindruck hinterlassen hat, und daß es mir eine Beruhigung ist, nun auch Deine Lyrica sicher unter Einer Decke zu wissen. — Dein Fleiß im letzten Jahr ist übrigens stupend; eben lese ich auch die Buchhändleranzeige über Dein Dombuch und Deine heil. Rockslegende, und ich bin ganz gefaßt darauf, in den nächsten Tagen wieder etwas Neues von Dir angekündigt zu finden. —

Belgien gefällt mir gar nicht. Nichts als Geld, nichts als Industrie — schnöder, arroganter Materialismus! Keine Treuherzigkeit, keine Gemüthlichkeit!

Dabei Alles theuer! Du merkst, wo das hinaus will? — Nun ja, Anfang oder Mitte März gehen wir fort! In die Schweiz — nicht zu den Schweizern! Dort hat man wenigstens Natur (nach der besonders meine Frau wahrhaft lechzt) und die denn doch am Ende die rechte und einzige Trösterin ist und bleibt — auch im Exil!

Nach Preußen kann ich nicht zurück und will es auch nicht, selbst wenn ich dürfte. Ich muß ja doch bald einmal wieder das Maul aufthun, und dann wär' es ja nur die alte Geschichte. Am Vierwaldstättersee erfahr' ich auch schon, welch ein Mondkalb von Constitution Se. Majestät uns zu verleihen geruhen wird. Oder ob es nur eine offizielle Erfindung gewesen ist, um die heurigen Provinzialstände recht weich, recht nachgiebig, recht erwartungsselig zu machen. — —

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Brüssel, 7. März 45.

Liebster Dietwalde,

Allerfürtrefflichster Siegfried,

Ganzhürnerner Ganzhorn und Schildkrötenbesitzer!

Deinen Brief vom 6. Februar habe ich wohl erhalten, und wird dagegen der meinige vom 5. ejusdem richtig in Deine Hände gelangt sein. Indem ich mir die ausführliche Beantwortung des ersteren bis zum Wiedersehen vorbehalte, wollte ich Dir mit Gegenwärtigem einzig vermelden, daß besagtes Wiedersehen demnächst in optima forma vor sich gehen kann. Ich treffe nämlich, wenn nicht der leibhaftige Satan oder sonst eine höhere Macht mich daran hindert, künftigen Donnerstag, als am 13. Martis, um die zwölfte Stunde zu Straßburg ein, und werde daselbst bis zum 15. Abends in Erwartung Deiner, o Dietwalde, wie auch Deiner ganzhürnernen Schildkröten verharren. Dieser Zettel, rechne ich aus, ist am 12. in Deinen Händen, und Du hast also Zeit, Deine Arrangements zu treffen. Komm, wann und sobald Du kannst! Von Straßburg aus schreib' ich Dir nun nicht mehr. Erfragen mußt Du mich in obbemeldeter Stadt bei Dr. Gustav Mühl, Dornengasse Nr. 8.

Also: auf ein frohes frühlingsfrisches Wiedersehen! Mögen uns die Iden des Märzes heuer mehr Fidelität bringen als weiland dem in Gott ruhenden Julio Cäsari! Die gebackenen Leopoldi grüßen, und ich bin mit Herz und Hand Dein alter Dietwaldus.

* * *

An Ida Freiligrath.

Metz, Freitag. [14. März 1845.]

Lieber guter Engel!

Ich schreibe Dir heute nur diese wenigen vorläufigen Zeilen aus Metz, damit Du nicht allzulange auf Nachrichten aus Straßburg warten mögest, die ich erst übermorgen werde loslassen können. Die Wege von Namur bis hier waren schrecklich, und es ist nur zu verwundern, daß die Diligence mit sammt allen Passagieren nicht den Hals gebrochen hat. Vom späten Ankommen darf man heute nichts Böses reden, wenn man überhaupt nur angekommen ist. Nun ist aber das Gebirg mit seinem Schnee, seinen Schluchten und seinem Glatteis überwunden, das war das Schlimmste! Wir sind stundenlang gegangen, weil der Wagen jede Minute glitschte und umzuwerfen drohte. Wir hatten manchmal 10 Pferde vor, der Hemmschuh ist einmal zerbrochen u. s. w. u. s. w. — Aber, wie gesagt, jetzt ist Alles überstanden, wir sind im Ebenen und morgen in Straßburg. Möge es Dir nur gut gegangen sein! Meine Sorge um Dich und meine Sehnsucht nach Dir kennen keine Grenzen. In Zürich finde ich doch sicher einen Brief?

In einer Stunde geht es weiter über Nancy nach Straßburg, wo wir morgen Nachmittag ankommen. Uebermorgen schreib' ich Dir ausführlich; aber schon nach Darmstadt, da der Brief jedenfalls zu spät nach St. Goar kommen würde. — Wie geht es Dir aber, mein gutes, süßes, herziges Leben? Hoffentlich gut, und Gott wird weiter helfen! Er schütze und behüte Dich! Grüße Mariechen und Landraths tausendmal. In alle Ewigkeit

Dein Nandi.

* * *

An dieselbe.

Straßburg, Montag. [17. März 1845.]

Herzensweib!

Die wenigen Worte, die ich mit vor Kälte zitternder Hand in Metz an Dich auf's Papier warf, werden hoffentlich gestern oder heute bei Dir eingelaufen sein. Fast thut es mir leid, daß ich Dir damals meinen nächsten Brief nicht mehr nach St. Goar, sondern schon nach Darmstadt zu schicken versprach. Seit ich Metz verlassen habe, ist der Winter wieder mit solcher Heftigkeit eingebrochen (selbst auf das gestrige Thauwetter hat es diese Nacht wieder gefroren und tüchtig geschneit), daß ich Gott weiß was drum gäbe, wenn Du diesen Brief noch in der sichern und warmen Landrathur erwartetest und Dich eben jetzt nicht den Unannehmlichkeiten der Weiterreise nach Darmstadt aussetztest. Wenn ich daran denke, daß Du den Rhein (bei

Mainz) wahrscheinlich im kalten, glitschigen, mit Menschen vollgepfropften Nachen passiren mußt, so stockt mir der Athem, und mir bleibt Nichts übrig, als Alles in Gottes Hand zu legen, und ihn um seinen Schutz für mein Theuerstes auf der Welt, für meine liebe, einzige Ida, zu bitten. —

Nun laß' mich Dir noch Etwas von meiner Reise erzählen! Gleich nachdem Ihr fort wart, bat mich Heinzen dringend, noch einen einzigen Tag zu warten, da er nun unfehlbar einen belgischen Paß bekommen würde. Du wirst mich tadeln; aber ich konnt' es ihm nicht abschlagen, und so sind wir denn erst Dienstag Abend abgesegelt. Herr Gott, wie öde war unser Logis! Ein Besen hier, ein Kehrblech da — Staub in allen Ecken! Es war zum Verzweifeln, ich alter Esel hatte Thränen in den Augen!

So waren wir denn Mittwoch früh in Namur, wo wir einen halben Tag liegen bleiben mußten, und einstweilen Stadt und nächste Umgegend in Augenschein nahmen. Letztere ist wirklich reizend und muß im Sommer prachtvoll sein. Die Ufer der Maas, welche hier die Sambre aufnimmt, sind köstlich — Alles in kleinerm Maßstabe, als der Rhein, aber doch schön und voll Charakter. Dazu schien die Sonne, eine erste Bachstelze hüpfte auf den Uferkieseln, es war wie lauter Frühling. Aber die „Träuflung kam hintennach." In den Ardennen packte uns der Winter mit verdoppelter Malice. Ich erinnere mich keiner mühevolleren und garstigeren Tour, und selbst Heinzen setzt einige Momente der Fahrt den schlimmsten seiner batavischen Reise an die Seite. Doch haben wir auch viel gelacht, namentlich über eine Nachtscene zwischen Longwy und Metz, wo Heinzen (durch eine Flasche Lothringischen Landweins inspirirt) plötzlich aus dem Wagen springt, meinend, wir wären „in einer großen Stadt." Die weißen Felder und Bäume mußten ihn an Marmorsäulen und Paläste erinnern. Der Wagen rollt inzwischen lustig weiter. Heinzen, seinen Irrthum gewahr werdend, hinterdrein. Endlich hat er den Wagen, aber an einer Stelle der Chaussee, wo er zwischen festgefrornen fast manneshohen Schneemauern rollt. Mit Gefahr seines Lebens, trippelnd und lavirend, drängt sich H. zwischen Schnee und Wagen, reißt die Thür auf, und springt mit kühnem Satze, mit der vollen Wucht seines Leibes und seiner langen Beine, in die Maschine hinein. Das ist aber zweien französischen Damen, die grad' an der Thüre sitzen, nichts weniger als angenehm. Sie packen ihn (buchstäblich wahr!) mit erdrosselndem Griff an die Kehle, schreien: „ah, le brigand!" und eine Scene des Kampfes erfolgt. Heinzen siegt ob, und drängt sich durch bis in die entgegengesetzte Ecke, mir gegenüber. Aber nur nachdem Schleier zerrissen, Hühneraugen zertreten und Schimpfworte von beiden Seiten ausgestoßen sind. Hierin war namentlich Heinzen groß. Ich konnte vor

Lachen über sein lästerliches Lästerfranzösisch nicht zu mir kommen. „Vous (sprich à la Heinzen: fous) n'êtes pas des femmes, fous êtes des hyènes, fous êtes des Haifische, fous — fous — fous — êtes des pucelles! Hierauf sank er in seine Ecke, und entschlief sanftselig auf einem mitgeschleiften Plüschhut der einen Dame, der am nächsten Morgen beim Aussteigen in Pfannenkuchengestalt, unter den Grenzen seines Daseins hervor, kläglich aus dem Wagen zu Boden fiel. —

In Metz hätten wir wieder 24 Stunden liegen bleiben können, wenn wir nicht vorgezogen hätten, über Nancy zu gehen. Der kleine Umweg wurde durch die Gewißheit, am nächsten Morgen 5 Uhr (vorigen Samstag) sicher Gelegenheit nach Straßburg zu finden, reichlich aufgewogen. Und so ging's denn nach Nancy und von dort hierher. In dem Stück Vogesen aber, das wir passiren mußten, war es wieder entsetzlich. Schneesturm, zerbrochene Fenster, besoffener Conducteur, drohender Wagenumsturz — ganz wieder die alten Geschichten. Wir kamen auch volle 12 Stunden zu spät nach Straßburg, gestern Morgen 9 Uhr. Ich war dumpf, betäubt und verschnupft. Mühl aber, der Medicus, verordnete mir sofort ein „Fußwasser", darauf lag ich zu Bett bis heut' Morgen, und bin jetzt, nachdem ich den Münster bestiegen und mich im Nest umgesehen habe, wieder so frisch wie ein Vogel. Die Straßburger Fußwasser sind vortrefflich. Uebrigens ist jetzt wieder entschiedenes Thauwetter, und Straßburg ist in ihm keine Stadt, sondern eine Sauce. —

Die Revue des deux mondes vom 1. März hat zwei Bogen über mich von St. René-Taillandier, Lob und Tadel gemischt. Der Kerl hat doch richtig erkannt (und sich aufs Allerehrendste ausführlich darüber ausgesprochen), daß ich durch einen Theil der Glaubensbekenntniß-Gedichte ein neues Genre in der deutschen politischen Lyrik aufgebracht habe.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Straßburg, Hotel zur hohen Steige,
Montag, 17. März 45.

Lieber Dietwalde!

Die Ardennen und Vogesen waren voll Schnee und Glatteis, wir haben in Namur, Metz und Nancy halbe Tage lang liegen bleiben, stellenweis 10 Pferde vorspannen, ganze Stunden durch den kniehohen, gefrorenen Schnee neben der Diligence herlaufen und sekundlich ihres Umsturzes gewärtig sein müssen. So, lieber Alter, hat es sich zugetragen, und dieß ist der Grund, daß ich, gegen alle Berechnung und Erwartung, erst gestern Morgen

½9 Uhr hier eingetroffen bin. Nachdem ich mich durch einen warmen Kaffee erquickt und ein wenig abgebürstet hatte, lief ich gleich zu Mühl und sodann mit ihm in den Rebstock. Da warst Du denn, wie der dicke Hospes mir mit Leidwesen versicherte, schon seit 9 Uhr fort nach Kehl, und mir blieb nur das Nachsehen, und mit ihm der Schmerz, Dich nicht begrüßt, Dich vergeblich nach Straßburg gesprengt zu haben! Vergieb mir, was ich nicht voraussehen konnte und woran ich ohne Schuld bin! Und laß' uns nun ein späteres, frohes Wiedersehen hoffen, und sei herzlich bedankt für die Liebe, die Dich auch bei diesem schnöden Spätwinter den weiten Weg hierher nicht scheuen ließ! Morgen geh' ich über Basel nach Zürich, an dessen Seeufern (nicht in der Stadt selbst; wir beide, ich und meine Frau, lechzen zu sehr nach der Natur) ich ein neues ländliches Asyl à la St. Goar zu finden hoffe. Dort wirst auch Du mich aufzustöbern wissen. Gern siedelte ich mich in Deinem Neuenburg an, was nach der Vignette Deines Briefes lieblich und anmuthig sein muß, aber ich bin auch in den süddeutschen Staaten, wenn auch vor Auslieferung, dennoch aber nicht vor Ausweisung sicher, und auch eine Ausweisung würde dem eben Neuangesiedelten wehe thun. Ich meine, was die Kosten eines abermaligen Umzugs angeht u. dgl. Zudem würde ich mir ja durch die Rückkehr in einen Bundesstaat für Künftiges die Hände binden; zudem würde das Ding wie eine Concession aussehen, und Concessionen mach' ich nicht.

Also nach der Schweiz! Wenn Du mir eine rechte Liebe erweisen willst, so schreib' mir bald einmal nach Zürich, poste restante.

Adieu Hürnerner! Ich bin wie immer Dein alter Getreuer

Dietwaldus.

* * *

Von Basel begab sich Freiligrath nach dem Zürichersee, in der Hoffnung, zunächst auf Schweizerboden einen stillen Poetenwinkel zu finden. Dazu war freilich die Zeit nicht die günstigste; gerade damals war die Schweiz durch das Umsichgreifen der Jesuitenherrschaft in Luzern und die dagegen versuchten Freischarenzüge aufs tiefste aufgewühlt, und Freiligrath dankte es nur einer freundlichen Duldung des Kantons St. Gallen, daß er am sonnigen Ostufer des Züricher Sees, in dem anmutig gelegenen Landhause Meyenberg bei Rapperswyl, mit dem Blick auf das kleine Inselchen Ufnau, welches Huttens Asche birgt, eine Stätte der Ruhe fand. Es war Zeit, daß er eine Stelle gewann, da er stehen konnte. Denn hier ward ihm der heiße Wunsch der vier ersten Ehejahre erfüllt, wurde ihm am 11. September

1845 seine Tochter Katharine, gemeiniglich von den Eltern Käthe genannt, geboren. Die mitgeteilten Briefe zeigen uns die unsägliche Freude, mit welcher das Töchterlein von unserm Dichter aufgenommen ward, zu dessen Eigenschaften der tiefste Familiensinn gehörte.

So verbrachte Freiligrath, während ringsum politischer Hader tobte, einen stillvergnügten Sommer und Herbst am lachenden Strand des Züricher Sees, unbeschränkter Gebieter eines kleinen hübschen, ganz möblirten Hauses, sowie eines Gartens, in dem er Spargeln stach und Gurken zog. Der bescheidene Hauswirt, der Apotheker des Städtchens, kam bisweilen zum Besuch, wohl auch dieser oder jener Bürger von Rapperswyl oder einer der Patres aus dem nahen Kapuzinerkloster; aber auch an vorüberfahrenden oder eigens, um Freiligrath zu begrüßen, herbeikommenden Besuchern fehlte es nicht. Da kam von Zürich Franz Liszt, um dem Dichter seine Komposition von „O lieb, so lang du lieben kannst" vorzuspielen; aber der zum Mobiliar des Hauses gehörende jammervolle Rappelkasten hauchte unter des lachenden Künstlers Händen seinen letzten Seufzer aus; es kam der Nordamerikaner Bayard Taylor auf seiner ersten großen Reise, ein beredtes Zeugnis, wie lebendigen Widerhall Freiligraths Glaubensbekenntnis jenseits des Meeres gefunden, wie denn damals von Milwaukee aus dem flüchtigen deutschen Dichter eine kleine Farm zum Geschenk angeboten ward. Es kam Gabriel Riesser aus Hamburg, nachmals treffliches Mitglied des Frankfurter Parlamentes, und aus Italien heimkehrend der arme Heinrich Stieglitz, welchen der freiwillige Tod seiner Frau nicht aus einem halben in einen ganzen Dichter zu verwandeln vermocht hatte.

An Zuspruch von Gästen fehlte es also nicht. Im übrigen ist es erklärlich, wenn der Aufenthalt in der stillen Ecke am Zürichersee, so lachend die Aussicht sich auf- und abwärts breitete, dem Dichter auf die Dauer nicht zusagte, welcher an den mannigfachen Wechsel des Rheinlandes gewöhnt war. Es drängte ihn, in einer politisch vielbewegten Zeit mit der Welt in Berührung zu bleiben, und außerdem galt es einer drohenden Ausweisung aus dem ultramontanen Kanton St. Gallen auszuweichen; so siedelte er im Spätjahre nach Hottingen bei Zürich über, in das Hauptquartier der deutschen politischen Flüchtlinge der vormärzlichen Zeit. Es war das, scheint mir, nicht zum Vorteil weder seiner eigenen politischen Anschauung, noch zu demjenigen seiner Dichtung, daß er in denselben überhitzten Dunstkreis politischer Parteileidenschaft geriet, aus welchem vier Jahre früher die Gedichte eines Lebendigen hervorgegangen waren. Der Grund liegt nahe. Adolf Strodtmann, ein Freund des Dichters und gleich ihm jahrelang in der Fremde umgetrieben, entwickelt denselben in schlagender Weise in seinen Dichterprofilen, bei der

Besprechung von Herwegh; er sagt: „Das Exil ist immer ein Fluch, zumeist aber für den Dichter, den das kühne Aussprechen seiner politischen Ansichten in die Verbannung trieb. Jedenfalls ist es eine Ausnahme von der Regel, wenn ein Poet, der Jahrzehnte lang flüchtigen Fußes in der Fremde umherirrte, die Seelengröße besitzt, uns in einer Divina commedia einen Spiegel der tiefsten innern Kämpfe seiner Zeit zu hinterlassen, dessen ernste Wahrheit auf seine Zeitgenossen mit der versteinernden Kraft eines Medusenhauptes wirkt und noch die späte Nachwelt zur Bewunderung zwingt. Auch blieb ja Dante, von einem kurzen Aufenthalt in Paris abgesehen, nach der Verbannung aus Florenz auf italischer Erde, nicht allzuweit von seiner Vaterstadt entfernt, an deren Fehden er als eines der angesehensten Häupter einer mächtigen Partei bald in offenem Kriege, bald in geheimer Verschwörung noch unmittelbar theilnahm. Anders die Mehrzahl jener deutschen Schriftsteller, welche in den dreißiger und vierziger Jahren in's Exil zogen, um der ihnen beständig drohenden Gefahr kleinlicher Preßprocesse und langjähriger Kerkerhaft zu entrinnen. Sie theilten nothgedrungen das allgemeine Loos des politischen Flüchtlings, welcher, losgerissen von den festen Wurzeln des Vaterlandes, bald jeden unbefangenen Blick, jedes sichere Verständniß für die öffentlichen Zustände und die Entwicklung des staatlichen Lebens in der Heimat verliert. In Unkenntniß über die allmählich sich ändernde Stimmung ihrer Nation, über die tiefen Umwandlungen, welche sich in Geist, Gemüth und Charakter derselben vollzogen, beurtheilten sie den Gang der Ereignisse einzig nach dem Pulsschlag ihres eigenen Herzens, das in der Einsamkeit der kalten Fremde voll unruhiger Erwartung immer schneller und stürmischer zu pochen begann. Sie sahen ja nicht das langsame, aber kräftige Aufgehen und Heranwachsen der Keime, welche sie vielleicht selber dereinst ausgestreut hatten; denn alle Frucht politischer Entwicklung reift langsam, und die Ernte, wie reich und golden sie sei, entspricht nicht immer den Vorstellungen, welche sich der ungeduldige Säemann von ihrer Quantität oder Qualität gemacht hat. Auch die politischen Ideale sind dem allgemeinen Naturgesetz des Wechsels und der Umbildung, den günstigen oder ungünstigen Einflüssen der geschichtlichen Temperatur unterworfen; das vergißt derjenige nur zu leicht, welcher in der Abgeschiedenheit des Exils starr und trotzig an seinen Jugendträumen festhält und in grollende Bitterkeit versinkt, wenn ein neues Geschlecht sich um ein neues Panier mit veränderter Inschrift schaart. Die alten Freunde in der Heimat, welche dereinst seine Kampfgenossen waren und mittlerweile in ernster, täglicher Arbeit mit ihrem Volke zu neuen Zielen fortgeschritten sind, erscheinen seinem verdüsterten Gemüthe dann wohl gar als Abtrünnige und Renegaten, und er schmäht sie, weil sie nicht, gleich ihm, in entwicklungsloser

Principienstarrheit bei der verblaßten Fahne geblieben sind, die sie vor Jahren so hoch hielten, unter deren Zeichen aber heute keine Schlacht mehr geschlagen wird."

Das war auch Freiligraths Geschick. Von den deutschen Flüchtlingen, in deren Kreis er trat, sagte ihm im Grunde der Darmstädter Wilhelm Schulz am meisten zu, ein tüchtiger Mann, gemäßigter Gesinnung, Karl Buchners Freund; auch Adolf Follen gehörte zu dem älteren Geschlecht, welches trotz trüber Erfahrungen im Vaterland die fernere Entwickelung Deutschlands keineswegs mit pessimistischen Augen ansah. Anders der jüngere Zuzug, mit welchem Freiligrath gleichfalls in Berührung kam, Arnold Ruge, Karl Heinzen, leidenschaftliche Köpfe, voll von unausgegorenem Radikalismus, nicht bloß in politischen, sondern auch in sozialen und religiösen Fragen. Wenn Freiligrath auch, ungeachtet seiner ihm schon zu Amsterdam von dem trefflichen Johannes Müller vorgeworfenen Unkirchlichkeit, bezüglich seiner tiefinnersten Überzeugung viel zu sehr gefestigt war durch eine gewissenhafte Erziehung und angeborene gediegene Seelenart, als daß er sich in wüste Verneinung hätte hineinreißen lassen, so entsprach es doch ganz seinem knorrigen westfälischen Charakter und zugleich seinem Wesen als Dichter, wenn er hinsichtlich seiner politischen und sozialen Anschauungen, unter den Eindrücken der in der Schweiz herrschenden fieberisch erregten Stimmung, erheblich weiter auf die Linke trat als bisher und dieser Gesinnung auch in den damals entstandenen Dichtungen Ausdruck gab.

Das Schlimme ist nur, daß der Dichter, eben weil er Dichter ist, die politischen Gegensätze allzuscharf aufzufassen und darzustellen geneigt ist, daß der Dichter, indem er sein Lied im Kampfe des Tages erklingen läßt, selbst von der höheren Warte der Dichtung auf das Schlachtfeld der Parteien hinabsteigt; die Gefahr liegt dann allzu nahe, daß die edeln Klänge der Dichtung sich in einen unmelodischen leidenschaftlichen Schlachtruf verwandeln. Das war nun zwar bei unserem Freunde nur selten der Fall; Freiligrath war viel zu sehr Dichter, um lediglich gereimte Leitartikel zu schreiben; er bleibt Poet, auch wenn er mit einer grandiosen rednerischen Fülle das Sturmlied der Revolution singt; auch jetzt noch bewahrt er sich so gut wie immer die wahrhaft erstaunliche Gestaltungskraft, die Vorliebe zur Darstellung des Dramatisch-Packenden, eine wunderbare Fähigkeit, die Empfindung in Handlung umzusetzen; er unterscheidet sich dadurch, wenn er auch sonst zu Herweghs Parteidichtung herabsteigt, vollständig von dem Nebenbuhler; dabei sind Sprache und Versbau von einer wundersamen Fülle und Größe; kurz, mögen wir auch die politische Anschauung des Dichters nicht teilen, als vollen Dichter müssen wir ihn bewundernd gelten lassen.

Da ist zuerst das großartige Gedicht „Leipzigs Todten!“ mit dem unheimlichen Kehrreim:

Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!

Ihm folgt „Requiescat“ vom Februar 1846, eine ernste Selbstschau, ein Vermächtnis fast des Dichters an sein Volk. Er sieht den Proletarier des Geistes — ein freundliches Geschick hat ihm selbst so Trostloses abgewendet, aber dem heimatlosen Flüchtling mochte der Gedanke manchmal durch die Seele zucken — alternd, von der Sorge gehetzt, vom Mangel gepeitscht,

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwangen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste: —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!“
Und wenn gar der Muth ihm sank,
Hielt er fest sich an dem Einen:
„Meine Ehre wahrt' ich blank!
Was ich thu', ist für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Kuß
Fühlt' er seine Schläfen pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rothgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen,
Bettelkinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinter'm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Das Gedicht ist mit warmem Herzblut geschrieben; gottlob, daß der poëta vates, dessen Freiligrath mehrfach gedenkt, diesmal allzuschwarz in die Zukunft sah; und doch, wer steht uns dafür, daß es ihm in seiner englischen Dienstknechtschaft nicht bisweilen so zu Mute war?

Ganz und gar in die Arena des politischen Parteikampfes tritt der Dichter mit dem 1846 erschienenen Heftchen Ça ira. Freiligrath erscheint darin offen als Bannerträger der Revolution. So gleich in dem ersten nach der Weise der Marseillaise gedichteten Liede „Vor der Fahrt“. Kecken Mutes besteigt er das Piratenschiff der Revolution:

Es ist die einz'ge richt'ge Fähre —
Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere! —
Schwarzer Brander, schleudre Raketen
In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
Auf des Besitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!
Auf des Meeres rottigem Grund
Laßt der Habsucht Schätze verrotten!

Es geht durch das Gedicht eine grimme Leidenschaftlichkeit gegen das Bestehende, und auch die Aussicht auf die also erkämpfte neue Erde,

Wo die Freiheit herrscht und das Recht,
Wo kein Armer stöhnt und kein Knecht,
Wo sich selber Hirt ist die Heerde!
Wo nur der Eintracht Fahnen wehen,
Wo uns kein Hader mehr zerstückt!
Wo der Mensch von der Menschheit Höhen
Unenterbt durch die Schöpfung blickt!

vermag den Eindruck dieser Poesie des Umsturzes nicht abzuschwächen. Dichterisch weit gelungener ist der „Eispalast“. In „Wie man's macht!“ vermahnt er das Volk, die Monturkammern und Zeughäuser zu plündern und im Sturm gegen die Hauptstadt zu gehen; er vermahnt in der „Freien

Presse", die Buchdruckerlettern in Kugeln zu verwandeln und so die Freiheit zu erfechten. Tragen diese nach Pulver riechenden Gedichte das Gepräge der Entstehung in dem schwülen Dunstkreis des fieberisch bewegten Schweizerlandes, so erscheint dagegen „Von unten auf" als ein Nachklang der Stimmung von St. Goar, wenn es nicht wirklich zum größten Teil in dieser Zeit entstand, ein Gedicht von hinreißender Kraft des Gedankens und der Darstellung. Der Dampfer, welcher den König stromab führt, zieht stolz auf dem Rhein dahin, vorbei an Reben und Nußlaub und Burgtrümmern; der Heizer aber, rastend von harter Arbeit, überschaut aus seiner Lucke das Verdeck und spricht zürnenden Mutes:

Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst du!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkelm Schooß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Loos.
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

Der Boden birst, aufschlägt die Gluth und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts an's Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Und dann geht der Feuermann grimmigen Mutes wieder an seine Arbeit und spricht: „Heut, zornig Element, noch nicht!" Wunderbar, wie hier neben dem wilden Revolutionsschrei die echteste herzbewegende Poesie steht! Trotz alledem und alledem, dieses Ça ira, in welchem der Dichter vorschauenden Sinnes verkündet, was zwei Jahre später geschah, es ist dennoch allmächtige Poesie in diesen flammenden Zorngedichten, die Freiligrath mit dem kecken Nachwort schließt:

Kein besser Schachbrett, als die Welt:
Zur Limmat-rück' ich von der Schelde!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlagt ihr mich nicht aus dem Felde!

So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hetzen!

Ich bin bereit! Noch braust das Meer
Um Norwegs freie Bauernstätten;
Noch rasselt es von Frankreich her,
Wie Klirren von gebrochnen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von seiner Schwelle noch gewiesen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio lust'gen Wiesen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich schiert es wenig!
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt: —
Matt werden kann ja nur der König!

Zwei Arbeiten von geringerer, aber immer noch unverächtlicher Bedeutung erschienen während Freiligraths Aufenthalt in der Schweiz. Zunächst ein zugleich vermehrter und um die für die Gegenwart nicht mehr anziehenden Gedichte verkürzter Wiederabdruck der Übersetzungen nach Victor Hugo, eine Frucht des in Meyenberg verbrachten Sommers; sodann eine Sammlung von Verdeutschungen jüngerer englischer Lyrik, Felicia Hemans, Laetitia Landon, Southey, Tennyson, ein Buch, welches den Dichter bereits seit Jahren beschäftigt hatte. Auch diese Übersetzungen geben aufs neue Zeugnis von Freiligraths meisterlicher Befähigung, Wort und Gedanke des fremden Dichters in die deutsche Form umzugießen, so daß sie mit der Vollendung von Originaldichtungen erscheinen. Einige der Gedichte hat Frau Ida übersetzt.

Über die geselligen Verhältnisse Freiligraths während der Züricher Zeit geben die Briefe genügenden Aufschluß. Zu denjenigen, mit welchen der Dichter freundschaftlich verbunden war, gehörte auch der würdige und liebenswürdige greise Naturforscher, Prof. Lorenz Oken, welcher dem von Zürich scheidenden Freiligrath wiederholt seine Freundschaftsdienste anbot; doch wurden dieselben dankbar abgelehnt. Der innigste Verkehr war derjenige mit Wilhelm und Karoline Schulz. Die beiden Wohnhäuser waren nur durch einen schmalen Weg getrennt; so war der erste Blick des Morgens aus den Fenstern schon ein Gruß, alsbald von einem hellen Lachen gefolgt: denn wenn Freiligrath die edle Gabe des herzlichsten Lachens zu Teil geworden, so besaß Wilhelm Schulz dieselbe in ganz wunderbarem Maße. Häufig erzählten sich die Freunde am Fenster ihre Träume, worauf denn Freiligrath

gleich sein Traumbuch herbeiholte, die Deutung über die Gasse hinüberrief und das Lachduett aufs schönste anhub. In anderer Weise stand die feinsinnige Frau Karoline, die Freundin von Herwegh und Georg Büchner, dem Dichterpaare nahe. Auch Gottfried Keller, damals erst in den Anfängen seines Rufes, trat Freiligrath nahe; zunächst etwas unbeholfen und befangen, aber, wenn er auftaute, ein prächtiger Gesellschafter; Freiligrath erkannte in ihm das kräftig aufstrebende Talent, und die beiden Dichter gewannen einander bald lieb. Gottfried Keller hat unsern Freund einige Jahre später am Rheine besucht.

Mit dem Ende des Aufenthaltes in der Schweiz erfolgt abermals ein bedeutsamer Wechsel im Lebensgange F. Freiligraths. Sieben Jahre lang, seit Frühling 1839, hatte er als freier Dichter gelebt; aber diese Freiheit von einer zwingenden Arbeitspflicht hatte, wie mancher deshalb absichtlich mitgeteilte scherzhafte Briefschluß an Schücking u. a. Freunde zeigt, auch die Kehrseite zeitweilig eintretender Geldklemme gehabt; sie hatte zugleich, abgesehen etwa von dem Zeitraum leidenschaftlich emsiger Arbeit am Glaubensbekenntnis, wohl einen Wechsel in der Richtung, aber keineswegs eine Steigerung der Produktion im Gefolge gehabt. Nun war Freiligrath Familienvater und mußte sich die Frage vorlegen, ob die Erträgnisse seiner Dichterthätigkeit auf die Dauer genügen würden, für sich und die Seinen den Kampf des Lebens durchzukämpfen; er hatte bisher nicht Not gelitten, aber auch nicht für die Zukunft sorgen können; er war Kaufmann genug, um die einstige Abnahme seiner dichterischen Leistungskraft, ein Sinken des Absatzes seiner Werke in Berechnung zu ziehen; er war viel zu sehr Dichter, um als dichterischer Tagelöhner zu arbeiten, wenn er das überhaupt jemals gekonnt hätte. Nun, galt es denn, ums tägliche Brot zu arbeiten, so sollte es nicht im Dienste der Poesie geschehen, sondern wie vormals auf dem Kontorstuhl. Freiligrath traf diese Entscheidung ungezwungen, mit verständigster Überlegung. Und so brach er abermals sein kaum aufgerichtetes Zelt am Züricher See ab, um in England sich einen neuen Herd zu gründen. Er verließ Zürich am 21. Juli 1846.

Es mögen nun die Briefe aus der Schweizer Zeit über des Dichters Leben und Stimmung Bescheid geben.

An Karl Buchner.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürcher See,
12. April 1845.

Herzlieber Freund!

Sie sind ein vortrefflicher Mann und die geschätzte Ihrige ist eine vortreffliche Frau, daß Sie mir meine beiden Landstreicherinnen nicht länger vorenthalten, sondern sie, wenn auch nicht in den April, aber doch in den

April hinein und in die Schweiz geschickt haben. Für alles Freundliche den besten und herzlichsten Dank! —

Daß wir hier für's Erste nach Wunsch unter Dach und Fach gekommen sind, daß wir ein Häuschen und einen Garten, dazu frohmüthige Aussicht und ein Prachtexemplar von Apotheker zum Hausherrn haben — das und anderes wird meine Frau ausführlich der Ihrigen berichten. Ich danke Gott, daß wir so weit sind, und wünsche nichts sehnlicher, als daß uns das neue Haus eine Heimath werde! Wir sehnen uns beide nach Ruhe — vollends da gegen den Herbst ein neues Opusculum von mir im Verlag meiner Frau an's Licht zu treten verspricht. Gebe Gott, daß alles gut geht, und daß unsere langen sehnlichen Wünsche jetzt endlich erfüllt werden! Wir sind schon jetzt anticipando überglücklich, und ich braue allbereits im Geiste den Kindtaufscardinal, in dem auch Sie sich eigentlich einen Zopf trinken sollten. Ein Fremdenzimmer haben wir — darum gehen Sie bei Zeiten mit der Geschätzten zu Rathe! Will's Gott, wird dann aus dem Zu-Rathe-gehen auch ein Zu-Raths-gehen!

Zürich erreicht man von hier mit dem Dampfschiff in 2½ Stunden, also rasch genug, um sich von Zeit zu Zeit mit guten Freunden und der Journalistik des Tages in Verbindung setzen zu können; ein paar Zeitungen halt' ich hier auch auf dem Meyenberg. Unter den guten Freunden nenne ich obenan Schulz'es und die mir durch sie bekannt gewordenen Eßlinger's. Beides treffliche Familien, wo man sich wohl und heimisch fühlt. Mit Schulz, dem Schalk, hab' ich wirklich schon viel gelacht. Aber merkwürdig: bei solchen Veranlassungen rufen Schulz und ich regelmäßig: o Buchner! Wir haben nämlich ausgemacht, bei dem und dem würden Sie sicher mitlachen, und so ist es uns denn zur süßen Gewohnheit geworden, bei gewissen Passagen Ihren Namen als den eines sehnlich herbeigewünschten Mitlachers auszurufen. —

Von Schweizerpolitik diesmal nichts. Nur soviel, daß ich während der Ungewißheit über das Loos der Freischaaren mitgefiebert und mitgezittert habe. Es ist ein Elend und ein Jammer, daß sie unterlegen sind! Demungeachtet sind die neuen Wahlen in Zürich liberal ausgefallen. Für die politischen Flüchtlinge, in specie für Heinzen und Ruge, der auch in wenigen Tagen nach Zürich kommt, ist das gut. Ich bin hier im Canton St. Gallen, und werde mich hier, mit Hülfe des Apothekers, hoffentlich behaupten.

* * *

An Karl Heuberger.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürcher See,
19. April 1845.

Ueber den ersten Theil meiner Reise, von Brüssel bis Straßburg, hat

Ihnen meine Frau noch zu St. Goar berichtet. Von Straßburg bis Zürich war es nur noch ein Sprung. Nach einem heitern und durch unerwartet gefundene alte und neue Bekannte froh verlebten Baseler Tage kam ich Charfreitag früh in Zürich an, wo ich mich ebenfalls von verschiedenen Seiten der herzlichsten Aufnahme zu erfreuen hatte. Ich fiel gleich bei meiner Ankunft mitten in die Politik hinein, und möchte die fieberhaft bewegten Tage, die ich (weiß Gott, nicht als gleichgültiger Zuschauer) mit verlebt habe, um Nichts in der Welt missen! Hier war doch wirklich einmal politisches Leben; nicht bloß, wie bei uns, Zeitungsklopffechterei, nicht bloß Idee gegen Idee — nein, Leidenschaft gegen Leidenschaft, Mann gegen Mann, Faust gegen Faust! Die Allgemeine Zeitung irrt sehr, wenn sie meint, diese Schweizer Wirren würden als eben so viele Reagentien gegen den 44. Asmannshäuser bei mir wirken. Ganz im Gegentheil! Sie haben meine Erbitterung gegen Alles, was Druck und Geistesknechtung heißt, nur noch vermehrt! Bei uns Fürsten, hier Aristokraten und Jesuiten — das ist die nämliche Geschichte! Hole der Teufel das Lumpenpack allzusammen! Das Herz möchte mir brechen, wenn ich an den Sieg der Luzerner Regierung über die Freischaaren denke! Und Schmach und Schande über die Augsburger Allgemeine, daß sie ihren Lesern solch niederträchtig falsche und einseitig parteiische Correspondenzen über die hiesigen Zustände auftischt!

Uebrigens hat mich die Politik nicht abgehalten, die Ufer des Züricher Sees sinnend und schauend zu umwandeln und mir zuletzt hier bei Rapperschwyl, in reizendster Lage, eine passende ländliche Wohnung zu miethen, die ich, heute vor 14 Tagen mit meiner Frau wieder vereinigt, schon zwei Tage später bezogen habe, und mich stündlich wohler und heimischer in ihr fühle. Das Haus, Meyenberg geheißen und außer Küche, Keller, Waschküche und ähnlichen Räumen noch 10 freundliche und geräumige Zimmer enthaltend, liegt auf einer Anhöhe mit prächtiger Aussicht auf das alterthümliche Städtchen Rapperschwyl, auf den Züricher See und einen Theil der Alpen, namentlich auf die stets mit Schnee bedeckten Gipfel des Säntis und des Glärnisch. Ein kleiner Garten, Rebhügel und frische grüne Matten umgeben es; ein anmuthiger Park ist mit zwei Schritten zu erreichen; eine Scheuer, in welcher der zu Rapperschwyl wohnende Eigenthümer seine prächtigen Schweizerkühe stehen hat, die uns täglich mit frischer Milch versorgen, liegt in geringer Entfernung hinter dem Hause. Dabei ist die Wohnung (die wir n. b. ganz allein bewohnen) durchaus möblirt, bis auf's Küchengeschirr hinab, und für Alles das zahlen wir 30 Ld'or. für's Jahr. Der Hauspatron, ein Apotheker, ist die Gefälligkeit und Zuvorkommenheit selbst, und ich zweifle nicht, daß er uns mit der Rasse vollständig wieder aussöhnen wird. Sogar

ein Fortepiano hat er uns heraufgeschickt, als wir kaum den halben Wunsch äußerten.

Sie werden mir zugeben, daß wir nichts Passenderes und Billigeres finden konnten, und wir wünschen herzlich, daß es uns vergönnt sein möge, wenigstens vor der Hand ein Jahr in Ruhe hier zu hausen. Vollends, da wir jetzt die Aussicht haben, gegen den Herbst Elternfreuden zu erleben. Wenn, wie wir zu Gott hoffen, Alles gut geht, so werden wir im September so glücklich sein, einen kleinen Freiligrath (denn ein Mädchen wird's doch wohl nicht werden) auf dem Meyenberge jodeln zu hören. Bis jetzt, Gottlob, ist Alles nach Wunsch gegangen, und auch die Reise hat nicht im Mindesten geschadet. Sie können nicht glauben, wie glücklich diese Aussicht uns macht! Nach so langem Warten ist die Freude doppelt groß!

Meine Frau und Marie haben mir viel von St. Goar erzählt, und ich habe mich herzlich der guten Nachrichten über Sie und die Ihrigen gefreut! Auch von mir noch tausend Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie den melodischen Schwestern zu Theil werden ließen! Möchte es uns doch hier, auf unserm reizenden Fleckchen Erde vergönnt sein, einmal gegenseitige Gastfreundschaft auszuüben! Nehmen Sie denn wirklich immer nur noch Anstand, bei dem Exilirten vorzusprechen oder ihm eine Ihrer Töchter zu schicken? Für die gute Mathilde und ihre leidende Gesundheit wäre gewiß nichts besser, als ein Sommeraufenthalt bei uns, der ihr Sonne, Bergluft und Bergklettern genug bringen sollte, um sie ganz wieder herzustellen. Ueberlegen Sie sich's, und seien Sie nicht gar zu ängstlich. Einstweilen freu' ich mich sehr, daß Herr v. Vitzthum mit seinen beiden Söhnen eine Schweizerreise beabsichtigt und auch mich zu besuchen versprochen hat. Gesichter vom alten lieben Rhein werden mir doch, auch in der wonnevollen Schweiz, eine Wohlthat sein, und ich freue mich schon jetzt, wie auf die Vitzthümlichen, so auch besonders auf Schlickum und Simrock, die bestimmt im Herbste (will's Gott: zur Kindtaufe) kommen wollen. An eine Rückkehr denk' ich nicht, und bitte Sie sogar hiemit dringend, mir doch baldmöglichst einen St. Goarer (von der Landrathur oder von der Bürgermeisterei ausgestellten?) Heimathschein besorgen zu wollen, den ich, da mein Paß am 6. Mai abgelaufen ist, unumgänglich nöthig habe, wenn ich mich ohne Umstände und ohne Scherereі hier behaupten will. Sie würden mich durch eine baldige Erfüllung dieser Bitte überaus verpflichten! Da ich zuletzt 2 Jahre, als steuerpflichtiger und steuerzahlender Einwohner, in St. Goar zugebracht habe, so kann man mir, denk' ich, auch eben dort einen Heimathschein mit Fug und Recht ausstellen. Ist aber die absolute Unmöglichkeit vorhanden, dort das Gewünschte zu erlangen, so setzen Sie mich gütigst umgehend oder doch so bald wie

möglich davon in Kenntniß, damit ich sodann zu Soest mein Heil versuchen kann.

* * *

An Karl Simrock.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürchersee,
3. Mai 1845.

Lieber, alter Simrath!

Vergieb, daß ich Dir meine Ankunft in der Schweiz nicht schon früher angezeigt habe! Es gab mit Hin- und Herlaufen, Wohnung suchen, Miethen, Einziehen und Einrichten so unendlich viel zu thun, daß ich erst nach und nach dazu komme, meinen deutschen Freunden Nachricht zu geben. Ich habe ihrer darum nicht weniger herzlich und mit Liebe gedacht.

Laß' mich nun zuerst Dir und Deiner trefflichen Hausfrau recht aus Herzensgrund für die freundliche und freundschaftliche Aufnahme danken, die Ihr meiner Frau und meiner Schwägerin jüngst zu Theil werden ließet. Schon aus St. Goar schrieb mir die erstere ganz glücklich über die bei Euch verlebten, ihr wie ihrer Schwester unvergeßlichen Tage, und wie lieb und herzlich sie von Deiner lieben Frau empfangen worden sei! Und noch jetzt reden wir oft, reden wir täglich von Euch. Wenn wir des Rheins und der vielen lieben, an unsern Geschicken theilnehmenden Menschen gedenken, die uns an seinen Ufern wohnen, dann bildet Ihr vor Allen den Mittelpunkt unserer Erinnerungen und unserer Gespräche. Gott segne Euch, daß Ihr meiner lieben Langen durch Eure Freundlichkeit und Eure Herzensgüte heitere glückliche Stunden bereitet, daß Ihr ihre öde graue Winterreise durch den hellen Schein Eurer Liebe und Eures Wohlwollens verschönert habt! Wir vergessen nicht!!

Seit dem 5. April bin ich mit meiner Frau wieder vereinigt. Meine Reise von Brüssel über Namur, Arlon, Metz, Nancy, Lunéville bis Straßburg (in Heinzen's Gesellschaft) war durch Schnee und Glatteis über alle Maßen beschwerlich und stellenweise sogar gefährlich. In Straßburg blieb ich einige Tage, Gründonnerstag war ich sodann in Basel (bei Wackernagel, der Deiner freundlich gedenkt, zu Tisch) und Tags darauf endlich in Zürich, wo Alles in Erwartung des bevorstehenden Freischaarenputsches gespannt und stürmisch durcheinanderging. Wackere und theilnehmende Männer, von der liberalen Partei natürlich, kamen mir, zum Theil sogar ohne mein Zuthun, warm und herzlich entgegen, meinen Ansiedelungsprojekten mit Rath und That die Hand bietend. Und so bin ich denn jetzt schon seit drei Wochen hier bei Rapperschwyl in einer bescheidenen, aber reizend gelegenen, von Wiesen und Gärten umgebenen,

ländlichen Wohnung einquartirt: die Aussicht ist die schönste, die man haben kann: der prachtvolle See, das alterthümliche, vielgethürmte Rapperschwyl, die Huttensinsel Ufnau und die Schneekuppen der Glarner und Appenzeller Alpen. Säntis und Glärnisch sehen uns in's Fenster und haben uns schon oft den köstlichen Anblick des Alpenglühens gewährt. In Zürich bin ich mit dem Dampfschiff in dritthalb Stunden — kurz es ist ein paradiesisches und in jeder Hinsicht für uns passendes Fleckchen Erde, auf dem wir uns neuerdings eingenistet haben, und ich bitte Gott, daß er uns einstweilen ruhig drauf wohnen lassen möge.

Zum Schlusse noch den allerschönsten Dank für die Bücher, die Du meiner Frau für mich mitgabst! Sie haben mir viele und große Freude gemacht und ich habe in specie den Orendel mit großem Interesse, wie das Dreikönigbüchlein, dies naive, kindlich poetische Gedicht, mit herzlichem Behagen gelesen. Nur ein Bedenken habe ich bei diesen, sonst so trefflichen und preiswürdigen Arbeiten gehabt: — arbeitest Du damit nicht, ohne es selbst zu wollen, den Ultramontanen in die Hände? Dies Hundevolk benutzt alles für sich und seine Zwecke!

Vale, alter theurer Freund! Gott mit Dir und den Deinen! Laß' bald einmal von Dir hören: hier hat jede Zeile vom Rhein und von Dir Werth für mich!

* * *

An Karl Buchner.

Meyenberg, 3. Juni 1845.

Auch Ihren letzten Brief hab' ich nicht auf der Stelle beantwortet, doch war die Ursache des Verzugs lediglich eine äußere. Der Brief traf nämlich a tempo mit meinen längst erwarteten Effekten bei mir ein, und da gab es mit Auspacken, ängstlichem Nachforschen, ob nicht dies oder das verletzt oder zerbrochen sei, mit Arrangiren u. s. w. mehrere Tage hindurch soviel zu thun, daß ich, meist von oben bis unten bestaubt, Stroh und Heu in den Haaren und an den Kleidern, und obendrein jeden Abend körperlich ermüdet, bei'm besten Willen nicht gleich zum Schreiben kommen konnte. Dazu kam gestern noch das Fest der Liedertafeln am Zürchersee, bei dem ich, vom Vorstand eingeladen, nicht wohl fehlen durfte, und so abermals einen Tag, an welchem ich Ihnen endlich Nachricht hätte geben sollen, unbenutzt verstreichen lassen mußte. —

Neues kann ich Ihnen eigentlich wenig mittheilen. Das Land ist vor der Hand ruhig. Und was meine unbedeutende Person betrifft, so erfahr' ich das Meiste darüber eben selbst erst aus deutschen Zeitungen. So die Ein=

ladung nach Amerika, der Verhaftbesuch in Brüssel u. s. w. Ruge, den die Zeitungen mit mir unter Einem Dache wohnen lassen, lebt übrigens, gleich Heinzen, in Zürich, und ich hab' ihn bis jetzt erst zweimal gesprochen, das erstemal zu Pfingsten, wo er mich auf ein paar Stunden besuchte; das anderemal gestern zu Meilen auf dem Sängerfest, wo auch Schulz und Heinzen waren. Letzterer scheint sich in Zürich gut zu gefallen, und hat sich, wie mir vorkommt, namentlich an Ruge eng angeschlossen. Quant à moi, so ist es mir herzlich lieb, daß ich vor der Hand ruhig und einsam hier auf dem Lande bin. Nun meine Bibliothek da und ausgepackt ist, vermisse ich die Gesellschaft und die Stadt nicht mehr zu sehr, und bereite mich, da ich aus Erfahrung weiß, wie nur die Stille meinen Productionen förderlich ist, auf einen arbeitsamen Sommer und Herbst vor. Auch meiner Frau wegen, der bei ihren Umständen die frische Landluft das Beste und Zuträglichste ist, bereue ich nicht, daß wir einstweilen Bauern geworden sind. Wie es sich später macht, weiß ich noch nicht. Vorläufig kann ich bis Ende September, gegen Caution, ruhig hier bleiben und bliebe dann natürlich auch am liebsten noch den Winter über. Nun fragt es sich allerdings, ob mir St. Gallen (das für meinen abgelaufenen Preuß. Regierungspaß einen neuen von der Preußischen Gesandtschaft zu Bern haben will, den ich natürlich nicht kriege) dann nicht die Thür weist? Nun, ich muß es darauf ankommen lassen. Im schlimmsten Fall ist Zürich nicht weit, und ein Umzug mit einem kaum geborenen Kinde wird, wenn auch unangenehm, doch zu bewerkstelligen und zu ertragen sein.

Die Berliner sind aber doch prächtige Leute! Die Ausweisung Itzstein's und Hecker's ist doch famos! Nur noch mehr solcher Betisen, damit sich das Gouvernement mit jedem Tage mehr discreditire, damit Michel, wie schwer auch von Begriff, doch endlich begreife, woran er ist! Die Geduld wird der Edle freilich bei aller Einsicht nicht verlieren!

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Meyenberg bei Rapperschwyl am Zürcher See,
26. 7. 45.

Es ist wahr, o Dietwalde, daß ich ein Faulpelz bin, auch sonst noch dies und das hat mich am Schreiben gehindert. Meine Niederlassung fand Schwierigkeiten, noch jetzt bin ich nur interimistisch und gegen Caution aufgenommen und deswegen in einer nichts weniger als sichern und angenehmen Lage. Das ärgert und hetzt und verstimmt — man kann dann bei'm besten Willen nicht zu einem heitern Worte an einen fernen Freund gelangen.

Außerdem hab' ich jeden sonnigen Moment zur Arbeit benutzen müssen: ein Band alter englischer Uebersetzungen, den ich, um alten Wust gesichtet zu haben, zusammenstelle, hätte schon längst in Cotta's Händen sein sollen, und ich bin seit längerer Zeit eifrig drüber aus, ihn zum Abschluß zu bringen. Auch wird der Druck jedenfalls noch im August beginnen. Endlich und drittens bin ich seit Wochen in eben so fataler als arger Geldklemme, also und dergestalt, daß ich selbst geringe Portoausgaben scheuen mußte und zu frankirende Briefe gezwungen liegen ließ. Jetzt, da Du mich um Antwort trittst, muß ich sie Dir gröblicher Weise unfrankirt zuschicken, was Du Dir, sammt dem Anhören dieser Jeremiade, selbst zuschreiben mögest. Ich liege wirklich eben jetzt fabelhaft krumm, doch hoffe ich, bei anhaltender Krümmung derer Schreibfinger, nachgerade aus der allgemeinen Krummheit herauszukommen und die enormen Schlappen, die Reisen, neue Einrichtung, Fracht meiner Bibliothek ꝛc. meinem Seckel beigebracht haben, vor und nach zu verwinden.

Selah! Warum ich Dir eigentlich so rasch antworte, ist nicht die Absicht, Dir Trübsal vorzublasen, sondern vielmehr die, Dich in Deinem Vorsatze, mich hier zu besuchen, nach Kräften zu bestärken. Mehercule, Dietwalde, mach' Dich auf die Strümpfe, und lasse Dein Angesicht über mir leuchten! Nach Spanien oder Norwegen wirst Du heuer doch wohl nicht mehr kommen, und da sind denn die Alpen zum einstweiligen Ersatz doch auch nicht zu verachten! Also mach', daß Du kommst, Alter, und laß' uns ein paar frohe Tage mit einander verleben.

Einen edlen Valteliner führ' ich im Keller, und der Weiler Feldbach, allwo ein fürtreffliches Bairisches das Licht der Welt erblickt und sich Deinen Lippen entgegensehnt, ist nur eine Viertelstunde weit. Logiren kannst Du bei mir: ich bin Inhaber eines Fremdenzimmers, das sich gewaschen hat. Also noch einmal: Komm, und laß' mich ehestens wissen, wann Du kommst! Du wirst mich „trotz alledem und alledem“ frisch und fidel finden. Geht es mir doch, jene lumpigen Wespenstiche abgerechnet, vortrefflich, und steht mir ja überdies schon bald ein besonders großes Glück bevor. Meine Frau hat sich nämlich eines Besseren besonnen, und will mir im September einen kleinen Jungen schenken, worüber, wie Du leichtlich ermessen kannst, großer Jubel in Bänken ist. Daß der Junge „Dietwaldus“ getauft wird, auch seiner Zeit Professor und Schildknecht werden muß, item weiße Hände behält, wenn er sie Nachts aus der Wiege hängen läßt, versteht sich Alles von selbst. Sollte das Büebli aber zufällig als Maidli auf die Welt kommen, so soll es ebenfalls dem Schattenspiel zur Ehre, Adelhaide benamset sein. N.B. Auch Schlickus und Simrath werden mich im August und September noch besuchen. Es wäre hübsch, wenn Ihr zusammenträft.

An Karl Heuberger.

Meyenberg, 27. Juni 1845.

Den besten Dank, lieber Freund, für Ihre letzten beiden Briefe, wie für die Glückwünsche zu meinem eigenen und zum bevorstehenden Geburtstage meines ersten Kindes, welche Sie mir in so herzlicher Weise darbrachten. Den 17. Juni haben wir still, aber dafür um so vergnügter gefeiert. Nur das liebenswürdige (wenn auch demagogische — erschrecken Sie nicht!) Ehepaar Schulz aus Zürich war so freundlich gewesen, mit einem Kranze herüberzukommen, und so verfloß uns denn ein Tag, der mir eigentlich, je älter ich werde, um so fataler wird, in heiterem, traulichem Gespräche. Auch ein biedermännischer Cardinal, ein ächt St. Goar'sches Gebräu, wurde gegen Abend präparirt, und ließ man darin nicht nur das ältliche Geburtstagskind leben, sondern auch sonst gute Menschen und Freunde. Sonach wird Sie ein gewisses Ohrenklingen, welches Sie an jenem Abende verspürt haben müssen, nicht weiter wundern. Möchte es uns nur vergönnt sein, uns noch zuweilen aus einer und derselben Bowle gegenseitig leben zu lassen! Das ist's, was ich, mit andern guten Dingen, mir selbst zum 35. Geburtstage gewünscht habe, ohne dabei allerdings just an eine Rückkehr nach Preußen zu denken. Wenn mir nur mein Aufenthalt hier oder in einem andern Kanton auf Betrieb der Preuß. Diplomatie nicht verkümmert wird! Jetzt, wo mir das Hierherschaffen meiner Bücher und sonstigen Siebensachen über 100 Gulden aus der Tasche gejagt hat, und wo obendrein die Niederkunft meiner Frau nahe bevorsteht, wäre mir eine derartige Preuß. Intervention denn doch ein wenig unerwünscht. Und doch läßt mich der beispiellose Vorfall in Brüssel auf Alles gefaßt sein, vollends, da ich mit meinem Begehren um einen Heimathschein von Pontius nach Pilatus geschickt werde. Sie weisen mich nach Soest, und der Soester Magistrat schickt mich nach St. Goar. Etwas Aehnliches ist mir wirklich noch nicht vorgekommen, und ich werde mich nun (wäre es auch bloß des Experimentirens wegen) auf Grund meines abgelaufenen St. Goarer Passes um einen neuen Paß an die Preuß. Ambassade nach Bern wenden. Wird mir auch dieser abgeschlagen, so kann ich wenigstens, auf Dokumente gestützt, als politischer Flüchtling auftreten und das Asylrecht in irgend einem freisinnigen Kanton (nicht in St. Gallen, wo ich jetzt wohne) in Anspruch nehmen. —

Auf Ihre diversen politischen Ausfälle laß' ich mich nicht ein. Ich habe mich schon früher darüber ausgesprochen. Wozu Katzbalgereien, die doch zu keinem Resultat und zu keiner Verständigung führen können? Nur zwei Namen auszusprechen kann ich mich doch nicht enthalten: — Itzstein, Hecker!! Wie ist es möglich, daß eine Regierung sich solchergestalt, fast

geflissentlich, compromittiren und discreditiren kann!? Der Erfolg, der von einem Kinde vorauszusehen war, ist nur verdient! Nun er aber vorliegt, ist man natürlich „allerhöchsten Orts“ sehr indignirt über die Sache. Nun wird Alles dem armen Arnim in die Schuhe geschoben! Oh, oh, oh!!! Wahrscheinlich wird Herr von Arnim demnächst sein Portefeuille abgeben müssen, auf daß die Majestät wenigstens auf ihrer bevorstehenden Rheinreise nicht gar zu unpopulär dastehe. Aber der Rhein wird sich hoffentlich nicht noch einmal dupiren lassen, wie er sich 1842 dupiren ließ!

Unsere Tage spinnen sich hier ruhig und einförmig ab, was mir recht lieb ist, da Ida, wie wohl auch im Ganzen, doch durch vieles Sprechen und dergleichen gar leicht angegriffen und ermüdet wird. Mit dem Städtchen Rapperschwyl stehen wir gar nicht in geselligem Verkehr, und mit Zürich nur gelegentlich durch einen Besuch von daher. Ich bin, seit wir hier wohnen, erst einmal in Zürich gewesen, Ida und Mariechen noch gar nicht, dagegen waren wir neulich einen Sonntag in Thalwyl, einem schöngelegenen Ort am See, beim Pfarrer Sprüngli, demselben wackeren Manne, der die Sympathien der Frankfurter Geldsäcke für das unglückliche Felsberg rege zu machen gewußt (8000 Gulden sind in Frankfurt zusammengekommen) und dadurch auch in der Schweiz zu umfassender Nacheiferung angefeuert hat. Ruge und Heinzen, die, wie ich höre, die Zeitung unter Einem Dache mit mir wohnen ließ, leben in Zürich, und ich sehe sie fast seltener als meine anderen Züricher Bekannten. —

Meine englischen Uebersetzungen (Hemans, Tennyson, Longfellow, Miß Landon u. a. — alles in Einem Bande) erscheinen wohl noch zum Herbste. Ebenso meine Auswahl aus meinen früheren Bearbeitungen Victor Hugo'scher Gedichte, verbessert und gefeilt, in zweiter Auflage. Von meinen Gedichten bei Cotta wird jetzt die 8. Auflage gedruckt. Ist das Alles abgelaufen und sammt der Kindtaufe hinter mir, so rüst' ich mich hoffentlich auf den Winter zu etwas Größerem. Ich habe Pläne und Stoffe die Fülle. —

Läßt denn der Ghibelline nichts von sich hören? Fast glaub' ich, er kömmt nächstens einmal in höchsteigener Person, um das Loch im Keller zu vergrößern. Und was hören Sie von L. L. L., d. h. Luise, Levin und dem Sohne Lothar?

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

[Undatirt, Ende August 1845.]

Soeben läuft Dein Sendschreiben bei mir ein, o Dietwalde, und ich beeile mich, Deinem Wunsche gemäß, Dir umgehend einige Zeilen darauf zu

erwidern. Es freut mich, daß Du bald kommen wirst, und es bedarf nicht der Frage, daß unsre Begegnung eine heitre und fidele sein soll. Bagatellen (und Anderes hat mich seither doch nicht geärgert) dürfen Einem den frischen, kecken Muth nicht verscheuchen, der ja allein den Lebenskahn flott halten kann in Strudeln und Wirbeln. Mir soll er wahrlich nie verloren gehn! Ich würde mich selbst anspeien, wenn er's thäte!

An Schlickum hab' ich am 14. Juli geschrieben und bin seither ohne Nachricht von ihm geblieben. Also und dergestalt, daß ich das Nähere über seine und Strolch's Ankunft nicht zu vermelden weiß. Jedenfalls wird sie nahe bevorstehn. Simrock aber hat mich wissen lassen, daß er in diesem Jahre doch nicht mehr kommen könne, dafür aber künftigen Sommer bei mir vorsprechen will. Heuer geht er zur Abwechselung einmal nach Belgien.

Ich habe in der Bartholomäusnacht (23/24. Aug.) ein zornig Gedicht auf die Leipziger ditto vom 12. hujus gemacht. Du sollst es lesen, wenn Du hier bist. Was läßt sich dies biedermännische Deutschland nicht Alles von seinen „angestammelten" Herrschern bieten!

„Ich bin die Nacht, die Bartholomäusnacht;
Mein Fuß ist blutig und mein Haupt verschleiert.
Es hat in Deutschland eine Fürstenmacht
Zwölf Tage heuer mich zu früh gefeiert!"

Rede aber einstweilen nicht davon.
Auf Wiedersehen!

Allemal Dein

Dietwaldus.

*   *   *

An Karl Buchner.

[Der Brief ist, wie eine ganze Reihe gleichzeitiger, geschrieben auf einem Bogen, welcher Verwandten und Freunden anzeigt, daß Ida Freiligrath geb. Melos am 11. September 1845 zu Meyenberg am Züricher See von einem gesunden Mädchen glücklich entbunden worden.]

Meyenberg, 16. Sept. 1845.

Mit leichtem Herzen ergreife ich die Feder, theurer Freund, um Ihnen die umstehende Nachricht auch schriftlich zu bestätigen. Gott sei gepriesen, Alles ist glücklich von Statten gegangen. Es waren qual- und angstvolle Stunden — dafür ist unser Glück jetzt aber auch um so größer. Mutter und Kind befinden sich bis heute fortwährend so wohl, wie wir nur wünschen können. Alles nimmt seinen natürlichen regelmäßigen Verlauf; der gefährlichste Tag ist glücklich überstanden. Möge Gott ferner helfen!

Uebrigens: Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus! Auch der Meyenberg ist einer dieser Berge! Der „Herr Sohn," auf den wir uns gefreut hatten und von dem wir seit Monden fabelten, ist ein klein Mädchen geworden; statt eines Löwen ist eine kleine Maus zum Vorschein gekommen. Aber allerdings keine lächerliche, sondern eine niedliche, patschlige, allerliebste! Das Kind ist wirklich zum Auffressen lieb und süß, dabei vollkommen gesund und von beweglichen, wohlgestalteten Gliedmaßen, hat große klare dunkle Augen, schwarze Härchen, eine hohe schöne Stirn, leider aber auch meine s. v. Stumpfnase, in einer Aehnlichkeit, daß es wirklich lächerlich ist. Ueberhaupt ist das ganze Gesicht freiligrathisch, nicht melodisch, was mir eigentlich für ein Mädchen leid ist. Nun Gott besser's! Das Beste ist, daß die Kleine gesund ist und sich die warme Kuhmilch, mit der sie aufgefüttert wird, vortrefflich schmecken läßt. In ihrem Bädchen, das ihr alle Morgen einzig behagt, schlägt sie mit Händchen und Füßchen um sich, daß es eine wahre Lust ist, und daß die Hebamme heut früh sagte: „Sie hat sieben Leben!" — Ach, entschuldigen Sie nur alle diese Details! Das Glück, zum ersten Mal Vater zu sein, ist so bewältigend, so beseligend für mich, daß ich noch immer fast wie im Rausche bin, und Ihnen Alles das weitläufig herzähle, was doch eigentlich nur für uns, die Eltern des kleinen Engels, von Interesse sein kann.

Nun eine Bitte! Seit einigen Monaten schon hatten Ida und ich beschlossen, bei einem Knaben meinen Bruder Karl, den Dr. Simrock und Ihre liebe Frau — bei einem Mädchen aber meine Schwester Karoline Frl. Katharine Dehn in Warschau (Ida's älteste Freundin) und Sie, lieber Freund, zu Gevatter zu bitten. Werden Sie unsre herzliche Bitte gern und freundlich erfüllen? In diesem Falle bitte ich recht sehr, mir bald mit einigen Worten Nachricht zu geben! Das Kind soll Katharina Karoline heißen!

In meinem Gärtchen blühen die Dahlien in voller Pracht. Doch seh' ich sie nur mit Wehmuth, da sie mich immer an den trefflichen, lieben Höpfner erinnern! Sein Tod hat uns auf's Tiefste erschüttert![1])

* * *

An Levin Schücking.

[Auf einem Bogen mit Geburtsanzeige.]

M[eyenberg], 20. 9. 45.

Liebster Levin!

„Never mind, the next will be a boy!" sagen wir mit Queen Victoria, und sind keineswegs betrübt, daß auch der Meyenberg einer von

---

[1]) Freund Höpfner in Darmstadt war ein eifriger Dahlienzüchter und hatte eine schöne neue Art von purpurroter Farbe Ferdinand Freiligrath benannt.

den Bergen ist, von denen es im lat. Sprichwort heißt, daß sie Mäuse gebären. — — Wir sind sehr, sehr glücklich; ich bin noch immer wie im Rausche, wenn ich den kleinen Engel ansehe oder auf den Armen halte. Nach so langem Warten muß ja wohl unsere Freude eine doppelte sein. Von Eurer freundschaftlichen Theilnahme sind wir überzeugt. Wer einen Lothar hat, wird auch die Wonne über ein Käthchen (Katharina Karoline soll der Wurm heißen) verstehen und zu würdigen wissen.

Vergieb mein langes seitheriges Schweigen! Seit wir am 10. März Brüssel verließen, bin ich nach den ersten Mieth- und Einrichtungswirren mit Arbeit überhäuft gewesen, habe obendrein Aerger und Niederlassungsschwierigkeiten die Menge gehabt. Der Kanton ist zwar paritätisch, doch wiegt grad' in dieser Gegend das ultramontane Element bedeutend vor — Grund genug, daß man mich, da ich durchaus ohne Papiere bin und trotz aller angewandten Mühe keine neuen bekomme, nach Kräften chicanirt und mich nur bis Ende k. M. hier dulden will. Wäre meine Frau nicht in Umständen gewesen, so hätt' ich schon eher fortgemußt. Ich nehme nun in Zürich das Asylrecht in Anspruch, und denke, daß ich mich bei der jetzigen liberalen Regierung ein oder ein paar Jahre dort werde halten können. Wo nicht, so schiff' ich demnächst nach England über. Amerika, wo man mich mit offenen Armen aufnehmen würde, liegt doch zu weit ab. Man muß sich durch zu große Entfernung nicht kampfunfähig machen. Wer dreinschlagen kann, soll den diesseitigen Hunden (mögen sie nun Fürsten, Adel oder Bourgeois heißen) nicht den Gefallen thun, sich hinter die Schlachtlinie zurückzuziehen. In der Schweiz, in Belgien und in England kann man doch immer beobachten und, wenn's Noth thut, eine Brandrakete steigen lassen. Anliegend findest Du eine.

Wo bist Du denn jetzt, noch in Ostende oder schon wieder daheim? Ich lasse den Brief jedenfalls am besten nach Augsburg gehen. Tausend Grüße Dir, Deiner Frau und dem kleinen Lothar, an den Du ein schön Gedicht gemacht hast, wenn nur die zahme und banale Pointe mit dem freien Wort nicht wäre. Unsere Kinder sollen mehr haben, als nur das, Sapperlot! Wir wollen aber auch drum schaffen und ringen, nicht bloß mit einer einzelnen gelegentlichen Pointe! Ich werde alle Tage rabiater und freudiger!

* * *

An Emanuel Geibel.

[Auf einem Bogen mit Geburtsanzeige.]

[Meyenberg], 21. Sept. 45.

Liebster Emanuel!

Meinen Brief vom 26. Febr. 1844 hast Du unbeantwortet gelassen.

Nichtsbestoweniger, und trotz Allem, was sich seit jener Zeit sonst ereignet hat, glaube ich Deines dauernden freundschaftlichen Antheils an meinen Geschicken so gewiß zu sein, daß ich Dir die umstehende frohe Botschaft, als einen Beweis meines Andenkens, ohne Skrupel zuschicke. Die Politik apart, sind wir Beide Poeten und Menschen, haben einen sonnigen, heitern Sommer am Rhein miteinander verlebt, lieben den güldenen Propfenzieher mit unerschütterlicher Anhänglichkeit, und wenn dermaleinst ein Gervinus kommender Jahrhunderte entscheiden soll, wer von uns Beiden den meisten Antheil an jenem berühmten Loche im Weinkeller des Landraths hat, so wird der Edle jedenfalls in einige Verlegenheit gerathen. Und darum bin ich gewiß, daß Du Dich meines neues Glückes mit mir von Herzen freust und den Handdruck, den ich Dir vom Bettchen meines Kindes nach der Ostsee hinüberschicke, trotz alledem und alledem in alter Liebe erwiderst. Wir sind in der That sehr, sehr glücklich, lieber Emanuel!

Ida befindet sich so wohl, wie wir nur wünschen können. Ich wollte bei Gott, Du heiratheteſt auch bald, und erlebtest gleiche Freuden. Du würdest dann einsehen, daß für Weib und Kind ringen, daß für eine Familie Kraft und Leben einsetzen mehr und beseligender ist, als in einem aristokratischen Salon oder bei einem deftigen Mittagsschmause patricischer Bourgeoisie zwanzig pommer'sche Gänsebrüste unter 20 Jahren im Fluge erobern.

* * *

An Karl Buchner.

Zürich (Hottingen, zum Sonnenthal),
4. Dezbr. 1845.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich komme auch ich dazu, Ihnen meine wiederum einmal leidig angewachsene Briefschuld abzutragen, und Ihnen von ganzem Herzen für die freundliche Annahme der Gevatterschaft meinen Dank auszusprechen. Ihre Pathen-Epistel war so heiter und so ergötzlich, Ihre Theilnahme an unserem langersehnten neuen Glücke so warm und innig an den Tag gelegt, daß ich wohl sagen kann, wie mich lange Nichts so erfreut und erquickt hat, als dieser neue Beweis Ihrer treuen Liebe und Anhänglichkeit, und daß mich nur die unsägliche Last und Unruhe des Umzugs und der neuen Einrichtung verführen konnten, so lange darauf zu schweigen. Also: tausend Dank und den wärmsten, herzigsten Handschlag! Ich rechne es Ihnen hoch an, daß Sie den Sprung in's Rapperschwyler Kirchenbuch meinetwegen gewagt haben! —

Um nun zuerst vom Nächstliegenden zu reden, so ist die kleine Käthe

fortwährend die Lust unsrer Augen und unsrer Herzen. Klein und zart ist sie noch immer, dennoch aber bis jetzt durchaus gesund und das süßeste, niedlichste Ding, das man sich denken kann. Ihre Milch bekommt ihr fortwährend vortrefflich; sie hat in den letzten Wochen (heute wird sie grade zwölfe alt) sichtlich zugenommen und kann schon so schelmisch und intelligent lächeln und gurren, daß es eine Lust ist. Singen hört sie gar gern, und ist am zufriedensten, wenn ich sie gelegentlich herumtrage und ein Lied anstimme. Auch die Kupferstiche an den Wänden und die glänzenden Einbände meiner Bibliothek interessiren sie bereits, und die Mutter bringt sie mir drum wohl zum Kaffee oder sonst auf ein Viertelstündchen herüber, wo sie dann ihre großen dunkeln Augen aufreißt und sich an den Köpfen und Landschaften, die ihren Vater an die fernabliegende Heimath erinnern müssen, ihr blaues Wunder sieht. Möge Gott uns den kleinen Engel erhalten! Der Besitz eines solchen Wurmes gibt dem Leben doch erst die rechte Weihe und die rechte Bedeutung.

Unsre Züricher Existenz ist die stillste und einfachste. Der Kreis, in dem wir uns bewegen, ist sehr klein, und in ihm sind wieder Schulzes unser häufigster und erquicklichster Umgang, was zum Theil allerdings in der nahen Nachbarschaft (Schulzes sind unsre „Nächsten" oder „Nebenmenschen", pflege ich zu sagen), zum Theil aber auch in gemüthlichen und heimathlichen Beziehungen seinen Grund hat. Unsere kleine deutsche Kolonie befindet sich eben jetzt in einer garstigen Spannung, die durch principielle Differenzen veranlaßt, nachgerade auch auf die geselligen Verhältnisse influenziren zu wollen scheint. Die Sache ist, daß Schulz in seinem „Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin" sich einige beiläufige Ausfälle gegen Hegelthum und Atheismus erlaubt und dadurch den allerhöchsten Unwillen Ruge's und Heinzen's auf sich geladen hat, die (aller Gewissensfreiheit schnurstracks zuwider) den Atheismus als Hebel der politischen und als Ende und Ziel aller Freiheit, als unumstößliches Dogma zu propagiren trachten. Bei Heinzen kommt die Sache um so komischer heraus, als er, selbst nichts weniger denn Philosoph, seinen Atheismus als Resultat fix und fertig überkommen hat, und von dem geistreichen, durch gewandte und scharfe Dialektik ihm imponirenden Ruge förmlich in's doktrinäre Schlepptau genommen worden ist. Sie können sich nicht denken, mit welcher gegenseitigen Malice dieser Kampf geführt wird, wie unerquicklich er (zumal wenn die Frauen dabei sind) die Zusammenkünfte macht, und wie er, wenn die Streitführenden sich nicht bald eines Bessern besinnen, zu einer förmlichen Spaltung in unsrem Flüchtlingshäuflein führen muß. Ist es doch schon so weit gekommen, daß Schulz und Follen den Spitznamen „reaktionär c

Liberale“ führen, und daß ich (der ich mich allerdings auch zu einer Ursache alles Seienden, zu einem in Gott ruhenden, gottdurchhauchten All, nicht zu einem bloßen seellosen Mechanismus bekenne und längst bekannt habe) wegen meines zufälligen öftern Verkehrs mit Schulzes die alleranzüglichsten Dinge zu hören kriege. Kuriose Kerle, die Deutschen! Sich über den lieben Gott zu zanken, so lange es noch Könige zu entthronen gibt! — Beiläufig noch: Ruge ist fest der Meinung, die deutsch-katholische Bewegung sei eine rein philosophische, datire gradeswegs aus den deutschen Jahrbüchern, und werde sicher zur Dethronisation des lieben Herrgotts in Deutschland, Europa und auf Erden führen! — Amen, Selah! — Dowiat mag das Ding immerhin junghegelisch treiben; Ronge aber, glaub' ich, thut es nicht, und wenn er's thäte, und die Nation sähe des Pudels Kern, so würde sein Einfluß sicher die längste Weile gedauert haben.

Um auf Anderes zu kommen: Hat Ihnen Sauerländer (wie ich ihm aufgetragen hatte) denn auch einen nunmehr selbständig erschienenen Victor Hugo zugeschickt? Erwarten Sie demnächst auch von Cotta einen Band Uebersetzungen aus dem Englischen von mir. Ich habe diese beiden Bücher jetzt zusammengeschlagen, damit sie endlich etwas Abgeschlossenes, mich nicht mehr Genirendes sein möchten, und denke jetzt um so erfolgreicher an Eigenes gehen zu können. Diese erste Züricher Zeit hat sich schon ziemlich inspirirt und arbeitsam angelassen, und wenn es so fortgeht, so denke ich um Ostern wieder ein politisches Bändchen gleich dem Glaubensbekenntnisse (was die Bogenzahl angeht, sonst aber noch entschiedener) fertig zu haben. —

Daß Schücking seit 1. Nov. das Feuilleton der Köln. Ztg. redigirt, werden Sie wissen.

Die obigen Mittheilungen über die Herrgotts-Zänkereien in unserm Kreise sind natürlich sub rosa!

* * *

An Karl Buchner.

Zürich 12./16. Febr. 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Zuvörderst meine allerbesten Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage! Lasse ich dieselben auch diesmal ohne Illustration abgehen (Sie werden sich des rührenden Bildes vom vorigen Jahre noch wohl erinnern), so kommen sie nichtsdestoweniger aus gutem treuen Herzen, und wollen alles Heil und allen Segen auf Ihr mehr und mehr ergrauendes Haupt, auf Ihre mehr und mehr sich rundende Körperfülle herabflehen von dem großen Unbekannten, dessen Sein oder Nichtsein letzthin so bedeutende Katerbalgereien unter den

hiesigen Gegnern des Absolutismus hervorgerufen hat. Sie sollen heut Abend bei einem Glase Cardinal feierlichst leben gelassen werden, und wir wollen uns dabei zu dem Gläsergeläute in Ihre Räume hinüberdenken.

Aus Mittheilungen von Schulz haben Sie erfahren, wie das atheistisch-deistische Ungewitter, dessen Zusammenziehen ich Ihnen schon zu Anfang Dez. sub rosa berichtete, sich seitdem entladen hat. Schulz hat Ihnen damals die betreffenden Aktenstücke zukommen lassen und schickt Ihnen anliegend die seitdem hinzugekommenen Supplemente, von denen Sie die Carikatur in der conservativen „Wochenzeitung" am Meisten amüsiren wird.

Uebrigens hab' ich vorausgesehen, daß die ganze Blamage (denn eine solche ist dieser Streit) in dieser kläglichen Weise ausgehen würde. Follen hat Unrecht gethan, die Sache zu provociren. Er kannte die hiesigen Verhältnisse, und mußte wissen, daß den Schweizern, conservativen wie radikalen, kein amüsanteres Stiergefecht geliefert werden konnte, als diese (auf beiden Seiten nicht eben würdevolle) Bataille deutscher Flüchtlinge.

Die „Wochenzeitung" beweist, wie erwünscht den Hunden der Anlaß war, ihren Deutschenhaß wieder einmal auszulassen.

Was mich angeht, so hab' ich mich dem Streite durchaus fern gehalten, einmal, weil ich die Blamage voraussah, und dann auch, weil mir nichts einfältiger und taktloser scheint, als diese Vernichtung der Partei in sich selbst und durch sich selbst. Meine Stellung zwischen den beiden Fraktionen ist durch diese Neutralität zwar nichts weniger als angenehm geworden, doch kommt das einsamere Leben (ich sehe zwar die Nichts-Wütheriche ebensowohl noch zuweilen, als den Gotteswütherich Follen — aber im Ganzen hab' ich mich doch in letzterer Zeit mehr für mich gehalten) meiner Muse zu Gute, und ich bin deswegen im Grunde froh darüber. Mit Schulzes, unsern guten und treuen Nachbarn, hat uns die ganze dumme Geschichte natürlich nicht auseinander gebracht. Wir sehen uns oft, lassen den lieben Gott auf sich beruhen, und sind vergnügt mit einander.

Aber, Verehrtester, warum halten Sie sich Bücher wie das Püttmann'sche Bürgerbuch mit solcher Sensibilität vom Leibe? Wer eine Sache bekämpft, soll sie auch in ihren Entwicklungen verfolgen. Vollends Sie, an der Spitze eines Journals, das Puls und Odem der Zeit belauschen will, sollten sich nicht so bänglich abschließen. Ansteckung werden Sie nicht fürchten, wozu also nicht frisch und derb der (vermeintlichen oder wirklichen) Krankheit auf den Leib gerückt, sie in ihren Stadien beobachtet, und dann (aber auch dann erst!) nach bester Erkenntniß und Ueberzeugung gegen sie zu Felde gezogen? Ich bin nicht Communist, wenigstens nicht Communist von der enragirten Sorte, aber ich bin der Meinung, daß die neue Lehre, wenn sie auch nur

einen Uebergang vermitteln sollte, ein wesentlicher Fortschritt ist, und daß sie, in der Humanität wurzelnd, mehr anregen, fördern und zuletzt zur Entscheidung bringen wird, als eine einseitig politische Anschauung. Ueber die Illusionen deutscher Constitutionen und Constitutiönchen sollten wir doch hinaus sein! Der Communismus wird eine Zukunft haben! Alle seine Träume werden nicht verwirklicht werden, aber wenn er auch, gleich dem Columbus, nicht in Indien landet, so wird er doch ein Amerika entdecken. —

Käthchen soll Käthchen heißen, Herr Gevatter, denn Katharine wird nur zu leicht corrumpirt in Kattrrine! Doch nenn' ich sie auch zuweilen Kato (nicht franz. Cataut, sondern lateinisch Kato)! Das macht sich ganz republikanisch.

* * *

Nach Soest.

Sonntag Morgen, den 3. Mai 1846.

Geliebte, theure Mutter!
Geliebte, theure Schwestern!

Lina's Brief kam gestern Nachmittag um 5 Uhr bei mir an. Er hat mich zu Boden geworfen. Ich habe den Abend durchweint und habe die Nacht durchweint, und jetzt, wo ich mich hinsetze, ein Wort der Liebe in Euren verwaisten Kreis hinüber zu rufen, fühle ich mich auf's Neue so schmerzlich bewegt, daß ich meine ganze Kraft zusammen nehmen muß, um nicht abermals in Thränen auszubrechen und das Haus mit Wehklagen zu erfüllen.

Also Karl todt! Unser engelsguter, frommer, unschuldiger Karl todt! Heute vor acht Tagen las er noch im Wilhelm Tell, und heute liegt er schon seit vorgestern in seiner letzten dunkeln Ruhestätte! Der Frühling treibt Blumen und Laub, aber nicht, damit er sie sieht und sich an ihnen freut, sondern nur, damit sie sein Grab schmücken. Nur im Grab noch hört er die Nachtigall und die Lerche, und das Licht des ersten Viertels, das jetzt so klar und friedlich am Abendhimmel steht, scheint ihm nicht mehr in sein sanftes, treues Auge, sondern küßt nur den frischen Rasenhügel, unter dem das beste, redlichste, kindlichste, harmloseste Herz der Ewigkeit entgegenschlummert!

O Mutter, Lina, Gisbertine! Ist es denn wahr, ist es denn nur möglich? Da steht noch vor mir auf der Fensterbank das Fläschchen mit Lang-Lebens-Elixir, das er mir bei unserm letzten Wiedersehen so lieb und froh und stolz, als sein eignes Kunsterzeugniß, zum Geschenk machte, und die theuern, ehrlichen Züge seiner Handschrift fallen mir auf dem daran

befestigten Zettel wie grüßend in's Auge. Da zittert noch im Morgenwinde mein Zweig von dem Haidebüschel, den wir damals bei'm Abschiede unter uns vertheilten; — ach, und neben mir liegt sein letzter lieber Brief an mich vom 7. März, den ich ihm zu seinem Geburtstage beantworten wollte! Ich hatte mich schon so innig darauf gefreut, ihm Pestalozzi's Lienhard und Gertrud zu schicken, wollte für Euch, liebe Schwestern, deren letzte Geburtstage ich ohne Geschenk vorübergehen ließ, den „Genius von Pestalozzi" und für den lieben Ferdinand Schwollmann Herder's Werke in Einem Bande, mein längst beabsichtigtes Konfirmationsgeschenk, beifügen. Das Alles, hatte ich mir geträumt, sollte ihm, dem unvergeßlichen Seligen, und mit ihm Euch einen heitern 12. Mai bereiten helfen. Ach, wie anders ist es gekommen! Karl's Geburtstag, der sonst so frohe und glückliche, ist uns zum Trauertag geworden, und der einzige Kranz, den wir dem geliebten Bruder bringen können, ist ein Todtenkranz auf sein frühes Grab!

Liebe Mutter, liebe Lina, liebe Gisbertine, o wie trüb und traurig ist mir um's Herz! Draußen lacht und strahlt die Welt, die Blumen duften und die Vögel singen, die Alpen blitzen silbern im Sonnenschein, aber Alles ist mir, als läge ein Flor darüber. Lieb klein Käthchen streckt die Hände nach mir aus und lacht mich an, aber meine Thränen rinnen fort und fort, und sie sieht mich groß an, und weiß nicht, was mir ist. Der holde Engel kennt den Tod noch nicht. Ihm ist noch Alles Lust und Freude und Lächeln, und es ahnt nicht die dunkeln Stunden, die auch ihm kommen werden, wenn der liebe Gott es heranwachsen läßt.

Du schreibst mir, daß ich Euch Trost spenden solle, geliebte Lina! Ach, ich kann es nicht! Nur mit Euch weinen, nur mit Euch jammern kann ich! O, daß ich jetzt bei Euch sein, daß ich meine Thränen mit Euren Thränen vermischen könnte! Aber das ist ja eben noch ein Schmerz, den ich allein tragen muß, den Ihr nicht kennt, weil Ihr den frommen Todten nie verlassen, weil Ihr seine letzten Seufzer, seinen letzten verklärten Blick, über sein Haupt gebeugt, empfangen habt! Mir ist weh, weh! In den letzten sechs Jahren hab' ich Euch, hab' ich den lieben, seligen Bruder nur einmal gesehen, nur einmal an mein Herz gedrückt! Erst jene unglückliche Spannung durch meine Schuld, und jetzt dies Exil, das mich verhindert, in Eure Arme und an Karl's Grab zu eilen! Gott sei ewig gepriesen, daß ich ihn wenigstens jenen Einen halben Tag wiedergesehen habe! Noch denke ich mit schmerzlicher Wonne an die Nacht, wo er mit mir in Einem Bette schlief und dadurch Erinnerungen an die schöne, glückliche alte Zeit in mir weckte! Ich weiß es noch, als wäre es gestern gewesen! Draußen rauschten die Pappeln, die Sterne blickten durch's Fensterchen, neben mir aber schlief

der gute fromme Karl, und hielt meine Hand in der seinen, wie er es so oft als krankes Kind gethan, wenn ich neben seinem Bettchen saß und ihm erzählte oder Bilder zeigte! Ach, ich habe ihn recht von ganzer Seele lieb gehabt, von frühster Kindheit an, und sein liebes, rührendes Bild, das des kranken, leidenden Kindes sowohl, wie das des kräftigen, heranwachsenden, aber immerdar kindlichen und frommen Jünglings, soll und wird nie aus meinem Herzen schwinden! Noch ruft mich das Leben, noch fesseln eine treffliche, liebe Frau und ein Engel von Kind, noch fesselt Ihr drei ewig Theuern und Geliebten mich an die Erde, und ich bitte Gott, daß er mich noch eine Zeitlang auf ihr möge wandeln lassen: — sollte ich aber früher oder später abgefordert werden, ach, so wollte ich, daß ich neben Karl und Otto und Vater vor dem Walburger Thore schlafen, daß mein unruhvolles und bewegtes, mein oft irrendes und strauchelndes, ach mein jetzt blutendes und zerrissenes Herz neben ihnen zu Asche werden könnte, wie es lebend für sie und neben ihnen geschlagen hat. Meine Seele ist bei den Todten und ist betrübt bis in den Tod!

Wenn uns Etwas trösten und aufrichten kann, so ist es dies: Ist je ein Mensch schuldlos und reinen Herzens vor Gottes Thron berufen worden, so ist es Karl, unser frommer Engel Karl! Sein Herz kannte kein Arg und keine Sünde! Er hatte die volle Unschuld und Harmlosigkeit des Kindes in sein späteres Jünglingsalter mit hinübergenommen. Wissentlich und absichtlich hat er gewiß Niemanden betrübt, Niemanden gekränkt, Niemanden beleidigt! Nur die Erde liegt auf seiner reinen frommen Brust — kein Vorwurf, keine Schuld lastet auf ihr! Er ist glücklich vor Vielen, Vielen! Aus dem treu erfüllten Kreise seiner Pflichten tritt er rein und ohne Fehl vor den ewigen Richter, und darf freier aufblicken zu ihm, als Tausende! Ihm ist wohl, denn er war fromm und gut! O, Friede und Ruhe in Deine kühle Gruft, mein Herzensbruder, mein verklärter, einziger Karl!

Wie mir jetzt alle Erinnerungen aus früherer Zeit plötzlich mit doppelter Lebhaftigkeit vor die Seele treten! Alles wird mir wieder gegenwärtig, tausend kleine Züge werden wach in mir, das ganze theure Bild des Verklärten von seiner sorgenvollen Kindheit an bis zum letzten, ach allerletzten Kuß steht vor mir, und füllt meine Augen auf's Neue mit Thränen! Wie lieb, wie gut war er doch! Ach, und wie glockenhell und lieblich tönte einst sein Stimmchen in seiner früheren Knabenzeit! „Gut sein laßt uns Alt und Jung", „Glocke, du klingst fröhlich", „Höre, wie der Regen fällt", — ach, ich kann die Töne nicht los werden! Immer und immer, süß und rührend, klingen sie meinem inneren Ohre! Und der Mund, der sie sang,

ist jetzt verstummt! Nie mehr auf Erden wird er mich und Euch begrüßen — o Tod, Tod, Tod!

Geliebte, theure, schwergeprüfte Mutter! Trösten kann ich Dich nicht, das kann nur Gott! Aber ich fasse Deine liebe zitternde Hand, die unserm frommen Engel die brechenden Augen zugedrückt hat, ich weine tausend und aber tausend Thränen darauf, und bitte zu Gott, was ich bitten kann, daß er Dir Kraft verleihen möge, auch diesen Verlust, den Verlust Deines Erstgebornen, zu ertragen! Und auch für Euch bitte ich zu ihm, theure Lina, theure Gisbertine! Gottes Trost, Gottes Kraft, Gottes Segen über Euch Alle! Ich schließe Euch Alle, Alle mit blutigen Thränen in meine Arme; ich möchte vor Leid und Traurigkeit zur Erde sinken! Könnte meine Liebe zu Euch noch inniger werden, als sie schon ist, liebe Mutter und liebe Schwestern, o so wäre es an diesem frischen, heiligen Grabe! Möge Gott mir die Gnade erzeigen, Euch meine Liebe noch anders, als mit bloßen Worten an den Tag legen zu können! Ach, auch für Karl hatte ich ihn oft, oft darum gebeten. — Der aber ist meinen Armen entrückt, Gott selbst beglückt ihn jetzt mehr, als meine und irgend eines Menschen Macht ihn je hätten beglücken können!

Was soll ich noch schreiben? Ich bin matt und müde, meine Augen brennen von vielem Weinen. Es ist 6 Uhr Abends, ich habe den Brief nur stoßweise hinwerfen können. Hundertmal hab' ich aufspringen und meinen Thränen, meinem Schluchzen freien Lauf lassen müssen.

Meine Frau, obgleich sie den Engel Karl nie gesehen hat, sondern ihn nur aus meinen Mittheilungen kennt, ist dennoch tief, tief erschüttert. Ihr Gesicht ist roth und verweint, wie das meine. Tausend und aber tausend Mal läßt sie Euch grüßen, läßt sie Euch ihren Schmerz und ihr Mitgefühl ausdrücken. „Deine arme, arme Mutter!“ war gestern Abend Alles, was sie sagen konnte! O, sie ist gut und lieb und hat Euch von ganzem Herzen lieb!

Du möchtest gern von Käthchen hören, liebe Lina! O, die ist ein süßer, holder Engel, und hat heute mit ihrem lauten fröhlichen Lachen hundertmal in meine Thränen hineingekräht. Sie nimmt sehr zu, an Körper wie an Geist, und wird mir mit jedem Tage ähnlicher. Es ist ein rechtes ehrliches Freiligrathsgesicht. Ihre größte Lust ist jetzt, wenn ich sie unter die Aermchen fasse, und dann mit bloßen Beinchen auf dem Tisch herummarschiren oder an meiner Brust in die Höhe klettern lasse. Dann lacht sie und strampelt sie, und sieht mit ihren großen braunen Augen triumphirend auf die Welt unter sich herab. Möge Gott uns den süßen Engel erhalten! Ach, er hat uns ja alles Glück nur geliehen. Alles wechselt, Alles vergeht!

Doch die Liebe bleibt und wird bleiben, über Tod und Grab hinaus! Daran wollen wir halten! Das ist das Einzige, was in diesem Leben voll Räthsel und Widersprüche Trost und Halt geben kann!

In acht bis zehn Tagen schreibe ich Euch wieder! Ich habe noch Viel zu fragen und zu bitten! Auch zu erzählen, da mir die nächsten Monate wahrscheinlich wieder einen (aber durchaus glücklichen und heilsamen) Schicksalswechsel bringen werden.

Lina's Treue und Sorge rührt und erschüttert mich tief! Gottes Segen über sie! Möge sie an Karl's frischer Gruft meinen Dank, meine schmerzlichen Grüße nicht verschmähen! Mutter, Lina, Gisbertine — Gott mit Euch! Er stärke, er halte Euch! Ich umarme Euch mit heißen, bittern Thränen!

Bis über's Grab Euer

Ferdinand.

* * *

An Karl Heuberger.

Zürich, 7. Mai 1846.

Lieber Freund!

Seit ich Ihren letzten lieben Brief empfing, ist ein großer bitterer Schmerz durch mein Leben gegangen. Mein Bruder Karl ist am 27. April durch einen unglücklichen Fall von einer Leiter eines jähen Todes gestorben. Am 12. d. M. würde er 26 Jahr alt geworden sein. Ein besseres, kindlicheres, harmloseres Herz hat die Erde nicht getragen. Von frühester Kindheit an schwach und krankend, häufig selbst dem Grabe nahe, war er jetzt seit längerer Zeit kräftig und gesund, und stand einem Theile des Geschäftes, in welchem auch ich einst die Handlung erlernte, mit Eifer und Erfolg vor. Und nun mußte dies Entsetzlichste sich zutragen! Am 26. April Nachmittags hatte ihn meine älteste Schwester noch bei der Lectüre von Schiller's Tell gefunden. Er war so glücklich im Genuß der herrlichen Dichtung — ach, er las sie vielleicht, um dabei des Bruders in der Schweiz zu gedenken und das schöne Land, in dem er mich wohl bald einmal besucht hätte, schon vorher im Spiegel der Poesie kennen zu lernen! Andern Tags zwischen 6 und 7 Uhr wurde meine Mutter mit der Botschaft geweckt, Karl sei gefallen. Sie findet ihn im Sopha sitzend, blaß, aber ohne äußere Verletzung und nur über heftiges Kopfweh klagend. Die Mutter führt ihn hinauf, er kleidet sich noch selbst aus und legt sich. Ich lasse meine Schwester weiter reden: „Der Arzt erklärte gleich, daß es gefährlich werden könne, aber Keiner ahnte, daß sein Ende so nahe wäre. Ueber zwei Stunden verlor er das Bewußtsein, und ist dann ohne irgend einen Kampf nach 11 Uhr sanft eingeschlummert.

Bei'm letzten Athemzuge hat er die Augen aufgeschlagen, die ihm unsre arme Mutter, ach Ferdinand, gewiß mit brechendem Herzen sanft zugedrückt hat. Auch unsere geliebte Gisbertine war bei seinem Scheiden zugegen; sie sagte mir noch eben, in den letzten Augenblicken wäre sein Gesicht so verklärt, so fromm geworden." — — Ach, lieber Freund, ich bin tief, tief erschüttert! Ich ringe nach Ruhe und Fassung, aber ich finde sie nicht! Es wird lange währen, eh' diese Wunde vernarbt — die erste dieser Art, die mir seit dem Tode meines Vaters und meines jüngsten Bruders (1829 und 1830) geschlagen worden ist! Und meine arme Mutter, meine armen Schwestern!

Wie schal und nichtig erscheint doch neben einem solchen Verluste Alles, was das Leben sonst von Schmerz und Sorge und Kummer für die Menschenbrust in Bereitschaft hält! Wie schrumpft vollends der Kummer zu einem Nichts zusammen, den die Bosheit und die Gemeinheit schlechter Menschen uns zu machen streben!

* * *

An Karl Buchner.

Zürich, 22. Juni 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Dank und Handschlag für Ihre beiden lieben Briefe sowohl wie für Ihren herzlichen und liebevollen Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Das neue Lebensjahr bringt mir gleich bei seinem Beginn eine mächtige Veränderung. Am 15. Juni hab' ich nach London geschrieben, daß ich eine mir von dort angetragene Correspondentenstelle in einem angesehenen Handelshause annehmen will und dieselbe noch im Monat Juli anzutreten bereit bin. Die Stelle wird meine Thätigkeit 6—7 Stunden täglich in Anspruch nehmen und mir also für Poesie und Studium Zeit genug übrig lassen. Gehalt für den Anfang 200 Pfund Sterling (nahe an 2400 fl. Rheinisch) mit Aussicht auf Verbesserung bis zu 300 Pfund. Schon die erste Summe ist hinreichend, mich und die Meinen anständig, wenn auch bescheiden, in England zu souteniren. Ich werde also von den Chancen eines rein literarischen Erwerbs nicht mehr abhängig sein, denjenigen aber, der sich mir durch neue Auflagen und neue Productionen von selbst ergibt, zur Sicherung der Zukunft meiner Familie auf die Seite legen können. Seit ich meine Pension dem König von Preußen zurückgab, also seit Anfang 1844, hat sich meine Autoreinnahme auf fl. 7400 bis jetzt belaufen, und wenn ich die fl. 2500 dazu rechne, welche die eben im Druck begriffene 9. Auflage meiner Gedichte sammt den „Gedichten aus dem Englischen" mir im Laufe d. J. noch einbringen werden, so hab' ich innerhalb dreier Jahre nahe an fl. 10000 Honorar bezogen. Weder meine

Vergangenheit noch meine Gegenwart nöthigt mich also zu meinem vorhabenden Schritte, wohl aber glaub' ich ihn meiner rasch sich mehrenden Familie im Blick auf die Zukunft schuldig zu sein. Wer bürgt mir für die dauernde Gunst des Publikums, wer für fernere, regelmäßig alle Jahr wiederkehrende, neue Auflagen, wer (bei den täglich zunehmenden Verfolgungen freisinniger Schriften) für die Möglichkeit, poetisch-politische Sachen auch in Zukunft verwerthen zu können? Was den letzten Punkt angeht, so hab' ich schon Erfahrungen gemacht, über die Sie erstaunen würden, wenn ich sie dem Papier anvertrauen dürfte! Also entschloß ich mich kurz, schrieb vor drei Monaten nach London, und werde jetzt in wenigen Wochen eine Existenzbasis unter den Füßen haben, auf der mir die wechselnde Gunst des Publikums sowohl, wie die Donnerkeile der Gewalthaber gleichgültig sein können. Und welch Gefühl dabei: nicht mehr von der Poesie leben zu müssen! Wie oft hat es mich schmerzlich gedrückt, wenn ich daran dachte! Kein schlimmer Joch für den Pegasus, als dieses! Jedes andere ist golden dagegen!

Da die Sache schon so weit gediehen ist, so ist sie natürlich auch kein Geheimniß, und wenn es Ihnen der Mühe werth däucht, so gestatte ich es gern, daß Sie für eine Feuilleton-Notiz des „Vaterlandes" Gebrauch davon machen. Sollte später, wie es nicht fehlen wird, die Malice und die Niedertracht meinen Entschluß zu entstellen oder herabzureißen sich bemühen, so weiß ich, daß Sie um so eher darauf entgegnen werden, als ich selbst, dem die Angriffe wahrscheinlich nicht einmal zu Gesicht kommen, dazu schweigen muß. Ich möchte Sie für einen solchen möglichen Fall noch besonders daran erinnern, daß der Entschluß, den ich jetzt ausführe, schon Anfang 1844, als ich die Existenzbasis der Pension wegwarf, von mir gefaßt wurde. Meine damaligen Briefe an Sie sprechen sich darüber aus. Hauptsächlich deßwegen ging ich zuerst nach dem commerciellen Belgien (das aber weder mir noch meiner Frau als bleibender Aufenthalt gefallen konnte), und wandte mich dann, immer noch jenen ursprünglichen Plan im Kopfe, nach der Schweiz. Ich hab' auch Schritte gethan, ihn hier zu verwirklichen, aber sie sind vergeblich gewesen. Wie im öffentlichen, so ist es auch im Privatleben nur der Nepotismus, welcher in der Schweiz Stellen vergibt. So wandt' ich mich dann nach England, und es ist mir Gottlob gelungen! Kehrte ich einmal auf's Comptoir zurück, so war es doch am besten unter großartigen Verhältnissen, auf dem Schauplatz des Welthandels! —

* * *

An Levin Schücking.

Zürich, 2. Juli 1846.

Ich bin in der letzten Zeit zweimal am Bodensee gewesen, und so oft

mir Dein altes Meersburg über die blanke Wasserfläche herüber in mein Kreuzlinger Fenster schaute, fiel mir meine, wieder einmal bis zur halben Unverantwortlichkeit angewachsene Briefschuld an Dich schwer auf's Herz. Deine letzten Zeilen vom 11. Okt. aus Augsburg waren so gut und freundlich, daß sie schon längst die beste Erwiderung verdient hätten: aber, wie's eben geht, man ist faul, man schiebt auf, man zürnt gelegentlich über dies und das, was der Andere unterdessen ausgehen läßt, und so sind Monate herum, ehe man sich's nur versieht.

Nun mag ich aber um so weniger länger zaudern, als ich wieder an einem Wendepunkte meines Schicksals stehe, den ich einem alten Freunde selbst mittheilen zu müssen glaube. Ich siedle noch im Laufe dieses Monats mit meiner Familie nach London hinüber. Ich selbst mache die Reise über Paris und Havre, meine Frau mit Käthchen und Miss Tilly Slowboy, der Wärterin, den Rhein hinunter über Rotterdam. Die Gründe für die getheilte Expedition, die auf beiden Seiten bitter genug gefühlt werden wird, liegen auf der Hand: ich mag mich den Consequenzen eines Betroffenwerdens auf Preußischem Gebiete nicht aussetzen, und meine Frau, die im künftigen Oktober ihrer zweiten Niederkunft entgegensieht, muß deswegen, abgesehen von unsrem wilden quecksilbernen Töchterlein, die von Mannheim ab ununterbrochene Wasserreise dem französischen Messageriegerumpel vorziehen.

Die Gründe zu meiner Ansiedelung in England sind die folgenden: Aller literarische Erwerb ist unsicher, weil dem Zufall ausgesetzt. Wer bürgt mir für die dauernde Gunst des Publikums, wer schützt mich vor Verboten? Zudem bin ich nicht Publizist, der sich durch regelmäßiges Tagelöhnern ein mit ziemlicher Sicherheit zu bestimmendes Fixum zusammenschlagen kann. Ich muß, selbst für poetische Uebersetzungen, auf Inspiration warten; ich kann und will nicht von der Poesie leben. Ueberdies laborire ich noch an einigen alten Schulden (jetzt zwar Gottlob, nur wenige); meine Familie mehrt sich rasch; die Zukunft meiner Kinder (und auch meiner Frau, wenn ich, was Gott verhüten wolle, plötzlich stürbe) liegt mir am Herzen und legt mir heilige Verpflichtungen auf — kurz, daß ich's in wenigen Worten zusammenfasse, ich glaube es mir und den Meinen schuldig zu sein, den Chancen eines rein schriftstellerischen Erwerbs zu begegnen und mir durch irgend eine praktische Beschäftigung eine ehrliche und ehrenvolle Unabhängigkeit zu sichern. So habe ich mir denn durch die Vermittlung englischer Freunde eine Correspondentenstelle auf einem angesehenen kaufmännischen Bureau in London ausmachen lassen, die mir vor der Hand 200 Pfund („Sperlinge", wie Schlickus der Maler sagt) jährliches Gehalt auswirft, nach einem Jahre aber auf 300 £ sich verbessern wird. Wenn man, wie wir es thun werden,

in der Nähe Londons eine hübsche billige Gartenwohnung bezieht, so kommt man schon mit 200 £ anständig, wenn auch bescheiden aus. Zu arbeiten hab' ich täglich 6—7 Stunden, behalte also für Poesie und Studium Zeit genug übrig, und erkaufe mir eine feste, gesicherte Existenzbasis, die mir die wetterwendische Gunst der Dame Publikum ebenso gleichgültig macht, wie die Donnerkeile der Gewalthaber, gewiß nicht zu theuer. Erweist sich die Literatur nebenher auch noch ergiebig, so ist's um so besser. Aber ich bin nicht darauf angewiesen, ich bin nicht davon abhängig, ich brauche nicht, wie leider jetzt so mancher flüchtige Schriftsteller, auf die Geldbeutel des liberalen Gesindels zu spekuliren, wenn's einmal schief gehen sollte. Mein Fall ist übrigens, wie mich dünkt, trotz seiner Specialität, von ziemlich allgemeinem Interesse in den augenblicklich schwebenden Literaturfragen. Meines Erachtens rührt ein großer, wo nicht der größte Theil der gegenwärtigen Misère davon her, daß das Schriftstellerthum einen besonderen Stand bildet. Daher der Zudrang arbeitsscheuer Jungen, daher die Production aus Noth, daher die Masse von Schund, der, wenn er auch bald vergessen wird, doch ephemer den Markt überschwemmt, selbst gegen Besseres mißtrauisch macht und den Geschmack der Menge vollends ruinirt. Ich wünsche von Herzen, daß mein Beispiel nicht ohne Wirkung sein möge. Wenn ich, der ich doch etwas bin und vor mich gebracht habe, einen solchen Schritt thue, so müßte doch, mein' ich, auch der Dünkel manches Zaunkönigs in sich schlagen. Louis Blanc, in seinem Büchlein von der Organisation der Arbeit, hat vollkommen recht: der wohlhabende Autor widme sich nur dem Cultus des Gedankens — er kann es! Der arme aber schaffe sich sein täglich Brod durch irgend ein unbescholten praktisch Gewerbe, und überlasse sich nur in seinen Weihestunden dem Höheren, zu dem er eigentlich berufen ist. So Rousseau, so Béranger! — Erinnerst Du Dich auch des schönen, diesen Punkt berührenden Chamisso'schen Gedichtes: „Nachhall?“ — Ach, es ist eine uralte Frage, sie rasselt uns aus Spinoza's Gläsern und aus Burns' Pflugschar entgegen; die Neuzeit aber, wie sie denn nicht nur alle Dinge auf die Spitze getrieben hat, sondern auch in jede Wunde die prüfende Sonde senkt, will auch hier zuerst eine Lösung versuchen, ohne, fürcht' ich, damit fertig zu werden. Schriftstellerversammlungen, gleichviel zu Stuttgart oder zu Weimar, thun's nicht. Mögen sie sich zusammen thun zum Trinken und zum Toastiren, das geht schon an, aber weiter bringen sie es auch nicht! Ueberhaupt: der Genius ist immer einsam gewesen! Einsam schafft er und bringt das Geschlecht durch Einen Gedankenblitz weiter, als Millionen raisonnirender, brüderlich miteinander tafelnder Hohlköpfe: einsam und schweigend auch duldet er und fügt sich der eisernen ἀνάγκη, jener Noth-

wendigkeit, die da gewesen ist vom Anfang und die da bleiben wird bis zum Ende, trotz Communismus und Socialismus und aller andern Beglückungs-theorien, die da sind und sein werden.

Aber wohin gerathe ich! Ich wollte Dir blos sagen, daß ich nach London gehe, daß ich es gern und freudig thue, weil es für die Meinen geschieht, und daß ich mich von diesen stillen grünen Matten des verstorbenen Salomon Geßner ordentlich mit Lechzen nach den Wirbeln der Weltstadt sehne! In 14 Tagen spätestens bin ich dort. Die Meinen kommen etwas später, weil ich erst Quartier machen will. Sie reisen mit einem Niederländischen Boot den Rhein hinunter und haben also, den Abend gegen acht dort ankommend, nur eine Nacht für Cöln. Ist es nicht zu spät, so wird Ida Dich und Deine liebe Frau noch bitten, ihr eine Stunde im Gasthof zu schenken. Ich wollte von Herzen, daß es geschehen könnte. Ihr müßt doch meine Käthe inspiciren, das liebe, herzige stumpfnasige Ding, unsern neunmonatlichen Haustyrannen, der mit Lachen und Jubeln von 4 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends kommandirt, daß Miss Tilly Slowboy schier des Teufels sein möchte, und daß mein Schnurrbart (in London wird er fallen müssen, indeß was thut's) ob vielem Zausen leise wimmert. Wäre Lothar und Gerhardine auch noch auf am späten Abend, also und dergestalt, daß eine solenne Vorstellung beiderseitiger Jugend vor sich gehen könnte, so wäre das um so schöner. Ich möchte wohl dabei sein. Aber was hilft das Wünschen!

Du sprachst in Deinem letzten Brief von Würtemberg. Aber, Alter, da kennst Du mich schlecht. Abgesehen davon, daß Preußen mich reklamiren und Würtemberg, wenn auch nicht mich ausliefern, doch wenigstens in der Stille mir andeuten würde, recht bald nach der Schweiz zurückzukehren: — abgesehen davon, sag' ich, wär' es denn nicht die schnödeste aller Concessionen an das monarchische Princip, wenn ich mich unter den „Schutz“ des Würtembergers begeben, durch seine „Gnade“ irgendwo an Enz oder Neckar vegetiren, geduldet vegetiren wollte! Eher ging' ich direct nach Preußen und stellte mich einem Majestätsbeleidigungs-Prozeß! Was habt ihr Leute da drinnen denn für traurig-komische Ideen! Will man durch ein Buch, wie das Glaubensbekenntniß eins war, wirken, so soll man auch ein rechter Kerl sein, alle Folgen auf sich nehmen und in keiner Weise ein sentimentales Pater peccavi winseln. Die Verse thun's nicht allein, es will auch ein Ding dabei sein, das man Character nennt. Unser guter langer Stuttgarter hat es nicht; mich aber, wenn ich das Maul einmal voll nehmen soll, mich aber, der ich weder von der einen noch von der andern Seite Etwas will, sondern blos meine Unabhängigkeit und Freiheit, mein Princip und meine

Ueberzeugung zu wahren und aufrecht zu halten trachte, mich treibt u. A. auch dieses Ding über den Kanal und auf den Drehstuhl. Also Nichts von Würtemberg und dem „Wirthen am Berge“, der nicht besser ist, als die andern alle.

Deiner vielfachen und vielseitigen schriftstellerischen Thätigkeit und der Erfolge, die sich daran knüpfen, freu' ich mich von Herzen. Deine „Ritterbürtigen“ sind mir auf dem hiesigen Museum zu Gesicht gekommen. Die Opposition gegen die Autonomen ist nun wohl im Ganzen ziemlich wohlfeil und gefahrlos, doch ist es gut, wenn auch auf diesen Punkt consequent Bresche gerannt wird. Bei Deinen liberalen Bestrebungen fällt mir zumeist ihr Mangel an Entschiedenheit auf. Du stellst Dich allerdings auf die Seite des Fortschrittes; aber Du hast noch eine Menge Deiner alten Renaissance-Liebhabereien um Dich herumbaumeln, Du möchtest es um Alles in der Welt nicht durchaus mit der Reaction verderben. Hat man doch sogar aus einem Deiner Feuilleton-Artikel (es war der, in welchem die Liste der englischen Schriftstellerpensionen sich befand) ein verstecktes Anerbieten Deiner Feder an die Reaction herauslesen wollen. Der Revolution bist Du jedenfalls abhold, obgleich wir in Deutschland nur durch Revolution zu Etwas kommen werden.

Meine Uebersetzungen aus dem Englischen wird Cotta bald in meinem Auftrage an Dich gelangen lassen. Willst Du sie, zusammen mit meinem Victor Hugo, im Feuilleton besprechen (es wäre das eine passende Gelegenheit, meine Bestrebungen als Uebersetzer übersichtlich zu würdigen), so wird es mich freuen. Als einen Gefallen verlange ich die Besprechung nicht. Die Sachen müssen Dir selbst interessant und wichtig genug scheinen, um eine Kritik darüber zu geben. Wo nicht, so überlasse sie ruhig ihrem Schicksal. Etwas Todtgeborenes wird auch durch den Odem einer freundlich gesinnten Kritik nicht lebendig gemacht, ebensowenig, wie die Kritik durch beharrliches Ignoriren und Negiren etwas Lebendiges todt schweigen kann. Wenn wir überhaupt nur erst wieder eine Kritik in Deutschland hätten!

Mir und den Meinen geht es wohl. Aber der Tod meines einzigen Bruders zu Soest hat mich fast erdrückt. Solch ein Schmerz ist ein doppelter in der Verbannung!

Gott mit Dir, lieber Schücking! Ich drücke Dir warm und treu die Hand, und wünsche herzlich, daß unser Verhältniß wieder ein engeres und regeres werde. Von London aus vielleicht was für's Feuilleton — vorigen Herbst konnte ich nicht. Freudige Grüße an Deine liebe Frau und küsse mir Deine Kinder. Grüße mir auch Du Mont, den Redlichen!

* * *

Es war im Sommer 1846, da fuhr F. Freiligrath, den Seinen voran, übers Meer nach England, der Frau und dem Töchterlein, welche er einige Wochen später vom Festlande herüberholte, die neue Heimstätte zu bereiten durch seine Arbeit, die Arbeit des Geistes im Dienste des Reichtums. Er hat den Gedanken, die ihn bewegten, in dem Gedichte „Nach England“ Ausdruck gegeben, in welchem er das Wort des Meeres zu dem heimatlosen Dichter vernimmt:

Wider dich, weil froh du sangst,
Das Gebell von tausend Hunden!
Wider dich die blöde Angst
Vor dem Dichter-Vagabunden!
Wider dich und deinen Trutz
Alle Waffen des Gemeinen;
Kälte, Dünkel, Eigennutz —
Alle wider dich, den Einen!

Doch du bist dir selbst ein Heer!
Dir voraus mit hellem Singen
Jagt dein Lied, der Taillefer,
Muth und Freude dir zu bringen!
Dann der Wille, dann der Fleiß,
Dann, die Alles kann: die Liebe —
Keine Schlacht so grimm und heiß,
Daß die Schaar nicht Meister bliebe!

Wärst du einzeln, ernster Mann,
Sagt' ich dir: Bleib' auf der Welle!
Meide Liliput fortan,
Sei des Elements Geselle!
Eintagsunruh, Eintagsstreit,
Woll' auf meinen Grund sie tauchen!
Odem der Unendlichkeit
Laß mich in die Brust dir hauchen!

Aber nicht bei Mast und Tau,
Nicht auf Planken, sturmdurchnäßten —
Zarte Kinder, müde Frau
Wollen wandeln auf dem Festen!
Darum, wo die Ernte wallt,
Willst du sä'n und willst du pflanzen;
Wo der Lärm der Städte schallt,
Mit im Gliede willst du schanzen:

Auch ein Mann, der Steine bricht;
Auch ein Mann in Eisenhütten! —
Lasse nur den Alltag nicht
Deine Dichtung dir verschütten!

Sei, der zwiefach reisig steht
Auf der frisch erkämpften Grenze:
Tagelöhner und Poet,
Eine beider Würden Kränze!

Und so war es wahrlich: Tagelöhner und Poet! Nur daß leider der Poet unter der Last der täglichen Schreibarbeit nur ausnahmsweise zu seinem Rechte kam. Es war nicht so leicht für den revolutionären deutschen Dichter eine solche Arbeit zu finden. Die Howitts, das ihm schon seit einigen Jahren befreundete englische Dichterpaar, hatten ihm zwar schon einen Posten als Korrespondent ausgemacht, ehe er noch die Schweiz verließ, allein bei seiner Ankunft in London fand er die Stelle besetzt. Abermals dem Bemühen Will. Howitts, in dessen Hause zugleich Freiligrath bis zur Ankunft der Gattin und dem Beziehen einer eigenen Wohnung gastliche Aufnahme genoß, gelang es, ihm eine Stelle in dem angesehenen Hause Huth & Co. zu vermitteln. Somit war Freiligraths Lage in der Hauptsache gesichert. Wenn der Gehalt auch nicht ganz ausreichte, um die Kosten des Haushalts in der Weltstadt zu decken, so trug doch Frau Ida ihr Teil dazu bei, indem sie die frühere Lehrthätigkeit wieder aufnahm. Freilich lastete „die Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die er deutscher Nation und Freiheit zu Ehren bei John Bull gefunden", schwer auf dem Dichter; aber er freute sich seiner kolossalen Arbeitsfähigkeit und fand Trost in dem Gedanken: „Man muß schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durchkommt und keine Partei-Almosen zusammenzutrommeln braucht."

Aber wenn es wahr ist, was Goethe spricht:

Der ist am glücklichsten, er sei
Ein König oder ein Geringer, dem
In seinem Hause Wohl bereitet ist,

so war unser Dichter dennoch ein glücklicher Mann. In der geräuschvollen Einsamkeit der Weltstadt war ihm sein Haus die Heimat, in welcher Freiligrath von der Tagelöhnerei des Kontors aufatmete, mochte auch sonst seine Dichtung unter der Last der täglichen Arbeit zeitweilig ermatten. Die Briefe sind redende Zeugen des Glückes, das er im Besitz seiner Ida und der kleinen Käthe immer aufs Neue empfand. Herbst 1846, bald nach der Übersiedelung nach London, ward ihm abermals ein Töchterlein geboren, die freudig begrüßte kleine Marie; sie starb nach wenigen Wochen, und Freiligraths schmerzdurchwühlte Briefe sprechen in beredtester Weise das schwere Leid jener Tage aus. Noch in London ward ihm Herbst 1847 der freudigste Ersatz für den Verlust des zweiten Töchterchens zu Teil durch die Geburt des ersten Sohnes, jenes Wolfgang, also genannt nach seinem Paten

Wolfgang von Goethe, jenes Sohnes, der 1870 so tapfer als Krankenpfleger dem siegreichen deutschen Heere nach Frankreich folgte und dem der Vater das allbekannte wunderschöne Gedicht widmete. Der Verfasser dieses Buches aber fühlt sich ernstfreudig berührt von dem Gedanken, daß seine lange heimgegangenen Eltern Paten waren der beiden ältesten noch lebenden Kinder des Dichters.

Im übrigen bildeten diese beiden Jahre des ersten Londoner Aufenthaltes gleichsam nur das Vorspiel zu der Verbannung, welche ihm von 1851 an siebzehn Jahre lang ununterbrochen beschieden war. Die Völkerbewegung von 1848 machte diesem ersten englischen Exil ein rasches Ende.

Der Gedichte aus diesem ersten Londoner Jahr 1847 sind nur drei, darunter nur ein eigenes, das eine allmächtige Erbitterung gegen den reichen, die armen Hörigen mißhandelnden Grundadel atmende Gedicht „Irland". Die beiden anderen sind Übersetzungen nach Thomas Hood, darunter jenes entsetzliche, aber mit erstaunlicher Meisterschaft umgedichtete „Lied vom Hemde", dessen wiederholter Weheschrei: Schaffen! schaffen! schaffen! dem tagelöhnernden Dichter aus der Seele gesprochen war.

Lassen wir nun Freiligraths Briefe aus den ersten anderthalb Jahren des Londoner Aufenthaltes folgen.

* * *

An Karl Heuberger.

Clapton Pond, 17. Sept. 1846.

Liebster Freund und Landpfleger!

Vergeben Sie mir, daß ich es auf einen Mahnbrief ankommen ließ! Das bewegte Leben der großen Stadt, der neue Wirkungskreis, die tausenderlei neuen Bezüge — das Alles macht die Tage und Wochen fliegen und trägt einzig die Schuld, daß ich, wie für andere Freunde, so auch für Sie noch keine rechte Sammlung zu einem Briefe gewinnen konnte. Bin ich erst einmal ganz Londoner, und ich hoffe es bald zu sein, so sollen Sie nicht mehr über mich zu klagen haben.

Einstweilen werden Sie sich beruhigen, wenn Sie hören, daß es mir und den Meinen bis jetzt so wohl und glücklich geht, wie wir nur wünschen können. Ida und Käthchen haben sich von den Strapatzen der Land- und Wasserreise bald und vollständig erholt, und ich, der ich jetzt dreimal die Nordsee gekreuzt habe, ohne seekrank zu werden, treibe mich mit gleichem Behagen und gleicher Sicherheit auf den Wellen des socialen Meeres herum, welches London heißt. Es ist wirklich etwas Großes um diese Stadt, sie ist eine Welt in sich. Beschreibungen mache ich Ihnen nicht, sondern gebe

mich dafür lieber der Hoffnung hin, daß Sie sich im nächsten Sommer einmal selbst herübermachen, um unter meiner Führung London kennen zu lernen.

Meine hiesigen Verhältnisse haben sich so freundlich gestaltet, wie ich nur wünschen konnte. Das Haus, in welchem ich arbeite, Friedr. Huth & Co., ist eines der angesehensten und gewaltigsten Londons, ist ein Haus von universeller, von kosmopolitischer Bedeutung. Meine Stellung, den Chefs gegenüber, ist angenehm, obgleich sie, wie alle Männer des Besitzstandes, in ihren politischen Ansichten conservativ sind. Mein Salair ist vor der Hand mäßig, doch so, daß ich ohne Sorgen bescheiden davon leben kann. Ueberdies habe ich alle Chancen stetigen Avancements, sei es im Hause Huth oder in London überhaupt, vor mir, und es wird nur auf mich selbst ankommen, sie zu benutzen. Muße für die Muse fehlt mir auch nicht.

Einstweilen wohnen wir noch in furnished apartments, werden aber später ein eigenes Häuschen miethen und uns selbst möbliren. Man lebt dann angenehmer und billiger.

So, lieber Freund, wären Sie durch einige flüchtige Striche wieder so ziemlich au fait von uns. Die Ausführung muß unserer späteren Correspondenz vorbehalten bleiben. Nehmen Sie für heute mit der Skizze freundlich vorlieb!

P. S. Sie sollten einmal Ihren Mockel als Londoner sehen, ohne Schnurrbart, in Frack und Cravate — und täglich rasirt! Das ist sein größter Kummer, sonst gefällt er sich aber nicht übel in seinem veränderten Anzug und mir auch nicht. Dabei wird er ganz schlank trotz alles englischen beefs; es steht ihm aber ganz gut. Adieu! Ida.

* * *

An Karl Heinzen.

London, 18. Sept. 1846.

— Ich hätte Dir billig schon eher schreiben sollen, aber die Neuheit der hiesigen Zustände und vor allen Dingen die Schwierigkeiten, die ich wider Vermuthen bei meiner Ankunft hier vorfand, ließen mich bis jetzt nicht dazu kommen. Sie bestanden in nichts Geringerem, als daß ich die mir zugesagte Stelle schon besetzt fand, weil man mein Kommen nicht erwarten konnte oder wollte. Das war eine garstige Geschichte. Ich dachte mich gleich in ein liquides Salair hineinzusetzen und mußte nun erst von Neuem danach suchen. Doch hat das Suchen zum Glück nicht so lange gewährt, daß ich dadurch in Verlegenheit gerathen wäre. Ich bin jetzt in dem großen und renommirten Hause Friedr. Huth u. Co. angestellt. Merkwürdig ist es, wie mein politisches Flüchtlingthum mir überall unter den Kaufleuten im Wege stand. Rothschild würde mich schon vor vier Wochen engagirt haben,

wenn er nicht, seiner eigenen Erklärung zufolge, auf Preußen hätte Rücksicht nehmen müssen. Nun, einstweilen bin ich auf Nr. Sicher und kann dem Teufel und den Großpreußen ein Schnippchen schlagen.

Und später schreibt er:

Ich warne Dich, nach schwerer eigener Erfahrung, freundschaftlich, nicht ohne Garantien eines Auskommens einen Boden zu betreten, auf dem der Mammon so absolut herrscht wie in England; auf dem der Arme, will er nicht mit seiner Familie verhungern, so unausgesetzt schaffen und schanzen, sich so mit Leib und Seele an die Arbeit verkaufen muß wie hier. Bei den zweihundert Pfund, die ich bis jetzt habe, sind mir nur die Sonntage frei. Die Wochentage muß ich ganz dem Geschäfte widmen. Ich gehe Morgens um 8 Uhr von Haus, bin um 9 auf dem Comptoir, arbeite bis 2, nehme dann ein hastiges Mittagessen in einem der Speisehäuser der City ein und kehre erst Abends gegen 6—7 Uhr (Dienstags und Freitags, als an den beiden Haupt-Posttagen, erst um 9—10) nach Haus zurück. Und bei all dem Plack kann ich nicht einmal mit dem, was er mir einbringt, bestehen. Meine Frau gibt deswegen auch einigen jungen Engländerinnen in unserer Nachbarschaft deutschen Unterricht, was jährlich gegen 50 Pfund einbringt. Nun, es wird hoffentlich nicht so bleiben, und wir sind froh, für den Anfang wenigstens so viel zu haben, um mit Ehren durchzukommen und Niemanden verpflichtet zu werden. —

Hier in London auf dem Trocknen zu sitzen, müßte Dich bald mürbe machen, und wenn Du von Eisen wärst. —

* * *

An Karl Buchner.

London, 24. Septbr. 1846.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Als ich gestern Abend von meinem Office zu Hause kam, gab mir Ida die Inlage mit der Bitte, dieselbe mit einigen Zeilen an Sie zu begleiten und dann Alles zusammen zur Post zu geben. Dies soll denn auch hiemit geschehen, und obendrein will ich Ihnen die frohe Nachricht geben, daß mir Ida heute früh, ¼ nach 8 Uhr, leicht und glücklich ein allerliebstes Mädchen geboren hat. Laus Deo! Es ist willkommen, wenn auch schon ein Junge wenigstens ebenso angenehm gewesen wäre! Mutter und Kind sind gesund. Möge Gott weiter helfen!

Käthchen (oder Kato oder Katharine) hat ihr Schwesterchen gar lieb, und streichelt sie auf's Rührendste unter den zärtlichsten Liebkosungslauten.

Ich bin doch ein glücklicher Kerl, wenn ich so am Wochenbett stehe und auf das gesammte Weibervolk, Mutter und zwei Töchter, herabsehe! Ein Heerd und eine Familie sind doch auch eine Heimath, selbst im Auslande und im Exil!

Meine hiesigen Verhältnisse haben sich, nachdem sich meine erste Stelle zerschlagen hatte, doch noch rasch auf's Günstigste gestaltet, und werden es hoffentlich immer mehr. Näheres mit meinem nächsten Briefe, zu dem Sie mir hoffentlich durch eine recht schnelle und ausführliche Antwort Veranlassung geben. Einstweilen nimmt mich das Comptoir noch mehr in Anspruch, als ich wohl wünschte, doch ist das nur für den Anfang. Und selbst bei diesem heftigen Schanzen stattet mir die Muse nicht selten einen Besuch ab.

Tausend Dank für Ihr allerliebstes Büchelchen [1])! Es macht mir täglich Freude, mehr als ich Ihnen sagen kann! Mein Herz hängt doch mit allen seinen Fasern an der Heimath, und es ist mir eine Erholung und ein Genuß, mich am Abend, wenn ich aus dem Tumult und den Gasflammen der Zwei-Millionen-Stadt in meine stille Häuslichkeit zurückkehre, zuweilen an Ihrer Hand in unser Rheinparadies zurückversetzen zu können. Vollends an Stellen, wo wir miteinander waren, wozu dann (außer Darmstadt und seinen Umgebungen) vornehmlich Asmannshausen mit Geisenheim, Rüdesheim und der Niederwald gehört. Auf S. 32. sehe ich Sie vor mir, wie Sie sich von Adelaiden die Glasgemälde zeigen lassen, auf S. 34. verzappeln Sie, weil ich Niederwaldmeister pflücke (der Ihnen denn doch zu Lorch die trefflichsten Dienste that), treten aber auch auf der nämlichen Seite, zu Asmannshausen, unter der Kuckucksuhr auf mich zu, und wollen sich mit mir ausschütten vor Lachen, daß wir zusammen in „der Krone" sind. Ungern habe ich aber auf der gleichen Seite das von uns entdeckte Asmannshäuser Bierhaus vermißt, wie es denn auch nicht fein ist, daß Sie unter Rüdesheim den dicken Molch von Weinhändler nicht verewigten, der, ein alter Bekannter von mir, uns in Rüdesheim in flagranti beim Biere ertappte. Bei einer zweiten Auflage helfen Sie diesen Mängeln wohl noch ab. Unterdessen erbau' ich mich von ganzem Herzen an der ersten, sentimental oder humoristisch, wie es die Stimmung eben mit sich bringt.

Haben Sie meine Uebersetzungen aus dem Englischen auch von Cotta zugeschickt erhalten? Und rumort nicht schon ein gewisses Pamphlet: „Ça ira"? Resp. ist es nicht schon irgendwo confiscirt worden? Theilen Sie doch den dortigen Freunden die Geburt unserer Nr. II. in meinem Namen freundlich mit. Gott mit Ihnen und den Ihrigen! Alles Herzliche Ihrer trefflichen Frau und Ihren lieben Kindern!

---

[1]) [K. Buchner] Führer in der Rhein-, Main- und Neckargegend.

An Levin Schücking.

[London], 10 Moorgatestreet,
19. Okt. 1846.

— Herzlichen Dank für die Aufnahme, die Ihr meiner Frau zutheil werden ließet! Zwei Tage, nachdem sie Euch verlassen hatte (Montag, 17. Aug.) nahm ich sie mit Käthchen zu Rotterdam unter den Boompjes in Empfang. Tags darauf durch Sturm und Windsbraut nach London. Alles ist Gottlob! glücklich von Statten gegangen. Käthchen war gleich am zweiten Tage vollständig von ihrem Reiseübel genesen, und gedeiht bei Englischer Milch und Englischem Weißbrod vortrefflich. Ida aber hat mir am 24. Sept. leicht und glücklich unser zweites Mädchen geboren, was ich Eurer Theilnahme hiemit freundlich gemeldet haben will. Helfe Gott nun weiter, und erhalte mir mit dem großen Schatz meine kleinen Schätze!

Mit dem Glück des Besitzes steigert sich die Angst und die Sorge um einen möglichen Verlust. Wie gesagt: Gott helfe weiter! Und erhalte er vor allen Dingen auch mich gesund, daß ich für die Meinen ringen und schaffen kann! Nebenbei auch, daß ich mich als Poet noch recht als ganzer Kerl ausprägen und darstellen kann! Ich hoffe es! Dies Welttreiben hebt und trägt und schwängert mich merkwürdig, trotz aller Arbeit und Plackerei!

Ich kann heute nicht mehr schreiben, da ich viel zu thun habe. Ich schreibe diese Zeilen auf dem Office, um mich herum 4 Principale und 27 Mit-Clerks, unter denen, außer Engländern und Deutschen, 2 Spanier, 1 Schwede, 1 Russe und 1 Mulatte. Das summt und schwirrt in X Zungen. Hoffentlich bist Du mit den Deinigen frisch und wohlauf! Dir und Deiner lieben Frau alles Herzliche, und küß' mir Deine Kinder!

Der Revolution in Genf freue sich, was Odem hat, und lobe den Herrn!

* * *

An die Soester Verwandten.

London, 14. Novbr. 1846.

Liebe Mutter und liebe Schwestern!

Ich muß mir endlich ein Herz fassen und Euch den herbsten Schlag melden, der meine kleine Familie bis jetzt getroffen hat. Der Tod hat zum ersten Male sein Opfer von uns gefordert. Unsere kleine Marie, Dein liebes Pathchen, meine Herzens-Gisbertine, ist am Allerheiligen-Tage, Abends 1/4 vor 8 Uhr, sanft und schmerzlos zu Gott hinübergegangen. Tags darauf, am Allerseelen-Tage, machte Ida an meiner Seite ihren ersten Ausgang nach diesem Wochenbett — um unserm süßen, kleinen Engel ein Grab aus-

zuwählen; und seit dem 5. Nov., Nachmittags 3 Uhr, schläft sie schon unter dem Rasen, auf dem wir gehofft hatten, daß sie springen und spielen sollte. Es ist ein theures Einstandsgeld, das wir dem Boden der neuen Heimath zahlen müssen — der Heimath, die ich ja auch im Hinblick auf die jetzt schon Vollendete betreten hatte, um mir eine sichere Existenz für mich und die Meinen zu gründen.

Unser Schmerz ist größer, als ich Euch sagen kann, und nur die Religion kann ihn mildern. Rede man doch nicht davon, daß der Verlust eines Kindes in so zartem Alter minder schmerzlich sei! Wir sind gefaßt und hoffen zu Gott, daß uns die Kleine bei Ihm aufgehoben bleibe, aber unser Herz blutet, und wird bluten, so lange uns das Engelsbild des lieben Kindes im Herzen und in der Seele leben wird. Und das wird es, bis wir selbst den schweren Gang gehen, den Mariechen uns vorangegangen ist. Ach, welch ein rührendes, reizendes Kind war sie! Als sie bleich und bekränzt in ihrem Sarge dalag, konnte man kein lieblicheres Bild des Todes sehen. Bis sie begraben wurde, habe ich täglich Stunden lang einsam bei ihr gesessen, und sie mit meinen Thränen und Küssen bedeckt. Ach, sie haben sie nicht geweckt! Ihr könnt Euch nicht denken, wie schön und lieblich sie war! Ihr Gesichtchen war so fein und so edel, und der Tod hatte es so reif und ernst gemacht. Sie lag da mit dem frommen, intelligenten Ausdruck eines Erwachsenen, und die zarte, blasse Hand hielt ein Reseda-sträußchen, das Käthchen gebrochen hatte. Doch still von dem Allem — ich werde zu weich sonst, und darf doch auf dem Comptoir, wo ich dies schreibe, keine Thräne blicken lassen! Wir haben eine Skizze von der kleinen Leiche nehmen lassen, die sie ziemlich treu darstellt, und die Ihr vielleicht künftig einmal seht. Die und das Mützchen und das Hemdchen und das Röckchen, in welchen sie auf den Knieen ihrer Mutter gestorben ist, sind nun Alles, was wir noch von ihr haben! Sie ist an uns vorübergegangen wie eine holde, liebliche Erscheinung, wie ein Engel, den Gott uns gesandt, daß er unsere Herzen fester und inniger an Ihm hangen lasse! Und die Mission hat sie erfüllt! Wir haben nur Einen Trost, und der ist Gott!

Nun schläft sie schon über 8 Tage auf dem Kirchhofe zu Abney Park, eine Stunde nördlich von London. Wir haben ihr ein schönes, stilles Plätzchen ausgesucht; eine große, herrliche Ceder vom Libanon rauscht ihr ein Wiegenlied, und die kleine Kirche des Gottesackers schlägt ihr die Stunden, die sie uns nun schon fern ist. Auf dem Grabe ruht ein Astern- und Epheukranz, den Ida geflochten hat, und den ich nach dem Begräbniß selbst darauf legte. Bald aber wollen wir Blumen auf ihm pflanzen — das Grab des deutschen Kindes soll auch im fernen, fremden Lande ein Garten

sein! Ich und der Geistliche, auch ein Deutscher, waren die Einzigen, die der lieben Leiche zu Grabe folgten. Am 28. Okt., als sie schon mehr und mehr hinschwand, hat sie die heil. Taufe empfangen. Ach, als ich Deinen letzten Brief erhielt, liebe Gisbertine, da dachte ich nicht, daß die Taufe eine so plötzliche, eine so thränen- und schmerzenreiche, eine Noth-Taufe sein würde! Ich nahm mir damals vor, Dir den Tauftag so früh anzuzeigen, daß Du ihn im Geiste mit uns feiern könntest. Aber Gott beschloß es anders.

Welch ein Jahr! Erst unser lieber, unvergeßlicher Karl und nun mein Kind! Die Welt liegt mir wie unter einem schwarzen Flor — ich bin tief, tief gebeugt und finde nur in der Liebe derer, die mir Gott noch gelassen hat, in der Religion, in meinen Studien und meiner Arbeit Erleichterung und Erholung. O, Mutter, Lina, Gisbertine, laßt uns einander lieb haben, immer mehr, immer inniger! Was wäre das Leben ohne die Liebe! Ach, und was muß die Liebe wieder leiden durch den Tod! Schreibt mir bald, ich bitte Euch herzlich darum! Und meiner kleinen Marie bewahrt auch jetzt eine Stelle in Eurem Herzen; laßt sie Euch auch im Tode lieb und heilig sein!

Vergebt mir diese verspätete Anzeige. Ich hatte nicht den Muth über meinen Verlust zu schreiben.

* * *

An Karl Buchner.

London, 8. Febr. 1847.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Die Galeeren- und Tretmühlen-Arbeit, die ich, deutscher Nation und Freiheit zu Ehren, bei John Bull übernommen habe, lastet eben jetzt zur Zeit des Bücher-Abschlusses doppelt schwer auf mir. Ida meinte drum auch, ich sollte, um ihren anliegenden Brief nicht aufzuhalten, diesmal lieber gar nicht schreiben. Dazu kann und mag ich mich aber nicht entschließen, sondern will Ihnen, wenn auch nur mit fliegender Feder und wenigen Worten, doch jedenfalls mit eigener Hand recht warm und recht herzlich zu Ihrem bevorstehenden Geburtstage Glück wünschen. Ich wollte, wir könnten ihn zusammen feiern, wie vor fünf Jahren; da das aber nicht geschehen kann, so will ich beim Nachhausekommen (d. h. 10 Uhr Abends, denn Dienstags und Freitags bin ich vor dem nie daheim) noch ein Glas Sherry mit Ida auf Ihr Wohl leeren, und dann wollen wir von Ihnen und den Ihren plaudern, und uns in die gute, alte Zeit zurückversetzen. Alles Heil und alles Glück — Ihnen und Ihrer Frau und Ihren Kindern zum neuen Jahre und zum Geburtstage! Und denken Sie unser und halten Sie uns lieb, wie wir Sie! Darum bitte ich von ganzem Herzen!

Ich kann nicht auf die Details Ihres lieben Briefes eingehen, da es mir an Zeit dazu mangelt. Nur für Ihre mir so herzlich ausgesprochene Theilnahme an unserm noch immer nicht verwundenen herben Verluste will ich Ihnen warm und innig danken.

Ueber mein und unser hiesiges Leben hat Ida an Ihre liebe Frau geschrieben. Einstweilen steckt man in Mühe und Arbeit bis über die Ohren. Aber der Plack macht mir fast Spaß. Ich amüsire mich schier über meine colossale Arbeitsfähigkeit, und denke, daß sie mich doch zuletzt zu reellen Resultaten führen wird, die wenigstens meinen Kindern zu Gute kommen sollen. Aller Anfang ist schwer, tröste ich mich geistreich mit dem Sprichwort. Es wird schon besser kommen. Heute fängt Ida ihren Unterricht an (zweimal wöchentlich 1½ Stunden an drei junge Damen unserer Nachbarschaft) und ist überglücklich, daß sie nun auch 10 Guineen quartaliter in die Haushaltungskasse einschießt. So muß man schaffen und schanzen, daß man mit Ehren durchkommt und keine Partei-Almosen zusammenzutrommeln braucht. „So lange Faust und Schädel hält" — und sie werden halten, hoff' ich! —

* * *

An Levin Schücking.

London, 22. 4. 47.

Ich mache mir fast Vorwürfe, daß ich Deinen theilnehmenden Brief vom November nicht schon eher beantwortet habe. Aber ich muß zu viel von meiner Zeit den monotonen, täglich wiederkehrenden Anforderungen meines Berufs widmen, und wenn ich meine wenigen Freistunden und Freitage (holidays not Fridays) mit Weib und Kind verleben will, wenn ich überdies nicht ganz vergessen soll, daß ich doch eigentlich ein Poet bin und Verse aus dem Aermel schütteln muß, so kann ich nicht wohl anders, als im Punkte der freundschaftlichen Correspondenz ein wenig faul werden und mich auf die Nachsicht meiner Freunde verlassen. Vergieb drum auch Du mir, und rechne immer auf die alte Gesinnung, auch wenn ich nothgedrungen manchmal das Maul halte. — —

Möchtest Du, o Levin, es auch für tugendsam und räthlich halten, den ruchlosen Verfasser des Ça ira laufen zu lassen, item mit dem Laufenlassen einen bildlichen Strafact zu verbinden, so bitt' ich Dich nur um Eins: hänge mich nicht und verbrenne mich nicht, sondern laß mich Deinen Sohn Lothar mit einer Schlüsselbüchse todtschießen! Oder auch: köpfe mein Conterfei, sei es nun mit einem Feder- oder einem Brodmesser. Nur keine Scheere — das will ich mir ausgebeten haben!

Es ist eine verrückte Welt. Ludwig der Baier dient der Lola, und

Friedrich Wilhelm IV. mit sammt seinem Hause will dem Herrn dienen. Nichtsdestoweniger geht die Menschheit vorwärts, und eben die krasse Bornirtheit, die Absolutismus und Volksvertretung vereinigen will, die eine Constitution ein Blatt Papier nennt, das sich „als zweite Vorsehung zwischen den Himmel und das Volk der Borussen drängen wolle" — eben diese Bornirtheit, die auf der einen Seite schmeichelt, während sie auf der andern dreist herausfordert, wird mehr zur Beschleunigung der Dinge beitragen, als alle politische Poesie und als die gesammte „schlechte Presse". Das Verdienst dieser letzteren bleibt es dann freilich, eine Bornirtheit bis auf den Punkt gebracht zu haben, auf welchem angekommen sie sich geberden mußte, wie wir es am 11. April erlebt haben, und so sind sie doch zuletzt die Haupthebel des Stücks Weltgeschichte, welches eben zu Berlin abgespielt wird.

Ich lebe hier still und zurückgezogen, wie zuvor, arbeite viel und dichte mäßig. Wir haben seit Dezember ein kleines nettes Haus bezogen, zwischen Wiesen und Bäumen ferne von der Stadt, nahe aber dem Kirchhofe, auf welchem unsere kleine Marie schläft. Deutsche Bilder füllen unsere Wände, deutsche Erinnerungen unsere Herzen. Ohne Sentimentalität, versteht sich; dazu hat man in diesem Treiben keine Zeit. Käthchen ist ein prächtiges Kind, alle Tage wachsend, alle Tage gescheidter. Sie versteht Deutsch und Englisch, spricht aber erst wenig — aus beiden Sprachen durcheinander. Den Milchbuben nennt sie boy, ein Ei aber auf Deutsch Ei. Gar herzig klingt ihr „O dear!" wenn sie mich umarmt. Erhalte sie Gott!

Die Englische Gesellschaft cultiviren wir wenig; die Ermüdung, welche bei den riesigen Entfernungen damit verbunden ist, greift Ida zu sehr an, auch ziehen wir es vor, die Abende traulich für uns zu verleben. Doch hab' ich schon manche interessante Bekanntschaft gemacht: Barry Cornwall, Tennyson, Monckton Milnes, Bulwer u. A. — Bulwer hatte kaum zufällig erfahren, daß ich in England sei, als er mir auf der Stelle einen wahrhaft herzlichen Brief schrieb, mich nach seinem Landsitze Knebworth Park einlud u. s. w. Ich muß sagen, daß mich diese unprovocirte Annäherung in dieser Weise sehr gefreut und meinem Herzen wohlgethan hat. Ich war noch nicht in Knebworth, werde aber im nächsten Monat wohl einmal hingehen. Unterdessen hat mich Bulwer, als er neulich auf kurze Zeit in der Stadt war, mit seinem Sohne, einem hübschen 15jährigen Jungen, draußen bei mir aufgesucht. Er sieht krank und leidend aus, und klagte auch über seine Gesundheit.

Eine Soirée beim Lord Northampton (President of the Royal Society), der ich ohnlängst beiwohnte, war interessant durch die Masse von Celebritäten jeder Art, die sich auf ihr combinirt fand. Ich bin daselbst einer Unzahl von Leuten vorgeritten worden — natürlich nicht dem Chevalier

Bunsen, der besternt und bebändert, glatt und feist wie ein christlich germanischer Aal, hierhin und dorthin schlüpfte. Prinz Albert fehlte selbstredend auch nicht. Der interessanteste Kopf war übrigens der des bekannten Reisenden Holman, — blind, mit langem weißem Barte und hoher Stirn. Aus solcher Gesellschaft wandelt man dann nach Mitternacht durch Shoreditch und andere Viertel des Elends und des Lasters sinnend nach Hause, die ewigen unverrückbaren Sterne über dem Haupte.

Den neulichen großen Festtag hab' ich zu einem Ausflug in die südlichen Grafschaften benutzt. Diese Englischen Eisenbahnen gehen rasend schnell — in Einer Stunde ist man 50 bis 60 Englische Meilen in's Land hinausgerissen. Dann steigt man aus und schlägt sich seitwärts. Schmucke Dörfer, reizende Landsitze, superbe Parks und Rasenebenen, ewig krächzende Krähennester. Ich war den Tag in Hever, dem wohlerhaltenen Schlößchen Anna Bolein's, und in Penshurst, dem stattlichen Familiensitze der Sidney's. Die alte banqueting hall, mit den schweren Eichentischen und dem kolossalen Feuerplatze in der Mitte, ist noch ganz, wie da Elisabeth, Ben Jonson und Waller Gastfreundschaft drin genossen. Aber von all diesen Orten leiten Blutspuren nach dem Londoner Tower zurück. Der Schmetterling der Schönheit und der Aar des starren, nobeln Republikanerthums — Anna Bolein, Algernon Sidney — beide geköpft in der grauen Bluthöhle am Themsefluß. Unter den Familienbildern zu Penshurst zeichnet sich der Kopf des Algernon Sidney besonders aus. „Algernon Sidney, beheaded", hat der Maler auf die Leinwand schreiben müssen. Das ist ein stolzes Epitheton, und ein edler Familienstolz, es auf's Bild des Märtyrers zu setzen. Nächstens denk' ich nach Newstead Abbey und nach Stratford upon Avon zu pilgern. —

Ich lese hier Augsburger-, Cölner- und Weserzeitung, bleibe also ziemlich au fait. Für manches gute Wort von Dir, das ich hin und wieder über mich gefunden, meinen Dank — insonderheit für die Anzeige der Englischen Gedichte in der Allgemeinen. Gelegentlich stellst Du dies oder das auf (nicht über mich, sondern sonst), worüber ich mit Dir disputiren würde, wenn wir bei einer Flasche Wein zusammensäßen und ein scharfes Wort durch einen Blick oder einen Handdruck mildern könnten, sobald es gefallen ist. Wir haben schöne Stunden weiland mit einander verlebt, lieber Levin, und wollen uns jetzt in unsern Briefen das Leben nicht sauer machen.

* * *

Nach Soest.

London, 23. April 1847.

Liebe Mutter und liebe Schwestern!

Obgleich ich auf meinen Brief vom 1. März noch ohne Eure sehnlich

erwartete Antwort bin, so kann ich doch dem Wunsche nicht widerstehen, am Todestage unseres unvergeßlichen Karl mit einigen Zeilen zu Euch zu treten. Nach meiner Berechnung muß dieses Blatt grade am künftigen Dienstag in Eure Hände gelangen, und ich weiß, daß Eure Liebe und Euer Schmerz es als einen Boten meiner Mittrauer gern begrüßen werden.

Wie rasch ist die Zeit dahin geeilt! Nun wird es also schon ein Jahr, daß der Gute, Fromme, Treue von uns geschieden ist! Heute vor einem Jahre ging er noch frisch und liebevoll unter Euch einher, am nächsten Sonntage las er im Tell und verlebte den letzten, ernsten und doch so glücklichen Abend mit Euch — ach, und dann kam der böse unheilvolle Morgen, das beste reinste Herz hörte auf zu schlagen, und nun schmückt der Frühling auf's Neue schon sein Grab mit Halmen und Blumen. Ich darf und will auf alle die erschütternden Einzelheiten jener Tage hier nicht wieder zurückkommen — aber glaubt und fühlt, daß mein Herz Euch in dieser Trauerzeit doppelt nahe ist; daß es, wie die Euern, frisch in ihr blutet, und bis zu seinem eigenen letzten Schlage nicht aufhören wird, den geliebten vorangegangenen Bruder zu ehren und zu beweinen. Friede seiner heiligen Asche! Bringt ihr meine Grüße und meine Thränen — kniet auch für mich an dem stillen Hügel, der die irdische Hülle einer reinen kindlichen Seele beherbergt. Uns Allen aber senke Gott seinen Trost und seinen Frieden in die bekümmerten Herzen — vor Allem in das Deine, Du liebe, tiefgebeugte Mutter! Ach, wenn ich jetzt nur Eine Stunde bei Euch sein könnte!

Während Ihr nun Karls und der andern Theuern Gräber mit frischen Blumen bepflanzt, lockt uns der Frühling an den kleinen Hügel unserer seligen Marie. Ich habe ein einfaches prunkloses Steinkreuz mit Namen, Geburts- und Sterbetag machen lassen, welches in den nächsten Tagen aufgestellt wird. Sobald das geschehen ist, wird der übrige Raum der Gruft in ein Blumenbeet umgeschaffen. Es ist uns so lieb, daß der Kirchhof unserer Wohnung so nahe liegt, Ida kann nun selbst die kleine Anpflanzung besorgen, und auch Käthchen geht, seit es wärmer ist, häufig mit ihrer Wärterin hinaus. Der Platz ist so schön und lieblich — ein großer Park mit einer freundlichen, zierlichen Kapelle in der Mitte, hohe, schöne Bäume (auch eine prächtige Ceder) und viel immergrünes und anderes Strauchwerk. Es ist ein rechter Weltkirchhof. Die meisten Gräber sind natürlich englische, aber doch ist wohl keine Nation der Erde, die nicht ihre Stellvertreter hier liegen hätte. Der Häuptling einer Insel im stillen Ocean ist hier sogar begraben; auch ein junges Mädchen aus Archangel, die Tochter deutscher Eltern, die hier auf einem Besuche starb. Ihre Londoner Freundinnen haben ihr ein schönes Denkmal gesetzt und lassen es ihrem Grabe nie an frischen Kränzen fehlen.

Und nun schlummert hier auch unser Herzens-Engel mit dem feinen, schmalen Gesichtchen und mit Käthchens Blumenstrauß in den festgeschlossenen Händchen. — Ach, es ist etwas Furchtbares um den Tod! — Wolle Gott auch diesen kleinen Seelenfunken nicht verloren gehen lassen, wolle Er ihn uns bei sich aufbewahren, bis auf den Tag, nach dem keine Trennung mehr sein wird!

Von Käthchen, Gott Lob! kann ich Euch nur Gutes berichten. Ihre Zähne machen ihr zwar jetzt manchmal heiße Bäckchen und eine unruhige Nacht, im Ganzen aber kriegt sie sie doch leicht und gut, und ist überhaupt nach wie vor ein kregeles herzhaftes Ding voller Possen und Schwänke. Könntet Ihr sie nur einmal sehen! Möge Gott sie ferner wachsen und gedeihen lassen! Als ich heute Morgen bei schönem Sonnenschein nach der Stadt ging, nahm ich sie ein paar hundert Schritt mit auf den Weg. Dann läuft sie seelenvergnügt an meiner Hand, kräht und jauchzt vor Lust, wirft die Beinchen wie ein Grenadier beim Parademarsch, und möchte nur immer und immer neben mir hertraben — ihre Babett muß Kehrt mit ihr machen, und dann winkt sie mit ihren Händchen und ruft mit ihrem süßen feinen Stimmchen: Papa, Papa! oder O dear, O dear! bis sie mich aus den Augen verloren hat. Speckter's Fabelbuch ist jetzt ihre große Lust, besonders das Bild mit den Täubchen, die sie Kuruku nennt.

Und nun Adieu, liebe Mutter, liebe Lina, liebe Gisbertine! Gott segne Euch, Gott schütze Euch, Gott geb' Euch Trost! Ich bin bei Euch jetzt und am Tage, wo Ihr diesen Brief erhaltet! Denkt meiner in Liebe! Laßt uns über die Gräber hinausschauen!

* * *

An Karl Buchner.

London, 16. Sept. 1847.

Herzlieber Freund und Doppelgevatter!

Der Klimax in der Anrede deutet Ihnen schon an, was folgen soll: — Gestern vor acht Tagen, Mittwoch den 8. Sept., Nachmittags 2 Uhr, wurde meine gute Frau leicht und glücklich von einem gesunden, wohlgestalteten Knaben entbunden, der bis jetzt an der Brust seiner Mutter trefflich gedeiht, und den Gott, die Wiederkehr der herzzerreißenden Trübsal des vorigen Herbstes uns ersparend, zu unserer Freude heranwachsen lassen wolle. Morgen werden die kritischen neun Tage ihr Ende erreicht haben, und ich glaube drum heute immer schon einen sich mir eben bietenden freien Moment benutzen zu dürfen, um Ihnen und den Ihrigen anzuzeigen, daß wir alle Ursache haben, uns der Hoffnung auf einen ferneren günstigen Verlauf der Sache hinzugeben.

Ida hat, Gottlob, das Schlimmste überstanden, und der Junge, der Ihrem Pathchen ganz lächerlich ähnlich sieht (meine Kinder, scheint es, fallen ebenso manierirt aus, wie meine Gedichte), hat in den 8 Tagen seiner freien Existenz schon sichtlich und bedeutend zugenommen. Möge nun Alles so erwünscht und gedeihlich fortgehen — auch damit meine Frau (wonach sie sich äußerst sehnt) bald im Stande sei, der Ihrigen zu antworten und für die so freundlich und gütevoll übernommene Gevatterschaft selbst zu danken. Einstweilen geschieht es hiermit, in Ida's und meinem Namen, durch mich: warm und aufrichtig, und überdies in der frohen Zuversicht, daß das neue Verhältniß sich als ein frisches, festes Glied der Kette erweisen wird, welche uns, die leiblich Getrennten, im Geist und im Gemüth auf immer verbindet und zusammenhält!

Nun zur Beantwortung Ihres lieben Briefes! Jene klatschende Morgenblattcorrespondenz, die wie alle Correspondenzen gleichen Ursprungs voll von Unrichtigkeiten ist, rührt von einer Mamsell A. B., einer Gouvernante irgendwo im Westend, her. Himmel, diese deutschen Kaffeeblätter! Kürzlich sollen sie auch gesagt haben, ich sei mit meiner Lage in London höchst unzufrieden, und Herr Huth trage die Schuld! Welch ein Unsinn und welche Taktlosigkeit! Wäre nicht solch eine Notiz, wenn sie meinem Chef unter die Augen käme, im Stande, mein ganzes Verhältniß zu zerstören und mich Knall und Fall brodlos zu machen? Die Wahrheit ist, daß ich hier allerdings noch nicht stehe, wie ich, zumal bei wachsender Familie, stehen muß: daran trägt aber nicht mein Haus die Schuld, welches mich ordentlich und ehrenvoll behandelt (Herr Huth, wenn auch Tory, ist anerkannt einer der Ausgezeichnetsten und Biedersten unter den hiesigen reichen Deutschen — in aller Beziehung ein Ehrenmann), sondern die Lage der Dinge überhaupt. Commissalaire sind selten hoch, und wäre es nicht Unsinn von mir, mit jenen Klatschartikeln zu verlangen, mein Haus solle mich meines Poetenthums wegen besser bezahlen, als jeden andern Arbeiter? Was meine commercielle Thätigkeit werth ist, bekomm' ich für sie. Reicht das nicht aus, so muß ich natürlich vor und nach (auf einmal geht nichts in diesem Gewühl) andere Wege anbahnen, und hoffe zu Gott und meiner Kraft, daß es mir auch gelingen wird. Inzwischen verlang' ich von denen, die mich beschäftigen, nichts Unbilliges und Unvernünftiges, sondern bin zufrieden mit dem, was meine Arbeit, ihrer Art und ihrem Werthe nach, mir einbringt. Daß mir der Poet extra bezahlt würde, wäre ebenso wahnwitzig, als wenn ich e. g. mich bei Ihnen als Holzhacker meldete, mir aber, weil ich eben der flüchtige Poet Freiligrath sei, das Doppelte des Taglohns eines gewöhnlichen Holzhackers ausbitten wollte. Die Sache leuchtet ein. So ist aber Deutschland,

so sind die deutschen Blätter! Ich verlange nichts von dem Geschmeiß: aber, bei Gott, ist es nicht naiv, mich erst ziehen, mich gleichgültig meinen Weg mir hauen zu lassen, und nun einem Londoner Kaufmann, der sich den Teufel um Poesie und Poeten kümmert, solche Zumuthungen publice an den Kopf zu werfen, und dadurch meine Stellung im Augenblick ganz zu verderben, meinen längeren Aufenthalt im Hause vielleicht geradezu unmöglich zu machen? Aehnliche Taktlosigkeit und Indelikatesse ist mir, der ich doch schon Vieles der Art durchgemacht habe, wirklich noch nicht vorgekommen! Ich muß nun den Erfolg abwarten. Herr Huth ist seit zwei Monaten in Kissingen, geht nach Leipzig, kehrt über Weimar, Erfurt, Frankfurt zurück — wie leicht kann er solch dummes Geschwätz lesen, mich selbst dahinter vermuthen und (zumal bei seiner großen Empfindlichkeit gegen Alles, was in Blättern über ihn gesagt wird, selbst das Beste) seinem Aerger durch eine plötzliche Kündigung Luft machen? Ich glaube nun zwar nicht, daß es ganz so schlimm kommen wird; immer aber, fürcht' ich, steht mir noch eine unangenehme Auseinandersetzung bevor. Das ist dann das Resultat dieses verhenkerten Notizenkrams, der mich bald beim Buchbinder Huth 300 Pf. verdienen läßt, bald dem Kaufmann Huth den Kopf wäscht, daß er mich nicht nach Würden traktire! Dank, daß Sie wenigstens einen Theil dieser Narrheiten zurückwiesen! Und nun mehr als genug von ihnen!

Ich muß noch bemerken, daß ich Schulzen, im Andenken an gute und böse Stunden und zum Zeichen meiner Anhänglichkeit an ihn, der uns mit Carolinen wirkliche treuste Freundschaft stets bewiesen, vor der Geburt unseres Knaben auch zu Gevatter gebeten habe. Hoffentlich ist es der Frau Doppelgevatterin nicht unlieb. Dritter Gevatter ist Wolfgang von Goethe, der Enkel seines Großvaters, den ich einmal bei Ihnen introduzirte.

Herzlich freuen wir uns des Fortschreitens Ihrer Kinder und des Glückes, das Sie eben jetzt empfinden, indem das ganze Häufchen wieder einmal auf kurze Zeit um Sie versammelt ist. Wir können uns das schöne Bild, wenn auch die Figuren, seit wir sie zuletzt sahen, sich zum Theil verändert haben (Ihre Söhne haben ja Manneslänge, und Sie sollen ja dicker sein als ich, mit Respekt zu melden), recht lebhaft vergegenwärtigen. Grüßen Sie Alle von ganzem Herzen, versichern Sie sie meines Antheils und meines Gedenkens, und wenn Sie wieder beim Landesvater im Kreise der Söhne präsidiren (Sie mögen einen schönen Lärm in Wald- und Grafenstraße verführen!), so bringen Sie auch uns Flüchtigen eine Gerstensaftlibation, der sich, mir specialiter zu Ehren, ein recht ausgesuchtes Schelmenlied anreihen möge, sei es nun das Leineweberlied (als ob die Leineweber Schelme wären, arme Schelme freilich!) oder jenes beliebte: „Es steht ein Wirthshaus an der

Lahn," welches ich einst, auf der Rückfahrt von Erbach und Michelstadt, zum gerechten Erstaunen der beiderseitigen Geschätzten in Ihrer Terminkutsche zu intoniren mich erkühnte. — Apropos: Das Wirthshaus an der Lahn mag eine sehr schnöde Fuhrmannskneipe gewesen sein, aber glauben Sie, die Hand auf's Herz, nicht auch, daß nichtsdestoweniger Journal und Didaskalia in ihm aufgelegen haben?

Hierbei noch ein Ausschnitt aus der Aachener Ztg., der meine gestrigen Mittheilungen erläutert:

— „Freiligrath soll mehr und mehr mit seiner Lage in England unzufrieden sein. Sollte man nicht erwartet haben, daß selbst ein Kaufmann, wenn er einen bedeutenden Dichter Europas in seinem Comptoir anstellt, denselben von einem gewöhnlichen Commis zu unterscheiden wissen würde? Herr Huth scheint es nicht zu verstehen."

Nun aber wirklich Adieu! Ida grüßt mit mir Sie alle auf's Herzlichste!

* * *

An Levin Schücking.

10 Moorgatestreet, 20. Sept. 1847.

Soeben lese ich in der Allgemeinen, daß Du mit Deiner Familie nach Italien zu gehen vor hast und will Dir drum vor Deiner Abreise eben noch mittheilen, daß mir meine Frau am 8. d. M. einen Stammhalter geboren hat, einen gesunden wohlgestalteten Jungen, der sich bis jetzt mit sammt seiner Mutter so wohl befindet, wie wir nur wünschen und erwarten können. Möge Gott weiter helfen! Der Bursche macht uns überaus glücklich, vollends da er mit Gletscherstirne und Stumpfnase das leibhafte Miniatur-Conterfei von Käthchen ist, die ihn nicht genug anstaunen und herzen kann. —

Nun Adieu, Levin! Ich hoffe, diese Depesche trifft Dich noch zu Cöln! Grüß' mir die Schweiz und den ersten warmen Hauch, der Euch beim Hinabsteigen von den Alpen aus Süden entgegenweht und die Locken Deiner Kinder nach der Heimath zurückfliegen läßt. Grüße mir auch die wackern Rebellen von Mailand bis Messina und werde in dem alten Stiefel, aus dem der Lenz als Stiefelknecht Dir glücklich wieder nach Norden in die Höhe helfen möge, wenigstens ebenso revolutionär als Se. Heiligkeit der Papst!

Wer weiß, wohin selbiger Stiefel, der sich jetzt wirklich wieder einmal als Siebenmeilen- und Fortschrittsstiefel zu gebaren anfängt, Dich am Ende noch mit sich reißt im Laufe des Winters?

Nicht zu vergessen: der Junge soll Wilhelm Wolfgang heißen, wenn Gott ihn unserer Liebe erhält.

Viele Grüße an Dich und Deine Frau, und die besten, guten Wünsche für Reise und Wohlergehen!

* * *

An Karl Buchner.

London, 12. Februar 1848.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Endlich eine Antwort auf Ihre beiden lieben Briefe! Sie sind gut und nachsichtig, daß Sie die Schreibfaulheit eines Vielbeschäftigten so mild beurtheilen und durch so angenehme Aufregungsmittel, wie zweite Briefe nach unbeantworteten ersten es sind, zu kuriren suchen. Dafür (wie für alles Andere, was Sie Ihren Freunden lieb und theuer macht) soll Ihnen der liebe Gott heute auch einen frohen, glücklichen Geburtstag ins Haus stiften, dem bis zum 12ten Febr. 49 ein ganzes glückliches Lebensjahr folgen möge. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand und werde heute Abend einer Flasche Sherry auf Ihr Wohl den Hals brechen. Einsam mit Ida! Das ist nun wohl ein angenehmes Trinken, zumal da ich mich quantitativ sehr gut dabei stehe — eine Flasche Rheinwein in Ihrem Kreise wäre mir aber doch noch lieber! Ida müßte aber auch dabei sein. — — —

Nun hab' ich schon so viel von Andern geschwätzt und noch kaum von mir selbst. Und doch hab' ich das Wichtige zu vermelden, daß ich England (so gut wie sicher) bald schon verlassen und mit meiner Familie (die lawinengleich bei jedem neuen Umschwunge ein Stück angesetzt hat) nach Amerika gehen werde! Der Schritt wird mir schwer, Gott weiß es, und doch ist er nothwendig! Details schreibt Ida — hier nur soviel, daß ich hier, bei gänzlichem Dransetzen aller meiner Zeit und aller meiner Kraft, doch nicht einmal des Lebens Nothdurft verdienen kann, auch keine Aussicht habe, je etwas Genügendes in England zu finden. Dagegen wollen mir meine Amerikanischen Freunde (den guten Longfellow, auch einen Siebengebirgler von damals, an der Spitze) einen geistigen, mir in jeder Hinsicht congenialen Wirkungskreis verschaffen, der mich überdieß in alle Wege pekuniär sicher stellt. Diese Anträge, nobel und würdig gestellt, trafen, ohne allen Anlaß von meiner Seite, gerade ein, als hier auch das letzte Ankerseil riß! So sei es denn! Im Mai oder Juni ist Deutschland, ist Europa transatlantisch für uns geworden! Wie gesagt, das Herz blutet mir bei diesem Immerweiterziehen — aber es muß sein, und Gott wird helfen! Nächstens mehr über diese Plane, die Sie einstweilen noch nicht in die Oeffentlichkeit wollen gelangen lassen. —

In Italien geht es ja prächtig jetzt! Erst die Schweiz, nun Neapel

— wo die Revolution auftritt, da siegt sie! Wäre nur auch erst Deutschland so weit. Ohne Revolution geht's nicht! Mit ihr — ça ira!

Schreiben Sie doch bald wieder! Wir sind ja bald um ein gut Stück Weges weiter von einander!

* * *

Da kam die mächtige Völkerbewegung des Februar und März 1848. Der französische Königsthron ward umgestürzt, Deutschland erbebte, in Wien und Berlin ward die alte patriarchalische Herrscherweisheit zu Schanden vor der ungeheuern Kraft eines lange unterdrückten, endlich mit vulkanischer Übermacht losbrechenden Strebens nach Freiheit. Man mag sich denken, mit welcher fieberischen Spannung der Dichter des Ça ira dieser Kunde lauschte. Schon hatte er, obwohl mit blutendem Herzen, den Plan gefaßt, nach Nordamerika überzusiedeln, wo er besonders durch die Bemühung seines in St. Goar gewonnenen Freundes, Longfellow, eine behagliche Stellung erwartete; aber tapferen selbstverleugnenden Sinnes, wie er allezeit war, mochte er in dieser Zeit der Entscheidung nicht von ferne stehen, sondern beschloß nach Deutschland zurückzukehren; in Köln, Mainz oder Frankfurt, der Stadt des deutschen Parlamentes, gedachte er sich niederzulassen; voraus aber ließ er einige Dichtungen fliegen, welche mit ihrer ungeheuern poetischen Kraft in dieser Sturmzeit die Geister mächtig bewegten.

Mehr denn dreißig Jahre sind seitdem dahingegangen. Die damals Männer waren, sind geschieden; die damals blutjung waren, haben jetzt graue Haare; dreißig Jahre in unserem schnelllebigen Jahrhundert sind eine lange Zeit, in der auch der Begabteste und Festeste mancherlei Wandelungen der Überzeugung durchzumachen genötigt sein wird. Was das Jahr 1848 erstrebte, ist mittlerweile zur Wahrheit geworden, freilich auf ganz andere Weise als alle diejenigen gedacht, welche damals an der Bewegung der Geister sich beteiligten, wenn auch die großen Ereignisse der Jahre 1870/71 nur erwachsen konnten auf dem Boden, welchen das Jahr 1848 vorbereitete. Wir Nachlebenden sind in der glücklichen Lage, Freiligraths Gedichte aus jener Sturmzeit, ohne Rücksicht auf die darin ausgesprochenen Anschauungen, lediglich als Werke der Poesie zu betrachten, als die glänzendsten Werke, welche die gesamte politische Lyrik jener Jahrzehnte überhaupt hervorbrachte. Und wollt ihr mit dem Dichter hadern, so antwortet er euch:

> O laßt ihn brechen durch den grauen Flor,
> O schreibt dem Glüh'nden keine Wege vor;
> Er ist ein Blitz! Wohlan, so laßt ihn blitzen!

Die fieberische Bewegung, in welche die Pariser Februarrevolution und die darauffolgenden Ereignisse in Deutschland den Dichter versetzten, erweckte

sofort in ihm auch die während des letzten Jahres fast entschlummerte poetische Gestaltungskraft; es entstehen in den Monaten Februar bis April mehrere politische Gedichte, welche die Klänge des Ça ira fortsetzen und sogar noch steigern. Es sind dies die Lieder: „Im Hochland fiel der erste Schuß", „Die Republik", „Schwarz-Roth-Gold", „Berlin" und „Das Lied vom Tode". Sie stehen in hohem Maß unter dem Einfluß der gewaltigen Zeitbewegung, so daß in manchen derselben der zarte Hauch der Poesie fast ganz von dem erbitterten Schlachtruf der politischen Parteileidenschaft übertönt wird.

Von der glühenden brandenden Bewegung in des Dichters Seele geben Zeugnis einige Briefe aus jener Zeit, während welcher Freiligrath abermals sein Zelt abbrach, seine Habe packte oder verkaufte, um heimzukehren auf den Boden des Vaterlandes, nicht um des Friedens zu genießen, sondern um zu kämpfen.

An Heinrich Koester.

London, 6. März 1848.

Arbeit, Sorgen, meerüberschweifende Plane — was alles nicht hat mein längst beschlossenes Schreiben an Dich verhindert! Nun löst die Zeit mir die Zunge! Im Jubel dieser stolzen weltgeschichtlichen Tage, im bewußten Glücke dieser Alles ergreifenden, Alles mit sich fortreißenden Bewegung, muß ich auch Dir in alter Liebe und neuer Hoffnung die Hand pressen! Herr Gott, welch ein Sieg! Jahrhunderte in den Raum zweier Wochen zusammengedrängt!

Was ich Dir hier beilege, entstand im Taumel der ersten Nachrichten, zwischen dem Lesen und Schreiben langweiliger Geschäftsbriefe. Es macht drum keine Ansprüche auf Vollendung, ist — als warmer Ausdruck hingerissener Augenblicke — aber doch vielleicht geeignet, die eigene Begeisterung fortzuleiten und fremde wachzuhalten. Sonst bin ich allerdings der Meinung, daß die Ereignisse heuer am besten agitiren — besser, als nachhinkende Verse. Die Geschichte dichtet, der Demos dichtet! Was liegt da am Reflex des ungeheuern Weltepos in der Seele des einsamen Lyrikers?

Glaubst Du es übrigens vor Deinem ästhetischen und politischen Gewissen verantworten zu können, und fürchtest Du sonst keine Inconvenienzen, so suche die Strophen durch Abschrift und Vorlesen nichtsdestoweniger nach Kräften zu vertreiben! Die Zeit verlangt Männer! Thue Jeder, was er kann!

Was soll ich Dir nur von mir selbst sagen, jetzt, wo alles Interesse des Einzelnen zurücktritt vor dem großen und gewaltigen Ganzen? Nur so viel: ich stand eben auf dem Punkte, mich mit Weib und Kindern nach Boston einzuschiffen, als dieser Sturm losbrach, und mich nun einstweilen

noch zurückhält. Ich will nicht der Soldat sein, der vom Schlachtfelde desertirt! Ein paar Monate Wartens werden mir zeigen, ob ich wieder im Vaterlande für's Vaterland wirken kann. Bis dahin verschiebe ich meine Entschlüsse. Setzt die Nation es durch, daß ihre Flüchtlinge die Heimkehr als ihr gutes Recht decretirt bekommen, so bleibe ich gewiß nicht draußen: einer „Amnestie“ aber folge ich nicht, sondern lasse mich lieber hier oder in den Backwoods begraben. Vom Rufe des Volks, nicht von der Gnade der Monarchen soll unsre Rückkehr abhangen. Macht Ihr nur halbe Revolution, d. h. laßt Ihr die Monarchie bestehen und preßt ihr nur die Hauptzugeständnisse ab, so vergeßt auch Eurer Expatrioten nicht! Freilich — auch halbe Zustände würden mich bestimmen, lieber im Auslande zu bleiben. Aber es gibt vielleicht sonst ordentliche Kerle, die weniger halsstarrig sind. Denen wäre dann doch geholfen.

Ich muß mich hier knapp genug durchschlagen. In meiner Familie aber bin ich unendlich glücklich. Meine Frau ist ein Prachtweib für einen flüchtigen Poeten — fest, klar und stolz darauf, daß sie mein Exil theilt und es mir versüßt! Meine Kinder sind gesund und gescheit; Käthe, die Aelteste, ein Ausbund von Wildheit und Liebenswürdigkeit; Wolfgang, der Jüngste, ein süßer, lachender, krähender Sechsmonatlicher. Mögen sie wachsen und uns erhalten bleiben! Marie, unsere Zweite, haben wir leider vor längerer Zeit schon in die fremde Erde betten müssen. Das war eine schwere, herbe Prüfung!

Ach, wie viel nun doch von mir selbst! Dessen, was Du mir über Dich und Dein neues Streben mittheilst, freue ich mich von Herzen. Grüße alle, die meiner noch gedenken.

Leb' wohl und halt' mich lieb!

Vive la République!

* * *

An Karl Buchner.

London, 8. April 1848.

Theuerster Freund!

Ich muß Ihnen doch in diesen großen stolzen weltgeschichtlichen Tagen die Hand drücken. Mitten im Donner dieses erhabenen demokratischen Gewitters, dessen Ausbruch wir Alle wohl geahnt haben, aber doch in dieser Stärke und Allgemeinheit nicht voraussehen konnten!

Aus meinem letzten Briefe wissen Sie von meinen Amerikanischen Planen. Die sind natürlich mit den Thronen, die wir stürzen sahen und noch sehen werden, über den Haufen geworfen. Ich komme nach Deutschland

zurück, um nach Kräften an Ihren weiteren Kämpfen und Entwickelungen in nächster Nähe Theil zu nehmen: gleich gerüstet auf Preßprocesse, wie auf weitere Barrikaden und wahrscheinliche antirussische Wachtfeuer. In ungefähr vier Wochen (nicht eher, denn ein Hausstand läßt sich nicht im Handumdrehen verpflanzen) denke ich am Rhein zu sein, um mich wahrscheinlich in Cöln, Mainz oder Frankfurt für's Erste anzusiedeln. Wir sehen uns also bald wieder, und ich meine, unser Wiedersehen wird ein glückliches und jubelndes sein. Sie sind zwar Constitutioneller und ich bin Republikaner (und komme also, wie es scheint, augenblicklich auch in der Freiheit nicht aus der ecclesia pressa heraus), aber wir lieben uns darum doch, und haben am Ende auch nur Ein gemeinschaftliches Ziel vor Augen.

Wenn die Geschichte und der Demos ihre Epen und Dramen dichten, so liegt am Reflex derselben in der Seele des zuschauenden (oder auch mit agirenden) Lyrikers eigentlich blutwenig. Dennoch strömt das volle Herz zuweilen über, wenn auch in rauhen, fast improvisirten Klängen, die auf ästhetischen Werth weiter keinen Anspruch machen. So, bitte ich, wollen Sie die beiliegenden Flugblätter aufnehmen und beurtheilen. Ich habe sie, eins nach dem andern, in etlichen tausend Exemplaren an den Rhein geworfen, und Sie kennen sie also möglicherweise schon.

* * *

An Heinrich Koester.

London, 13. April 1848.

Ich danke Dir von ganzem Herzen für Deinen Brief, der mir, warm und theilnehmend und jubelnd wie er ist, eine unendliche Freude bereitet hat. Ich beantworte ihn nicht ausführlich, da das nächstens mündlich geschehen soll: will und muß Dir aber doch schon jetzt sagen, daß die Liebe und das Gedenken so vieler Wackern mich stolz und glücklich macht, und daß ich dem Augenblick entgegenlechze, wo ich Dir und Euch Allen wieder die Hand werde drücken können!

Anfangs Mai denke ich Alles, was mich hier noch bindet, gelöst und geordnet zu haben, und werde dann mit Kind und Kegel über Rotterdam rheinauf nach Frankfurt dampfen, wo ich, wenn nicht unvorhergesehene Ereignisse meinen Beschluß ändern, zunächst mich niederzulassen gedenke. Geht es an, so mach' ich in Düsseldorf Station; wo nicht, so richt' ich mich erst in Frankfurt ein, und komme dann unverweilt zu Euch und den Wupperthaler Freunden besonders hinüber.

Die Entwicklung der Dinge in Deutschland befriedigt mich bis jetzt nicht. Du meinst, die Republik werde die Anarchie bringen, ich aber sage Dir:

Jetzt steckt Ihr bis über die Ohren in der Anarchie, und nur die ganze volle Freiheit, die Republik, wird Euch aus der unseligen Halbheit der augenblicklichen ungenügenden Zustände retten. Ihr wollt ein Parlament — ein souveraines Volksparlament mit wählbarem Präsidenten (der doch natürlich niemals ein Fürst sein soll?): — eh bien, schließt ein solches Parlament nicht die Fürsten aus, macht es sie nicht überflüssig, ist es faktisch nicht die Republik? Daß ich übrigens die letztere nur als diejenige Staatsform will, innerhalb deren die Socialreform am freiesten und umfassendsten zu bewerkstelligen sein wird, versteht sich von selbst, und ich brauche Dir das wohl nicht erst zu sagen. Uebrigens wird sich Alles noch machen. Wir sind erst am Anfange. Ich komme nicht, um Errungenschaften, ich komme, um gewisse neue Kämpfe zu theilen. Ich lege Dir hier allerlei Schnitzel bei, die Dich vielleicht interessiren, und die Du theilweise zum Abdruck in freisinnige Blätter befördern magst.

Vergieb diese wenigen flüchtigen Zeilen — ich habe so viel mit Ordnen und Einpacken und Verkaufen zu thun, und bin überdies noch an mein Comptoir geschmiedet.

* * *

An Berthold Auerbach.

London, 19. April 1848.

Lieber Auerbach!

Du hast mir durch H. liebe herzige Briefe geschickt, die ich längst beantwortet hätte, wenn ich hier in diesem Krämertreiben nicht ein gehetzter athemloser Mensch wäre, der zu Allem Zeit haben muß, nur nicht zu einem hingebenden Gefühls- und Ideen-Austausch mit fernen Freunden. Zudem wußte ich, daß H. Dir meine dankbare Freude über Dein treues Gedenken gemeldet hatte; zudem wußte ich Dich glücklich — glücklich und darum auch eines Freundesworte weniger bedürftig.

Nun aber ist das Unglück über Dich gekommen — Du mußt die Blüthen dieses überreichen Lenzes auf die Bahre Deines Weibes, Deines kaum gewonnenen Weibes werfen; nicht allein in der Lust über die Erhebung unsres Volkes, auch im Schmerz über den Verlust Deines Theuersten sollte der heurige Frühling ein ver sacrum für Dich werden. Und da es so gekommen ist, kann und darf ich nicht schweigen. Der Glückliche bedurfte meiner nicht, den Trauernden erquickt vielleicht ein warmes Wort von dem fernen alten Freunde.

Und so trete ich denn weich und ernst vor Dich hin, fasse Deine beiden Hände, und sage aus der Fülle meines Herzens: Armer, armer Auerbach!

Das ist Alles — mehr weiß ich, mehr habe ich nicht! Nur Mitgefühl und Theilnahme — keinen Trost! Den spenden zu wollen, wäre Vermessenheit und Beleidigung! Trost suche bei Gott, Trost suche bei Dir selbst, Trost suche bei dem Kinde, das sie Dir gelassen — wir Freunde können Dich nur brüderlich an unsere Brust pressen und Dir sagen, wie tief, wie unsäglich tief es uns betrübt, Dich von diesem Herbsten betroffen zu sehen. Wir hoffen und vertrauen, Du werdest diesen Schmerz männlich in Dir durchkämpfen. Sei gebeugt, aber nicht gebrochen! Ach, was läßt sich leicht rathen — aber, nicht wahr, Du bist ein Mann?! Du gedenkst und Du trauerst ewig, aber mit der Weihe des Grames im blutenden Herzen trittst Du bald zurück in unsere Reihen, neu gefestet und neu gekräftigt, ein Mann, der sein Weib in die freie, deutsche Erde betten mußte, nachdem sie ihm und der Freiheit einen Jungen geboren?!

Sie muß ein treffliches Weib gewesen sein, daß sie Dich so glücklich machen konnte! Dafür soll ihr Grab grünen, und auch wir, die wir sie nicht gekannt haben, wollen sie lieben und ehren und um sie trauern!

Ich bin bald bei Dir, lieber Auerbach! Anfangs Mai breche ich auf aus dem Exil, zunächst nach Frankfurt. Dort hoffe ich Dich zu treffen, und dort wollen wir mitwirken, jeder nach seinen Kräften, daß das stolz und groß Begonnene nicht in unseliger Verwirrung und Befehdung aufgehalten werde oder gar verkümmere und zu Grunde gehe.

Meine Frau fühlt Dein Leid und drückt Dir die Hand, gleich mir selber. Meine Kinder sollen mit dem Deinen spielen. Ich habe zwei am Leben — das dritte schläft seit anderthalb Jahren unter dem englischen Rasen.

Gott mit Dir! Unser Wiedersehen wird ernst sein, aber doch ein freudiges!

Neunter Abschnitt.

Düsseldorf Mai 1848, Köln Oktober 1848, Bilk Juni 1850 bis Mai 1851.

Im Mai 1848 kehrte F. Freiligrath aus England nach Deutschland zurück und siedelte sich zunächst in Düsseldorf an, welches ihm aus der lustigen Barmer Zeit wie als Wohnstätte zahlreicher Freunde, Theodor Eichmann, Heinrich Koester, Wolfgang Müller u. a., lieb war. Mit leidenschaftlichem Eifer warf er sich in die hochgehenden Wogen der Zeit, nicht als Redner, denn die Gabe lebendig hervorquellender fortreißender Rede zu einer größeren Versammlung war dem Mann, der im Kreise der Freunde so sprudelnd frisch zu sprechen wußte, versagt, nicht als Parteiführer, denn langatmige Beratungen und Komitésitzungen waren ihm ein Greuel, sondern um zu wirken durch das Gewicht seines Namens, durch die Gewalt seiner mächtigen poetischen Beredsamkeit. Über seine Teilnahme am Frankfurter demokratischen Kongreß berichtet der Brief an Frau Ida vom 15. Juni 1848. Die Gedichte dieser Zeit setzen die früheren Klänge fort, so das Anfang Juni geschriebene „Trotz alledem!“ und vornehmlich jenes großartige „Die Todten an die Lebenden“. Freiligrath, so berichtet H. Bürgers in den früher erwähnten Erinnerungen, hatte sich dem Volksklub angeschlossen, welcher die revolutionäre Demokratie vertrat. Die Mitglieder des Klubs gehörten meist der unbemittelten Klasse an, und die Beiträge waren, wie bei allen demokratischen und Arbeitervereinen, niedrig gestellt. So kam es, daß sich bald Ebbe in der Klubkasse einstellte, ja daß kleine Schulden vorhanden waren, über deren Deckung der Vorstand vergebens nachsann. In einer derartigen Beratung des Vorstandes, welchem Freiligrath angehörte, fand der Präsident, der die Sache sehr ernst nahm, daß der Dichter, der zum Fenster hinaus auf den Rhein sah, nicht mit der gebührenden Aufmerksamkeit bei der Sache war, und es entspann sich darüber zwischen den beiden ein etwas hitziger Wortwechsel. In der Verlegenheit, wie der Friede wieder herzustellen sei, kam eines der Mitglieder auf den glücklichen Einfall, für Freiligrath eine Buße zu beantragen, in der Leistung eines Gedichtes bestehend, das gedruckt und

zum Besten der Kasse vertrieben werden sollte. Der Vorschlag fand natürlich allgemeinen Beifall, Freiligrath nahm ihn an, und das beste Einvernehmen war hergestellt. Nach einigen Tagen, es war im Juli, kam Freiligrath mit dem Gedicht „die Todten an die Lebenden“ in den Vorstand; das Gedicht wurde sofort gedruckt, das Exemplar zu 1 Sgr. zum Verkauf geboten, der Absatz war reißend, und alsbald hatte der Volksklub nicht nur seine Schulden gedeckt, sondern noch einen reichlichen Überschuß in der Kasse.“

Das Gedicht muß also Ende Juli entstanden sein; bereits am 1. August ward es vom Dichter in der Versammlung des Volksklubs vorgelesen; es fand rauschenden Beifall; alsbald in 9000 Exemplaren gedruckt, ward es durch die Freunde und Parteigenossen zu Düsseldorf selbst, zu Köln, Elberfeld, Barmen, Crefeld rc. verbreitet; sie gehen wie warme Semmel, schreibt Freiligrath an Freund Zulauff. Es ist nicht zu verwundern, daß das Gedicht eine allmächtige Wirkung übte. Auch wer es heutzutage, 30 Jahre später, liest, nachdem die Kämpfe jener Tage längst verrauscht sind, den muß die grandiose Beredsamkeit dieser stolzen Worte packen, mit welchen die toten Märzkämpfer die Lebenden auffordern zur letzten blutigen Erhebung für die Freiheit; es ist ein verzehrender Zorn darin, eine hinreißende Kraft der Poesie, eine allmächtige Leidenschaft, wenn der Dichter die Toten sprechen läßt:

> Zu viel schon hattet ihr erreicht, zuviel ward euch genommen!
>
> Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
> Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Todten!
> Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
> Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
>
> Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig;
> Gehobnen Armes, weh'nden Haars dasteht er wild und prächtig!
> Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
> Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!
>
> Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
> Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten fliehn zum Meere!
> Die Adler fliehn; die Löwen fliehn: die Klauen und die Zähne! —
> Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

So warm der Nachlebende die flammende Beredsamkeit, die hohe poetische Bedeutung des Gedichtes anerkennen muß, so ist doch auch nicht wohl in Abrede zu stellen, daß dasselbe nicht nur eine erneute Volkserhebung, wenn auch in unbestimmter Frist, in Aussicht stellt, sondern auch für König Friedrich Wilhelm IV. selbst die allerschärfsten Spitzen enthält; so erscheint es erklärlich, wenn schon am 4. August 1848 der Oberprokurator Schnaase den Antrag auf Vorführung des Verfassers und Beschlagnahme des Gedichtes

stellte. Die Ratskammer des königlichen Landgerichts beschloß dagegen, daß kein Grund zur Einleitung einer Untersuchung vorhanden sei. Anderseits erhob der Generalprokurator des Rheinischen Appellationsgerichtshofes Anklage gegen den Dichter, „durch das Vortragen des von ihm verfaßten Gedichtes „Die Todten an die Lebenden“ in einer öffentlichen Versammlung zu Düsseldorf, sowie auch durch den Druck desselben die Bürger direct aufgereizt zu haben, sich gegen die landesherrliche Macht zu bewaffnen, auch die bestehende Staatsverfassung umzustürzen.“ Einige Wochen vergingen; Freiligrath blieb unbehelligt und lebte in gewohnter Weise. Am 28. August ward er vor den Untersuchungsrichter geladen, „um wegen der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen vernommen zu werden.“ Freiligrath erschien und ward verhaftet; jedoch ward die Haft mild gehandhabt, dem Dichter der Verkehr mit der Familie und den Freunden nicht entzogen. Alsbald nachdem die Kunde von dieser Verhaftung durch die Stadt gegangen, ward auf den 30. August eine Volksversammlung berufen, welche über die gesetzlichen Mittel zur Erleichterung des Geschickes des verhafteten Mitbürgers Freiligrath beraten sollte. Eine von derselben gewählte Abordnung begab sich zum Oberprokurator und erhielt von demselben die Antwort, die Verfolgung und Verhaftung Freiligraths sei nicht von der Düsseldorfer Behörde ausgegangen, sondern höheren Orts, von Köln her, aufgetragen worden.

Freiligrath hatte also den Septembermonat 1848 in Untersuchungshaft zuzubringen; am 3. Oktober erschien er vor dem Geschworenengerichte, dem ersten, welches zur Aburteilung eines politischen Vergehens berufen worden; die Behörde gestattete dabei, daß der Dichter von Offizieren der Bürgerwehr in den Saal eingeführt ward und nicht auf der Bank des Angeklagten, sondern in der Reihe seiner Verteidiger auf einem Stuhle Platz nahm; dem Eintretenden wurden aus der dichten Menge der Zuhörer Lorbeerkränze zugeworfen. Im Gerichtssaale selbst wie an verschiedenen Stellen der Stadt waren Abteilungen der Bürgerwehr aufgestellt, um die Ordnung aufrecht zu halten; es sollte auf diese Weise jede Mitwirkung der Polizei oder des Militärs vermieden werden.

Der Anklageakt ward verlesen; bei der Stelle:

„Die rothe Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden“

erhob sich ein stürmischer Beifallruf aus der Mitte der Zuhörer, und der Präsident mußte zur Ruhe vermahnen. Freiligrath gestand zu, daß er das Gedicht abgefaßt, vorgetragen und zum Druck befördert habe; dasselbe habe die Absicht gehabt, gegen die Reaktion zu arbeiten, aber nur durch moralische Einwirkung; was die Form des Gedichtes anlange, so möge ihm beim Niederschreiben desselben der Pegasus durchgegangen sein; es sei dies nichts als

poetische Licenz; die in der Anklageschrift hervorgehobenen Stellen seien als Prophezeiung oder bildlich zu fassen. Es sei in die Zukunft gewiesen. So lange wartet, habe er sagen wollen, bis die Stunde schlägt, bis die historische Notwendigkeit ein Freiwerden herbeiführt; das sei der ganze Kommentar des Gedichtes. Er habe zu einem Kampfe aufgefordert, aber zu einem moralischen, habe unter dem Kriege nicht die physische Gewalt, sondern die moralischen Waffen verstanden.

Der öffentliche Ankläger und die beiden Verteidiger entwickelten nun ihre entgegenstehenden Ansichten in ausführlicher Rede; der Angeklagte selbst verzichtete auf das Wort. Nach kurzer Beratung kehrten die Geschworenen zurück; als der Obmann derselben das einstimmig ausgesprochene Nicht-schuldig! verkündigte, erhob sich im Gerichtssaal ein donnernder Freudenruf, welcher alsbald bei der auf der Straße gedrängt stehenden Volksmenge einen lauten Widerhall fand. Der Dichter ward wieder in den Saal geführt; der freudige Ruf hatte ihm bereits das Urteil verkündet, ehe es ihm vorgelesen ward. Glückwünschend umringen ihn die Freunde; draußen umarmt ihn die Gattin, welche, ohne daß er es wußte, der Verhandlung beigewohnt hatte. Die Bürgerwehr und eine zahlreiche Volksmenge geleitet den Dichter mit Musik, unter einem Regen von Blumen, nach seiner Wohnung — Windschlag 275, jetzt Oststraße —, wo er tief ergriffen in kurzen Worten seinen Dank ausspricht; abends wird ihm ein Fackelzug gebracht. Der Tag des Gerichtes war für den Dichter ein Tag des Triumphes geworden.

Also endete am 3. Oktober 1848 der erste in der Rheinprovinz von Geschworenen entschiedene politische Prozeß. Freiligraths Freisprechung wurde überall mit Begeisterung und Genugthuung vernommen, um so mehr als der Fall auch in Frankreich, England und Amerika großes Aufsehen gemacht hatte. Freiligrath war im Augenblicke wohl der populärste Mann in den Rheinlanden. Auf welch heitere Art sich diese Popularität mitunter kundgab, davon weiß Adolf Strodtmann eine hübsche und wohlverbürgte Anekdote zu erzählen. Strodtmann, damals ein Brausekopf von zwanzig Jahren, berührte auf der Durchreise nach der Bonner Hochschule Düsseldorf und konnte der Versuchung nicht widerstehen, seine erste kleine Sammlung politischer Lieder dem gefeierten Zeitdichter zu überreichen; er schildert im ersten Band seiner Dichterprofile jenes Zusammentreffen also:

„Freiligrath wohnte damals am Windschlag, in der ländlichen Umgebung Düsseldorfs, im Hause des Malers Ritter, der ihm die zwischen Gärten und Feldern gelegene Wohnung für den Sommer möblirt vermiethet hatte. Freiligrath war erst vor wenigen Tagen aus der Haft entlassen worden. Er empfing mich mit herzgewinnender Freundlichkeit, und machte mich mit

mehreren seiner Freunde, Malern und Schriftstellern, bekannt. Von den literarischen und politischen Gesprächen, die er bei jener ersten Begegnung mit mir pflog, ist mir nicht viel in der Erinnerung geblieben; um so lebhafter entsinne ich mich einer humoristischen Scene, deren Zeuge ich zufällig war. Ich hatte mich noch nicht lange mit dem Dichter in seiner Wohnung unterhalten, als das Dienstmädchen eintrat und einen Besuch meldete. „Wer ist's?" erkundigte sich Freiligrath. „Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen, „so ein Mann und eine Madam; sie sagen, daß sie Sie nothwendig gleich sprechen müssen." — „Gut, führe sie herein!" Gleich darauf schoben sich zwei wunderliche Gestalten ins Zimmer. Der Mann, schlecht gekleidet, schlottrig und dürr, drehte verlegen seine Mütze in der Hand; die Frau, rund und wohlgenährt, mochte über die Fünfzig sein, und schien ihren Begleiter durch ein lebhaftes Geberdenspiel zum Reden zu ermuthigen. „Wir wollen — wir dachten — nehmen Sie's nicht für ungut," stotterte der Mann. „Ach was!" sagte die Frau, ihn mit einem sanften Stoß in die Rippen beiseite schiebend, „Du hast niemals Courage. Wie sollte der Herr Freiligrath böse sein, daß wir zu ihm kommen? Laß mich nur reden! Sehen Sie, Herr Freiligrath, wir sind Orgelleute, und wir waren gerade in Koblenz, als die Nachricht von Ihrer Freisprechung kam. Weißt Du was, sagte ich zu meinem Manne, da müssen wir gleich mal nach Düsseldorf, um dem Freiligrath zu gratuliren. Und dann mußt Du ihn bitten, daß er uns ein Lied für die Drehorgel schreibt, recht so was gruselig Packendes, wie das von den Toten an die Lebendigen. Sehen Sie, wir bezahlen sonst immer einen Thaler für die neuen Lieder, und doch sind sie lange nicht so schön, wie Ihr Gedicht. Und dann wollten wir ein großes Bild dazu malen lassen, so ein Mordgeschichtenbild, wie Sie von den Gendarmen ins Gefängnis geschleppt werden und wie Sie bei Wasser und Brot auf dem Stroh liegen und wie Sie vor Gericht stehen und sich vertheidigen, und in der Mitte soll Ihr Kopf gemalt werden, mit den langen Haaren, sechsmal so groß wie das schwarze Steindruckbild, das seit einigen Wochen in allen Schaufenstern hängt." Freiligrath hatte gut remonstriren — alles Reden half ihm zu nichts, die Frau bat nur um so eindringlicher. „Ach, zieren Sie sich doch nicht so," sprach sie auf ihn ein, „wir haben sechs Melodien auf unserem Kasten, da können Sie sich ja eine aussuchen, die Ihnen am besten gefällt. Und wenn Sie sagen, daß es mit dem Gedichtmachen so schnell nicht geht, wir haben immer bis morgen oder übermorgen Zeit; und wenn Ihnen ein Thaler zu wenig ist, können wir Ihnen auch zwei geben, weil Sie es sind." Um die braven Leute, die er vergeblich zu belehren suchte, daß er kein Drehorgelliederfabrikant sei, nicht

zu kränken, griff Freiligrath endlich zu einer humoristischen Ausflucht. „Es giebt in Düsseldorf ja noch andere Dichter," sagte er, „die gewiß bessere Lieder machen als ich. Gehen Sie zu meinem Freunde Dr. Wolfgang Müller — der schreibt Ihnen vielleicht eins; — besonders wenn Sie ihm zwei Thaler dafür bieten," fügte der Schalk hinzu.

Wie populär Freiligrath zu jener Zeit war, mag folgender kleiner Vorfall bezeichnen. Der Dichter kam einstmals, von einer Reise zurückkehrend, in Düsseldorf an und rief einen Gepäckträger an, ihm einen Koffer zu besorgen, indem er dabei die Bezahlung im voraus darbot. Der Arbeiter las den Namen Freiligraths auf dem Koffer und indem er die Mütze abnahm, stotterte er ganz verlegen: Um Vergebung, Herr, seid Ihr der Freiligrath, der „die Toten an die Lebenden" gemacht hat? Und als der Dichter lächelnd nickte, schob der Dienstmann die Hand zurück, die ihn bezahlen wollte, und sprach: Die Ehr' vergeß' ich mein Lebtag nicht, Herr Freiligrath! und zog mit dem Koffer ab. Als der Dichter nach Jahren in London an den Düsseldorfer Gepäckträger erinnert ward, sagte er: Ich gestehe, diese Anerkennung eines Mannes aus dem Volke gehört zu meinen schönsten Erinnerungen.

Derweilen war in Köln, dem Mittelpunkte der demokratischen Bewegung in den Rheinlanden, die Neue Rheinische Zeitung begründet, zu ihrer Leitung der uns bereits von Brüssel her bekannte Karl Marx berufen worden. Das Blatt sprach die Ansichten der heißblütigsten Demokratie aus und pflanzte offenkundig das Banner der roten Republik auf; es vertrat dabei seine Tendenz mit einer Kühnheit und Schärfe, welche einerseits die Gemäßigten zurückschreckte und zugleich die erregte Menge zu wilder Leidenschaftlichkeit aufstachelte. Ende September wurde infolge gewaltiger revolutionärer Bewegungen in Köln der Belagerungszustand verkündigt, das Erscheinen der Neuen Rheinischen Zeitung verboten, ein Teil ihrer Redakteure in Anklagezustand versetzt; sie erschien wieder am 11. Oktober und brachte dabei die Mitteilung, daß F. Freiligrath in die Redaktion eingetreten sei; es kam dabei wohl mehr auf seinen gefeierten Namen als auf seine wirkliche Mitarbeit an.

Am 21. Oktober 1848 siedelte der Dichter nach Köln über. Er brachte der Partei und seinem Freunde Marx das Opfer, gegen seine Neigung Zeitungsredakteur zu werden. Freiligrath übernahm die Herstellung des englischen Artikels; doch wurde er, nachdem die übrigen Redaktoren sich wieder eingestellt hatten, dieser lästigen Arbeit überhoben und konnte aufs neue seiner dichterischen Thätigkeit leben, deren jüngste Produkte ab und zu im Feuilleton des Blattes erschienen. Es waren das die Gedichte „Wien", „Blum", „Ungarn", das zornsprühende Gedicht gegen Cavaignac, eine Über-

setzung nach Delphine Gay, jetzt unter der Überschrift „24. Juni bis 24. November“ im Anhang des dritten Bandes wieder abgedruckt, alle aus dem November oder Dezember 1848; in den ersten Monaten des Jahres 1849 folgten dann die nach der Weise der Marseillaise gedichtete „Reveille“ und schließlich das „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung“. Zwischen diesen mächtig bewegten politischen Gedichten, von welchen besonders die auf die Vorgänge zu Wien und in Ungarn bezüglichen, wie jedesmal, wenn Freiligrath an einen wirklichen Vorgang anknüpfte, von fortreißender Kraft und Beredsamkeit sind, schob sich dann die friedsame Arbeit an der Vollendung der schon zu Unkel begonnenen Übersetzung von Venus und Adonis.

Mittlerweile hatten sich überall die Regierungen befestigt; nur in Baden und der Pfalz brach eine neue stürmische Volksbewegung aus, welche alsbald durch die preußische Kriegsmacht niedergeschlagen ward. Um auch in der Hauptstadt des Rheinlandes die Ruhe herzustellen, ward Marx aus Preußen ausgewiesen; da die Tage der Zeitung ohnedies gezählt waren, — auch finanziell kam sie auf keinen grünen Zweig, und mehr als einmal drohten die Drucker mit Arbeitseinstellung, wenn sie ihren Lohn nicht ausgezahlt erhielten, — beschloß Marx mit einem kecken Trumpf vom Schauplatz abzutreten; die letzte Nummer der Neuen Rheinischen Zeitung vom 19. Mai 1849 erschien in rotem Drucke und trug an ihrer Spitze das von Freiligrath am selben Morgen während des Ankleidens gedichtete „Abschiedswort“ mit den trotzig-stolzen Schlußstrophen:

> Nun ade, nun ade, du kämpfende Welt,
> Nun ade, ihr ringenden Heere!
> Nun ade, du pulvergeschwärztes Feld,
> Nun ade, ihr Schwerter und Speere!
> Nun ade — doch nicht für immer ade!
> Denn sie tödten den Geist nicht, ihr Brüder!
> Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
> Bald kehr' ich reisiger wieder!
>
> Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
> In des Kampfes Wettern und Flammen,
> Wenn das Volk sein letztes „Schuldig!“ spricht,
> Dann stehn wir wieder zusammen!
> Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein —
> Eine allzeit treue Gesellin
> Wird dem Throne zerschmetternden Volke sein
> Die Geächtete, die Rebellin!

Freiligrath preist in den Liedern dieser Zeit mit feurigen Klängen die neue Rebellion, die ganze Rebellion, die rote Fahne. „Er war,“ sagt sein Gesinnungsgenosse Bürgers, „der Sänger der Revolution geworden, der neuen

Revolution, wie sie damals die Köpfe und Herzen aller radikalen Demokraten und des größten Teiles des Volkes bewegte. Seine poetische Kraft hatte sich gesteigert und gestählt. Es ist keine große Zahl von Gedichten, die dieser Periode angehören; um so mehr hat der Genius sich darin zusammengefaßt, verdichtet und verpanzert, wie es der ungeheure Kampf der Zeit erheischte. Ja, diese Gedichte sind rot nicht bloß in der politischen Färbung, sie sind mit dem Herzblut geschrieben; es wogt und wallt in ihnen die heiße Glut eines Herzens, das dem Vaterlande und der Menschheit schlägt und seinen festen Glauben in einen großen entscheidenden Sieg der Volkssache setzt." Es ist erklärlich, daß in einer Zeit aufgeregtesten Parteikampfes die Federn nicht in Rosenwasser getaucht waren, daß im Ansturm gegen das Bestehende manches harte und scharfe Wort fiel; lesen wir aber jetzt, dreißig Jahre später, jene rote Schlußnummer, sehen wir den sprühenden Haß, die in gar nicht mehr faßbaren Ausdrücken sich ergießende Leidenschaftlichkeit des politischen Teiles — der König von Preußen heißt der hohenzollerische Unterknäs, der Kaiser von Österreich der Olmützer Unterknäs, der Kaiser von Rußland der Petersburger Oberknäs, der Präsident Napoleon der Stier von Uri — lesen wir den Cynismus, die nackte Vaterlandslosigkeit im Feuilleton jener roten Schlußnummer, so müssen wir sagen: Freiligraths leidenschaftliche, aber edle und schöne Dichtung nimmt sich an der Spitze dieses Blattes aus wie eine exotische Purpurblume auf einem Distelfelde. Freiligrath vertrat eben das poetische, das ideale Element an der Zeitung. Wohl widerte ihn manches darin Gesagte an, wohl mißbilligte er manches, was er als Mitglied der Schwefelbande — denn mit diesem wahrscheinlich von Marx selbst aufgebrachten Spitznamen bezeichneten sich die Redakteure scherzend selbst — mit zu unterschreiben hatte; an gelegentlichen Zwisten und Uneinigkeiten fehlte es auch nicht, und nur Freiligraths große Gutherzigkeit und sein Korpsgeist machten es möglich, daß die zeitweiligen Fehden beigelegt werden konnten.

Es waren zu Köln Gerüchte im Umlauf, daß alle Redakteure der Rheinischen Zeitung gefänglich eingezogen werden sollten. Dies veranlaßte Freiligrath, Ende Mai 1849 in aller Stille eine Reise nach Holland anzutreten; da er aber unter den obwaltenden Verhältnissen seinen Paß nicht hatte visieren lassen, und die Holländer in jener bewegten Zeit es sehr genau damit nahmen, so ward ihm der Aufenthalt nicht gestattet, sondern ihm bedeutet, daß er den Paß binnen 24 Stunden an der deutschen Grenze wieder in Empfang zu nehmen habe. Es begegnete ihm, daß ein ganz Fremder ihn in einer Straße Amsterdams holländisch anredete mit den Worten: Herr Freiligrath, Herr Freiligrath, machen Sie hier keine Streiche!

Der Dichter machte seine gezwungene Heimreise mit dem Dampfschiff; um allen Paßweitläufigkeiten an der Grenze zu entgehen, verkleidete er sich als Heizer, begab sich in den Maschinenraum; im roten wollenen Hemde, das Schüreisen in der Hand, wie der „Proletarier-Maschinist" seines „Von unten auf", so passierte er die Grenze unangefochten. So gut spielte er seine Rolle, daß einer der deutschen Zollbeamten bei der Untersuchung des Schiffes ihm auf die Schulter klopfte mit den Worten: Nun, mein Sohn, hast du auch ein Pfündchen Kaffee für Muttern mitgebracht? Freiligraths Besorgnisse waren übrigens unbegründet; er und H. Bürgers waren die einzigen Redakteure, die nicht ausgewiesen und auch sonst nicht von der Polizei behelligt wurden.

Auch nach dem Untergang der Neuen Rheinischen Zeitung verblieb F. Freiligrath noch über ein Jahr in Köln; das Haus, das er mit seiner Familie inne hatte, lag Johannisstraße Nr. 26. Von seinem Arbeitszimmer, im zweiten Stock nach hinten gelegen, bot sich eine weite Aussicht über den Strom und das jenseitige Uferland bis nach dem bergischen Höhenzuge. Hier lebte er, mehr und mehr zurückgezogen aus dem geselligen Verkehr, seiner Familie und stiller Arbeit. Er bereitete die Herausgabe der Sammlung „Zwischen den Garben" vor, welche alle seit dem Erscheinen der ersten Sammlung entstandenen nichtpolitischen Gedichte enthielt; in dieser Arbeit, wie in der weitergeführten Beschäftigung mit Shakespeare's Venus und Adonis fand er Trost für den ihm peinlichen Gang der Zeit. Er schließt das im Juli 1849 gedichtete Vorwort von „Zwischen den Garben" mit den schmerzlichen Worten:

> Mög' euch das Werk behagen:
> Es half in diesen Tagen
> Den Kummer mir ertragen
> Um das zertretne Vaterland!

Freunde, die ihn besuchten, waren stets herzlich willkommen, aber er mischte sich nicht mehr in die öffentlichen Dinge und ließ sich selten nur bewegen, ein Wirtshaus zu besuchen. Zudringliche Fremde, die ihn oft belästigt hatten, wurden durch kluge häusliche Veranstaltung fern gehalten. Ich selbst habe in jenem Frühling 1849 den Dichter besucht; aus dem Norden heimkehrend, fiel ich ihm nichtsahnend ins Haus, da er gerade, einen Tag nach dem Erscheinen jener letzten roten Nummer, in tiefster Stille mit der Familie seinen Hochzeitstag feierte. Er war gütig wie immer gegen den jugendlichen Sohn des alten Freundes, obwohl die Verschiedenheit der politischen Ansichten damals einige Jahre lang den brieflichen Verkehr mit K. Buchner, wie den mit manchem andern Freunde, unterbrach. Von Politik war nicht die Rede. Ich habe den teuern Mann nicht wiedergesehen.

Diese letzte Kölner Zeit war eine recht trübe. Freiligrath litt nicht bloß unter dem Drucke der Zeitereignisse; er selbst, seine Familie waren wiederholt durch Krankheitsleid, darunter ein schweres Scharlachfieber, heimgesucht; seine Briefe zeigen uns, wie schmerzlich der tief gemütvolle Mann jedesmal unter solchen häuslichen Kümmernissen litt. Seine bisher nächsten Befreundeten, die Mitarbeiter an der Neuen Rheinischen Zeitung, waren alle bis auf H. Bürgers aus Preußen verwiesen; wer mit ihm in engeren Verkehr trat, ward unter polizeiliche Beaufsichtigung gestellt und, wenn es möglich war, bei der ersten Gelegenheit aus der Stadt entfernt. So führte der erst vor einem Jahre aus der Verbannung zurückgekehrte Dichter in der Heimat ein trauriges einsames Leben; wie ein Geächteter ward der charakterfeste Mann von der sogenannten „guten Gesellschaft" gemieden, die ihm mit ängstlicher Scheu aus dem Wege ging. Doch besaß er auch in dieser trüben Zeit ein Häuflein Kölner Freunde, die ihm unverbrüchlich anhingen.

Der bereits früher erwähnte Adolf Strodtmann verweilte damals vier Wochen in Köln, ward dann aber, ob seines Verkehres mit Freiligrath, als verdächtig ausgewiesen. Er berichtet eine zweite köstliche Geschichte aus dieser sonst an heiteren Erlebnissen nicht gerade reichen Zeit. „Nichts", erzählt er, „war dem geraden Sinne des Dichters verhaßter als affektirtes Wesen oder plumpe Schmeichelei. So liebenswürdig er sich mit dem einfachsten Mann aus dem Volke wie mit seines Gleichen unterhielt, so schroff und satirisch konnte er werden, wenn ihm gespreizte Unnatur entgegen trat. Auch davon sollte ich ein ergötzliches Beispiel erleben, als ich bei meiner gezwungenen Abreise von Köln Freiligrath meinen letzten Besuch machte. Kaum hatten wir uns begrüßt, als ein gewisser H. sich melden ließ. Der von Eitelkeit aufgeblasene Mensch behauptete in einer konfusen Broschüre, den Kommunismus erfunden zu haben, und hatte in seiner lärmenden Großmannssucht nicht eher geruht, bis er endlich seiner Schullehrerstelle entsetzt worden war. Nun spielte er mit selbstgefälligem Pathos aller Orten die Rolle des Freiheitsmärtyrers. Mit verzückt rollenden Augen blieb er eine Weile halb auf der Thürschwelle stehen, streckte die Arme gen Himmel und rief in salbungsvollstem Kanzeltone: „Da wäre ich denn in dem Zimmer des großen Freiligrath, des herrlichen Dichters der Revolution . . . ." — „Bitte, ersparen Sie sich und mir alle Komplimente," unterbrach ihn dieser. — „Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das Glück fassen soll, den Mann mit eigenen Augen zu erblicken, der unter allen Poeten in unserem lieben Rheinland allein noch den göttlichen Namen eines Dichters verdient, der in dieser jammervoll reaktionären Zeit . . ." — „Nun ja," fiel ihm Freiligrath ironisch ins Wort, „der alte Arndt zählt natürlich nicht mehr mit, seit

er in Frankfurt unter die Kaisermacher ging; Simrock ist unter dem Herumstöbern in den Sagen der Vergangenheit selbst zur verschollenen Sage geworden; Kinkel — hm, den sollten Sie doch neben mir gelten lassen. Wolfgang Müller's Couleur ist freilich mehr himmelblau, als roth; und Pfarrius zwitschert gar nur zahme Waldlieder statt revolutionärer Weisen. Ja, ja, mein Verehrtester, es ist eine klägliche Zeit! Den Geheimen Rath und Premierminister von Goethe und den Hofrath von Schiller haben wir längst abgedankt. Hatten übrigens ein recht hübsches Talent, die Beiden, nicht wahr? — aber pah! ich bin doch ein ganz anderer Kerl. Was meinen Sie zu dem da?" fuhr er mit bitterem Lächeln fort, indem er auf eine Büste Shakespeare's wies, die auf seinem Arbeitstische stand; „der hat auch gut daran gethan, daß er sich rechtzeitig begraben ließ! Er hat schändliche Tyrannen und sentimentale Liebhaber statt Barrikadenhelden auf die Bühne gebracht, und müßte mir heute ebenfalls seinen Kranz abtreten. Was sind all die alten Schlummerköpfe gegen den einzigen großen Freiligrath!"

Der kommunistische Schulmeister hatte den Dichter mit steigender Angst und Verwirrung angestarrt; plötzlich ergriff er mit einer hastigen Bewegung seinen Hut und schoß aus dem Zimmer. Wenige Minuten nachher erschien ein intimer Freund Freiligraths, der Maler Kleinenbroich. „Wie geht's?" frug er in gedrückter Stimmung. — „Mir? danke, recht gut. Aber was machst Du für ein melancholisches Gesicht?" — Der Maler begann in unruhig hin und her springender Weise ein Gespräch über Literatur, Kunst, Politik, über Schiller und Goethe, Shakespeare und die neuesten Tagesereignisse, während er stets einen ängstlich forschenden Blick auf die Züge Freiligraths gerichtet hielt. „Was in aller Welt ist Dir?" frug dieser zuletzt. „Sonst kann man doch ein vernünftiges Gespräch mit Dir führen; aber heute bleibst Du keine zwei Minuten bei der Stange und frägst mich aus, als wäre ich ein Delinquent, den Du hochnothpeinlich verhören willst!" Der Maler warf sich in einen Sessel und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was erscheint Dir so lächerlich?" frug der Dichter, als der Freund noch lange Zeit nicht zu reden vermochte. „Bist Du verrückt geworden, Mensch?" — „Ich nicht," gab derselbe, immer noch fortlachend, zurück, — „aber Du, Du sollst ja verrückt geworden sein!" Dann erzählte er: „Als ich eben über den Domplatz ging, kam der Kommunist H. auf mich zugestürzt, drückte mir krampfhaft die Hände und schluchzte mit thränenden Augen: Er ist verrückt geworden! Er ist wahrhaftig verrückt geworden! — Wer? — Nun, der Freiligrath! Ich war so eben bei ihm, und er sprach lauter dummes Zeug, kein vernünftiges Wort! Ach Gott, er ist wahrhaftig verrückt geworden! Da mußte ich mich doch rasch überzeugen und Dir etwas

auf den Zahn fühlen." Zum Abschied rief Freiligrath mir noch auf der Treppe die Scherzworte nach: „Wenn Sie in Ihren Norden kommen, erzählen Sie dort nicht gleich allen Leuten, daß ich verrückt geworden bin! Vielleicht können wir die betrübende Thatsache noch eine Zeitlang verhehlen. Schonen Sie meine Reputation!"

Nichts hielt den Dichter in Köln fest; wollte er ferner am Rhein leben, so zog ihn das heitere Düsseldorf immerhin mehr an als die finstere Festung; eine Suche weiter stromauf blieb ohne Erfolg. So kehrte er im Juni 1850 nach Düsseldorf zurück; in dem unweit gelegenen Dorfe Bilk hatte er ein neues zusagendes „Gehäuse" gefunden. Aber auch hier hatte er mit endlosen Feindseligkeiten zu kämpfen. Gleich anfangs ein Ereignis, welches das klägliche Wesen jener Zeit genugsam kennzeichnet, und dessen Verlauf und Ausgang Freiligraths Brief, nach dem Entwurfe mitgeteilt, darstellen mag; er lautet:

Einem verehrlichen Vorstande des Künstlervereins Malkasten

danke ich hiermit für die gefällige Mittheilung vom 8. d. M., der zufolge ich die Ehre hatte, durch die in Ihrer Generalversammlung vom 6. Juli vorgenommene Ballotage als außerordentliches Mitglied des Malkastens aufgenommen zu werden.

Seitdem habe ich zu meinem Bedauern erfahren müssen, daß verschiedene Mitglieder Ihres Vereins, Herrn Director von Schadow an der Spitze, das fait accompli meiner Aufnahme nachträglich zur Principienfrage erhoben und es, zur Beruhigung ihrer Gewissen, für nöthig gefunden haben, sich mit Herrn Reg. Präsidenten v. M. in Rapport darüber zu setzen. Herr v. M. seinerseits hat in der Sache an's Ministerium rapportirt, und dieses endlich hat in den letzten Tagen einen Bescheid ertheilt, der es Herrn von Schadow und Consorten zur Pflicht zu machen scheint, aus dem Vereine auszutreten, falls ich als außerordentliches Mitglied desselben länger Ihre Zusammenkünfte besuchen möchte.

Verehrlicher Vorstand! Die Sache liegt nun einfach so: — Entweder Sie erleben den Schmerz, in Herrn v. Schadow und seinen Meinungsgenossen einige Ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder ziehen zu sehen, oder aber es steht Ihnen die etwas difficile Gesinnungsprobe bevor, das eben erst aufgenommene außerordentliche Mitglied Freiligrath ohne allen und jeden triftigen Grund alsbald wieder aus Ihrem Kreise entfernen zu müssen.

Meine Herren! Ich ehre Ihre Pietät wie Ihre Delikatesse: — ich will Ihnen das Unangenehme der leidigen Alternative ersparen! Und ich begehe darum willig und lächelnd das unendlich Deutsche und Komische, Sie

heute, vierzehn Tage nach meiner fast einstimmigen Aufnahme in Ihre Gesellschaft, um Löschung meines Namens auf der Liste Ihrer Mitglieder ergebenst zu bitten.

Düsseldorf, 19. Juli 1850.

Mit vollkommenster Hochachtung
F. Freiligrath.

* * *

So war er aus der Künstlergesellschaft, in welcher er so manchen guten Freund zählte, glücklich hinausgebissen. Auch die Ortspolizei von Düsseldorf war nicht müßig; sie erließ im November 1850 einen Ausweisungsbefehl gegen Freiligrath; dieser wendete sich dagegen an die Regierung mit Berufung auf seine Eigenschaft als preußischer Staatsbürger. Er empfing lange keine Antwort; erst auf wiederholtes Anrufen erkannte die Regierung Anfang Mai 1851 Freiligraths preußisches Staatsbürgerrecht an; sofort am 5. Mai ließ er sich in die Bürgerrolle von Düsseldorf eintragen und erhielt daraufhin den verlangten Reisepaß; acht Tage darnach bestieg er das Schiff, um zum zweiten Male auf englischem Boden die Freiheit zu suchen.

Während jenes Düsseldorfer Jahres entstand das beste Bild, welches wir überhaupt von Freiligrath besitzen, ein Meisterwerk seines Freundes Hasenclever, im Briefwechsel wohl scherzend Haas genannt. Das Bild zeigt, etwas idealisiert und rembrandtisch beleuchtet, das energische Gesicht, von dunkelm Haar und Bart umrahmt, nicht sowohl ernst als von schelmischer Heiterkeit, wie Freiligrath im Kreise seiner Künstlerfreunde erschien. Es ist im Besitz der Witwe des Dichters.

Auch ein Gipsmedaillon Freiligraths von dem Bildhauer Graß, einem Schüler Davids, aus jener Zeit ist wohlgelungen und hat mit als Vorbild gedient, als Professor Donndorf 1878 die herrliche Erzbüste für das Grabdenkmal schuf. Das Kunstwerk brachte dem jungen Meister die Verbannung ein; er ließ sich wie Freiligrath in London nieder. Noch eines Portraits mag hier Erwähnung geschehen, welches im Frühjahr 1848 von Hartmann, einem in London lebenden beliebten jungen Maler aus Nürnberg, in bunter Kreide ausgeführt wurde; es zeigt den Dichter ohne Schnurrbart; der darnach gefertigte Steindruck ward namentlich während der Zeit der Haft in großer Anzahl verkauft.

An poetischen Werken ist auch aus diesen letzten Tagen am Rhein nicht gerade viel zu verzeichnen. Gar wunderschön ist das Ausgang 1850 gedichtete „Weihnachtslied für meine Kinder“; er schaut in Gedanken die Weihnachtsbäume, die er den Seinen am Zürichersee, am Themsestrand und dann wieder am Rhein entzündet; er ahnt schon, daß dieser für lange Jahre

der letzte Weihnachtsbaum sei, der ihm auf deutscher Erde brennt; er denkt schon in die Weite übers Meer:

Ade, ade! Das alte Weh!
Wer weiß, an was für Wellen
Wir über's Jahr, Rauhfrost im Haar,
Die Weihnachtstanne fällen!
Vielleicht auf's neu umfängt sie treu
Alt-Englands werther Boden —
Doch sichrer ist, sie steht zur Frist
Am Hudson in den Loden. —

Drum muß es sein, und stößt der Rhein
Euch aus, ihr Vagabunden:
Der neue Herd, der feste Herd,
Er wird euch doch gefunden!
Dran wurzelt ihr, und lacht, das hier
Uns hudelt, des Gelichters: —
Die Heimath bloß macht heimathlos
Die Kinder ihres Dichters!

Da Glockenton! Halb achte schon!
Gut' Nacht nun eurem Baume!
Nicht, wild Quartett, du gehst zu Bett,
Du siehst ihn fort im Traume?
Schon blaßt sein Licht! Vergeßt ihn nicht,
Ihr früh um mich Gehetzten —
Im Vaterland, das uns verbannt,
Im Vaterland den letzten!

Aus demselben Jahre 1850 ist das furchtbar-grandiose „Am Birkenbaum“ und das gedankenvoll vorausschauende „Kalifornien“, gedichtet für eine von Fr. Kapp in New-York herausgegebene Zeitung; aus 1851 das stolze Gedicht „Die Revolution.“ Eine Anzahl von Übersetzungen aus dem Englischen, welche mit diesen zugleich in den Neueren Politischen und Sozialen Gedichten erschienen und das bittere Los des Proletariers in ergreifenden Zügen zeichnen, haben dieser Zeit ihre Entstehung zu danken.

Fassen wir die poetische Ernte der drei Jahre vom Mai 1848 bis Mai 1851 zusammen, so ist die Ausbeute nicht gerade bedeutend zu nennen; der Dichter war eben mächtig verstrickt in die gewaltige Bewegung der Zeit, zuerst anfeuernd und mitarbeitend, Hammer, dann niedergebeugt und gehetzt, Ambos. Die politischen Gedichte, deren hauptsächliche bereits hervorgehoben sind, erschienen einzeln als Flugblätter oder in der Neuen Rheinischen Zeitung; dann in zwei Heftchen gesammelt unter dem Titel „Neuere Politische und Soziale Gedichte,“ 1849 und 1851, oder, wie Freiligrath sie an die Freunde scherzend nannte, Die Stunden der Andacht, 1. u. 2. Teil; Buchhändler

Scheller, der Besitzer der Schaub'schen Handlung zu Düsseldorf, übernahm den geschäftlichen Vertrieb des zweiten Heftchens. Sprechen diese Dichtungen Freiligraths mächtig angeregte politische Leidenschaft aus, so ist völlig anderer Art die Sammlung „Zwischen den Garben. Eine Nachlese," welche 1849 bei Cotta erschien; daß das Buch keine weitere Auflage erlebte, kann nur der Acht zugeschrieben werden, welche damals auf dem Haupte des Dichters lag. Denn es sind wahrhaft prächtige Dinge darin, wenn auch die hier zusammengestellten Gedichte einigermaßen die mannigfachen Stimmungen der letzten 15 Jahre widerspiegeln, und dadurch das Buch nicht den einheitlichen Eindruck der ersten Sammlung macht. Da sind einzelne Blätter, welche an die farbenglühenden früheren Dichtungen erinnern, wie Die Klänge des Memnon, Das Hospitalschiff, Die Nacht im Hafen; an sie reiht sich die höchst eigentümliche und tiefsinnige Kreuzigung. Da ist 20 Jahre nach dem Entstehen erst zu Gnaden aufgenommen und allerorten mit Entzücken begrüßt das wundervolle „O lieb, so lang Du lieben kannst," da sind die Liebeslieder aus der Unkeler Zeit, die Lieder für den Rolandsbogen; anderes wieder, wie die Rheinsage vom Löwentöter Gryn, das Kindermärchen vom König Einaug, die Feier Schenkendorfs in „Bei Coblenz," die Vision Zincgrefs erscheint als Nachklang aus der St. Goarer Zeit; kurz, neben einigem minder Bedeutenden eine ganze Reihe trefflicher Gedichte; dazu wieder wie früher meisterliche Übersetzungen aus dem Englischen. Und so ist doch schließlich die poetische Ernte auch dieser Sturmjahre keineswegs arm zu nennen.

Doch noch eine andere, köstlichere Ernte brachten unserem Dichter die in der Heimat verbrachten Jahre; sein Haus füllte sich; zu der Tochter und dem Sohne, mit denen er nach Deutschland zurückgekehrt war, gesellte sich eine zweite Tochter Luise, geboren 18. August 1849 zu Köln, und ein Sohn Otto, geboren zu Bilk am 10. August 1850. So kehrte Freiligrath zwar mit geknickten politischen Hoffnungen, aber dennoch reicher und glücklicher in die Verbannung zurück.

Lassen wir nun die im übrigen wenig zahlreichen Briefe dieser vielbewegten Zeit nach ihrer Reihenfolge lebendiger sprechen, als der Berichterstatter es vermag. Verschwinden im Drange der Zeit einige der früheren Briefwechselnden vorübergehend oder für immer, so treten dafür andere ein: Freiligraths Jugendfreund, Ludwig Elbers in Barmen, nach seinem Lieblingsliede Laudon genannt, „der Treueste der Treuen," wie ihn später der Dichter in einem Briefe nennt; Theodor Eichmann in Düsseldorf, auch einer der alten Barmer Freunde, ihm fortan bis zum Tode herzlichst verbunden, wie die 218 Briefe erweisen, von welchen nur ein bescheidener Teil, vielfach

gekürzt, diesem Werke einverleibt werden konnte; dazu gesellen sich, uns von früher bekannt, Heinrich Koester zu Düsseldorf, Heinrich Zulauff zu Barmen, Karl Stumpf zu Köln u. a.

* * *

An Ida Freiligrath.

Frankfurt im Landsberg, Donnerstag in der Frühe.
(Poststempel 15. Juni 1848.)

Liebe Republikanerin,

Die Sitzungen und der Umstand, daß ich schon in mehrere Commissionen gewählt wurde, welche mir fast keinen einzigen freien Augenblick auch außer den Sitzungen übrig ließen, haben es mir bis jetzt unmöglich gemacht, Dir Nachricht zu geben. Auch jetzt nur wenige Worte, die ich vor dem Frühstück eilig hinwerfe, um sie auf dem Wege nach unserer heutigen ersten Sitzung (8 Uhr früh) zur Post zu geben und mich gleichzeitig nach einem Briefe von Dir zu erkundigen, den ich hoffentlich vorfinde und über Dich und die Kinder Gutes und Beruhigendes aus ihm erfahre.

Ueber den Congreß wirst Du die Details wohl in der Neuen Rheinischen lesen. Leider sind die Leute nicht alle so durchaus von Einer Couleur, wie ich erwartete. Die Abstufungen und Schattirungen machen sich manchmal sehr bemerklich und hemmen den Gang unserer Verhandlungen nur allzuoft auf's Allerekelhafteste. Doch hat die Konferenz ihr großes Gute: man lernt sich kennen und erfährt Details über die Stimmung in den verschiedenen Gegenden Deutschlands, wie sie einem sonst verborgen geblieben wären. Und diese sind allerdings nur erfreulich. Die Republik zählt jetzt mehr Anhänger in Deutschland, als ich noch bei meinem Hierherkommen selbst geglaubt hätte, und daß sie siegen wird, bald siegen wird, ist mir so gewiß, wie daß 2×2 gleich viere sind.

Dienstag Nachmittag war ich, eine vorberathende Versammlung schwänzend, in Darmstadt und sah Buchner's, Schulze's und Felsing's, letztere beim Fortgehen auf dem Bahnhofe. Alles ist wohlauf und grüßt herzlich. Hier wimmelt's von alten Bekannten und politischen Sommitäten. Ronge ist mit mir in einer Commission zur Organisation einer vorörtlichen Behörde für alle demokratischen Vereine, die uns bis gestern Abends 11 Uhr zusammenhielt. Ruge und seine Frau waren gestern meine Tischnachbarn und haben über dem Essen das Grüßen nicht vergessen. Feuerbach, Blum, Schlöffel (der Alte), Theodor Althaus — sie fallen mir gar nicht gleich alle ein, es ist aber wirklich interessant, all die Großen und Kleinen essend, trinkend, redend, debattirend durch einander wimmeln zu sehen!

Soviel für heute! Ob ich übermorgen früh schon abreisen kann, ist die Frage. Wenn nicht, so schreib' ich noch einmal.

Adieu, liebes theures Weib! Ich schreibe zwischen drei sich anziehenden Zimmergenossen, daher nur dieser dürre rasche Bericht ohne alle die 1000 Küsse und Zärtlichkeiten, die ich sonst in meinen Briefen an Dich verschwende. Ich hab' Dich aber doch lieb — ganz unsäglich, Du dumme Alte!

Küss' mir die Käthe und den Wolf! Ich bitte Gott, daß er euch schützt und schirmt. Möge ich nur gleich einen Brief von Dir finden.

God bless you!

NB. Ich bin ganz gesund.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Düsseldorf, 3. Aug. 1848.

Ich bekenne mich zum Empfange Deiner gestrigen Sendung von Th. 3. — Beikommend sende ich Dir noch 30 Stück. Kannst Du mir nun noch einen Thaler übermitteln, ohne daß Du Schaden hast, so ist es gut. Hier geht der Wisch, wie warme Semmel; in zwei Tagen 400 Stück. Ich hatte 3500 abziehen lassen und denke, daß von den auswärts versandten auch nicht eines den Krebsgang gehen wird. Ich habe jetzt noch 100 im Hause, die bis Mittag fort sein werden. Der Satz steht einstweilen noch, so daß wieder auftauchende Nachfrage sofort befriedigt werden kann. Sieht man Dich denn nicht einmal in Düsseldorf? Meine Wohnung ist Windschlag 275, gar nicht weit vom Bahnhofe.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 29. Decbr. 1848.

Meinen herzlichsten Dank für Deine freundschaftlichen Bemühungen in Sachen meines Heftchens, wie für die prompte Zusendung der 10 Thaler, zu deren Empfang ich mich hiermit bekenne. Desselbigengleichen ersucht mich Käthchen, dem Ohm eine schöne Patschhand für den allerliebsten Muff auszurichten, der ihr eine ungeheure Freude, mir aber und meiner Frau eine wahrhaft große und angenehme Ueberraschung bewirkt hat. Darum auch von den Alten den aufrichtigsten Dank für die unserer Brut erwiesene Aufmerksamkeit. Der Ohm „Zulauffer," wie sie trotz aller Berichtigungen hartnäckig Deinen Namen verdreht, hat jetzt einen doppelten Stein bei ihr im Brett.

Die Zeitung, hoffen wir, wird sich durchschlagen. Die nächsten Tage

werden es sicher ausweisen, daß die Zahl unserer Abonnenten sich in enormer Weise vermehrt hat, und dann müßte es doch mit dem Teufel zugehen, wenn wir den paar alten Gläubigern erliegen wollten. Fahre nur fort, für das Blatt zu wirken, wie und wo Du kannst; wir erkennen alles mit Freundesdank an. Die gesammte Redaction grüßt Dich herzlich. Adieu, lieber Zulauffer! Ich würde Dir einen längeren Brief schreiben, aber die Polk'sche Botschaft, für den Bearbeiter und Uebersetzer ein Aktenstück von grausenerregender Länge, forbert gebieterisch weitere Auszüge.

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 17. März 49.

— — Mir und den Meinigen geht es leidlich. Ich habe lange an Augenschmerzen gelitten, bessere aber jetzt. Die Redaction ist jetzt wieder vollzählig, und ich benutze dies günstige Verhältniß, indem ich mir eine Muße zur Vollendung von Venus und Adonis gemacht habe. Die Arbeit macht mir Freude, doch will ich froh sein, wenn ich zu Rande damit bin. Eine solche ästhetisch-sprachliche Tüftelei ist doch nichts für eine Zeit wie diese. —

* * *

An Heinrich Zulauff.

Köln, 27. August 1849.

Ich ließ Deinen freundlichen Brief vom 2. d. M. unbeantwortet, weil ich nach Deinem mir darin gegebenen Versprechen täglich einem Besuche von Dir entgegensah. Nun erfahre ich soeben, daß Du schon seit dem 24. August nach Bremen abgereist bist, um Dich am 1. September nach Texas einzuschiffen. Ich kann Dir nicht sagen, wie leid es mir thut, Dich nicht mehr gesehen zu haben. Ich hätte gern noch auf die Erfüllung Deiner transatlantischen Wünsche mit Dir angestoßen, gern noch mein jüngstes Mädchen, welches meine Frau am 18. August leicht und glücklich mir gebar, Dir gezeigt. Die vorgeschrittenen Umstände meiner Frau machten es mir unmöglich, dorthin zu kommen, sonst wäre es sicher geschehen, und Du hättest mir dann nicht so ohne herzlichen Handdruck davon kommen sollen. — —

Im Laufe September erscheint von mir:

1. Zwischen den Garben. Eine Nachlese älterer Gedichte. Stuttgart. Cotta.
2. Venus und Adonis. Nach Shakespeare. Düsseldorf. Schaub,

und ich möchte beide Büchlein gerne drüben in Deinen Händen wissen. Kannst Du mir nicht noch eine Bremer Adresse aufgeben, durch welche ich dieselben sicher in Deine Hände gelangen lassen könnte? Willst Du mir später einmal aus Texas schreiben, so wird es mich sehr glücklich machen. Laß' mich besonders

wissen, wie Deine Kinder die Seereise über sich gemacht haben, und wie sie ihnen bekommen ist. Nächstes Frühjahr geh' ich wahrscheinlich nach den Vereinigten Staaten. Nun Ungarn gefallen ist, bleibt kaum etwas anderes übrig.

Und nun drücke ich Dir im Geiste herzlich die Hand, mein lieber theurer Freund — Du, einer von den Wenigen aus der alten Zeit, die mir treu geblieben sind, und deren Liebe und Anhänglichkeit mich immer und überall beglücken wird. Bleib' mir gut — und laß' uns ein frohes Wiedersehen hoffen!

Tausend herzliche Grüße von uns allen, an Dich, Deine liebe Frau und Deine Kinder! Möge das Weltmeer Euch lind und freundlich in die Freiheit hinüberschaukeln! — Weiß der Teufel, mir steht eine Thräne im Auge! Ich werde fast weich, da ich Dir dies Lebewohl zurufe! Nun, so sei's denn: — Lebewohl!

* * *

An die Weidmann'sche Verlagshandlung.

Köln, 21. Oktober 1849.

Ihr freundlicher Brief vom 6. d. M. traf zu böser Zeit bei mir ein. Zwei meiner Kinder — eins lebensgefährlich — lagen am Scharlachfieber darnieder, mich selbst hatte eine bösartige Halsentzündung auf's Bett geworfen, und meine Frau, die eben erst aus den Wochen erstandene Krankenpflegerin, wurde in Folge aller Angst und Nachtwachen von einem gastrischen Uebel befallen, das uns um so mehr erschreckte, als es sich mit allen Symptomen der Cholera ankündigte. Jetzt sind wir Gottlob zwar sämmtlich auf der Besserung, mein Haus ist aber doch noch immer wie ein Lazareth. Jedenfalls wird mein seitheriges Schweigen bei Ihnen entschuldigt sein.

Die Wiedererweckung des alten Musenalmanachs durch Gruppe ist mir eine angenehme Kunde gewesen, und ich danke ihm und Ihnen für die Aufforderung zur Theilnahme. Leider kann ich derselben bei dem so nahe bevorstehenden Erscheinen des ersten Jahrgangs und unter dem nur erleichterten Drucke der angedeuteten häuslichen Verhältnisse, diesmal nicht entsprechen. Erlebt das Unternehmen einen zweiten und folgende Jahrgänge, so hoffe ich mich dann rechtzeitig einstellen zu können. Fast aber fürchte ich, Gruppe lasse seine Noahstaube zu früh ausfliegen. Die Wasser werden wieder steigen — geschweige daß sie schon verlaufen wären — und auch das Schifflein, auf dem die deutschen Poeten der bösen Zeit vergessen zu wollen scheinen, zu Grunde reißen. Möge keiner der Mitfahrenden sich täuschen: das Gebraus der Fluthen wird den Sang und Klang schon bald wieder übertönen, und der Musenkahn dürfte sich schwerlich als rettende Arche bewähren. Immer besser indes, mit zerrissenen Saiten im wilden freudigen Sturm verstummen

müssen, als zwischen den Blutlachen der Standrechtsmonarchie zahme Lieder klimpern.

* * *

Vorstehender Brief liegt nur im Entwurfe vor, ohne Adresse; jedoch ist es zweifellos, daß er an die Weidmann-Reimersche Buchhandlung zu Berlin, in deren Verlag 1851—53 der von Gruppe herausgegebene deutsche Musenalmanach erschien, gerichtet ist.

An Theodor Eichmann.

Köln, 17. Nov. 49.

Lieber Eichrath,

Ich höre, daß Du wieder im Lande bist, und will darum nicht zaudern, Dir den Empfang eines Schinkens und zweier Pumpernickel anzuzeigen, welche mir, wie es scheint, auf Deine gutthätige Veranstaltung, ohnlängst aus Rheda zugegangen sind. Obgleich mir jeder nähere Avis über die liebenswürdige Sendung mangelt, so scheint es doch, göttlichen und menschlichen Institutionen gemäß, festzustehen, daß selbige keineswegs dazu bestimmt ist, zwischen die Blätter eines Albums gelegt zu werden. Habe sie also mit Gottes und meiner lieben Frauen Hülfe frischweg in Anschnitt genommen und befinde mich, trotz eines verwundeten linken Hinterfußes, annoch ganz wohl dabei. Das Einzige, was mir und den Meinigen den Genuß in etwa verkümmert, ist die Ungewißheit, ob wir durch obbemeldete Behandlung meiner edlen Landsleute auch wirklich Deinen Willen erfüllen, mit andern Worten, ob Du sie uns wirklich zum Consumo, oder aber nur als Transitgut (etwa zur weiteren Beförderung an den Fürsten Metternich in Brüssel) hast zugehen lassen. Im letzteren Falle würde es in Deinem (resp. Metternichs) Interesse liegen, mir Deine Verfügung vor dem gänzlichen Verschwinden der nicht genugsam zu preisenden Gottesgabe (also sehr bald) zukommen zu lassen — im ersteren aber: nun, theurer Eich- und Commerzienrath, Du kennst ja mein Herz hoffentlich ebensogut wie meinen Magen. Beide stehen unter sich im nachbarlichsten Connexe, und gebieten meiner Rechten, die Deinige in dankbarer Sättigung gerührt zu schütteln.

Zugleich aber auch, das beikommende, längst für Dich bestimmt gewesene Päckchen endlich mit Bindfaden zu umschnüren, ihm mein Insiegel aufzudrücken, und es sodann dem zunächst nach Düsseldorf säuselnden Bahnzug zu übergeben. Nimm, ich bitte herzlich, das Büchlein „Zwischen den Garben“ als einstweiliges Pfand für die vielleicht zu kühn zu Messer und Zahn begnadigten Pumpernickel, „Venus und Adonis“ aber in gleicher Weise für den vortrefflichsten aller Eberschinken! Ich bin beschämt, Dir auf Deine kolossale Speckseite

nur mit zwei so winzigen Würstchen dienen zu können, aber ein Schelm macht größere Würste, als er kann!

Mein Haus, dessen Krankheitszustände durch die Freunde zu Deiner Kunde gelangt sein werden, rappelt sich allmählich wieder auf. Käthchen, die wir dem Tode schon verfallen glaubten, hilft allbereits wieder am Pumpernickel und sagt: „Den hat auch der Herr Eichmann im Dürfeldorf gemacht.“ Ebenso ist Wölfchen entschieden bessernd, nur die kleine Luise hat seit gestern einen Nesselausschlag, hoffentlich etwas Ungefährliches. Meine Frau ist ganz wieder auf Strümpfen, bei mir, wie bemerkt, hapert nur noch das linke Hinterbein.

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben in Bingerbrück.

Köln, 12. Dec. 1849.

Deine Wohnung muß nach Deiner Beschreibung reizend gelegen sein, und es ist rechtschaffen von Dir, daß Du Deine Thätigkeit in ihr gleich mit der Lectüre von „Venus und Adonis“ begonnen hast. Die Uebersetzung ist allerdings fürtrefflich, doch wird eine 2te Auflage immer noch Anlaß zu einigen Verbesserungen geben, namentlich in den ersten 68 Stanzen, die (schon vor 10 bis 12 Jahren gearbeitet) nicht überall so treu sind, wie ich wohl wünschte, daß sie es wären.

Den Rest (Stanze 69 bis 199), welchen ich theils im Februar, theils im Juli und August dieses Jahres übersetzte, wirst Du bei einer gelegentlichen Vergleichung mit dem Original eben so wohllautend, dabei aber meistens weit wortgetreuer, als jene ersten 68 Stanzen finden. Man macht doch auch im Technischen Fortschritte. Scheller drängte mich zu sehr mit dem Manuscript, überdies lag meine Frau in den Wochen und die Scharlachfieberzeit begann, sonst hätt' ich das Ding schon in der ersten Auflage möglichst makellos gemacht. Nun soll's in der zweiten geschehen. Was bleibt einem im Augenblick übrig, als solche Bosselei?

Die Nachricht, man gehe in Bingen damit um, die Zukunft meiner Familie zu sichern, war mir, der ich im Fall meines Todes so gut wie nichts hinterlasse und die Existenz der Meinigen nur gesichert sehe, so lang ich gesund und am Leben bin, wohlthuend und erfreulich. Nur ist die Sache eigentlich zu erfreulich, als daß ich sie schon glauben oder wenigstens als etwas Gewisses annehmen könnte. Wir wollen sehen, was wird. Eventuell würde ich mich nicht schämen, einen Theil dessen, was ich dem Volke mit freudigem Bewußtsein im Exil, wie im Kerker geopfert habe, für meine Kinder und mein Weib aus den Händen des Volkes zurückzuempfangen.

* * *

Herrn Gottfried Keller, Studirens halber sich Aufhaltenden zu Heidelberg.

Köln, 6. März 50.

Dein Schuß in's Blaue hat gut getroffen. Das ist freilich kein Wunder, da ich täglich dicker werden soll und somit für Freund und Feind eine immer weniger zu fehlende Zielscheibe abgebe.

Seit jenem „ersten Schusse“ im Februar 48 hat mich übrigens kein Schuß so gefreut wie der gegenwärtige Deinige. Du warst mir eben so verschollen, wie ich Dir. Kein „grüner Heinrich“ pochte an meine Thür, um Kunde von Dir zu bringen; keine Zeitung meldete, „der frischeste Dichter der jungen Schweiz“ habe eine reiche Jüdin geheirathet oder wenigstens dem Reichstagsdeputirten Wilhelm Schulz ein „sauer zubereitetes“ erstes Kind aus der Taufe gehoben.

Und nun, mitten in diese Ungewißheit hinein, Dein Freischuß — dieser doppelt famose, weil er ja der Vorläufer des Schützen selbst ist.

Ich freue mich von ganzer Seele auf unser Wiedersehen, lieber Keller! Wie Du siehst, lebe ich noch in Köln, und daselbst (die Blinden in Genua kennen zwar meinen Tritt, doch sei es Dir unverhohlen) in der Johannisstraße Nr. 26. Nimm, wenn Du mit dem Dampfschiff ankommst, sofort eine Droschke nach meiner Wohnung und kehre nicht erst im Gasthofe ein. Das kostet Dir nicht nur schmähliches Geld, sondern raubt uns auch Stunden, die wir besser bei einander auf meiner Kneipe sitzen. Mein Schlafsopha ist superb gepolstert und wird es sich angelegen sein lassen, Dich nach Würden zu empfangen.

Aber warum willst Du nur Einen Tag hier zubringen? Richte Dich doch auf längere Zeit, richte Dich doch wenigstens so ein, daß ich Dich auch einen Tag nach Düsseldorf führen, Dir Lessing's neuen Huß (den auf dem Scheiterhaufen) zeigen und Dich mit einigen der jüngeren Künstler (die älteren sind conservative Esel) bekannt machen kann. Sieh' zu, was Dir möglich ist, und melde mir den Tag Deiner Ankunft.

Meine Frau, die Dich freundlich grüßt, freut sich auch sehr auf Deinen Besuch. Käthe, die Rapperschwylerin, wirst Du nicht mehr kennen, so groß ist sie geworden. Außer ihr habe ich noch einen süßen Schalk von Jungen, Wolfgang, und eine kleine Luise. Das kribbelt und wibbelt um Einen herum, und schon geht man auf's zweite Vierteldutzend los. Es sind zuletzt die besten Gedichte, die man macht.

Nun Adieu, lieber Gottfried von Glattfelden! Schreib' mir bald das Nähere über Deine Abreise, und dann Hand in Hand und Aug' in Auge. Ich hoffe, wir sind uns ganz die Alten geblieben! Es ist Einem während

der letzten zwei Jahre so Manches in Trümmer gegangen, daß man Gott danken muß, wenn man sich wieder einmal einen ordentlichen Kerl aus der großen Fluth herausfischen kann.

A propos — wie stehst Du denn jetzt mit dem lieben Gott? Und was macht Follenius?

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben.

Köln, 23. März 50.

Edler Freund,

(wo öffnet sich dem Frieden ꝛc.) — ich hätte Dir allerdings längst schreiben sollen, aber ich bin faul von Gottes Gnaden, habe dazu auch wirklich viel Arbeit, Unruhe und gelegentlich selbst Sorge gehabt, und erscheine somit zur Genüge gerechtfertigt.

Aber, liebster Hoffmann, wie kannst Du, — aber sehr geehrte Frau Ida Hoffmann, geborene von Fallersleben, wie können Sie mein neuliches Ausbleiben so arg schelten? Sind denn nicht Sie, Frau Ida zum Bergen, geborene Hoffmann, eine ärgere Ausbleiberin, als ich je ein Ausbleiber war — sind Sie nicht ein Muster alles Warten- und Zappelnlassens? Und dürfen Sie darum den Stab über mich brechen? Und Dich, mein Freund, hätte ich nach der Geduldprobe des vorigen Decembers auch für ruhiger und weiser gehalten. Wofür heißt man Dich denn Hoff- und Harrmann? Ist nicht das Harren Dein Beruf (wozu Dich Gott im Himmel schuf) und mußt Du Dich nicht darin fügen, auch ohne zum Narren zu werden?

Spaß bei Seite, es war damals doch recht dumm von mir, daß ich nicht vollends bis Bingen ging. Hätte ich auch nur ahnen können, daß Ihr „was auf mich gemacht" hättet — Du Gedichte und Deine Frau Braten! Die Sache ging so zu. Ich war allerdings bis Boppard gedampft, um dort ein mir empfohlenes Quartier in Augenschein zu nehmen. Es entsprach leider meinen Wünschen und Bedürfnissen nicht. Nun wäre freilich nichts einfacher und natürlicher gewesen, als weiter zu fahren bis Bingen. Aber der Tag war rauh und kalt, dazu hatte mich die einstweilige Fehlreise etwas verstimmt, und endlich zog es mich alten Esel mit einem wahren Heimweh nach Hause. Ich kam auch noch am selben Abend wieder hier an, nach grade 24stündiger Abwesenheit, und bin noch jetzt froh darüber, da ich meine Aelteste am Croup schwer erkrankt und meine Frau bekümmert und erschöpft fand. Die Kleine ist seitdem, Gottlob, vollständig wieder genesen — an jenem Tage schwebte sie aber in Lebensgefahr. Ich kann mich, will ich meinem Herzen und meinen Besorgnissen folgen, eigentlich gar nicht mehr von den Meinen trennen.

Seitdem bin ich nun auch zweimal am Siebengebirge (Godesberg, Plittersdorf, Mehlem, Rolandseck, Königswinter, Honnef) herumgestiegen, aber auch ohne eigentliches Resultat. Eine einzige Wohnung, hübsch und wunderschön gelegen, aber doch auch nicht ohne Aber (da sie zu Königswinter in Einer Reihe mit den großen Gasthöfen, zu sehr à la portée de chacun ist) könnte uns gefallen, und wir sollen weitern Bescheid darüber hören. Möglich also, daß wir uns dort ansiedeln, möglich auch nicht. Im letztern Falle hol' ich Euren Braten doch wahrscheinlich noch nach. Ich möchte nur nicht gern aus dem Preußischen heraus, da ich hier Staatsangehöriger (d. h. als solcher Anerkannter) bin, und danach respectirt werden muß, während mich die „Ausländer" ad libitum ausweisen können. O rara temporum felicitas!

Einstweilen aber den herzlichsten Dank für Eure freundlichen Einladungen und (ohne Spaß) die angelegentlichsten Entschuldigungen namentlich der bratenden Hausfrau gegenüber. Ich hoffe, ihrer Bratkunst sicher noch einmal die gebührende Ehre erweisen und mich alsdann im stricten Wortsinn, aus ihrer Ungunst herausbeißen zu können.

Wie hat denn der Wahlsieg der Socialisten bei Euch eingeschlagen? Donnerwetter, das war doch einmal ein Blitz, der in die Zukunft hineinleuchtete! Ja, es wird noch Alles gut werden! Aber erst, wenn in Frankreich die rothe Republik gesiegt hat, wie sie denn unfehlbar siegen wird!

* * *

An Heinrich Koester.

Köln, 5. April 1850.

Lieber Custos!

Du bist im Grunde ein schlechter Mensch, daß Du mir auf mein schönes Poesiegedicht nicht einmal antwortest. Doch sei Dir vergeben, da heute wenigstens ein mündlicher Gruß, nebst Einladung, bei mir eingetroffen ist.

Besagter Einladung werde ich, will's Gott, am Dienstag entsprechen. Ich würde, um den Sabbath zu heiligen und Dich Deiner Jugend nicht zu entziehen, schon übermorgen kommen: aber ich muß den Sonntag wiederum in leidigen Miethangelegenheiten an die sieben Berge. Zudem trifft erst am Sonntag Abend Gottfried Keller, der Schweizer Poet (ein trefflicher, ganzer Kerl) hier ein, dem ich Montag das malerische und romantische Köln, Dienstag aber das malerische und romantische Düsseldorf (namentlich Dich, Haas, Lessing's Huß u. s. w.) zu präsentiren wünsche. Ihr werdet es, wenn Ihr nicht ganz verderbt und abgestumpft seid, mit Dank erkennen, daß ich

mich für den diesmaligen Willkomm sofort mit der Bekanntschaft eines frischen und dem Vaterlande nicht unrühmlich bekannten Menschen revanchire.

Ich muß diesmal doch auch wirklich unsern Freund Wolfgang von Königswinter aufsuchen, um ihm zu seinem jüngsten zweifüßigen Verse Glück zu wünschen. Es gränzt wirklich an Verworfenheit, daß ich den Edeln bei meinen letzten Düsseldorfer Spritzfahrten niemals begrüßt habe. Liegt aber lediglich an seiner Solidität und Euren Kneipgewohnheiten, in die ich Schilfrohr immer hineingebeugt werde.

Somit für heute Addio! Stäubet den Staub aus den Bratenröcken und sorget für ein überströmendes Seidel!

☞ Schaffe, daß ich Dich nicht im Katzenjammer treffe!

* * *

An H. Hoffmann v. Fallersleben.

Köln, 10. Mai 1850.

— Heute ist hier meine Miethe abgelaufen — ich weiß aber noch nicht wohin. Zum Glück ist die Wohnung noch nicht wieder vermiethet, ich kann also noch tagweise bleiben, bis wir endlich unser Bündel schnüren.

Ich habe Dir früher geschrieben, warum ich nicht an den Oberrhein zu ziehen wünsche. Nun hat sich aber von Boppard (so hoch wäre ich allenfalls gegangen) bis Roisdorf abwärts nichts Passendes gefunden. Entweder hatte das Wasser bei dem letzten Eisgange mannshoch in den Häusern gestanden, oder die Wohnungen waren zu klein resp. zu groß, oder es fehlte an einem Hausgarten für die Kinder, oder die herrlichste Aussicht war durch eine ziegelrothe Scheune verbaut u. s. w. u. s. w. — Dabei diese Bigotterie, dieses Schwarzweißthum, diese Unkultur allenthalben. Für einen Sommer ließe sich's ertragen; wenn ich aber an Jahre denke (und wenn ich mit meinem ganzen Mobiliar, mit Bibliothek 2c. 2c. irgendwohin siedle, so kann es eben nur auf längere Zeit sein), so sehe ich ein, daß ein derartiges Leben, wenn auch meinetwegen in der herrlichsten Natur, eine Unmöglichkeit für mich geworden ist. Ich habe den Rhein auf diesen neuerlichen kleinen Entdeckungsreisen erst wieder kennen gelernt. Gräßliches Volk! Vielen Vermiethern war ich schon nicht recht, weil ich als Demokrat verabscheut bin. Ich habe nun, da Köln mir auf keinen Fall konveniren kann, die Absicht, mich vor den Thoren Düsseldorfs, in Derendorf oder Pempelfort, anzusiedeln und werde morgen oder übermorgen auf Häuserschau hingehen. Dort sind hübsche, in Gärten gelegene Häuser (Immermann wohnte in einem solchen), die Gegend ist nicht grandios, aber freundlich, meine Kinder haben frische, gesunde Landluft, und mir selbst liegt die Stadt mit ihren geistigen Ressourcen,

mit ihrem jetzt wieder frischeren und auch politisch geweckteren Künstlerleben, mit manchem bewährten Freunde und mit einem anständigen Verleger nahe genug, um meine ländliche Einsamkeit zuweilen mit Genuß unterbrechen zu können.

Ein Angenehmes bietet der Niederrhein zudem: man ist hier so dicht bei England und Amerika! Bei gewissen möglichen Wendungen immer höchst angenehm!

* * *

An Karl Stumpf.

Bilk b. Ddf., 11. Aug. 1850.

— Gestern Abend 6 Uhr hat mir meine Frau einen prächtigen gesunden Jungen geboren. Die Sache ging rasch und glücklich von statten. Mutter und Sohn befinden sich heute so wohl, wie wir es nach Zeit und Umständen nur erwarten können. So hätte ich denn jetzt zwei liebe herzige Pärchen beisammen. Mögen sie mir erhalten bleiben und gesund und kräftig heranwachsen!

Meinen älteren Kindern hat die frische Landluft bis jetzt sehr gut gethan. Sie sind unberufen stärker und blühender als je. Freilich wühlen sie auch den ganzen Tag im Garten herum und sind an Gesicht, Hals und Händen braungebrannt von der Sonne, wie ein wohlgerauchter Meerschaumkopf. Käthe, die wenige Tage nach unserer Ankunft hier einen bösen Fall that, der ihr eine klaffende Stirnwunde über dem rechten Auge eintrug, ist — bis auf eine auch noch wohl verwachsende Narbe — ganz wiederhergestellt und muß nur gehütet werden, daß sie in ihrer unsäglichen Wildheit und Wippeligkeit nicht wieder fällt.

Wir wohnen hier jetzt wirklich hübsch und angenehm, und ich hoffe, daß Du Dich durch einen baldigen Besuch selbst einmal davon überzeugst. —

* * *

Es war im Mai 1851. Freiligrath hatte sich durch Beharrlichkeit die Anerkennung seines preußischen Staatsbürgerrechtes erstritten; das zweite Heft der Neueren Politischen und Sozialen Gedichte war zum Ausfliegen bereit; er sah voraus, daß es ihm einen neuen Preßprozeß eintragen werde. Er wollte denselben nicht abwarten; hatte er ja doch schon seit Monaten den Plan gefaßt, abermals den Wanderstab zu ergreifen. Um zu verhindern, daß die Düsseldorfer Polizei in letzter Stunde die Hand auf ihn lege, bereitete er die Abreise in tiefster Stille vor. Am Abend des 12. Mai 1851 war er bei Freund Koester mit einer kleinen Zahl seiner Vertrautesten, F. Lassalle, Ed. Schauenburg, Th. Eichmann u. a. bei Becherklang und heiterem Gespräch vereinigt; keiner ahnte, daß es für lange Jahre zum letzten Male sei. In später Nachtstunde ging das Boot an Düsseldorf vorbei

zuthal; erst im letzten Augenblick verkündete Freiligrath den Freunden, daß er in der nächsten Stunde nach England abreise, was natürlich große Aufregung in dem Kreise verursachte. Alle beschlossen den Freund zum Rhein zu begleiten. Das Schiff brauste heran; Freiligrath nahm raschen Abschied und schritt über die Brücke; gleich als ob er sich vor den Häschern verstecken wollte, legte er sich in übermütiger Laune in das am Schiffsbord aufgehängte Boot, mit so rascher Bewegung, daß es in gefährliches Schaukeln geriet; hier, meinte er, werde ihn wohl keiner finden! Die Glocke scholl, die Räder schlugen in die Flut, und der Dichter fuhr einsam in die Nacht dahin, in die zweite längere Verbannung, um erst siebzehn Jahre später ins Vaterland heimzukehren, ein stillgewordener müder Mann, aber freudig empfangen von einem ganzen dankbaren Volke.

Führen wir die Betrachtung dieser Sturmzeit im Leben des Dichters zu Ende, auch über die zeitliche Grenze des Düsseldorfer Aufenthaltes, um dieselbe ein für allemal abzuschließen.

Wie in der Bewegung des Jahres 1848 eine politische und eine soziale Strömung nebeneinander hergingen, so hatte sich auch die kommunistisch gefärbte Arbeiterpartei des Rheinlandes in Gemeinden und Kreise gegliedert, welche in dem Kölner Geheimbunde ihre Centralbehörde erkannten, deren Seele Karl Marx bildete. Unter der Ungunst der Zeiten war dieser kommunistische Geheimbund entschlafen; Marx, welcher nach der Ausweisung sich nach London begeben hatte, stand an der Spitze der dortigen Centralbehörde, welche, um die Parteifreunde zu erneuter Wirksamkeit anzuregen, im März 1850 einen Vertrauten nach Köln sandte; jener Londoner Sendling brachte eine längere Ansprache mit, von deren Verbreitung man eine Neubelebung des Bundes und den Beitritt zahlreicher neuer Mitglieder erwartete; er wandte sich an ein früheres Bundesmitglied, welches eine Anzahl von Parteifreunden versammelte, um die Mitteilungen desselben entgegenzunehmen. Der Londoner legte die Ansprache in sechs Bruchstücken vor, und da er große Eile hatte, seine Reise fortzusetzen, so teilten sich die Anwesenden in die Abschrift dieser Ansprache, in welcher im übrigen über die Gliederung des Bundes nichts enthalten war. Freiligrath war einer der sechs Männer, die sich an der Abschrift beteiligten. Im Herbst 1850 gingen dann einige Sendlinge des Arbeiterbundes, meist dunkle Ehrenmänner, nach verschiedenen Orten Süd- und Nord-Deutschlands, um frühere Verbindungen zu erneuern, neue anzuknüpfen. Einer derselben, der Schneidergeselle Nothjung aus Mülheim am Rhein, ward im Mai 1851 zu Leipzig verhaftet; die bei ihm gefundenen Papiere belasteten eine Anzahl der Kölner Parteifreunde. Auch diese wurden verhaftet, unter ihnen zwei Journalisten, der schon genannte

Heinrich Bürgers und der gegenwärtige Oberbürgermeister von Köln, Dr. Herm. Becker; sie, Nothjung und acht andere minder namhafte Persönlichkeiten wurden angeklagt, im Laufe der Jahre 1848—51 zu Köln „ein Complott gestiftet zu haben, dessen Zweck gewesen, die Staatsverfassung umzustürzen und die Bürger gegen die königliche Gewalt und gegen einander zur Erregung eines Bürgerkrieges zu bewaffnen." Als Teilnehmer an der erwähnten Besprechung mit dem Londoner Sendling wie an der Abschrift der Ansprache erschien auch F. Freiligrath der Teilnahme an jenem Arbeiter-Geheimbunde verdächtig; da er indes bereits am 12. Mai sich nach London begeben, so erging gegen ihn folgender

Steckbrief.

Der Literat Ferdinand Freiligrath, 40 Jahre alt, geboren zu Detmold, zuletzt zu Düsseldorf wohnhaft, welcher sich wegen Theilnahme an einem Complotte zum Umsturze der Staats-Regierung in Untersuchung befindet, hat sich der Vollziehung eines von dem königl. Instructionsrichter hierselbst erlassenen Vorführungsbefehls durch die Flucht entzogen. Ich theile das Signalement hierunten mit und ersuche die betreffenden Polizei-Officianten, auf den pp. Freiligrath zu wachen, ihn im Falle der Betretung zu verhaften und mir vorführen zu lassen.

Köln, 14. August 1851.

Der Ober-Procurator v. Seckendorff.

Signalement. Größe 5 Fuß 7 Zoll, Haare dunkelbraun, Augen bräunlich, Nase und Mund proportionirt, Bart braun, Kinn breit, Zähne vollständig, Gesicht voll, Gesichtsfarbe gesund, Statur gesetzt. —

Auf diesen Steckbrief antwortete Freiligrath alsbald durch folgende, in der Kölnischen Zeitung erschienene

Berichtigung.

Der Steckbrief des Ober-Procurators Seckendorff d. d. 14. August 1851, der mir in der zweiten Ausgabe der Kölnischen Zeitung vom 15. August soeben zu Händen kommt, enthält die unrichtige Angabe, daß ich mich der Vollziehung eines von dem königl. Instructionsrichter erlassenen Vorführungsbefehles durch die Flucht entzogen habe. Ich bin am 12. Mai d. J. mit einem regelmäßigen Paß für's In- und Ausland auf ein Jahr aus Preußen abgereist, nachdem ich mich vorher meines Bürgerrechts in Düsseldorf versichert hatte. Aber selbst bis zum 14. August, dem Datum des Steckbriefs, hatte der Instructionsrichter es noch immer vergessen, den angeblichen Vorführungsbefehl in mein Domicil zu Bilk gelangen zu lassen. Ich würde mich übrigens

auf diese Einladung des pp. Seckendorff sofort nach Köln verfügen, wenn ich nicht befürchten müßte, Monate zu sitzen, ohne auch nur verhört zu werden.

London, 18. August 1851.

Ferdinand Freiligrath.

Gleichzeitig war gegen den Dichter auch wegen des zweiten Heftes der Neueren Politischen und Sozialen Gedichte eine Untersuchung in Düsseldorf verhängt worden, in welche der buchhändlerische Vertreiber des Büchleins, Freund Scheller der Sparsame, verwickelt ward; derselbe zog indes vor, durch eine Reise nach London dem Ungewitter auszuweichen; Freiligrath berichtet in jenem Herbst gar ergötzliche Dinge über ihn. Gegen den Dichter aber erging zehn Tage nach jenem ersten Steckbriefe die folgende

Bekanntmachung.

Der unten signalisirte Literat Ferdinand Freiligrath, zuletzt hier wohnhaft, hat sich der gegen ihn wegen Aufforderung zur Empörung, Störung des öffentlichen Friedens und Majestätsbeleidigung eingeleiteten Untersuchung durch die Flucht entzogen.

Auf Grund des von dem Herrn Instruktionsrichter erlassenen Vorführungsbefehls ersuche ich alle Polizeibehörden auf den rc. Freiligrath zu achten, ihn im Betretungsfalle verhaften und mir vorführen zu lassen.

Düsseldorf, den 24. August 1851.

Für den Ober-Prokurator:
Der Staats-Prokurator
gez. v. Ammon.

Signalement. Alter 42 Jahre, Größe 5′ 5″, Haare schwarz, Stirn hoch, Augenbrauen schwarz, Augen grau, Nase mittel, Mund breit, Zähne gut, Kinn rund, Bart schwärzlich, Gesichtsform rund, Gesichtsfarbe gesund, Statur gesetzt. —

Freiligrath that sehr wohl daran, sich weder in Köln noch in Düsseldorf zu stellen. Die elf Angeklagten im Kommunistenprozeß hatten eine anderthalbjährige schwere Untersuchungshaft auszustehen; erst im Oktober und November 1852 kam die Sache zur Verhandlung vor dem Schwurgericht; sieben der Angeklagten wurden zu 3—6 Jahren Einschließung verurteilt, vier freigesprochen. Auch der Dichter würde ohne Zweifel freigesprochen worden sein, weil außer der Beteiligung an jener Abschrift nichts gegen ihn geltend gemacht werden konnte; eine Teilnahme desselben an dem Geheimbunde wird in der ganzen Verhandlung nicht erwähnt, ebenso scheint die kurz nach seiner Abreise zu Bilk vorgenommene Haussuchung nichts Kompromittirendes ergeben zu haben. Seine anderthalb Jahre Unter-

suchungshaft aber hätte er gleich den übrigen Freigesprochenen zu überstehen gehabt. Freiligrath wurde übrigens weder verurteilt noch freigesprochen. Und ebenso geschah es in dem Düsseldorfer Prozeß. Scheller stellte sich im Spätjahr 1851 dem Gericht und ward von den Geschworenen freigesprochen. Freiligrath dagegen ward wegen der Neuen Politischen und Sozialen Gedichte weder in Abwesenheit verurteilt noch freigesprochen; ein höchst merkwürdiges Verfahren. So schwebte die Anklage in beiden Fragen lebenslang über ihm, nur daß er bei seiner Wiederkehr im Jahr 1868 ebensowenig ein Interesse daran hatte, eine Freisprechung zu verlangen, als der Staatsanwalt, die alten durch die Zeitläufte längst begrabenen Prozesse wieder aufzunehmen; dennoch war diese unsichere Stellung der Regierung gegenüber ein Hauptgrund, daß Freiligrath nachmals seinen Aufenthalt im Schwabenlande nahm.

Viertes Buch.

Verbannungsjahre.

1851—1868.

Zehnter Abschnitt.

London. Mai 1851 bis Juni 1868.

Mit der zweiten Flucht nach England beginnt für unsern Dichter eine Zeit mühevollen Ringens unter der Last der Arbeit, der Sorge um das Nächste, um das tägliche Brot; es war zugleich diejenige Zeit seines Lebens, während welcher er, leider notgedrungen und nicht zu seiner Freude, am längsten auf demselben Boden verweilte, dem Boden der Fremde.

Freiligrath war diesmal mit dem Vorsatze nach England gegangen, nach einem kurzen Aufenthalt daselbst sich nach Amerika einzuschiffen und somit den schon früher gehegten Plan zu verwirklichen. Er sah voraus, daß es ihm jetzt bei weitem schwerer fallen würde, in London Beschäftigung zu finden, als vor dem Jahre 1848. England war von Flüchtlingen überschwemmt, und jeder einzelne hatte an den Niederlagen der Revolution schwer zu tragen. Die Sympathie der Reichen, der Brotgeber, war nicht mit ihnen; es waren Freiligrath Äußerungen von verschiedenen angesehenen Häusern zu Ohren gekommen, des Inhalts, daß er sich bei ihnen vergebens um eine Stelle bewerben würde; diese Offenheit hatte wenigstens das Gute, daß es ihm die Mühe ersparte, vergebens anzufragen, und ihn der Demütigung enthob, einen abschlägigen Bescheid zu erhalten. Anderseits waren die Aussichten auch in Amerika jetzt viel weniger günstig als einige Jahre früher; auch dorthin hatte sich der Strom der Flüchtlinge gewendet und über die Nachkommenden bereits den Vorsprung gewonnen: es waren unter ihnen nicht nur Handwerker und Arbeiter, sondern auch Männer von Bildung und Geist, Wissen und Gelehrsamkeit. Und so durfte unser Freund immerhin in Zweifel sein, ob sich jenseits des Meeres ihm günstigere Aussichten eröffnen würden, als auf dem gastlichen Boden Alt-Englands, welcher zugleich den Vorteil bot, daß er dem Vaterlande soviel näher lag.

Der Dichter war in England auf dringende Einladung bei einem Freunde abgestiegen, Mr. Andrew Johnson, dessen Bekanntschaft er gleich bei seiner Ankunft in England 1846 gemacht, und mit dem ein stets wachsendes

Einvernehmen schon damals einen freundschaftlichen und herzlichen Verkehr zur Folge hatte; so ward denn auch das Verhältnis während der dreijährigen Heimkehr nach Deutschland brieflich festgehalten. Johnson war Beamter bei der Bank, ein guter Kenner der deutschen Literatur, begeisterter Verehrer von Lessing und Goethe; er bewohnte in bequemem Wohlstand ein Haus in einer nordöstlichen Vorstadt; hier ward Freiligrath herzlich aufgenommen und bis zur Ankunft seiner Familie festgehalten. Tages über, während Johnson auf der Bank war, arbeitete Freiligrath auf dem britischen Museum oder in einem Kaffeehause, wo er deutsche Zeitungen und Landsleute fand, deren gar mancher in jenem Sommer durch die erste Weltausstellung nach London gezogen ward.

Hauptsächlich auf Freund Johnsons dringendes Zureden beschloß Freiligrath in London zu bleiben; dieser wie andere Freunde bemühten sich unablässig, für ihn eine sichere kaufmännische Stellung ausfindig zu machen; es gab angesehene Geschäftshäuser in London genug, bei denen Freiligraths politische Gesinnung keinen Anstoß erregte, und so durfte man wohl hoffen mit der Zeit eine geeignete Stelle zu finden. Den Freund für den Anfang einigermaßen sicher zu stellen, bot Johnson unaufgefordert die Hand; dazu kam eine neue Auflage der Gedichte und der Auftrag von Eduard Hallberger in Stuttgart, eine Auswahl aus der englischen Lyrik zusammen zu stellen, die schöne Sammlung Rose, Thistle and Shamrock. Freiligrath arbeitete daran mit Vorliebe und gewohnter Gewissenhaftigkeit; nicht allein daß er mit feinem Geschmack und dichterischem Verständnis die Auswahl traf, er stellte auch auf dem britischen Museum die genaue Fassung der älteren Gedichte fest, und ließ sich dabei weder Mühe noch Zeit noch Kosten verdrießen; dafür erfreut sich das Buch auch seit einem Vierteljahrhundert der steten Gunst der Leser.

So glaubte der Dichter der Zukunft getrost entgegenschauen und sein Zelt wieder auf englischem Boden aufschlagen zu dürfen. Er ließ Frau und Kinder, welche den Sommer über in Bilk zurückgeblieben waren, im September 1851 nachkommen. Ein kleines Haus in dem halbländlichen Hackney, wo auch Johnson wohnte, ward gemietet; dieses Hackney blieb trotz mehrfachen Wohnungswechsels fortan Freiligraths neue Heimstätte. Der benachbarte Eppingforst, die ausgedehnten Wiesen am Flüßchen Lea boten willkommene Gelegenheit zu Ausflügen, ein großer freier heideartiger Grasplatz, von Wegen und Baumgängen durchschnitten, die Downs, war der beliebte Spielplatz der Kinderwelt; Freiligrath hat den Platz, über den jetzt die Weltstadt hinweggeflutet ist, in einem unvollendeten Gedichte gefeiert:

An der Weltstadt nördlichem Saum,
Fern von ihrem Gebrause,
Bei der Pappel, dem Ulmenbaum,
Ländlich steht meine Klause;

Liegt eine Wiese, genannt die Downs,
Grün und wallend dahinter,
Grünt im Schatten des Weißdornzauns
Lustig Sommer und Winter.

Dort im Grase, das wellig weht,
Weiden Füllen und Rinder;
Dorten wandelt der stille Poet,
Dort auch spielen die Kinder;

Reiten auf Ponies mit lautem Schall,
Fahren mit ehrsamen Ziegen,
Schlagen den Reif und fangen den Ball,
Lassen den Drachen fliegen;

Freu'n sich des endlos entwickelten Knauls,
Dran er emporschwirrt zum Äther: —
Fern die Riesenkuppel St. Paul's
Anschaut den fröhlichen Zeter.

Scharf umrissen am Horizont,
Schwarz in dunstiger Gelbe,
Bald beschattet und bald besonnt,
Ragt sie wanklos dieselbe. —

Übrigens wohnte Freiligrath nicht immer im selben Hause; zweimal machte das Heranwachsen der Familie größere Räume und damit einen Wohnungswechsel nötig; doch lag die neue Wohnung immer nur wenige Schritte von der früheren entfernt; der alte Kirchhof mit seinem Wahrzeichen, the old Hackney steeple, ward buchstäblich von Freiligrath umkreist, was ihm öfters Anlaß zu dem Scherze gab, er drücke sich so lange um den Kirchhof herum, bis er darauf zu liegen kommen werde. Die von schönen Bäumen und hübschen Gärtchen umgebene Häuslichkeit Freiligraths ist öfters von befreundeten Besuchern aus der Heimat, wie von Rodenberg, Beta, E. v. Riendorf, G. Rasch u. s. w., in der Gartenlaube und anderen Zeitschriften anziehend geschildert worden.

Im Beginn freilich dieses zweiten Londoner Aufenthaltes, während des ersten mißbehaglichen Wartejahres, fühlte sich Freiligrath bisweilen recht einsam; aber er trug seine Einsamkeit mit dem ihm allezeit eigenen tapferen Mut und knorrigen Mannestrotz, wie er in seiner zweiten poetischen Epistel vom 23. Januar 1852 schreibt:

Ich bin nur Bär! Bär brumm' ich durch die Massen
Und gleiße nicht mit meinem „Dichterruhme",
Dem schön zerwetterten, durch Londons Gassen;
Den „Flüchtling", meinst du, könnt' ich doch als Blume

Der Passion im Knopfloch prangen lassen?
Ich dächte gar! Was bin ich diesem Volke?
Hinschreit' ich ruhig unter meiner Wolke!

Und stähle mich an diesem muthigen Leben,
In das auf's Neue mich mein Schicksal warf;
Das unerbittlich mich in frisches Streben
Und Thun hineinspornt, hart und rauh und scharf!
Das meine Träume, meine Lieder eben
So wenig kennt, als ihrer gar bedarf:
Das, achtlos meiner „Lorbeern", an mir rüttelt
Und mich — entwurzelt? — nein, nur fester schüttelt!

Indes wäre es nicht richtig, diese grämliche Stimmung des Dichters als eine ständige oder auch nur vorwaltende zu betrachten. Ein Jahr nach der Übersiedelung auf den englischen Boden, im Juni 1852, fand er eine Kommisstelle bei dem Inhaber eines Großgeschäftes in ostindischen Foulards, einem Mr. Oxford, mit einem Jahresgehalte von 200 Pfd.; derselbe genügte freilich in dem theuern London den Bedürfnissen einer stets wachsenden Haushaltung nicht; literarische Arbeiten, der Ertrag neuer Auflagen der Gedichte, Frau Idas deutsche Unterrichtsstunden an Töchter englischer Familien mußten zur Haushaltungskasse mit beisteuern. Mit größerer Sicherheit des Daseins wuchs auch das Behagen des Lebens. Freiligraths geselliger Verkehr erweiterte sich von Jahr zu Jahr, und er mußte sogar darauf Bedacht nehmen, daß derselbe nicht zu sehr an Ausdehnung gewinne. Denn nachdem Freiligrath den Tag über im Joche gearbeitet, fühlte er abends das unabweisbare Bedürfnis, sich und seiner Familie zu leben, und war nicht aufgelegt, weite Eisenbahnstrecken zu durchmessen, um ein paar Stunden in einem heitern Freundeskreise zuzubringen, den er sonst wohl zu schätzen wußte; doch machte er auch ab und zu eine Ausnahme. Auch sah er sehr gern, wenn gute Freunde sich in ungezwungener Weise an seinem Theetisch versammelten, was denn auch häufig geschah, besonders Sonntags. Karl Blind und dessen lebensfrohe Gattin verstanden es ganz besonders, ausgezeichnete Menschen aller Nationen unter ihrem gastlichen Dache zu vereinigen; bei ihnen fand man die gefeiertsten Namen der Flüchtlingswelt vereinigt: Mazzini, Louis Blanc, Ledru Rollin, Langiewicz, Klapka, Herzen, dazu manche literarische Größen Englands, wie Swinburne, Massey, Dixon u. a. Während der Verkehr mit den Freunden vom Rhein, Gottfried Kinkel und Karl Marx, zeitweise getrübt war, blieb der mit Blind ununterbrochen freundschaftlich; in den meisten politischen Fragen, wenn auch nicht in allen, gingen Freiligrath und Blind Hand in Hand: wie sie auch noch im Jahre 1870 einen Aufruf an die französische Nation gemeinsam unterzeichnet haben. An Agitationen irgend

welcher Art nahm der Dichter grundsätzlich keinen Teil, ebensowenig an den Parteistreitigkeiten, welche auch auf fremdem Boden die Flüchtlingswelt zerklüfteten.

Aber der Kreis von Freiligraths Bekannten bestand nicht bloß aus politischen Flüchtlingen, sondern auch aus gar manchen Deutschen, welche dauernd in London ansässig waren, dem ärztlichen, künstlerischen, journalistischen, wissenschaftlichen oder kaufmännischen Berufe lebend. So der beliebte Arzt Dr. Heß, die drei Brüder Althaus aus Detmold, der Arzt, der Musiker und der Schriftsteller, Professor Buchheim, die Kaufleute Gerstenberg und Schwarz, der Journalist Max Schlesinger, sowie Dr. Emanuel Deutsch, der Orientalist am britischen Museum u. a. Zu diesem stehenden Freundeskreise gesellte sich der wandelbare der Fremden, die London besuchten, unter denen gar mancher in Freiligraths Haus trat; manche freilich, auch der alten Bekannten, wichen dem verfemten Mann aus, wie H. Künzel, welcher 1852 eine deutsche Schauspielergesellschaft nach London geleitete. Fast jährlich kam, Mahagoniblöcken und Büffelhörnern nachzuspüren, der treue Theodor Eichmann aus Düsseldorf; auch Karl Weerth und Ludwig Merckel, die Jugendfreunde, besuchten ihn, und Heinrich Koester; von anderen Bayard Taylor, Bodenstedt, Rittershaus, Jul. Rodenberg, Joachim, Stephen Heller 2c. An Anregung fehlte es also nicht.

Gottfried Kinkel schildert in seiner schönen Festrede vom Jahre 1867 das Haus unseres Dichters mit Worten warmer Freundschaft: „Ich habe ihn erst in Deutschland wohl gekannt, wo er, fünf Jahre älter als ich, zuerst meine Jünglings-Dichtung ermutigte; und später nach längerer Unterbrechung habe ich in London gute Tage mit ihm verlebt. Unter dem harten Druck der englischen Arbeit hat er die unwandelbare Liebenswürdigkeit sich gewahrt, die alle so unwiderstehlich an ihn fesselt, welche ihn und sein Haus näher kennen, dies kleine freundliche Haus in der ländlichen laubgrünen Vorstadt, mit der geistig großen klaren Frau, die so eifersüchtig ist auf ihres Dichters Ruhm und Charakter, mit den schönen und lebhaften Kindern; dies Haus, das so gastfrei deutschen Freunden Sonntags sich öffnet; das freie lichte herzliche Gespräch, von jenem Humor gewürzt, der aus dem Herzen stammt, ein Leben im schönsten Sinne bürgerlich, wie alles Echteste in Deutschland bürgerlich ist — o es bleiben das unvergeßliche Stunden, als man den langen schmalen Garten neben dem Dichter auf und ab wandelte in Gespräch und Sonnenschein, und dort in der stillen Vorstadt der Londoner Nebel und das Londoner Getöse so fern, so fern blieb von der friedlichen hellen Sonntagsinsel.“

Wenn es die Zeit erlaubte, diente Freiligrath wohl den Freunden als kundiger Führer durch die Weltstadt. So bei Eichmanns erster Londonfahrt,

Mai 1852. Sie besuchten unter anderm auch ein Auswandererschiff, welches segelfertig im Hafen lag; sie ließen sich die glänzend ausgestatteten Räume zeigen; auf dem Verdeck drängten sich die Reisenden, meist Süddeutsche, Männer und Frauen, Schwarzwaldmädchen „im Schmuck der langen Zöpfe", Kinder um das bunt aufgestapelte Gepäck. Ein paar junge Leute traten an die Neugierigen heran. Sie sind Deutsche, sprach einer derselben; wir sind im Begriffe, in die neue Welt abzusegeln; Sie sind wohl die letzten Landsleute, die wir vor der Reise sprechen; der Abschied von Ihnen ist auch der Abschied vom Vaterland. So bitten wir Sie uns Ihren Namen zum Andenken zu nennen. Der Dichter nahm rasch das Wort; mit seiner gewohnten Scherzhaftigkeit stellte er den Freund vor als Kommerzienrat Eichmann aus Düsseldorf. Als er aber seinen eigenen Namen nannte, da stürzten die Männer auf ihn zu, ergriffen seine Hände und priesen sich glücklich, den Dichter der „Auswanderer" zu sehen, dessen Liederbuch sie nach Amerika begleite. Frauen und Kinder wurden herangerufen und alle wollten einen Händedruck haben. Tief gerührt stand Freiligrath im Kreise, dankte, wünschte glückliche Reise und „Euern Feldern Reis und Mais". Als die Freunde wieder das Ufer betraten, reichte Freiligrath mit nassen Augen Eichmann die Hand und sprach: Nicht wahr, lieber Freund, so etwas thut dem Herzen wohl, selbst wenn man vom heimatlichen Boden ausgewiesen ist?

So war es ihm auch eine große Freude, daß der Kölner Männergesangverein beim Besuch von London, Frühling 1854, ihm ein Ständchen brachte. Eine in jenem Sommer unternommene Reise nach Schottland brachte unserem Freunde den reichsten Genuß.

Und so gingen, trotz mancher Sorge, die Londoner Jahre unserem Dichter nicht einsam und freudlos dahin. Er schlug sich eben tapfer durch, arbeitete fleißig, brauchte wenig, nahm die ihm mehrfach angebotene Hülfe der deutschen Parteigenossen nicht an, hatte selbst eine allezeit offene und manchmal unvorsichtig offene Hand für verschlagene Deutsche, und während er für sich selbst nichts verlangen konnte, scheute er sich nicht, für schwerbedrängte Parteigenossen die Teilnahme der Barmer und Düsseldorfer Freunde anzurufen.

Fragen wir, was den Dichter in jenen Jahren der Dienstknechtschaft aufrecht hielt: es war vor allen Dingen der ihm beschiedene Segen des Familienlebens. Zu den vier lieben Häuptern, denen er Weihnachten 1850 zu Bilk den letzten Christbaum auf deutscher Erde angezündet hatte, gesellte sich noch das jüngste der Kinder, der am 7. August 1852 geborene Percy. Die Liebe zu Frau Ida, der heldenmütigen Genossin seiner Mühen und Entbehrungen, die Liebe zu dem in mannigfaltiger Weise sich entwickelnden

Häuflein der Kinder, das Bewußtsein für sie zu arbeiten, hielten unsern Dichter in dem Drang jener Jahre aufrecht; diese Mitteilungen kehren in jedem Briefe wieder, wenn sie auch um der Kürze willen vielfach unterdrückt sind. Morgens bei guter Zeit muß der Dichter-Kontorist ausziehen, denn der Weg zur City, auch outside Bus, ist weit; das bescheidene Mittagsmahl nimmt er in irgend einem Speisehaus; am Abend kehrt er müde zu den Seinen zurück; dann aber ist sein letzter Gang zu den Betten der schlafenden Kinder, sein letztes Wort ein: God bless you!

Als ob Freiligrath nicht genug in Amt und Haus zu thun gehabt hätte, so kamen noch die unglaublichsten Anforderungen an ihn heran, die sich alle auf seine bekannte Gefälligkeit und Herzensgüte stützten. Nicht nur ward seine Mildthätigkeit von heruntergekommenen Landsleuten, die sich gern als politisch Verfolgte darstellten, stark in Anspruch genommen, er sollte auch mit Rat und That in den wunderlichsten Angelegenheiten zur Hand sein. Ein Deutsch-Amerikaner sendet ihm einen Mastodonzahn, um die Rarität an das Britische Museum möglichst vorteilhaft zu verkaufen; ganz Unbekannten soll er durch seine Verwendung bei der Königin, dem Prinzen Albert, Palmerston Unterstützung oder Anstellung schaffen, den Plan einer Albatros-Post übers Meer befürworten, und was der Tollheiten mehr waren. Er scherzte oft: Wenn ich nur Gehalt dafür bekäme, Arbeit hätte ich genug für einen Allerweltskommissär! Er that, was in seinen Kräften stand und ließ sich keine Mühe verdrießen, wenn er wirklich jemanden von Nutzen sein konnte; es mußte es einer schon arg treiben, wenn er nicht eine kleine Gabe aus des Dichters allezeit offener Hand herauslocken konnte, wie etwa jener „Kölner Jong“, der auf das dreisteste um das Darlehen eines Sovereigns bat, und als Freiligrath die unverschämte Forderung ärgerlich zurückwies, das Kontor mit den im schönsten Kölner Platt verächtlich hingeworfenen Worten verließ: Un dat soll mich 'ne dütsche Dichter sinn!

Zum Schlusse dieser Überschau von Freiligraths Lebensverhältnissen während der siebzehn Londoner Jahre sei hier beigefügt, was des Dichters Gesinnungs- und Schicksalsgenosse, Ferdinand Wolff, uns darüber mitteilt:

„Was Freiligraths politische Stellung in Deutschland sowohl als in England war, das bezeugen am besten seine Lieder und Gedichte. Man würde indeß dem Dichter Unrecht thun, wollte man ihn von einem engen politischen Parteistandpunkte beurtheilen, zumal in den fünfziger Jahren, als er zum zweiten Male in London als Flüchtling verweilte. London war damals der Sammelplatz von Anhängern der verschiedensten Parteien aus allen Theilen Deutschlands. Nicht allein standen sich diese Parteien immer noch wie in Deutschland feindselig gegenüber, sondern auch die Anfeindungen

wurden immer heftiger, die Spaltungen immer größer; man klagte sich gegenseitig der Bestechlichkeit, der Verrätherei an. Während diese verschiedenen Parteien sich feindselig gegenüberstanden, hatten sie alle einen gemeinsamen Feind, die Noth, das Elend, den Mangel; die meisten deutschen Flüchtlinge waren nicht allein aller Hülfsquellen beraubt, sondern waren überhaupt ohne positiven Erwerbszweig, in fremdem Lande, dessen Verhältnisse ihnen ebensowenig bekannt waren als die Sprache; nicht zufrieden mit dem Verluste ihrer eigenen Federn, rauften sie sich noch die wenigen Federn, die ihnen verblieben."

„Freiligrath war der einzige Glanzpunkt in der Mitte dieser traurigen Zustände, und es ist leicht zu begreifen, daß die verschiedensten Parteien sich seinen Namen und seinen Einfluß streitig zu machen suchten. Jede Partei glaubte ein Recht zu haben, den Dichter für sich allein zu beanspruchen und sich unter die Aegide seines Namens zu stellen. Handelte es sich darum, Unterstützungsgelder von Deutschland zu beziehen oder durch seinen Einfluß Hülfsquellen in England zu eröffnen, so wurde seine Verwendung vor allem und von allen in Anspruch genommen, und so lange es der Abwehrung von Not und Elend, oder der Verfolgung von außen galt, war Freiligrath da; er gedachte nicht des elenden Haderns und Zankens, er gedachte nur der Noth der Anderen und ließ seinen Einfluß allen zukommen."

„Ein Mann wie Freiligrath, der einer königlichen Pension und der königlichen Gunst freiwillig den Rücken kehren und ins Ausland wandern konnte, ein Mann, der, im Auslande bereits gekannt und von den literarischen Notabilitäten in England geschätzt und verehrt, sich in England ebensowenig von Lords und Herzögen protegiren lassen wollte, wie von Prinzen und Königen in Deutschland; ein Dichter, der in seinem ersten wie in seinem zweiten Exil es verschmähte, die Muse sich zinspflichtig zu machen, und es vorzog, auf dem Comptoirstuhle sein Leben zu gewinnen: — ein solcher Dichter war nicht der Mann, der sich sklavisch irgend einer Partei unterordnen konnte. Er stand faktisch über allen Parteien, aber jede Partei behauptete und brüstete sich, daß sie allein im Besitze von Freiligrath sei."

„Die einzige Partei, welcher Freiligrath huldigte, war die Partei der Bedrückten, der Leidenden. Als Schurz, der Befreier Kinkels, auf seiner Reise nach Petersburg als amerikanischer Gesandter einige Zeit in London verweilte, ließ er im wahren Gesandtschaftsstile seine Karte u. a. auch dem Dichter Freiligrath zukommen. Wäre Schurz als Flüchtling nach London gekommen, so würde niemand mehr als Freiligrath sich beeilt haben, ihm entgegenzukommen. Aber Schurz, der amerikanische Gesandte am Hofe von Petersburg, obgleich hundertmal ein Republikaner, war ebensowenig der

Mann, dem Freiligrath Huldigungen darzubringen geneigt war, als einem königlichen Gesandten. Der Dichter schickte ihm daher seine eigene Karte zu, und Schurz machte seinen Besuch auf der Schweizerbank in der City."

„Freiligraths Arbeitszimmer in der City war damals das wahre deutsche Gesandtschaftsbureau; hier, vor dem Comptoirstuhle des Dichters, drängte sich das ganze verbannte Deutschland, um sich Raths zu erholen; der verbannte deutsche Dichter war im wahren Sinn des Wortes der deutsche Gesandte, man möchte sagen, eigens vom Schicksale nach England getrieben, nicht allein um den hülf- und rathlosen Exilirten zur Seite zu stehen, sondern auch um als versöhnendes Element zu wirken, damit die sich gegenseitig anfeindenden Parteien sich nicht einander zerrissen und zerfleischten."

„Man kann dreist behaupten, daß, was die Deutschen damals von den englischen sozialen Zuständen kannten, sie meistens der Vermittelung Freiligraths zu danken hatten, wie die Engländer ihrerseits die meisten Produktionen deutscher Literatur durch ihn kennen lernten. Nicht allein hatte Freiligrath dieses Fach neben seiner vielfach in Anspruch genommenen Thätigkeit in dem geachtetsten englischen Journale, dem Athenäum, zu bearbeiten, sondern durch seine Verbindung mit den besten deutschen Zeitschriften war er in den Stand gesetzt, für dieselben die müßig dastehenden Kräfte in Wirksamkeit zu setzen; so gewann er Mitarbeiter für das Morgenblatt, das Ausland, das deutsche Museum, ja seine Theilnahme ging soweit, daß er das Honorar im voraus für uns berechnete und gar wohl discontirte."

Es ist schwer, die siebzehn Londoner Jahre in einzelne Abschnitte aus-einander zu legen, denn sie gliedern sich nicht mehr nach dichterischen Kund-gebungen, sondern leider bei weitem mehr nach der äußeren Stellung, in welcher Freiligrath sich befand. Als erster Abschnitt lassen sich allenfalls die vier Jahre vom Mai 1851 bis Mai 1855 bezeichnen, d. h. das erste Jahr des Suchens, die drei Jahre der Dienstknechtschaft bei Ehren-Oxford, dem Großhändler in indischen Foulards. So mögen denn die Briefe aus dieser Zeit zunächst folgen und uns in das stille Haus des deutschen Dichters in Hackney hineinschauen lassen; jedoch sei vorher noch ein Blick auf die dichterischen und sonstigen literarischen Leistungen Freiligraths in diesen Jahren gestattet.

Freiligrath war auch in dieser Zeit strenger Geschäftsarbeit nicht müßig. An eigenen Dichtungen entstand nicht viel; so Eingang 1852 die beiden scharf spöttischen und trotzigen Episteln an Weydemeyer, den Redakteur eines deutschen Blattes in New-York; dann in den nächsten Jahren ab und zu ein heiteres Gedicht auf die Hochzeit eines Freundes, wie er sie so unver-gleichlich machen konnte. An die bereits erwähnte 1851 und 1852 gearbeitete

englische lyrische Blumenlese schlossen sich, wie aus den Briefen erhellt, Studien über die englische Poesie des 15. bis 17. Jahrhunderts, sowie die Übersetzungen nach Sidney und Spenser, dann 1853 die große Auswahl deutscher Poesie, welche unter dem Titel „Dichtung und Dichter" 1854 erschien. Das gewaltig umfängliche Buch will sich nicht eine Auswahl aus unserer gesamten Lyrik zur Aufgabe stellen, sondern hat sich einen beschränkteren Stoff gewählt: Wesen und Aufgabe der Poesie selbst in den Worten deutscher Dichter darzulegen, im zweiten Teile die Haupterscheinungen des deutschen Schriftlebens abermals von deutschen Sangesgenossen charakterisieren zu lassen. Es ist selbstverständlich, daß der zweite Teil manche Lücken aufweist, denn nicht jede bedeutende literarische Erscheinung hat in der Folgezeit ihr Preislied gefunden; was aber der Sammlung jedenfalls zuerkannt werden muß, ist die Neuheit des Gedankens, welcher ihr zu Grunde liegt, sowie daß der Sammler eine allumfassende Belesenheit, eine wirklich fabelhafte Kenntnis auf dem weiten Gebiete unserer nationalen Poesie bewiesen hat. Im übrigen hat das Werk keine zweite Auflage erlebt, woran neben dem allzubeträchtlichen Umfang wohl auch der Umstand schuld sein mochte, daß der Stoff eben ein beschränkter ist.

Die vorliegenden Briefe sind an bereits bekannte Freunde gerichtet. Besonders ergiebig sind diejenigen an den treuen Eichmann in Düsseldorf; daran schließen sich einige an Heinrich Koester, Wolfgang Müller, C. Stumpf; Heinrich Künzel kommt vorübergehend in Freiligraths Nähe, weicht aber dem Demokraten und Flüchtling vorsichtig aus; auch der unterbrochene Verkehr mit Gottfried Kinkel, Berthold Auerbach und Karl Buchner wird wieder aufgenommen, wie immer spärlich aber herzlich der mit L. Merckel. Seit 1857 tritt ein lebhafter Briefwechsel mit dem Jugendfreunde Karl Weerth ein, wieder anders gefärbt mit den warmherzigen Erinnerungen an Jugend und Heimat, der Anhänglichkeit an Detmold; auch des Dichters unglaubliche Gefälligkeit wie seine eingehende Kenntnis der Zoologie treten in schönster Weise dabei hervor.

An Theodor Eichmann.

London, 7. Aug. 1851.

Edler Eichrath!

Du mußt mir mein langes Schweigen schon vergeben. Meine Frau wird Dir gesagt haben, daß ich mit einem Bändchen neuer Makulatur (dies Mal zum Glück nicht eigener) eifrig beschäftigt bin, und da weißt Du schon aus alter Erfahrung, daß ich mir nur zu den allernöthigsten Briefen die Zeit abmüssige. Heute komme ich nun endlich Dir zu sagen, daß ich mich

zum Bleiben in England entschlossen habe, und daß meine Familie mir im nächsten Monat (so bald wie nur irgend möglich) folgen wird. Der größte Theil meiner Mobilien, dessen Auswahl meine Frau besorgen wird, muß nun natürlich den Weg alles Holzes wandeln, und ich nehme Dein Anerbieten, beim Verkauf mit Rath und That behülflich zu sein, dankbar an. Hoffentlich wird es nicht nöthig sein, die Sachen zu allzuargen Spottpreisen zu verschleudern. —

Scheller's Fall geht mir wirklich zu Herzen, doch denk' ich, daß alles noch besser abläuft, als Ihr jetzt denkt. Fast kommt mir die ganze Geschichte wie eine Drohung vor. Doch wird sich Scheller auch im schlimmsten Falle schon zu stellen wissen. Soviel steht fest, daß er jetzt, Arm in Arm mit mir, sein Jahrhundert in die Schranken fordern kann — daß er berühmt geworden ist (er soll jetzt nicht mehr der Sparende heißen, sondern der Berühmte) und

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Ist der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch!

Da kann er sich schon trösten! Tröste ich mich doch auch, und bin nicht einmal der Berühmte, sondern bloß der Berüchtigte.

Deine Mittheilung über die Höhle des in Gott ruhenden Neander fällt mir, wie ich Deine Briefe noch einmal überlese, schwer auf mein fühlendes Herz. Ich wollte nämlich in der That die gewünschten Verse aufschreiben, bin aber — und gewiß ohne meine Schuld — nie dazu gekommen. Ich komme überhaupt nie zu was Rechtem, bis ich wieder meine eigene Häuslichkeit habe, meine Frau mit zehn Schritten erreichen kann, und meine Kinder um mich herum tosen höre. Nun, will's Gott, wird das ja Alles bald wieder der Fall sein. Und wenn es mit der Erfüllung Deines Wunsches also nicht gar zu sehr eilt, so komme ich demselben immer noch mit bekannter Galanterie nach.

Nun Adieu denn für heute, Treuer, Redlicher, Ergrauender! Inliegende Lebenszeichen überhändige den Betreffenden und grüße Alles, was sich meiner gern erinnert. Es ist mir doch manchmal sehr gemüthlich, daß ich hier unbehindert Half and Half trinken kann.

Gott mit Dir denn, wackerer Eich- und Mahagoni-Mann! Gedenke mit wohlwollendem Lächeln

Deines
immer getreuen,
wenn auch täglich bösartigeren
und knurrigeren,
(weil im Exil und einsam lebenden)
Freundes und Wohlwünschers
F. Fth.

An Theodor Eichmann.

London, 16. Okt. 1851.

Lieber Commerzienrath!

Da ich Dir jedenfalls gern ein paar Zeilen in meine alte Heimath schicken möchte, so ist es wirklich die höchste Zeit, mein langes Schweigen zu brechen.

Nimm nun vor allen Dingen noch einmal meinen herzlichen Dank für alle mir und den Meinen in der letzten Zeit erwiesene Freundschaft an! Ich mache nicht viel Worte deßwegen, aber Du weißt, wie ich es meine, und kennst mich hoffentlich genug, um von der Aufrichtigkeit meiner Versicherungen und dem Bestande meiner Gesinnungen für Dich überzeugt zu sein. Für die Begleitung meiner Familie durch Belgien kann ich Dir wirklich nicht genug danken. Meine Frau mit den vier Trabanten würde ohne Deinen Schutz und Deine Hülfe gar nicht zurecht gekommen sein, da sie und das Kindermädchen fortwährend von den beiden Jüngsten in Anspruch genommen waren. Du hast nur Mühe und Last von dieser Tour gehabt (und Kosten obendrein), und es quält mich das beinahe, da ich — wie Du mit ergrauenden Locken voranschreitest im Thale der Jahre — schwerlich jemals Veranlassung haben werde, auch Dir Weib und Kinder in einen sichern Hafen zu retten. Nun, wie dem auch sei, ich bin und bleibe Dir verpflichtet, und bekenne mich einem so treuen und bewährten Freunde gern und freudig zu jeder Schuld, in die seine aufopfernde Güte und Redlichkeit mich gestürzt hat.

Die Stunde des Wiedersehens war, wie ich Dir nicht erst zu sagen brauche, eine überfrohe und überglückliche. Mein Herz schlug hoch, als das Boot durch den Mastenwald der Themse zuerst sichtbar wurde. Um dem Herankommenden näher zu sein und es besser überschauen zu können, sprang ich auf das Quarterdeck eines am Quai liegenden Edinburger Dampfers. Nun ruderte es langsam näher, nun wandte es sich, um Bord an Bord zu legen, und nun — ja, da sah ich sie wieder, die fünf lieben Gesichter, die ich länger als vier Monate entbehrt, die ich wachend und träumend vor mir gesehen habe, nach denen ich mich gesehnt, um die ich mich gehärmt hatte. Ida, mit Louischen auf dem Arme, winkte mir lächelnd. Der Kobold Käthchen stand grüßend auf einer Bank oder einer Tonne, Wolfgang mit den großen Augen strahlte vor Freude, selbst Louischen kannte mich auf der Stelle und warf mir Kußhändchen zu, Otto aber, der Dicke, Prächtige, sah stumm und verwundert von dem Arme seiner Wärterin in das Gewimmel des Hafens und der Werfte. Nun war das Schiff gelandet, und nun — doch da sind Worte zu schwach, aber die Erinnerung an den Moment treibt mir noch in dieser Minute eine Thräne in's Auge, deren ich mich nicht schäme.

Die Ueberfahrt war für Alle eine mühevolle und beschwerliche gewesen.

Seekrankheit vom ersten Augenblick an, wo das Schiff sich in Bewegung setzte, dazu eine überfüllte Kajüte u. s. w. Käthchen und Wolf haben zusammen in einem „Schrank,“ d. h. so sagt Käthchen, es war aber eine gewöhnliche berth, die Schlafanstalt auf einem Seeschiff, — geschlafen. Ich war froh, als ich die ganze Armee in einer Droschke hatte und sie in die Wohnung meines Freundes Johnson geleiten konnte, wo englischer Comfort und englische Gastfreiheit bald Alles wieder in's rechte Gleise brachten.

Am Tage nach der Ankunft meiner Familie trafen auch meine Bücher von Rotterdam ein, und eine Woche später sämmtliche übrige Effekten. Fracht, Zoll, an's Haus schaffen und alle sonstigen Kosten beliefen sich leider Gottes doch auf £ 30, 10 sh. 4 d. Eh bien, auch das verschmerzt sich leichter, wenn man denkt, daß nun doch eine Zeit verhältnißmäßiger Ruhe eingetreten sein wird. Seit dem 23. September, übermorgen 3 Wochen, sind wir in unserm eignen Häuschen, und fangen vor und nach an uns heimisch in ihm zu fühlen. Ida war mit der Wahl der Wohnung sehr zufrieden, und es ist auch ein gesundes, hübsch gelegenes, durchaus passendes Gehäuse. Hoffentlich nimmst Du es Dir im nächsten Jahr selbst einmal in Augenschein. Ich freue mich sehr, wenn ich an die Möglichkeit denke, dich einmal hier zu sehen, und am Scheine des Küchenfeuers (in der Stube wird beileibe nicht geraucht) zum schäumenden Porter eine von Ew. Liebden geschmuggelte Cigarre mit Dir zu rauchen. Unsere Küche ist aber wohnlicher und hübscher als z. B. unser früheres Parterre-Zimmer. Wir nehmen unsre sämmtlichen Mahlzeiten in ihr ein, was der Wohnstube (bei den 4 kleinen Ferkeln) natürlich sehr zu Gute kommt. Meine Studirstube ist sehr freundlich und elegant, und hat die große Annehmlichkeit, daß ich keinerlei polizeilichen Besuch in ihr zu erwarten habe.

Wir sind bis jetzt (Gottlob und unberufen!) gesund und wohl darin gewesen. Käthe, Wolf und Otto haben etwas Husten, sonst sind alle vier frisch und munter. Otto läuft seit 14 Tagen. Es sieht komisch aus, wenn er, wegen seiner Fleischmasse etwas unbeholfen, daherschwankt und bald vorn, bald nach hinten einen Purzelbaum schlägt. Dabei lacht er natürlich immer, und schreit nur, wenn er seine Nahrung verlangt. Wolfgang hat wieder ein Kätzchen zum Spielen. Der Junge hat Thiere über Alles gern. Doch hat ihm und Käthe die Exhibition selbst noch mehr Vergnügen gemacht, als die zoologischen Gärten, welche Käthe die theologischen Gärten nennt.

* * *

An Ludwig Elbers.

3, Sutton Place, Hackney,
London, 21. Nov. 1851.

— Neues von hier, was Du nicht schon längst aus den Zeitungen

wüßtest, kann ich Dir nicht melden. Es wäre denn, daß ich die Nachricht von der Abreise Kossuth's mit der frohen Botschaft von der Ankunft Scheller's (einst des Sparenden, jetzt des Berühmten) ergänzte. Die großen Männer lösen einander ab. Scheller als politischer Flüchtling ist übrigens in der That eine interessante Erscheinung. Er begreift selbst kaum, wie er zu der Ehre kommt, und schwelgt, wenn man ihn in Ruhe läßt, in schmerzlich süßen Erinnerungen an seine verlassene Geliebte, die Schaub'sche Buchhandlung. Tröstet man ihn damit, daß diese Verlassene (durch das nach ihm und seiner Rückkehr täglich und stündlich fragende Publikum) bedeutend in Aufnahme kommen werde, so lächelt er säuerlich und nimmt mit stürmischer Hast einen Schluck brandy and water. Des Morgens scheint er dann und wann an Katzenjammer zu leiden. Mit seiner englischen Hauswirthin unterhält er sich pantomimisch, so zwar, daß z. B. das Stubenmädchen (wenn sie wissen will, ob er zu Haus ißt), auf den Mund deutet und ihn fragend dabei ansieht. Es coursiren dunkle Gerüchte, daß er die erste derartige Geste für eine Aufforderung zum Küssen gehalten und demgemäß gehandelt haben soll. Das ist das Loos des Flüchtlings auf der Erde! Sonst geht es ihm wohl, doch klagt er manchmal über die Vergänglichkeit der edlen Metalle im Lande der verhängnißvollen drei Buchstaben L. S. D. Im schlimmsten Falle, tröste ich ihn dann, lasse ich Dich und den Commerzienrath für ihn sammeln, und dies ist dann natürlich wieder eine Aussicht, die Sonnenschein auf sein verhärmtes Gesicht zaubert.

Vom Commerzienrath habe ich lange nichts gehört, und weiß nur aus Deinem Briefe, daß meine nach Soest adressirte Epistel ihn dort nicht verfehlt hat. Es fehlt nur noch, daß auch dieser Redliche den Kelch des Flüchtlingsthums schlürfen muß. Am Ende nehmt Ihr noch Alle die Stiefel auf den Buckel, und tretet das Wasser bis nach Amerika. Dort ist freilich auch nicht Alles Gold was glänzt; doch vollkommen ist auf der verrückten Kugel ja eben Nichts. Mit dieser Wahrheit (und nebenbei im Augenblick auch mit Heine's Romanzero) tröste ich mich auch in England. —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 30. Dec. 1851.

Diese Zeilen, hoffe ich, werden am Neujahrstage in Deine Hände gelangen, und ich rufe Dir bei diesem Anlasse diesmal ein mehr als gewöhnlich ernst gemeintes: „Glück auf!" zu. Möge der Schritt, den Du vor hast, Dir in jeder Hinsicht zum Heile gereichen, das ist mein herzlicher und aufrichtiger Wunsch!

Deine Nachrichten über Soest, über die rothbelaubte Haar ꝛc. habe ich

gern und mit Dank gelesen. Wenn ich so von Deinen Streifzügen durch meine alten Gebiete lese, so beschleicht es mich wirklich manchmal wie Heimweh. Namentlich beneide ich Dich um Deine Besuche im Lippischen. Ich möchte wohl einmal mit Dir, still und unbemerkt, mein altes Detmold durchwandern und Dir alle die Plätze meiner Kindheit zeigen. Je älter man wird und je weiter man von der Heimat verschlagen wird, um so öfter und inniger denkt man an Alles zurück, was nie mehr wiederkommt.

Ueber mich und meine Familie ist wenig zu berichten. Gesund sind wir im Augenblick Alle, Gottlob und unberufen! Der Keuchhusten ist von den Kindern glücklich überstanden. Am Weihnachtsabend hatten wir ein hübsches Bäumchen mit allem üblichen Zubehör von Lichtern und Spielsachen — es war eine stille, trauliche Feier, die mich zwar etwas weich stimmte, bei der ich aber doch im Grunde meines Herzens froh und glücklich und dankbar war. Und konnte ich es denn nicht auch sein? Meine Kinder frisch und jubelnd, meine Frau heiter und wohl, ich selbst frei, frei, frei! —

Vorige Weihnachten brachten wir, mit Dir und Koester, bei Häringssalat und Geisenheimer vergnügt zu. Wir haben uns des Abends diesmal gern und in Treue erinnert.

Mit meiner englischen Anthologie, deren Zusammenstellung mir wirklich Freude macht, und die ein gutes Buch werden wird, bin ich jetzt bald fertig. Auch die Muse stellt sich vor und nach wieder ein, und wenn ich reich genug bin, abermals Selbstverleger zu werden, kann ich nächsten Sommer hoffentlich wieder ein Heftchen publiciren.

Sonst habe ich noch nichts Festes hier gefunden. Man wollte mich neulich, nach Lord Palmerston's Entlassung, zum Minister des Auswärtigen machen: ich lehnte jedoch ab, und wir wollen nun sehen, wie sich der arme Granville zurecht finden wird. Es wird jedenfalls im nächsten Jahre ein schöner Bottich voll Politik zusammengebraut, und über das arme Europa ausgegossen werden. Mich soll wundern, wie England sich in den bevorstehenden Conflicten, zu denen es mit seiner nächsten Handelskrise wesentlich beisteuern wird, stellt und verhält. —

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney, London 1. 2. 52.
10 Uhr Abends, wo Du wahrscheinlich im Ludwig des edeln Gerstensaftes genießest.

Es hat fast einen ganzen Monat angestanden, ehe ich Deinen wirklich herzlichen und freundschaftlichen letzten Brief beantworte. Nimm vor allen Dingen meinen besten Dank für alle guten Wünsche für meine und der

Meinigen Zukunft! Ich weiß, wie treu und ehrlich Du es meinst, und schüttele Dir von Herzen die zum Segen über mich ausgestreckte Rechte!

Ueber mich und unser Leben hier läßt sich wenig sagen. Ich grüne und blühe, wie immer, und bin der Düsseldorfer Freunde in Treue gedenkend! — Neulich war ich wegen Wölfchens sehr in Sorge, es trat aber ein günstiger Wendepunkt in der Krankheit ein, und der Junge ist jetzt, Gottlob und unberufen, wieder ganz gesund, ißt und trinkt tüchtig (wird sogar fett davon) und überrascht uns nicht selten mit tiefsinnigen Bemerkungen, die beweisen, daß sein Geist mit dem Körper Schritt hält. So gestern mit der folgenden (aus dem Gebiete der praktischen Philanthropie): „Mama, ist es Sünde, wenn man einem Juden den Hals abschneidet?" Und vor einigen Tagen beim Essen: „Menschen kommen in den Himmel — Kartoffeln in's Bäuchelchen — mein Bäuchelchen ist den Kartoffeln ihr Himmel!" Eine barbarische Theologie! Die auch insofern Sinn hat, als ja nur die guten Menschen in den Himmel und die guten Kartoffeln in die elysischen Gefilde des Bauches zugelassen werden. Die mit schwarzen Augen 2c. 2c. können lange warten!

Käthe, Louise und Otto wachsen und gedeihen, daß es eine Lust ist, und meine Frau hält sich in allen Wirren und aller Last, die die liebe kleine Heerde bereitet, tapfer und aufrecht. Möge Alles so gut fortgehen! In der still umfriedeten Häuslichkeit findet man den besten, den einzigen Ersatz für alles Andere!

Das Erbieten, welches Du mir im Namen des Barmer Freundeskreises machst, hat mich innig erfreut und gerührt. Ich danke Euch Allen herzlich. Sonst keine Worte — die verlangt Ihr nicht! Geht Noth an Mann, so werde ich nicht erröthen, mich Freunden anzuvertrauen, und mich durch Freunde verpflichten zu lassen. Im Augenblick ist es aber nicht nöthig. Ich habe noch einige Einnahmen vor mir in nächster Zeit, und denke überhaupt, daß es mir, wenn ich gesund bleibe, gelingen wird, mich mit eigenen Fäusten durchzuboxen. Mit dem Gewinn einer Stellung sieht es freilich mißlich aus. Ich stoße auf mehr Schwierigkeiten, als ich Dir beschreiben kann. Doch thut Alles nichts, wenn ich mit den Meinigen gesund bleibe, und wenn mir die poetische Ader (die eben jetzt sehr ergiebig und anmuthig springt), nicht trocken wird. Noch einmal: Dank, herzlichen Dank! Euer ungesuchtes, gut und freundschaftlich gemeintes Erbieten soll mir wie ein Schatz sein, den man sich wohl hütet anzugreifen, der aber doch für alle möglichen Fälle ein Gefühl von Ruhe und Sicherheit giebt!

Amen, Selah, und Deine Hand, alter treuer Freund und Commerzienrath! Ich ernenne Dich hiermit zu meinem geheimen (wirklichen) Commerzien-

rathe! Wie ich in meinem letzten Briefe sagte: Stolz und Blume der Handelsräthe! —

* * *

An Heinrich Künzel.

3 Sutton Place, Hackney,
6. Juni 52.

Wie ich höre, bist Du in London, und es würde mir eine herzliche Freude sein, wenn ich Dich begrüßen, und bei einer Flasche Ale „Should auld acquaintance be forgot“ mit Dir anstimmen könnte. Seit wir unsern Freund in Pforzheim besuchten und seit mein Hund Strolch (er hat inzwischen das Zeitliche gesegnet und schlummert sanft in seiner heimathlichen rothen Erde) Deine Hausgenossenschaft terrorisirte, sind unsere Bahnen himmelweit auseinander gegangen: wir müssen uns alsó billig freuen, daß sie, wenigstens körperlich, sich wieder einmal berühren, und dürfen die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, uns im Vorüberfluge die Hand zu reichen und zu sehen, ob wir im innersten Kern „for a' that and a' that“ nicht doch die Alten geblieben sind. So meine ich wenigstens, und auch Du, hoffe ich, wirst auf dem neutralen Boden Alt-Englands keinen Anstand nehmen, das milde Licht Deines Wandelsterns in meine (sonst allerdings compromittirende) revolutionäre Kometennähe zu bringen.

Auch meiner Frau würde es eine große Freude sein, Dich bei uns zu sehen und Dir unsre rising generation (zwei Buben und zwei Mädchen) zu segnender Handauflegung vorzustellen.

Also komm' einmal heraus, schreib' mir aber einen Tag vorher, daß Du mich sicher triffst.

* * *

An Heinrich Künzel.

3 Sutton Place, Hackney,
Monday, 14. 6. 52.

Dein Couvert mit den zwei Tickets zu „Kabale und Liebe“ ist mir vorgestern ein Beweis gewesen, daß Du mein neuliches Billet richtig empfangen hast. Ich habe es freudig willkommen geheißen, und unter der Voraussetzung, daß es der einstweilige Vorläufer Deiner baldigen, persönlichen oder schriftlichen Beantwortung meiner Zeilen sein sollte, keinen Anstand genommen, von den Tickets dankbarlichst Gebrauch zu machen. Solltest Du gelegentlich noch über Tickets zu verfügen haben, so bitte ich, mich nicht zu vergessen. Ich revanchire mich durch Correspondenzen in Cotta's Instituten.

Kurz vor der Eröffnung Eurer Gnadenpforte vorgestern Abend sah ich

Dich aus der Nebenthür auf die Straße treten und die Richtung nach St. James' Square einschlagen. Ich freute mich Deiner wohlbefrackten, glattshavirten, würdevollen Persönlichkeit, wurde aber durch das Gedränge und die Rücksicht auf meine Begleiterin abgehalten, Dir nachzuspringen und meine Complimente zu machen. Hoffentlich gibst Du mir bald Gelegenheit, das Versäumte nachzuholen. Hast Du vielleicht nächsten Sonntag frei, und willst den Tag bei mir zubringen? Oder scheint es Dir räthlicher, mich Nachts zu besuchen, à la Nicodemus? Ich bin jederzeit für Dich zu Hause, und glaube, daß Auld Lang Syne und Literatur (ich revidire eben eine Anthologie aus den englischen Dichtern, welche ich während des vorigen Winters für Stuttgarter Verlag zusammengestellt habe, und bin außerdem mit einem auf die englische Poesie des 15. und 16. Jahrhunderts Bezug habenden Werke beschäftigt) uns Unterhaltungsstoff genug bieten werden, ohne daß wir nöthig hätten, uns über Politik zu zanken. Ich bin überhaupt affabler, als Du vielleicht denkst. Bin überdieß Besitzer zweier Fracköcke und kann gelegentlich selbst so tief sinken, daß ich mich zweimal des Tags rasire.

Für heute denn Adieu, „Du reines Hermelin der alten Schule!"

Ganz Dein

F. Freiligrath.

* * *

An denselben.

Beim Herannahen des Schlusses Eurer Vorstellungen und Deiner Abreise statte ich Dir noch einmal meinen herzlichen Dank für Deine wiederholte freundliche Aufmerksamkeit ab.

Sollte ich Dich nicht mehr sehen (ich gebe den Gedanken an Deinen Besuch nachgerade auf und will Dich durch eine wiederholte Einladung nicht uneasy machen), so ruf' ich Dir hiermit ein gut gemeintes Lebewohl zu, und bitte um Dein freundliches Andenken. Grüße die Freunde, die des verlorenen Sohnes und räudigen Schafes noch gedenken (ich habe zunächst Buchner's, Felsing's, Nodnagel's, Tenner und seinen Schnurrbart im Sinn), und ruhe aus am Gestade des Darms von den Mühen und auf den Lorbeern dieser Londoner Sommer-Campagne.

Always truly yours

Monday Evening. F. Fth.

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney, London,
19. Juni 1852.

Wir haben uns alle herzlich gefreut, von Deiner glücklichen Heimkehr

zu hören, und danken für die Besorgung unserer verschiedenen Aufträge. — Vor allen Dingen muß ich Dir jetzt mittheilen, daß ich eine Stelle gefunden habe, und zwar bei Herrn Oxford! Am 16. d. M. Abends empfing ich ein Billet unseres Freundes Sigismund Hannibal (NB. mit dem Familiennamen Goldregen), worin er mir mittheilt, daß Oxford — der eben auf Helgoland ist — ihm geschrieben habe, daß, wenn ich noch zu ihm kommen wolle, er gern bereit sei, mir £ 200 zu geben. Ich habe dies Erbieten, das doch immer von Vertrauen zu mir und dem wirklichen Wunsche, mich zu gewinnen, Zeugniß ablegt (um so mehr, als ich mich gar nicht weiter um den Platz bemüht hatte), nicht von der Hand weisen zu dürfen geglaubt, sondern es am Morgen des 17. (meines Geburtstages) dankbarlichst acceptirt. Sigismund Hannibal tanzte zur Bekräftigung der Sache ein graziöses Pas de deux mit mir durch sein staunendes Comptoir, und nachdem ich mich von der Anstrengung dieser Ceremonie einigermaßen erholt hatte, schrieb ich sofort (mit einer Goldfeder) eine schwungvolle Epistel nach Helgoland, die — mit Goldsand gesandelt, mit Goldlack gesiegelt und mit güldenem Pittschaft pitschirt — der Tebel hol mer — nicht verfehlen wird, einen güldenen Eindruck zu machen. So ist die Sache denn fest. Ende Juli trete ich ein. Ueber die bei meinem Eintritt stattfindenden Festlichkeiten wirst Du später in den Zeitungen lesen. Es wird schon jetzt Allerlei gemunkelt. Die Eisenbahn wird — wie es heißt — ihre sämmtlichen Bahnhöfe zwischen Hackney und Fenchurchstreet (wie auch nicht minder die Locomotiven ꝛc. ꝛc.) feierlich bekränzen; beim Aussteigen in der Stadt werde ich vom Lord Mayor und sämmtlichen Aldermen solenne empfangen; sodann Procession zum Comptoir; Uebergabe meines (selbstredend auch bekränzten) Pultes und Schreibstuhls; Tanz auf Bury Court; grandioses Diner in London Tavern, wobei der alte Huth präsidirt; Ball, den ich mit der Königin zu eröffnen geruhen werde; zum Schluß allgemeiner Goldregen, und Vertilgung einiger Ox- (nicht förde) sondern: höfte besten Danziger Goldwassers.

Schwerenoth, wie begeistert meine Goldfeder mit all den Herrlichkeiten über's Papier tanzt! Ich muß wirklich einen ordinären Gänsekiel nehmen, wenn ich wieder in das Fahrwasser der schlichten Bürgerlichkeit einlenken will!

Also gesetzt und vernünftig zu reden! Die Stelle ist nicht brillant, aber sie sichert mich doch gegen schlimme Zufälligkeiten, und gewährt mir und den Meinigen eine anständige, wenn auch bescheidene Existenz. Zudem ist sie in vieler Hinsicht angenehmer, als eine Situation in einem größeren Hause, wo die Menge der Commis Reibungen und Rivalitäten hervorruft, und wo der Einzelne, dem Prinzipal gegenüber, immer in einer mehr oder weniger verzwickten Lage sich befindet. Dies ist in einem kleineren

Hause, und namentlich auch bei Oxford, nicht der Fall. Ich werde dort erster Commis sein (außer mir sind nur noch zwei junge Leute da) und es scheint mir fast, als wenn ich von O. nur deshalb (und zwar mit freiwilliger Salairerhöhung) gewählt worden sei, weil er in mir einen Mann zu finden hofft, auf den er sich ganz verlassen kann und der ihn, wenn er auf Reisen ist u. dgl., zu vertreten die nöthigen Eigenschaften besitzt. Dies läßt mich auch nicht ohne Grund erwarten, daß die Stellung, wenn O. in mir findet, was er braucht, nach einiger Zeit selbst noch besser honorirt werden kann. O. ist ein sehr reicher Mann (wie ich seitdem in Erfahrung brachte), und soll außerdem in hohem Grade rechtlich sein und liebenswürdig. Ich werde mit Eifer und Thätigkeit an's Werk gehen, und keine Chance, die mir das Geschäft etwa bieten möchte, unbenutzt lassen. Uebrigens — um Alles zu erwähnen — bin ich zunächst für deutsche und französische Correspondenz und Buchführung engagirt. Das Geschäft ist einfach und ruhig. Oxford macht nur in Einem Artikel: Ostindische Foulards, soll darin aber das erste Haus in London sein.

Soviel hiervon! Eine Correspondentenstelle bei August Boelling wäre mir freilich noch lieber: da ich aber leider nicht in Barmen sein kann, so muß ich wohl einstweilen in London mich noch tummeln. Halte mich aber dem Freunde August für meine alten Tage bestens recommandirt! Eine Stelle mit möglichst geringer Arbeit und möglichst hohem Salair würde mich als Geschenk zu meinem 55. Geburtstage (dann bin ich ja längst wieder drüben!) ganz angenehm überraschen. —

* * *

An F. A. Brockhaus' Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

London, 9. Juli 1852.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe sehr um Entschuldigung zu bitten, daß ich mich erst durch Ihre freundliche Mahnung vom 3. d. M. bestimmen lasse, Ihrer Aufforderung vom 5. Juni zu entsprechen. Verschiedene Abhaltungen, deren Beseitigung nicht in meiner Macht stand, tragen die Schuld des Verzugs. Ohne dieselben würde ich Ihre Erlaubniß, zu dem mich betreffenden Artikel in der vorigen Auflage des Conversations-Lexicons Zusätze (und eventuell Berichtigungen) für die neue liefern zu dürfen, schon eher auf's Dankbarste benutzt haben.

Der frühere Artikel führt mein Leben bis zum Jahre 1843/44, und meldet Fakten und Jahreszahlen mit aller mir nur wünschenswerthen Genauigkeit. Doch scheint er mir, namentlich in Bezug auf meine erste Entwicklung, fast zu sehr bloßer Umriß, und ich würde mich freuen, wenn

die neue Bearbeitung Raum für ein paar Bemerkungen finden könnte, die, wie kurz und flüchtig auch gegeben, dennoch gleich dazu dienen würden, das nackte Gerippe zu füllen und zu bekleiden. Dazu gehört vor Allem, daß mein Vater — ein braver, in seinem Fache äußerst tüchtiger, von seinen Mitbürgern allgemein geliebter und geachteter Mann — die ersten dichterischen Versuche des Knaben (sie begannen mit dem achten Lebensjahre) freudig begrüßte; daß er aber nicht nur etwaige Anlagen zu erkennen und zu fördern verstand, sondern auch durch Wort und Beispiel dem Charakter die Richtung auf's Ernste und Ehrenhafte zu geben wußte. Ferner: daß unter den Lehrern des Detmolder Gymnasiums hauptsächlich Falkmann (der bekannte Stylistiker) bleibenden Einfluß auf mich ausübte; daß neben ihm Archivrath Clostermeier (Verfasser des Werkes „Wo Hermann den Varus schlug") lebhaften und thätigen Antheil an meinem Studiengange nahm; daß Chamisso und Schwab es waren, die mich durch anregenden Briefwechsel mit meiner Amsterdamer Einsamkeit aussöhnten; daß ich von Barmen aus mit Immermann und seinem Kreise rege Beziehungen unterhielt, daß ich, Barmen verlassend, zunächst an's Siebengebirge ging, dort meine jetzige Frau kennen lernte (eine geborne Weimaranerin, deren Kinderspielen mit seinen Enkeln Goethe noch gelächelt), den eingestürzten Rolandsbogen wieder aufbaute, und mich dann erst nach Darmstadt und später nach St. Goar wandte; daß endlich Alexander von Humboldt, ohne mein Zuthun durch den Kanzler von Müller dazu veranlaßt, mir den bekannten Jahrgehalt vom König von Preußen auswirkte.

Dies, geehrter Herr, wären etwa die Specialien, die der Artikel, soweit er mein Leben bereits behandelt, nachtragen könnte. Für die spätere Zeit bin ich so frei, die nachstehenden Andeutungen zu geben. Meine Sammlung politischer Gedichte „Ein Glaubensbekenntniß" erschien im Oktober 1844, nachdem ich meine preußische Pension bereits seit Beginn des nämlichen Jahrs nicht mehr erhoben und sie kurz vor Ausgabe des Buches, vermittelst eines Briefes an den Minister Eichhorn, förmlich in die Hände des Königs zurückgelegt hatte. Verfolgung voraussehend, ging ich nach Belgien, und verließ Brüssel eben zeitig genug, um einer auf preußische Requisition angeordneten Verhaftung zu entgehen. Ich lebte darauf in der Schweiz, theils bei Rappersweyl am oberen Züricher See, theils in Zürich, besorgte dort eine neue Ausgabe meiner Uebersetzung Victor Hugo'scher Poesien (Frankfurt, 1845), veröffentlichte einen Band Uebersetzungen „Englische Gedichte aus neuerer Zeit" (Stuttgart, 1846), ließ nach den Leipziger Augustereignissen 1845 ein Blatt „Leipzigs Todten" (Bellevue, 1845) fliegen, und trat schließlich mit einem Liederhefte „Ça ira" (Herisau, 1846) offen als Herold und Prophet der Revolution

auf. Das Wohl meiner wachsenden Familie erwägend, begab ich mich alsdann (Juli 1846) nach England, wo ich hoffen durfte (und wo es mir gelang), mich von den Zufälligkeiten einer bloß auf literarische Einnahmen basirten Existenz zu emancipiren und mir, für die Dauer meines Exils, eine sichere bürgerliche Stellung mit meinen merkantilischen Kenntnissen zu erobern. Das später im 2ten Hefte meiner „Neueren pol. und soc. Gedichte" (Düsseldorf, 1851) abgedruckte Lied „Nach England" ist der Ausdruck meines damaligen Wollens und Thuns. Dieses Lied, dann das im weitesten Kreise bekannt gewordene Gedicht „Irland", Uebersetzungen der socialen Poesien von Thomas Hood und Barry Cornwall („Die Seufzerbrücke", „Das Lied vom Hemde" u. A.) waren die dichterischen Resultate meines Londoner Aufenthalts um jene Zeit, denen bald wildere und leidenschaftlichere Klänge folgen sollten. Das Frühjahr 1848 rief mich nach Deutschland zurück; jedoch nur, um die von vornherein verpfuschte „Revolution" zu denunciren, nach bester Einsicht vor der täglich mehr hereinbrechenden Reaction zu warnen, und mich zuletzt durch den dreisten Trompetenstoß „Die Todten an die Lebenden" in's Gefängniß zu bringen. Nach meiner Freisprechung vor den Düsseldorfer Assisen am 3. Okt. 1848 lud mich Karl Marx in Cöln zur Theilnahme an der von ihm gegründeten „Neuen Rheinischen Zeitung" ein. Ich folgte seinem Rufe, war den bewegten Herbst und Winter über Mitredakteur des Blattes, und hatte im Mai des folgenden Jahres 1849 das „Abschiedswort der N. Rhein. Zeitung" zu singen. Seitdem lebte ich noch zwei Jahre abwechselnd in Cöln und in Düsseldorf, gab unter dem Titel „Zwischen den Garben" (Stuttgart, 1849) eine Nachlese zu meinen ältern Gedichten heraus, vollendete eine schon zu Amsterdam begonnene Uebersetzung von Shakespeare's „Venus und Adonis" (Düsseldorf, 1849), und stellte meine „Neueren politischen und socialen Gedichte" in zwei Heften (Düsseldorf, 1849 und 1851) zusammen. In diesen und ähnlichen Beschäftigungen wurde ich plötzlich (Sept. 1850) durch eine ebenso gehässige als unberechtigte Verfolgung der preußischen Regierung unterbrochen. Man stellte mein längst (1827) erworbenes preußisches Staatsbürgerrecht in Frage; ich sollte — mit einer Familie von vier kleinen Kindern, meine Frau eben in den Wochen — Düsseldorf und den preußischen Staat unverzüglich verlassen. Ich fügte mich diesem Ansinnen natürlich nicht; ich ließ es im Gegentheil auf einen, nicht erwarteten, Widerstand der zähesten Art stoßen, und hatte endlich, nach einem hartnäckigen Kampfe von acht Monaten, die Genugthuung, meine Gegner durch alle Instanzen gründlich geschlagen, mein bestrittenes preußisches Indigenat anerkannt und das Bürgerrecht der Stadt Düsseldorf mir verliehen zu sehen. Uebrigens ließ ich diese Wendung nur eintreten, um — nun, wo ich bleiben konnte, freiwillig zu ziehen. Ich hatte

den ganzen Streit zuletzt nur des Princips, nicht des Gegenstandes willen geführt; ich sah voraus, daß mir die Früchte meines Siegs sehr bald durch neue Widrigkeiten würden verkümmert werden, und trug in keiner Weise Verlangen, Zeit und Kraft und Stimmung fortwährend in so schnödem kleinen Kriege drauf gehen zu lassen. So entschloß ich mich denn, mit der Durchsetzung meines Rechts zufrieden, abermals zur Auswanderung, und lebe (seit Mai v. J.) wieder in London. Meine äußere Stellung ist, wie früher, die eines Correspondenten in einem achtbaren Handlungshause, die „Abendfeierstunde" gibt mich der Poesie und meinen Studien, und manches im Laufe dieses Jahrs Begonnene reift seiner Vollendung allmälig entgegen; an der Revolution halte ich zuversichtlich fest, ohne es deßwegen für nöthig zu finden, mich der Selbstüberhebungen, Marktschreiereien und Händel der hiesigen deutschen Emigration mitschuldig zu machen; ein sehr glückliches Familienleben, das ich mir in allen äußern und innern Stürmen zu begründen und zu bewahren wußte, hält mich für vieles mir sonst Verlorengegangene schadlos.

Mein Exil, darf ich hier übrigens nicht unerwähnt lassen, ist inzwischen aus einem freiwilligen sehr bald wieder ein unfreiwilliges geworden. Nach den ersten Monaten meines Hierseins (im August 1851) hielt Preußen es plötzlich für gerathen, mich zwiefach steckbrieflich verfolgen zu lassen: durch das Düsseldorfer Parket wegen der „Neueren polit. und socialen Gedichte"; durch das Cölner wegen behaupteter Theilnahme an einem imaginairen Complott!

Hiermit, hochgeehrter Herr, ist mein Bericht zu Ende. Ich glaube nichts Wesentliches vergessen zu haben und drücke schließlich nur noch den Wunsch aus, daß meine Mittheilungen, offen und vertrauensvoll wie ich sie gebe, so auch mit Wohlwollen benutzt werden mögen. Ich konnte natürlich nur Fakten beibringen: meine Poesie und mein Antheil an den politischen Bewegungen der letzten Jahre liegen am Tage, und das Urtheil darüber steht bei Andern, steht in letzter Instanz beim Volke. Mir selbst geziemt es hier nicht, das Wort darüber zu ergreifen.

Nur Eine Bemerkung möchte ich mir erlauben: über die Fabel von meiner sog. „Conversion" durch Hoffmann von Fallersleben, die zuerst von der reaktionairen Presse des Jahres 1844 erfundene und geschäftig verbreitete. Ich habe es bisher verschmäht, auch nur eine Sylbe dagegen zu schreiben, da der Mythus aber in jüngster Zeit sogar in Anthologien und Literaturgeschichten Eingang gefunden hat, so glaube ich eine Gelegenheit, wie sie sich mir eben ungesucht bietet, nicht versäumen zu dürfen, um der möglichen Wiederholung eines groben Irrthums entgegenzuarbeiten. Ich bin weder bekehrt, noch bin ich vollends durch Hoffmann bekehrt worden. Eine Entwicklung ist keine Bekehrung, eine Entwicklung geht auch nicht in einer Nacht

vor sich; zumal nicht bei mir. Wer mich näher kennt, wird wissen, daß ich gegen äußere Einflüsse mich eher spröde verhalte; daß ich bei Allem, was ich angreife, langsam und gründlich und gewissenhaft zu Werke gehe. Was ich bin, bin ich durch mich selbst und durch die Zeit geworden. Ich habe gearbeitet, gedacht und innere Kämpfe bestanden, ehe ich Hoffmann kennen lernte, und nachdem ich ihn kennen gelernt. Jene Nacht mit ihm ist vielleicht mit ein Sandkorn in der Wage meiner Entschlüsse gewesen, aber auch nichts weiter. Neues hat er mich damals nicht gelehrt; das „Bis ich Alles wußte" in meinem vielfach gemißdeuteten Liede an ihn bezog sich rein auf seine, mir erst bei dieser Gelegenheit im Detail bekannt gewordenen, persönlichen Schicksale. Ich begreife eigentlich nicht, wie man sich nur wundern mag, daß ich ein Dichter der Revolution geworden bin; wie man meinen ganzen Gang, statt von Innen heraus, von Außen herein construiren mag. Meine erste Phase, die Wüsten- und Löwenpoesie, war im Grunde auch nur revolutionair; es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung, wie gegen die zahme Societät. Nachdem ich mich einmal um die Politik des Tages zu bekümmern angefangen, konnte ich eben nur den Weg einschlagen, den ich nun seit acht Jahren mit unerschütterlicher Consequenz, kein Opfer scheuend, keinen Lohn begehrend, die liberalen (jetzt meist zu Kreuz gekrochenen) Zurechtweiser und Bespöttler meiner Uebergangszeit weit hinter mir lassend, gegangen bin. Ich wiederhole es: Resultate wie diese pflegen nicht aus den zufälligen Impulsen eines geselligen Abends hervorzugehen; bei einer Natur wie die meinige können sie es nicht. Es würde mich schmerzen, wenn die neue Auflage des Conv.-Lex. die Sache anders auffassen, wenn sie, meiner ehrlichen Versicherung zuwider, einem reaktionairen Mährchen weitere Verbreitung geben wollte.

P. S. Vielleicht kann ich auch noch erwähnen, daß eine Reihe meiner Gedichte von verschiedenen Uebersetzern (Engländern wie Amerikanern) in's Englische übersetzt worden ist. Auch, aber in kleinerer Anzahl, in's Französische und Holländische.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 7. August 1852.

Ich habe diesmal nur für wenige Zeilen Zeit. Dein Brief an den Fuhrmann[1]) ist richtig eingetroffen, und spreche ich Dir in dessen Beantwortung

[1]) Um das Öffnen der Briefe zu vermeiden und zugleich um den Freunden Unannehmlichkeiten zu ersparen, erhielt Freiligrath damals Nachricht unter der Adresse: Mr. Fuhrmann. Der kleine Wolfgang nämlich nannte sich immer einen Fuhrmann.

zunächst unser Aller Bedauern über Deinen Unfall aus. Bei alledem kannst Du von Glück sagen, daß die Sache nicht schlimmer kam. Du hättest statt des Nagels den Fuß — das Bein — den ganzen Kerl verlieren können! d. h. den letzteren hätten wir — die Welt, der Commerz und Deine Freunde — verloren; wir hätten Dir aus dem mörderischen Blocke einen Sarg zimmern lassen und auf Deinen Grabstein geschrieben: „Erblockt! Im Berufe gestorben!" — Nun, laß Dir die Sache zur Lehre gereichen, lieber Sohn; hüte Dich vor weitern Blockattentaten, verhänge über Dein Magazin den Belagerungszustand, und spieße Dich auch nicht gelegentlich in eins Deiner eignen Kuh- und Bullenhörner! Daß Du jetzt auf's Comptoir fährst, wird übrigens Deinem Credit nur förderlich sein. Die Leute meinen, das Geschäft erlaubte das schon; Du wärst allbereits zu vornehm zum Gehen geworden. Uebrigens Spaß bei Seite: — Ich wünsche von Herzen, daß Du bei Eintreffen dieser Epistel ganz wieder auf und in dem Strumpfe sein mögest! „Vorgeeilt auf rüst'gen Füßen!" — NB. Ein Vortheil bleibt es doch immer, daß Du hinfüro beim Nägelabschneiden einen Nagel weniger zu besorgen hast.

Danke für alle Nachrichten! Die abermalige Hinausschiebung des Cölner Processes ist eine infame Bosheit! Man will die Leute, deren gewisse Freisprechung man voraussieht, so lange brummen lassen, wie nur irgend möglich! Daher die (jedenfalls fingirte) Erkrankung des Polizeiraths Sch., da man sonst durchaus keinen Vorwand hatte, die Assisen zu vertagen und somit die Vorhaft zu verlängern.

Ich bin seit Montag in's gelobte Land eingezogen, wo Schweiß und Dinte fleußt, wo man Pfunde, Schillinge und Pence in Reales de Vallon, Mille Reis, Lire, Francs und Mark Banco verwandelt, Corahs und Bandanahs an alle Nasen der Welt verschickt, hohe und niedrige „Commischon" berechnet, und wo Journal und Hauptbuch mein tägliches Brot sind. Eine Bowle wäre mir lieber (ohne Frage!) und die Tugend kostet allerdings Müh — „jedoch, mein Gott, was wäre sie, wenn sie nicht rechnen müßte?" Wenn alles stünde, wie es sollte, müßte ich jetzt freilich billig auf meinen Lorbeeren ausruhen können, indessen: Tu l'as voulu, George Dandin! Es wäre eselhaft, wenn ich mich beklagen wollte, zumal die Verhältnisse des Comptoirs so angenehm sind, wie ich nur wünschen kann. Zudem: es ist nöthig, und was thut man nicht gern für Weib und Kind?!

Was Du die „Recension" in der Allgemeinen Ztg. nennst, ist wohl nur die hallunkige Nebenher-Erwähnung in einer der letzten Nummern, bei Gelegenheit der Besprechung von Gedichten eines gewissen Sivers, den Du nicht mit Deinem Collegen Sievers, dem hinkenden Boten, verwechseln mußt. Es hieß da unter Anderm: meine Phantasie, unterstützt von meinem Misch-

lingsblut, habe Neger, Indianer, Mestizen wie aus dem Boden gestampft; übrigens habe ich nie erlebt, was ich gesungen, sei selbst niemals auf ein Pferd gekommen, während ich doch das Bäumen eines Rosses ꝛc. mit wollüstigem Behagen geschildert habe. — Was läßt sich gegen solche Narrheiten sagen? Ich bin von meinem 15—21 Jahre leidenschaftlicher Reiter gewesen, und meine Eltern, Großeltern und sämmtliche „Ahnen" würden sich nicht wenig verwundern, wenn sie von meinem „Mischlingsblut" läsen. Jetzt, wo ich fern bin, hat das Pack meiner Neider wieder gewonnenes Spiel. Nächstens werden sie mich ganz zum Afrikaner machen.

Frau und Kinder sind wohl, und zu den vier bevorstehenden Geburtstagen der letzteren wird ehestens der 5te erwartet. Alles grüßt! Sei bald wieder gesund, daß der Commerz nicht Rathlos wird!

P. S. Grüße auch, o halb Erblockter, Deinen Docter!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 16. Aug. 52.

Meinen vorigen Brief an Dich schrieb ich in Bury Court zwischen Journal und Kladde, und konnte Dir also das Allerneuste nicht mittheilen. Dies war aber nicht mehr und nicht weniger als mein jüngster Sprosse, der, während ich auf dem Comptoir Buch und Pult zuklappte, 5¼ Uhr Nachmittags gesund, feist und stumpfnasig die vier Wände beschrieen hatte. Und zwar ohne Arzt und Hebamme. Samstags, den 7. August 1852.

Meine Frau war am Morgen noch in Hackney gewesen, hatte mit den beiden Aeltesten Obst und Gemüse eingekauft, und ihnen drauf einen Pudding für ihr dinner gemacht. Wir dachten uns die Sache allerdings sehr nahe, aber doch nicht so brennend nahe, und so schlenderte ich denn vom Comptoir gemüthlich per pedes nach Hause. Käthe und Wolf machten mir um halb sieben die Thür auf, und riefen jubelnd: „Der Storch hat ein baby gebracht." Ich in drei Sätzen die Treppe hinauf! Da war denn Alles in Richtigkeit! Meine Frau lächelte mir fröhlich entgegen, und der Junge lag stattlich und krebsroth neben ihr. Es ist ein famoser, kräftiger Kerl und wird wohl dem Otto nachschlagen. Der Arzt war wirklich eine halbe Stunde zu spät gekommen, doch war auch ohne ihn Alles gut von Statten gegangen. Frau Pearse, unsre gute Freundin und Nachbarin, und die schnell herbeigerufene Wochenwärterin hatten geholfen, so gut es ging, und als der dicke Mediciner endlich kam, wurde ihm der jüngste Freiligrath schon entgegengetragen. Die ersten acht Tage sind nun herum, und Alles geht so leicht und trefflich von Statten, wie wir nur wünschen können! Helfe Gott weiter, ist die gute alte Redeweise!

So viel für heute! Otto kramanzelt um meine Füße herum, Käthe bettelt um den Grimm, und Wolf will die Bilder zum gestiefelten Kater. Louischen aber steht neben mir und küßt meine Lenden.

P. S. Wolfgang fragt mich eben: Papa, soll das baby auch ein Schreiner werden? Er will nämlich selbst einer werden.

* * *

An Theodor Eichmann.

8. Bury Court Samstag, 2. 10. 52.

Auch heute nur wenige Worte, da ich erst in nächster Woche zu einigem Aufathmen zu kommen hoffe.

Dank für die mitgetheilten Zeitungsschnippel. Es ist ein Glück, daß es nicht durch Druckfehler heißt: „Schneider Freiligrath und Dichter Rothjung."

Meiner früheren Bitte um Einsendung der Cöln. Zeitung für die Dauer des Processes unter Kreuzband, täglich, bitte ich Dich jetzt eingedenk zu sein. Wenn es möglich ist, so laß gleich am Montag Abend die erste Nummer abrutschen. — Adresse Fuhrmann, wenn Dir das lieber ist. Ihr seid doch sämmtlich Angsthasen.

Der Fuhrmann, will ich hier erwähnen, befindet sich mit den Seinen vortrefflich. So thut auch der liebe, lächelnde und krähende Minimus, den wir Byron und Shelley zu Ehren George Percy genannt haben, und ihn Percy rufen werden, wenn er erst auf einen Ruf hört.

Meine Englische Anthologie erscheint nun bestimmt noch im Laufe dieses Monats. Hallberger, dem sie zu stark geworden war, wollte eine ganze Abtheilung „The Sea and the Sailor" herausnehmen, wodurch der Organismus des Buches total gestört worden wäre. Die Correspondenz darüber hat viel Zeit weggenommen und zum Theil die Verspätung veranlaßt. Es ist schlimm, daß das Buch nicht mehr in dieser Reisesaison erschienen ist, dafür können es aber die Engländer in der nächsten kaufen. Auf nächste Weihnachten aber gibt es für Englisch lernende Damen kein schöneres Geschenk! Upon my word, Sir! —

Gott mit Euch, liebe Söhne! Seid brav und tugendhaft und hütet Euch vor Complotten.

Euer Schneider F. Fth.

* * *

Herrn Boelling & Eichmann.

Düsseldorf.

London, 8. Novbr. 1852.

Die jetzt schon seit vier Wochen andauernde Auction hat bisher zu wenig bestimmte Resultate geliefert, als daß wir uns hätten veranlaßt sehen

können, Ihnen und andern Freunden mit Bericht darüber aufzuwarten. Auch heute noch enthalten wir uns aller Details, glauben aber doch schon im Allgemeinen andeuten zu dürfen, daß das Ergebniß ein befriedigendes sein wird, und daß kaum ein Zweifel besteht, daß Inhaber von Büffel- und andern Hörnern sich solche in den nächsten acht Tagen gründlich werden abgelaufen haben. Die Waare fiel im Ganzen zu spitz, d. h. man hatte sie zu sehr auf die Spitze getrieben, als daß nicht bei der leisesten herzhaften Berührung Bruch hätte entstehen müssen. —

Von Mahagoniholz haben wir kürzlich verschiedene hübsche Zufuhren gehabt und hoffen, daß Sie recht bald Anlaß nehmen werden, uns wieder mit einer Ordre darin zu erfreuen. Hörner flau, Pferdeschweife angenehm, Elfenbein begehrt, Perlenmutterschalen ohne Umsatz, Schildpatt äußerst gefragt und steigend.

NB. Wären Sie nicht geneigt, uns einige Partiechen Rhein- und Moselwein, Cardinalessenz ꝛc. ꝛc. in Consignation zugehen zu lassen? Der mit Sicherheit zu erwartende günstige Ablauf der Auction (und ihrer Hörner) stellt bedeutende Heiterkeit und daraus hervorgehenden namhaftesten Consum in Aussicht.

Mit bekannter freundschaftlicher Hochachtung

stets ergebenst

pr. proc. Fuhrmann Percy & Co.

Otto Portier.

* * *

Die Scherzreden dieses Briefes beziehen sich selbstverständlich auf den damals verhandelten Kölner Prozeß.

An Heinrich Koester.

London, 12. Dez. 1852.

Lieber Freund (der Jugend und der meinige!)

Indem ich endlich dazu komme, Deinen letzten lieben Brief zu beantworten, gratulire ich Dir zuerst und vor allen Dingen auf's Herzlichste zu Deiner Verlobung. Du hast da den gescheitsten Streich gemacht, den Du machen konntest. Eine „bessere Hälfte" hat Dir längst Noth gethan, und daß Deine Wahl auf ein so liebenswürdiges und vortreffliches Wesen gefallen ist, macht Dir Ehre und mir Freude. So tritt denn, o nunmehr Hundertjähriger, noch immer nicht zu spät in den theuern Orden ein, auf daß dermaleinst eine (dann schon selbst ergrauende und dem ersten Hundert sich nähernde) Descendenz dem Zweihundertjährigen die Augen zudrücken möge! Nimm meinen besten Segen, und gestatte, daß ich (Mentor'n gleich in Allem,

sowohl an Gestalt wie an Stimme)[1]) Euch hiermit gerührt und feierlich zusammenmeckere! Amen! Und gewiß mit Freuden — wie Käthe sagt. —

Viel Neues über mich und uns kann ich Dir diesmal nicht schreiben. Meine Frau hat vorige Woche an einer sehr heftigen Grippe gelitten, ist aber jetzt wieder auf der Besserung. Die Kinder sind Gottlob wohlauf und wachsen und gedeihen, daß es eine Lust ist. Der Kleinste ist ein famoser starker Kerl — ganz die Statur und Kräftigkeit des Otto, und dabei ein süßer, lächelnder Bursch, der immer kräht und fidel ist. Ich selbst bin gesund und schnurre mein Comptoir täglich so regelmäßig ab, wie ein Uhrwerk. Es sind 8—9 Stunden — nicht zu viel also, und die Arbeit ist weniger abspannend, als die eines Kinderfreundes (und Jugenderziehers). So bin ich denn meist des Abends noch aufgelegt zu geistigem Schaffen, und habe dies und das unter den Händen, was im nächsten Jahre, wie ich hoffe, successive an's Licht treten wird. Von den englischen Sonettisten des 16. und 17. Jahrhunderts, von denen ich (Shakespeare inclusive) eine Uebersetzung und Auswahl beabsichtige, wirst Du Proben im Morgenblatt finden. Im Ganzen bin ich mit meiner Lage durchaus zufrieden, und würde, selbst, wenn ich es könnte, bei der politischen Lage Deutschlands im Augenblick keineswegs an eine Rückkehr denken. Dies nebenbei zur Berichtigung einer Ente, die kürzlich auf den Wassern deutscher Zeitungen herumschwamm.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 14. März 1853.

Lieber Alter, Freund und Commerzienrath!

Deine drei Briefe liegen vor mir. Ich bin diesmal in der That schändlich faul gewesen, zähle aber auf Deine gewohnte Nachsicht und Vergebung, vollends wenn ich Dir sage, daß ich im neuen Jahr (zu dem ich Dir nachträglich auch noch das beste Glück wünsche) fast immer unwohl gewesen bin. Ich hatte einen wahren Alten-Kerls-Husten, der mich Tag und Nacht mit seinen Paroxysmen heimsuchte und mich, wenn ich Abends erschöpft nach Hause kam, zu allem Briefschreiben und andern Privatarbeiten untauglich machte. Dazu kam noch gelegentliches Unwohlsein der Meinen. Jetzt geht aber Alles wieder ziemlich gut, und das Frühjahr, welches sich seit einigen Tagen mit Macht ankündigt, wird, hoffe ich, dem Reste unsrer Winterleiden wohl den Rest geben. Der Kastanienbaum vor unserm Haus treibt schon seine dicken, halb geplatzten Knospen, die Sonne scheint warm und die

[1]) Hier ist eine höchst possierliche, aus einem Witzblatt ausgeschnittene Karikatur, einen Geistlichen auf der Kanzel darstellend, eingeklebt.

Hühner legen Eier. Sogar die Schwalben, will meine Frau mir weiß machen, sollen schon wieder da sein. Ich glaube es ihr noch nicht: jedenfalls aber soll die Schwalbe dieses Briefes zu Dir flattern und Dir zwischen Deinen Büffelspitzen und Mahagoniblöcken ein anmuthiges Gezwitscher veranstalten.

Viel Neues kann Dir die Briefschwalbe leider nicht vorzwitschern. Sie kommt nicht so weit her, wie jene andern Schwalben im „Schwalbenmährchen,“ wenn allerdings auch der, der sie schickt, ein „träger Kastanträger“ ist. Käme sie von Süden hergeflogen: über die Lombardei, über die Donau, so wüßte sie vielleicht Etwas zu erzählen! Eine trübe, traurige Geschichte freilich! Aber so kündigen sich Erdbeben an! So bereiten sie sich vor! Der Boden wird zeitig genug wieder auseinander krachen! — — —

Die Schwalbe ist nun fertig. Sie zwitschert Dir nur noch viele freundliche Grüße von meiner Frau und meinen Kindern, und bittet Dich schließlich, bald eine Gegenschwalbe zwitschern zu lassen, und dann auch zu sagen, wann Du in diesem Jahre Deine Reise hierher vor hast. Ich freue mich von Herzen Dir wieder ein Mal die Hand drücken zu können. Nochmals Adieu, altes Haus!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 23. März 1853.

Vor allen Dingen und aus ganzer voller Seele meinen warmen, aufrichtigen Glückwunsch! Ebenso den meiner Frau und das donnernde „Hurrah!“ meiner Kinder (mit Ausnahme des annoch unvernünftigen natürlich)!

Deinen vorletzten Brief erhielt ich am Sonnabend und den letzten vorgestern. Ich wollte jenen erst gleich beantworten und Balsamworte des Trostes in Dein unruhiges Herz träufeln: eine richtige Ahnung sagte mir jedoch, daß ich mit meinem Troste zu spät kommen und Montag früh die förmliche Anzeige Deiner Verlobung auf dem Office vorfinden würde. Und so ist es denn auch geschehen; der alte Herr (er soll leben, trotz seines Royalismus!) hat sich an's Herz gegriffen und seine Tochter an das Deinige gelegt! Und da ist sie gewiß gut gebettet. Denn eine treuere, redlichere Seele, als Dich, gibt es doch nicht, alter Kerl!

Du hättest gar nichts Gescheiteres thun können, lieber Eichmann, als diesen raschen Schritt! Dein weiches liebebedürftiges Wesen sehnt sich längst nach seiner Ergänzung durch ein liebes gutes Weib! Dies hast Du jetzt gefunden und mit ihm, wie ich keinen Augenblick zweifle, das beste, reinste Glück, dessen wir überhaupt theilhaftig werden können. Deinem Leben ist jetzt ein Inhalt gefunden. Du weißt, wofür Du Dich mühst; Du weißt,

wo Du Ruhe und Frieden zu suchen hast. Du hast ein Herz und Du hast einen Heerd!

Grüße Deine Marie recht herzlich von mir und von Ida! Wir betrachten sie schon jetzt als unsre liebe Freundin, und hoffen, sie später auch persönlich kennen zu lernen. Willst Du nicht die Hochzeitsreise mit ihr nach England machen? Deine Vermählung findet doch sicher noch dies Frühjahr statt, etwa im Mai? Dann ist es selbst in England schön und warm, und Du könntest der jungen Frau schon einen Trip in's Land des Regens und der Nebel zumuthen. Ueberlege es mit ihr!

Jedenfalls laßt mich bei Zeiten wissen, wann die Hochzeit ist. Es ist das durchaus nöthig, damit ich mich mit dem Carmen nicht verspäte, welches — wie sich von selbst versteht — ein in allen Regenbogenfarben prangendes sein, und selbst Koester's berühmt gewordenes Geburtstagscarmen übertreffen wird. So wärst Du denn wirklich glücklich unter der Haube, alter Freund! Ebenso Koester! Nur noch Boelling und Scheller fehlen aus unserm Düsseldorfer Kreise. Aber wer weiß, ob nicht auch die Hauben schon in der Luft schweben, die bestimmt sind ihnen auf's Haupt zu fallen. Möge ihnen Dein Beispiel ermunternd vorleuchten!

Und nun für heute Adieu, alter Freund, Bräutrich (wie man in Schlesien nach der Analogie von Ente — Entrich, für Bräutigam sagt), und laß, wenn Dein Glück und Deine neuen Pflichten Dir Zeit lassen, recht bald wieder von Dir hören!

„Leb' wohl!" brauch' ich Dir kaum zu wünschen. Du sitzest jetzt dem Wohlleben im Schooße und lächelst auf uns Junggesellen und bereits zehnjährige Ehekrüppel mit Bräutrichsbehagen bedauernd herab. Gott segne Dir Dein Glück, lieber, treuer Freund!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 19. April 1853.

— Vor allen Dingen drücke ich Dir nochmals meine aufrichtige Freundestheilnahme an Allem aus, was Du mir über Dein glückliches Verhältniß schreibst, das Dir, deß bin ich sicher, je länger je mehr reines und ächtes Glück bringen wird. Rüste jetzt nur mit Macht zur Hochzeit, damit ich nächstens singen und sagen kann wie folgt:

Auf und stimmt die Büffelhörner!
Cimbaln, Flöten und so ferner,
Stimmt sie feierlich und hehr!

Kuchen backt und Maccaroni,
Und vom feinsten Mahagoni
Richtet einen Torus her!
u. s. w.

Ist das nicht eine anmuthvolle Weise? Und macht sie Dir nicht Lust, bald das Ganze zu hören? Das wird aber nur gewährt, wenn die Zeit gekommen ist. Darum führe sie bald herbei, alter Junge! —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 10. August 53.

Tausend herzliche Glückwünsche zum Einlaufen in den Hafen der Ruhe und des stillen häuslichen Glücks, des besten, das uns hienieden blühen kann! und eben so viele Danksagungen, Dir und Deiner lieben Frau — der nunmehrigen Commerzienräthin for ever! — für Eure guten freundlichen Briefe, die mir, wie meiner Ida große Freude, zugleich aber auch, als wir von Eurer Besteigung des Rolandsecks 2c. 2c. lasen, etwas Heimweh gemacht haben. —

Gestern waren Marxens Kinder bei den meinigen. Am Abend ließ ich, ihnen zum Plaisir und nebenbei, oder vielmehr hauptsächlich zur Nachfeier Deiner Hochzeit, einen Luftballon steigen. Auf den Hackney Downs, Du kennst den grünen Platz in meiner Nähe. Die Geschichte ging vortrefflich — was ein Glück war, denn es hatte sich eine Unzahl Menschheit um uns versammelt, Kinder, Kindermädchen, Ladies and Gentlemen, die uns arg verhöhnt haben würden, wenn wir nicht reüssirt hätten. Aber, wie gesagt, es ging splendid, und die acht Flüchtlingskinder waren mit ihrem Ballon die Helden des Abends. Ein ansehnliches Regiment! und wie haben sie Hur — raaaaahhh! geschrien! Vor und nach der Auffahrt schoß ich der staunenden Versammlung aus reiner Menschenliebe und ohne Zinsen was vor, d. h. nicht aus meiner Tasche, sondern mit dem Dir bekannten Barbarenbogen. —

* * *

An Wolfgang Müller.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Oct. 53.

Ich bin eben mit dem Abschluß einer Anthologie „Dichtung und Dichter“ beschäftigt, in die ich, zu meinem großen Bedauern, bis jetzt nichts von Dir aufnehmen konnte, weil diejenigen Deiner Bücher, die Zweckdienliches enthalten dürften, mir hier nicht zur Hand sind. Die Sammlung, deren Plan — soviel mir bewußt — neu ist, bringt in ihrer ersten Abtheilung

eine organisch gegliederte Reihe von Gedichten auf und über Kunst, Poesie, Sprache, Sylbenmaße u. s. w. u. s. w. — gewissermaßen eine Aesthetik und Poetik in Versen. In der zweiten Abtheilung sodann, chronologisch geordnet, eine Folge von Liedern auf deutsche Dichtung und deutsche Dichter von der frühesten Zeit bis herab bis heute: — eine Geschichte unserer poetischen Literatur aus dem Munde der Poeten selbst! — Die dritte Abtheilung endlich befaßt sich mit den Dichtern des Auslandes, alten wie modernen.

Die erste Abtheilung ist bereits in die Presse gegangen, und kann also einstweilen (d. h. bis zu einer zu erhoffenden 2. Auflage) durch keine weiteren Zusätze bereichert werden. Könntest Du mir aber nicht dies und das für die 2. und 3. Abtheilung geben? Du hast gewiß in diese Abtheilung Passendes liegen oder gar schon drucken lassen. Bitte, vertraue es mir an, und sei im Voraus versichert, daß Du nicht in schlechte Gesellschaft kommen wirst.

Jedenfalls, wenn Du mir nicht anders dienen kannst, schick' mir eine Abschrift des Gesanges Deiner „Rheinfahrt", worin Du die rheinischen Dichter vorüberführst. Ich möchte wenigstens einzelne Portraits daraus nicht missen. Aber das muß ich Dir mit Nachdruck an's Herz legen: — ich bin eilig — eiliger als ich Dir sagen kann! Darum, was Du thun willst, das thu' bald! d. h. in acht bis höchstens zehn Tagen! Weißt Du kein Gedicht auf die Gudrun — etwa in der Art wie Vater Simrock in seinem Liede „Der Nibelungenhort" die Nibelungen tractirt hat? Desselbigen gleichen keins auf den Sängerkrieg auf der Wartburg? Ist Dir dergleichen bekannt, so leg' mir eine Abschrift bei! Du verpflichtest mich in Ponto lebenden durch solche Gefälligkeit zwiefach! Gibt nicht Grabbe in einem seiner Hohenstaufen-dramen eine Beschreibung des Wartburgkrieges? Es ist mir so, doch kann ich mich irren. Wenn es Dir möglich ist, so sieh einmal nach. Vielleicht ließe sich Gebrauch davon machen.

* * *

An Wolfgang Müller.

London, 14. Dec. 53.

Deine rasche und freundliche Gewährung meiner Bitte hätte einen früheren Dank verdient: ich bin aber in diesen letzten Monaten mehr ein Lastpferd denn ein Mensch gewesen und zähle darum auf Deine Nachsicht! Von Deinen poetischen Mittheilungen habe ich zwei benutzt: „Die Wunderblume", ein capitales Gedicht, das für die Stelle des Buches, an der es steht, wie gemacht scheint, und die Strophen auf Goethe aus der „Rheinfahrt". Auf Frauenlob hatte ich schon zwei Gedichte (von Simrock und der Stolterfoth), und ebenso waren Platen und Immermann vertreten. Die andern schönen Sachen aber ließen sich nicht verwenden, weil ich die ganze dritte Abtheilung

(die, wie Du Dich erinnern wirst, den ausländischen Poeten gewidmet sein sollte) der Aengstlichkeit der Verleger, denen das Buch zu stark zu werden drohte, geopfert habe. Nimm nun für alle Deine Güte und Bereitwilligkeit meinen herzlichen und aufrichtigen Dank! Sei mir wegen des Nichtgenommenen nicht böse, und möge Dir das Aufgenommene in seiner neuen Umgebung neue Freude machen.

Das Buch, denke ich, ist jetzt fertig und wird — leider etwas spät für die Weihnachten — seine Reise in die Sortimentshandlungen angetreten haben. Ich werde mich freuen, wenn es Dir gefällt, und habe, damit Du es gleich in Händen hast, dem Verleger Auftrag gegeben, Dir ein Exemplar zu schicken. Sage mir aufrichtig, was Du von dem Dinge hältst, und wenn ein öffentliches freundliches Wort Deiner Ueberzeugung nicht zuwider läuft, so sprich es aus, womöglich in der Cölnischen Zeitung. Die Anlage der Sammlung ist gewiß gut und, soviel ich weiß, auch neu, was aber die Ausführung angeht, so bin ich darüber im Augenblick, nach aller Arbeit des Lesens, Auswählens, Arrangirens und zum großen Theil selbst Abschreibens, fast ohne Urtheil, und möchte drum gern von einem Kerl, der frisch an die Sache herantritt, und sonst das Zeug dazu hat, eine offene und ehrliche Meinung hören. Halte, ich bitte Dich sehr, nicht damit hinter dem Berge.

Des Wohlseins und des Wachsens Deiner Familie freue ich mich von Herzen. Auch bei mir steht Alles wohl, und meine beiden Aeltesten, obgleich sie zumeist nur Englisch sprechen, machen sogar schon deutsche Reime.

Wenn Du mir wieder schreibst, so laß' mich doch auch wissen, was die alten, mir zum Theil längst verlorenen Freunde anfangen? Siehst Du Simrock zuweilen? Genießt Hoffmann in seiner Neuwieder Verbannung noch immer seine preußische Pension? Wo liegt denn das westphälische Schloß Levin's mit den Gespensteraugen? Und Geibel ist Ordenskapitular und in den anno 1848 abgeschafften Adelsstand erhoben worden?

Die Türken haben Gottlob Prügel gekriegt. — Je mehr, desto besser! Denn dann gibt's doch wohl endlich Verwicklungen, die zu etwas führen. Es kann noch ganz hübsch kommen. Nächstens erklärt sich hoffentlich Preußen für Rußland, dann stehen im Umsehen die Franzosen am Rhein, die Russen in Berlin, und von Deutschland bleibt nur so viel übrig, um die Schlacht am Birkenbaum schlagen zu können.

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 30. Dec. 53.

Mein lieber guter treuer Freund!

Tausend, tausend Dank für Deine Nachsicht mit meinem langen Schweigen!

Ich verdiene sie allerdings, denn Köster hatte vollkommen Recht, wenn er Dir sagte, daß meine Zeit augenblicklich zu sehr in Anspruch genommen sei, um meinen Freunden regelmäßig und ausführlich zu schreiben. Die Tage, und in dieser Zeit der Abschlüsse auch die Abende, vergehen mir auf dem Comptoir; dann die Zeit, welche durch den Hin- und Herweg zur Stadt täglich aufgefressen wird; dann die wenigen geselligen Bezüge, die man hat und die man doch nicht ganz und gar aufgeben darf, wenn man nicht Einsiedler werden will. Dazu gelegentlich eigenes Unwohlsein und Unwohlsein der Familie und den ganzen Sommer und Herbst Nacht für Nacht Beschäftigung mit der jetzt erschienenen Anthologie, so daß ich oft nicht wußte, und weiß, wo mir der Kopf steht. Abends bin ich müde und ab, und oft kaum im Stande, noch ein Buch in die Hand zu nehmen, geschweige denn einen Brief zu schreiben. Leidet doch selbst meine Muse unter diesem Plack! — Alles dies, lieber Eichmann, soll keine Klage sein (denn Georg Dandin hat es ja gewollt), sondern bloß eine Andeutung, wie es zugeht, daß ich oft so lange, und zwar auf wiederholte Mahnungen und wichtige Nachrichten, nichts von mir hören lasse.

Deine letzten Briefe enthalten des Traurigen und Schmerzlichen viel. Der Tod des redlichen Hasenclever hat mich erschüttert: ein großer Künstler und ein braver liebenswürdiger Mensch sind mit ihm zu Grabe getragen, und es bleibt Einem Nichts als das dumpfe Starren auf die frische Scholle und jenes krampfhafte Zucken um den Mund, wenn die Thräne in's Auge tritt und man sie, zu stolz um sie zu zeigen, in sich hineinfressen muß. Drücke Jansen die Hand für mich, und sage ihm, ich wisse, was er verloren, und ich traure mit ihm. Bitte ihn auch, der Frau Hasenclever mein und meiner Frau aufrichtiges Beileid auszusprechen. —

Der Tod hält Musterung, lieber Eichmann, der Kreis der Freunde lichtet sich und wird kleiner, die Schatten fallen länger, es wird Abend. Laß uns, die wir noch leben, darum um so fester aneinander halten! Einstweilen wollen wir dem Sensenmann noch trotzen! Wir dürfen, wir können noch nicht fort: Wir sind den Unsern noch zu nöthig. Ach, an den Grund kehrt sich der Schnitter freilich nicht!

Dies Jahr hat entsetzlich unter meinen Freunden aufgeräumt: Auch Duller, auch Schnezler (die beiden letztern ganz in meinem Alter) sind gegangen! Ich mag nicht daran denken! — —

* * *

Ausgang 1853 tritt ein neuer Freund in Freiligraths Lebenskreis, Dr. Karl Elze, damals in Dessau, später Professor in Halle; zur Erforschung

englischer Literatur machte er wiederholt Reisen nach England und Schottland, und bleibt dem Dichter fortan bis zu seinem Lebensende freundschaftlich verbunden.

An Karl Elze.

Freitag Abend, den 14. Jan. 1854.

Das wäre nun Alles ganz schön und wohl, lieber Freund, wenn ich nicht seit gestern Morgen Hausarrest hätte, und mich zur wahrscheinlichen Abfahrt ins bessere oder schlechtere Jenseits rüsten müßte. Aber so ist es leider! Campherkissen umfangen mir Hals und Wangen, blue pills und black draughts stürmen durch mein Gebein, und aus den Wasserflüssen Babylon laß' ich mir Fußbäder kochen. In dieser bußfertigen Verfassung (d. h. verhüllten Hauptes und die Beine, die enthoseten, in den erwärmten Wasserflüssen) wurde ich gestern auch durch das erste Exemplar meiner Sammlung „Dichtung und Dichter" überrascht. Es war nicht wenig erschüttert, mich so elend zu finden. — —

Also gehen Sie künftigen Montag allein zu Chapman.[1]) Sie werden sich gewiß gut unterhalten, und wenn der Campher und die Gewässer, die erwärmten, mich noch einmal retten, so treffen wir uns dann Montag über 14 Tage bei dem Anwohner des Strandes.

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 23. April 1854.

Lieber alter Freund!

Du mußt und wirst mir nicht zürnen, daß ich wieder einmal eine lange Pause in unserer Correspondenz habe eintreten lassen. Im Januar war ich krank und mußte mich, wenn auch nur kurze Zeit, zu Hause halten. Dadurch entstand nachher vermehrte Bureau-Arbeit, vollends, da zwei Clerks (von wegen schlechter Salaire) ausgetreten sind und ihre Stellen, nach langem Hin- und Hersuchen mit untauglichen Subjecten, erst kürzlich wieder leidlich besetzt wurden. Ich hatte inzwischen doppelt und dreifach zu thun, war mehr als je verstimmt und malkontent, und bin deswegen auch in meiner Freistunde zu Nichts Rechtem für mich selbst gekommen. Freundschaftlicher Briefwechsel hat selbstredend auch darunter gelitten. Gott besser's, und sei Du vor allen Dingen mir nicht böse, alter Kerl! —

Uns, hoffe ich, wirst Du bei Deiner bevorstehenden Reise nach London die Alten finden. Was uns hier drückt und unangenehm ist, sind am Ende

[1]) Buchhändler zu London, dessen Haus Dichtern und Schriftstellern offen war.

doch nur Aeußerlichkeiten. Im Innern sind wir dieselben — uns und unsern Freunden! Der Kampf mit dem Leben macht uns oft wohl müde, aber hat uns einstweilen weder aufgerieben noch stumpf gemacht. Unsere Trompeter aber, unsere Kinder, in diesem Kampfe wachsen und gedeihen herrlich, und machen schon dadurch (ohne daß es eigentlich noch ihrer anfeuernden Schreie bedürfte) Muth und Lust, voranzuringen. Du wirst Dich freuen, wenn Du das kleine Völkchen wiedersiehst. Käthe, die jetzt tanzen lernt, und Wolf lassen mehr und mehr ein vernünftiges Wort mit sich sprechen, Wieschen und namentlich Otto sind Prachtkinder, und der kleine Percy, der Otto sehr ähnlich und ihm schon über die Schulter gewachsen ist, läuft und tobt mit den Andern um die Wette. Die kleine Heerde ist unser ganzes Glück, und solange sie gesund ist, fühlen wir uns reich und bevorzugt, trotz aller Sorge und aller Einsamkeit! —

Deine Mittheilungen über meine Anthologie „Dichtung und Dichter" sind mir sehr interessant gewesen, und ich danke herzlich dafür. Die Aufnahme, die „Dichtung und Dichter" gefunden hat, ist eine sehr günstige gewesen, und freundliche Besprechungen sind mir in Fülle bekannt geworden. Auch eine Menge anerkennender Privaturtheile (zum Theil von alten Freunden, die mir das Buch wieder zugeführt hat) sind mir zugeflogen. Im Ganzen läuft das Urtheil darauf hinaus, daß ich etwas Gutes, in der Idee etwas Neues und in der Ausführung Gelungenes gebracht habe: und vor allen Dingen, daß in dieser Sammlung über Dichter und Dichtung die Sammlerhand eines Dichters nicht verkannt werden kann. — Daß man lieber neues Eigenes von mir läse, als solch ein Sammelwerk, kann mich natürlich nur freuen: es würde jedoch eine verfluchte Hoffarth von mir sein, wenn ich deswegen, weil ich einen Namen habe, mich für eine Arbeit dieser Art zu gut halten wollte. Haben nicht Schwab, Simrock und andere Poeten gleichen Ranges ähnliche Sammlungen veranstaltet? Ich komme zur rechten Zeit auch schon mit Eigenem wieder. Eher, als über meine Beschäftigung mit solchen Sachen sollte man sich billig wundern darüber (und es zu verhindern suchen), daß ich Tag für Tag über Journal und Hauptbuch hänge, und die frischeste Kraft meines Geistes über Facturen, Coursberechnungen, Bilanzen und wie der Dreck sonst heißt, verdampfen lassen muß, eh ich mich zu dem wenden kann, was doch wohl eigentlich mein Beruf ist. Publicus hat gut reden.

Vor ein paar Nächten war ich mit dem guten Haas im Traum zusammen. Wir waren vergnügt und glücklich — daß der Freund längst bei Derendorf unter dem Rasen liegt, daß die ersten Frühlingsblumen schon aus seinem Hügel hervorsprießen, von alledem wußte der Traum nichts. Ich träume jetzt überhaupt viel von den Todten und den Entfernten — auch

der Rhein, breit und stolz und sonnenbeglänzt, fluthet oft durch meine Träume. So sah ich ihn noch vorige Nacht, im Rheingau schien's oder oberhalb Mainz, Oppenheim gegenüber. Meine Träume sind wirklich voll Heimweh's — wach und am Tag hab' ich keine Zeit dazu. — —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 1. Juni 1854.

Dir und Deiner guten Marie, in meinem und Ida's Namen, die allerherzlichsten Glückwünsche zur Ankunft des holden Töchterchens! Wir können uns Euern innern Jubel denken, und freuen uns von ganzer Seele, daß Alles so rasch und glücklich von Statten gegangen ist.

So wäre nun also das erste Absenkerchen an dem alten knorrigen Eichstamm in die Höhe geschossen! Möge das zarte schwanke Reis wachsen und gedeihen! möge es zu einem anmuthigen, graden, gesunden Bäumchen emporstreben! mögen alle, alle Wünsche, die sein junges Grün umflüstern, überreichlich in Erfüllung gehen! Gott segne das liebe junge Wesen!

Ich möchte Dich sehen, alter Kerl, wie Du der Kleinen die Cour machst, wie Du Dich bei ihr zu insinuiren suchst, wie Du sie hätschelst und verhätschelst. Aber, nicht wahr, jetzt fühlst Du erst recht, daß Du lebst, daß Du Mensch bist — mehr sogar, als da Ihr (wie glücklich sonst auch) nur noch zu zweien wart?! Zur Entwicklung aller Anlagen, die in einem Kerl schlummern, zur Entfaltung alles dessen, was er mit seinem Herzen und seinem Geiste zu prästiren vermag, gehört nothwendig, daß er Vater ist! Die Eltern verknüpfen uns mit der Vergangenheit, die Kinder mit der Zukunft! Nur mit Kindern sind wir ein Glied, ein aus der Vergangenheit in die Zukunft hinüberführendes, in der großen Menschheitskette; ohne Kinder nur ein loser abgesprungener Ring! Darum fühlt man sich auch erst ganz als Kerl, wenn man Kinder hat! Du wirst das selbst jetzt empfinden!

Nun, lieber Eichmann, laß Dir die Kleine bestens empfohlen sein! Erzieh' sie rechtschaffen; — wer weiß, ob sie nicht einmal meine Schwiegertochter wird?! Ich habe meinen Jungens schon von ihr gesprochen! Das soll aber eine Hochzeit sein (heut über achtzehn Jahre) und wir alten Kerle wollen dabei sagen: Das Leben ist doch schön!

Vor der Hochzeit will die Kleine freilich getauft sein, und Du hast daher vollkommen recht, erst die Kindtaufe in Aussicht zu stellen. Aber, alter Freund, was meinst Du damit, uns dazu einzuladen? Stehst Du vielleicht mit dem Hof in Verbindung und hast Wind von einer bevorstehenden Amnestie? oder mit irgend welchen Verschwörern, und weißt um einen nahen

revolutionären Ausbruch? oder kommt Ihr en famille herüber und laßt hier die heilige Handlung vollziehen? Oder wollt Ihr es machen, wie wir mit dem fast zweijährigen ungetauften Percy, und die Kleine einstweilen als Heidin heranwachsen lassen, bis Friede im Lande ist und ich wiederkehren und sie über das Taufbecken halten kann? Stehe Rede und Antwort hierüber, o Gatte und Vater, auf daß ich wisse, was in Bänken ist!

Der Cölner Männergesangverein hat uns kürzlich die Heimath recht in's Herz gesungen. Einmal sogar in meinem Hause, wovon Dir ein von Koester bei mir eingeführtes Mitglied Näheres sagen kann.

* * *

An Karl Buchner.

[London] 11. Juni 1854.

Lieber theurer Freund!

Ihren Brief vom 14. Febr. erhielt ich durch die besondere Pünktlichkeit der Gebrüder Katz gegen Mitte Aprils, und nachdem zwei weitere Monate durch's Land gegangen sind, schicke ich mich endlich an, ihn zu beantworten und Ihnen für die große Freude, die Sie mir gemacht haben, recht von Herzen zu danken. Es thut mir wohl, Sie wieder ganz zu den alten Freunden, zu den treu gebliebenen, unverlorengegangenen, zählen zu dürfen, und ich hätte Ihnen das längst gesagt, wenn ich nicht den besten, frischesten Theil des Tages, heute wie morgen, und morgen wie heute, in trockner ermüdender Berufsarbeit draufgehen lassen müßte und darnach des Abends fast immer zu abgespannt wäre, noch etwas Gescheites vorzunehmen. Dazu kam in der letzten Zeit noch allerlei häuslicher Wirrwarr: veränderte Einrichtung, Völkerwanderung aus einem Stockwerk in's andere, Bücherumstellung 2c. 2c. — Hoffentlich vergeben Sie mir dies jüngste Zaudern einiger Wochen eben so bereitwillig, wie Sie mir die vorausgegangene Schweigsamkeit vieler Jahre (namentlich der drei letzten auf Ihren freundlichen Brief vom Nov. 1850) vergeben haben. Jener Brief, daß ich es hier gleich erwähne, traf mich mitten im hitzigsten Kampfe um mein bestrittenes, preußisches Indigenat. Die rohe Gewalt hatte die Schultern an die Pfosten meines Hauses gesetzt; fast ein ganzes Jahr hindurch hatte ich mir die Stätte, auf der die Bettchen meiner Kinder standen, von vierzehn Tagen zu vierzehn Tagen immer auf's Neue zu erobern. Da ließ sich schlecht correspondiren. Bald darauf wanderte ich wieder aus; meine Familie folgte mir in wenigen Monaten; ein neuer Heerd wollte gegründet sein; eine Sorge, eine Mühe, eine Bestrebung drängte die andere; dann endlich wieder der Plack eines Comptoirs — ach, lieber Freund, Sie sind nicht der Einzige, dem ich in diesen Jahren einen Brief

schuldig geblieben bin, und ich wollte nur, daß Alle, die in ähnlicher Weise mit mir zu rechten haben, mich eben so nachsichtig beurtheilten, wie Sie.

Nun kann ich Ihnen aber gar nicht sagen, wie glücklich Ihre beifällige Aufnahme meiner Sammlung „Dichtung und Dichter“ mich gemacht hat, und wie sehr ich mich Ihnen für Ihre unprovocirten und mir deßwegen um so wertheren Bemühungen für dieselbe verpflichtet fühle. Es sind mir verschiedene günstige Besprechungen des Buchs zu Gesicht gekommen: keine jedoch, die liebevoller, detaillirter und sachkundiger darauf einging, als die Ihrige. Ich danke Ihnen herzlich dafür! Mit Ihren Ausstellungen im Einzelnen bin ich fast überall einverstanden, wie ich denn überhaupt, gleich nachdem das Manuscript fort war, sehr wohl einsah, was und wieviel eigentlich noch fehlte, um das Buch zu einem durchaus guten zu machen, und wie Manches, hier durch Kürzen und dort durch Zusetzen, in einer zweiten Auflage zu verbessern sein würde. Da ich heute nur eilen muß, um den Brief endlich abgehen zu lassen, so beschränke ich mich hier auf diese wenigen zustimmenden Aeußerungen: Sie müssen mir aber schon erlauben, daß ich in einer meiner nächsten Episteln (denn wir werden ja jetzt wohl wieder vor und nach in den Schuß kommen) noch einmal ausführlicher auf den Gegenstand zurückkomme.

Was Sie mir über Ihr Leben und über Ihre Familie sagen, habe ich, im Gefühle unveränderter alter Freundschaft, mit warmer Theilnahme gelesen. Sie können wohl stolz und glücklich sein im Besitz so prächtig herangewachsener, Ihre schönsten Hoffnungen so herrlich erfüllender Kinder! Möge nun nur auch Ihre liebe Frau, die unveränderlich „Geschätzte“, bald wieder ganz gesund und kräftig werden! Dann, sollte ich sagen, fehlt Ihnen Nichts mehr zu einem glücklichen, allweg gemüthlichen Lebensnachmittage, und Sie können Ihr Haupt, wenn es auch grau ist, dennoch hoch und freudig dem Abend entgegentragen! —

Von uns hat meine Frau der Ihrigen geschrieben. Auch wir, wie rauh uns auch das Leben inzwischen geschüttelt hat und wie wenig befriedigend auch im Ganzen unsere äußere Lage sein mag, sind glücklich in uns und unsern Kindern, die zwar zum Theil noch arge Schreihälse und Wütheriche sind, alle aber das beste Herz haben und mehr oder weniger glückliche Anlagen verrathen. Ich wollte, ich könnte Ihnen und der Ihrigen einmal unsre drei Jungens und zwei Mädchen präsentiren. Jene nenne ich jetzt nach den drei Saracenenbrüdern in Spenser's Fairy queen: — Sansfoy, Sansloy und Sansioy. Sansfoy ist Wolfgang, der geborne Skeptiker, der Nichts glaubt, als was er sieht und greifen kann; Sansloy Otto, der Alles raubt und tödtet, was ihm in den Weg kommt; Sansioy aber unser süßer (am künftigen 7. August zweijähriger) Percy, auf den der Name freilich nicht

durchaus paßt, da er meist vergnügt, ein heiteres, lachendes Blondköpfchen, ist. Ida nennt ihn deswegen auch lieber: Sansroi. Das aber, sage ich, sind wir ja Alle, zudem will es wenig sagen, da es jetzt sogar der loyalste Engländer ist.

Seit September 1851 wohnen wir unverändert im gleichem Hause: 3 Sutton Place, Hackney, London, und werden (so stabil sind wir geworden) beim Ablaufen unsrer 3jährigen Miethe im künftigen September wahrscheinlich wieder den Contract erneuern. Vielleicht ist es Ihnen aber angenehmer, mir nicht direct unter meinem Namen Briefe zuzuschicken. In diesem Fall bitte ich Sie, die Briefe in eine besondere Enveloppe zu legen und die letztere zu adressiren: Mr. Joseph Oxford, 8, Bury Court, St. Mary Axe, London. Ich erhalte dann Alles prompt und sicher.

Grüßen Sie Tenner und seinen Schnurrbart [1]), wenn Sie beiden in den Wurf kommen. Auch Professor Felsing (den Sie zwar nicht erwähnen, mit dem Sie aber doch wohl auf dem alten Fuße stehen). — Er ist mir immer ein lieber, treuer Freund gewesen, und hat mir Anhänglichkeit bewiesen, als mancher Andre meine Schwelle mied. Das sei anerkannt und bleibe unvergessen. — Duller — Nodnagel — — — die Liste ist sehr angeschwollen in den letzten Jahren! Auch Schnezler, der das Darmstädter Kleeblatt voll macht! — Sehr geschmerzt hat mich das Scheiden des guten Gustav Schwab! — Wehren wir uns, lieber Freund!

NB. Mit Künzel habe ich komische Erfahrungen gemacht, als er mit seinem Thespiskarren vor 2 Jahren hier war. „Ein andermal von seinen Thaten.“

* * *

An Theodor Eichmann.

[London] 30. Juni 54.

Lieber Eichmann!

Deine letzten beiden Lebenszeichen habe ich erhalten, freue mich des Wohlbefindens der beiden Marien und danke Dir auf's Herzlichste für Deine Glückwünsche zu meinem leider nunmehr schon vierundvierzigsten Geburtstag! Ich habe den Tag durch das Ziehen einer Monatsbilanz verherrlicht. Vorher aber, in der Frühe, gab es Kinderjubel, Kränze, Kuchen und allerlei Gehäkeltes von Ida und Käthe; nachher aber, am Abend, grüne Erbsen und ein Glas Sherry. So waren wir vergnügt in uns und unserm Gott. Dein Brief und noch ein paar andere fliegende Boten aus Deutschland trugen das ihrige

[1]) K. C. Tenner hatte sich auf Freiligraths schelmischen Rat einen Vollbart wachsen lassen, ein für einen hessischen Staatsdiener jener Zeit höchst frevelhaftes Unterfangen.

dazu bei. Sonst hat sich natürlich kein Teufel um mich und die wichtige Festivität gekümmert; nicht einmal die Kanonen auf dem Tower sind gelöst worden.

Ich werde Anfangs nächster Woche auf 14 Tage, also bis Mitte Juli ungefähr, eine kleine Erholungstour antreten. Nach dieser Zeit, bis Ende Juli, wird eine andere Säule des Hauses seewärts sich bewegen. Den ganzen Juli also bin ich theils abwesend, theils sehr in Anspruch genommen, und wenn Du es also einrichten kannst, alter Kerl, so komme nicht vor Anfang August. Dann bin ich wieder hier, verhältnißmäßig frei und Dein ergebner Knecht.

Wohin ich gehe, weiß ich noch nicht. Ich bedarf frische Luft und etwas — oder vielmehr viel Wasser. Das Vernünftigste wär' irgend ein Seebad der Süd- oder Westküste und ich ließe mich daselbst gehörig auswehen und abspülen. Solche Nester mit badendem Philisterium sind aber langweilig. Ich möchte auch gern etwas geistige Anregung haben, und schwanke deswegen noch zwischen Jersey, wo ich Victor Hugo begrüßen und ihm für seine „Châtiments“ mit erneuertem Respect die Hand drücken würde, und zwischen den Shetland-Inseln, via Edinburgh, allwo ich den Seehunden einige ihrer bis dato unbekannten Volkslieder (eins hab' ich im vorigen Jahr in Prutzens „Deutschem Museum“ bereits mitgetheilt) [1]) abzulauschen wünschte. Ich glaube fast, die Seehunde tragen den Sieg davon über Victor Hugo. Es treibt mich wieder einmal in die Natur, zu Felsen und unwirthbaren Küsten voller Mövengeschreis, wo ich in einfachen Verhältnissen und unter einfachen Menschen aufathmen kann nach allem Sturm und allen Niederlagen der letzten Jahre. Komisch wär's, wenn uns hoch oben in der Nordsee ein um's Nord-Kap herumkommender Russischer Kreuzer begegnete und mich vermittelst einer freundlichen Kanonade dennoch wieder an die lausige Politik des Tages erinnerte.

Dabei fällt mir Deine Amnestie ein. Ach, lieber Freund, wenn ich darauf warten soll, um Dein Töchterlein aus der Taufe zu heben, so hat's gute Wege. Sowohl was das Geben als was das Annehmen betrifft. —

* * *

An Berthold Auerbach.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Juli 54.

Lieber Auerbach! — Herzlichen Dank für Deine Bücher und Deinen freundlichen Brief! Jene trafen schon vor ein paar Tagen, dieser — obgleich

[1]) Freiligraths Übersetzung der Shetländischen Volksballade siehe Gesammelte Dichtungen 1877, IV. S. 133.

vom 20. Mai — traf mit der Post erst gestern bei mir ein. Die Bücher, dachte ich mir gleich, konnten nur von Dir selbst kommen. „Da hast Du ein Packet vom Auerbach!" sagte ich meiner Frau, als ich Abends nach Haus kam, „die stereotypirten Dorfgeschichten; auch den neuesten Band; und drei Exemplare vom Lessing-Epilog in den Kauf. Den aber schickt er nur, daß ich ihn in eine künftige Auflage von „Dichtung und Dichter" aufnehmen soll." — Wir haben herzlich lachen müssen, als Dein Brief alle diese Vermuthungen nachträglich bis auf's Tüttelchen bestätigte.

Bedarf es nun noch erst der Versicherung, lieber Freund, daß mir Deine Sendung recht in der Seele wohlgethan hat? Laß Dir warm und treu die Hand dafür drücken! Du bist wirklich fast der Einzige noch, der mir in solcher Weise zeigt, daß ich nicht ganz vergessen bin drüben, und glaube mir, daß ich das anzuerkennen weiß. Daß ich Euch nicht vergessen habe, daß ich, wie verschlagen auch von der Heimath und wie fern ab den behaglichen Gleisen einer rein literarischen Existenz, dennoch treu gedenkend an der Heimath und den alten, ruhig in ihr gebliebenen Freunden festhalte; daß ich mir einen freien unbefangenen Blick für die geistigen Bestrebungen des Vaterlandes bewahrt habe; und daß mein Herz, trotz alledem und alledem, unverbittert geblieben ist — das, glaube ich, habe ich durch meine Anthologie „Dichtung und Dichter" zur Genüge bewiesen, und es freut mich, daß dafür der Eine oder Andere jetzt wieder zu mir kommt. Auch Du, nehme ich wohl nicht mit Unrecht an, bist wahrscheinlich zunächst durch jenes Buch auf den Gedanken gekommen, Dich mir wieder zu nähern. Wie dem auch sei — Du bist jetzt da, und wir sind uns die Alten!

In den neuen Dorfgeschichten habe ich bis jetzt nur „Erdmuthe," „Ein eigen Haus," und „Hopfen und Gerste" gelesen. Alle drei sind trefflich, und gehören zu dem Besten, was Du geschrieben hast. Dieses prüfende Hinabsteigen in die Tiefen der unverbildeten Menschenbrust, diese feine, sichere Seelenmalerei sollen sie Dir noch erst nachmachen. Um von Einzelnem zu reden, so hörst Du vielleicht nicht ungern, daß mich das Sommernachtswerk des Franzseph (ich las es erst heute in der Frühe und habe darum noch den frischen Eindruck) ganz besonders angemuthet hat. Der Gang durch die Nacht, die Mahd im Mondenschein, der Seelenzustand des Mähenden — das Alles ist in Deiner glücklichen Weise, und das Alles konntest nur Du uns geben. Wäre ich ein Maler, ich malte zwei Bilder: Deinen nächtlichen Franzseph und Uhlands Mähderin Marie! Das gäbe zwei Pendants!

Meine Frau rühmt mir den „Lehnhold" sehr. Daran will ich mich heute Abend machen.

Mein Heerd wird jetzt von fünf prächtigen Kindern, zwei Mädchen und

drei Jungen, umtobt, die mit uns deutsch, unter sich deutsch und englisch, und mit ihren Spielgenossen englisch sprechen, d. h. die, die sprechen können, denn der Jüngste, Percy, ein liebes, deutsches Milch- und Blutgesicht, wird nächsten Monat erst zwei Jahr. Meine Frau ist mir die Alte; ich kann sie nicht genug lieben und ehren; was ein Weib ist und vermag, läßt sich erst unter Verhältnissen und in Zeiten erkennen, wie wir sie durchgemacht haben. Wohl dem, der im Exil ein liebes Weib und liebe Kinder hat. Er ist nicht ganz ohne Heimath.

* * *

An Karl Buchner.

L. 22. Juli 1854.

Seit ich Ihnen zuletzt schrieb, habe ich eine genußreiche Tour nach Schottland gemacht. Ich bedurfte einer Ausspannung, nach zwei Jahren ununterbrochenen Pulthockens im Dunste der City that mir Berg-, Wald- und Seeluft wieder einmal Noth. So wandte ich denn mein Gesicht nach Norden, fuhr mit dem Dampfer die englische Ostküste hinauf nach Edinburgh, ging von dort in's Hochland (Loch Lomond, Loch Katrine 2c. 2c.) und pilgerte zuletzt in den Süden von Schottland, nach Ayrshire, zu den Stätten, die mir Robert Burns durch sein Leben und durch seinen Gesang längst zu heiligen gemacht hat.

Von da wieder nordwärts nach Glasgow, und dann mit dem Mailtrain zurückgesaust nach London, in seinen Rauch und Staub und Alltagsplack — aber auch an einen stillen friedlichen Heerd, zu meiner Frau und zu meinen Kindern. Die Reise hat mir außerordentlich wohlgethan; ich bin geistig und leiblich erfrischt heimgekehrt. Das Wetter war prächtig, und Schottland ist ein schönes, herrliches Land. Dabei kamen mir die Leute freundlich und selbst herzlich entgegen. Denken Sie sich, selbst eine Schwester von Robert Burns, die einzige noch überlebende, eine ehrwürdige Greisin von 83 Jahren, (13 Jahre jünger als der Dichter, der 1859 hundert werden würde), habe ich, durch eine Einführung von Robert Chambers in Edinburgh, kennen gelernt. Sie wohnt in der unmittelbaren Nähe des Geburtshauses und des Monuments des Dichters, in einer bescheidenen, von Fruchtbäumen und wilden Rosen umgebenen Hütte, wo, wenn ich nicht irre, die Verehrer ihres Bruders ihr ein behagliches, vor Sorge und vor Entbehrung gesichertes Alter bereitet haben. Da lebt sie nun mit ihren beiden unverheiratheten Töchtern — lebhaften, gescheiten alten Mädchen —; körperlich noch durchaus rüstig und ebenso auch noch von seltener Frische und Lebendigkeit des Geistes. Ihre schwarzen Augen, die den Feueraugen Robert's gleichen sollen, sind

noch immer klar und leuchtend. Ich habe mit den drei Frauen ein paar Stunden in dem stillen traulichen Stübchen genußvoll verplaudert. Die Alte wußte noch viel von Robert zu erzählen — sie war 24, als er starb, und schien sichtlich erfreut, als ich ihr sagen konnte, wie Burns auch bei uns gekannt und geliebt sei. Sie schüttelte mir beim Scheiden herzlich die Hand — und ich alter Esel muß gestehen, daß mir dabei — überhaupt bei dem ganzen Besuche — wunderlich zu Muthe war. Als ich nachher den Spuren des Dichters an dem von ihm besungenen Flüßchen Doon nachging und seinem Leben nachdachte, war ich weicher, als man eigentlich sein soll. Doch wer soll am Ende für den Dichter fühlen, wenn nicht der Dichter?

Meine Frau konnte mich auf dieser Tour nicht begleiten, doch denke ich sie, mit den beiden ältesten Kindern, im August oder September noch auf einige Wochen an die Südküste, in irgend eins der dortigen Seebäder, zu bringen. Wir sind Alle wohl, und so, hoffen wir, sind auch Sie! Die herzlichsten und treusten Grüße von Haus zu Haus!

* * *

An Marie Melos.

London, 7. August 1854.

— Meine Tour war prächtig. Ich fuhr mit dem Dampfschiff an der Ostküste von England hinauf nach Edinburgh, dem durch Natur und Kunst gleich schönen und herrlichen. Dort blieb ich vier Tage, ging dann nach Glasgow, und von da in's Hochland. Ich befuhr den Loch Lomond und den Loch Katrine, sah die dunkelrothe, großglockige Haideblüthe den Ben Lomond färben, durchstrich die Trossachs — war eben überall im Lande Rob Roy's und der Lady of the Lake. Dann über Stirling nach Glasgow zurück, und nun in das südliche Schottland, nach Ayrshire, auf die Felder, die Robert Burns gepflügt und hinter dem Pfluge auf ihnen gesungen hat. Ich war in seiner Geburtshütte, ich ging die „banks and braes“ seines „bonnie Doon“ entlang, ich stand vor Alloway Kirk und auf Tom o'Shanter's Brücke, ich sah — in dem Zimmer, welches den Unterbau seines Denkmals bildet — die Bibel, die er seiner Highland Mary beim Scheiden auf Nimmerwiedersehen (sie starb, vor der Hochzeit, auf der Rückreise von den Hochlanden) als Pfand der Treue am rauschenden Ayr verehrte. Aber das Alles, wie schön und wie anregend auch, war doch nichts dagegen, daß ich noch eine Schwester des Dichters, das einzige noch überlebende seiner Geschwister, jetzt eine ehrwürdige Frau von 83 Jahren, kennen lernte. Robert Chambers in Edinburgh hatte mir eine Zeile an sie mitgegeben. Und nun war ich in dem patriarchalischen Stübchen willkommen und wie ein alter Freund; die

Alte, die eine seltne geistige Frische für ihre Jahre besitzt, wußte mir viel von Robert zu erzählen; ihre Töchter, lebhafte und gescheite alte Mädchen, tischten mir Butterbrod und Himbeeren auf; mir war ganz eigen zu Muthe. Der Handdruck der Alten war mir wie ein Handdruck ihres Bruders — ich fühlte das Wehen seines Geistes. —

* * *

Es sei gestattet, hier ein leider unvollendetes Gedicht einzufügen, welches den Eindrücken jener Fahrt auf den Spuren von Rob. Burns den schönsten poetischen Ausdruck giebt:

Hinauf, hinab den lust'gen Doon,
Hinauf, hinab den Hag,
Den Staub des Ackers auf den Schuh'n,
Den deine Pflugschaar brach;
Ein Gast, o Burns, auf deinen Au'n,
Hinzog ich still den Pfad,
Den du einst zogest, wetterbraun,
Hinaus zu Saat und Mahd!

O, wonnig war die Julifrüh, —
Der Hänfling sang im Dorn,
Die Drossel schlug, der Häher schrie,
Und trotzig stand das Korn;
Ja, trotzig dein Hans Gerstenkorn,
Die Speere vorgekehrt, —
Und trotziger noch, roth wie vor Zorn,
Die Schottendistel werth!

Und, o! wie lieb der Winde Reis
Die Heckenros' umschlang!
Und von Marienblümchen weiß
War Hügel rings und Hang!
Und Glockenblum' und Fingerhut
Entblühten weit und breit,
Und jede Blume süß und gut,
Die einst dein Herz erfreut!

Und lustig fuhr der Morgenwind
Durch Aehren und Geheg;
Und blauen Augs ein barfuß Kind
Sprang lachend über'n Weg;
Und Flußgeräusch und Rieseln dann,
Und Ruf und Roßgewieh'r, —
Die Gegend klang und sah mich an,
Ganz wie ein Lied von Dir!

Kein Rain hier, der von dir nicht spricht!
Kein Hügel und kein Hang,
Draus nicht ein freudig Echo bricht
Von deinem Wildgesang!

— — — — —

Und preßte Stirn und Angesicht
An eine Birke weiß,
Und ließ mich gehn, und hielt mich nicht,
Und weinte still und heiß!

An Theodor Eichmann.

L. 9. October 1854.

— Vater Oxford genießt noch immer die Frucht des Weinstocks im Oberlande. Dabei hat sich der älteste Engländer seine Ferien genommen und der jüngste ist nach Portsmouth gegangen, um in die Flotte einzutreten. So bin ich jetzt allein mit dem andern deutschen Clerk — bin Buchhalter, deutscher und französischer Correspondent — nebenbei aber auch Portier, Briefcopist, Wechselausträger 2c. 2c. Eine solche Wirthschaft ist mir doch in all' meiner Praxis noch nicht vorgekommen! Soll mich der Teufel holen, wenn ich nicht Weib und Kind hätte, der Gordische Knoten wäre längst zerhauen! So aber heißt es Geduld üben, bis etwas Besseres sich findet.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 18. 2. 55.

Alle Deine Briefe sind mir vor und nach richtig zugekommen, und ich habe Dich wegen ihrer verspäteten Beantwortung freundlich um Entschuldigung zu bitten. Ich hatte viel zu thun — ich hatte Pech — ich war verstimmt — Wölfchen hatte einen bösen Croup: ach, alter Freund, was kommt Einem manchmal nicht Alles dazwischen, wenn man eben im Begriff steht, Briefe und andre Schulden endlich abzumachen! Habe Nachsicht und zweifle niemals an meiner Gesinnung!

Um Dich zuerst im Allgemeinen wieder au fait über uns zu setzen, schicke ich voraus, daß wir Gottlob im Augenblick Alle wohl und gesund sind. Wölfchen hat sich von seinem Anfall ganz wieder erholt, und heute Mittag im prächtigen Wintersonnenschein die Schlittschuhläufer auf dem River Lea mit mir angesehen. Auch die andern Kinder sind vergnügt und wohl. Käthe geht jetzt ordentlich in die Schule und macht hübsche Fortschritte, liest auch schon zu ihrem Amusement den Wilhelm Tell von Schiller, und ist überhaupt eine gescheite Krabbe. Louise und Otto kommen auch artig voran. Ein wahrer Staatskerl ist aber der Jüngste, Mr. Baby, der sich fabelhaft

herausmacht und Otto über den Kopf zu wachsen droht. Deine Kleine wird wirklich mit der Zeit nicht wissen, welchem meiner Jungen sie den Vorzug geben soll. —

Ueber mich selbst habe ich Ungünstiges zu berichten. Oder auch Günstiges, wie man will. Mein Verhältniß in der Lauberhütte neigt sich seinem Ende zu. Ich bat Oxford um eine Gehaltszulage von £ 50. Darauf hat er mich abschlägig beschieden, und zwar in so unfreundlicher und ungerechter Weise, daß mir Nichts überblieb, als um meine Entlassung zu bitten. Denk' Dir: ich bin dem Mann (so schreibt er mir wenigstens — er setzt die Waare herunter, um einen Rabatt zu bekommen!) nicht fleißig genug!! Ich bliebe nicht spät Abends auf dem Comptoir — ich zöge erst jetzt die Bilanz vom vorigen Jahr! Das ist wahr; ich habe erst gestern die Bilanz fertig gekriegt (sie hat aber auch gleich geklappt); aber, frage ich jeden Vernünftigen, in welchem Geschäft von einiger Bedeutung kann die Bilanz füglich eher gezogen werden? Der Befund der hinausgeschickten Contocorrente muß doch erst angezeigt sein rc. rc. Uebrigens würde ich, trotz alledem und alledem, früher fertig gewesen sein, wenn nicht der ewige Personalwechsel im vorigen Jahr, wenn nicht Oxford's eigne häufige Abwesenheit, und ganz zuletzt den ganzen December hindurch ein Umbau des Comptoirs mich in aller Buch-arbeit zurückgebracht hätten. Daß ich bei O. gearbeitet habe, und wie ich gearbeitet habe, hast Du selbst voriges Jahr gesehen, und wirst Dir vorstellen können, wie empört ich deshalb bin, und wie ich nicht anders konnte, als zu kündigen. Ich würde mich selbst nicht mehr achten können, wenn ich auf solche Provocation noch länger bliebe.

Im Ganzen ist es gut, daß ich aus der Rotte Korah herauskomme — gewissermaßen par force herauskomme! Es wird sich schon in einiger Zeit etwas Besseres finden.

Glaube nur nicht, lieber Eichmann, daß ich mich übereilt habe! Meine Frau denkt wie ich: lieber hungern, als länger der Sklave dieses Juden sein und seine Insolenzen ertragen! Wir müssen sehen, was werden wird. Ehe ich ausgetreten bin, kann ich mich indeß kaum nach etwas Anderem umsehen.

* * *

Man glaube ja nicht, nach dem Ausbruche des Unmuths in dem vorstehenden Briefe schließen zu müssen, daß Freiligrath ein Judenhasser gewesen. Er war jeder konfessionellen Ausschließlichkeit, wie schon der Brief an A. Schnezler vom 26. Mai 1837 zeigt, durchaus feind; der Freundes-kreis, in welchem sich Freiligrath bewegte, war vielfach mit jüdischen Elementen versetzt. Nur im täglichen Verkehr mit Oxford und in der untergeordneten

Stellung demselben gegenüber mochte sich der Unterschied zwischen der äußerlich ruhigen westfälischen und der überaus lebhaft gestikulirenden orientalischen Natur unangenehm fühlbar machen. Freiligrath klagte manchmal: Wenn ich nicht bei jedem 2 × 2 ist vier einen Sprung über Tisch und Bänke mache, so sagt Oxford, ich zeige kein Interesse am Geschäft. Im übrigen hat Oxford sein Verhalten Freiligrath gegenüber später wieder gut gemacht, indem er ihm durch ein glänzendes Zeugnis zur Erlangung der Stelle an der Schweizer Bank zu verhelfen bemüht war.

An Theodor Eichmann.

[London], 13. Mai 1855.

Ich habe lange nichts von mir hören lassen, weil ich vor lauter Arbeit nicht dazu kommen konnte. Mein Austritt aus der Synagoge, der Ultimo dieses unwiderruflich vor sich geht, giebt mir noch mancherlei zu thun, da ich doch Alles sauber und möglichst à jour meinem Nachfolger übergeben möchte. Dazu kamen allerlei literarische Beschäftigungen, nothwendige Correspondenzen mit Cotta 2c. 2c., so daß ich oft nicht wußte, wo mir der Kopf stand. Deswegen habe ich denn so lange geschwiegen, doch weiß ich ja, und dies muß einverstanden sein und bleiben, daß Dich kein Schweigen von meiner Seite irre an mir machen kann.

Koester's und Deinem Wunsche um ein Hochzeits-Carmen habe ich heute, an einem stillen naßkalten Sonntage, beim traulichen Kaminfeuer entsprochen. D. h. ich habe das Lied gemacht; — hier drucken lassen und es dann schicken kann ich aus verschiedenen Gründen nicht. Willst Du nun mit vielleicht noch ein paar Freunden Dich in die Kosten des Druckes theilen, so ist's mir lieb, und ich bitte Dich, voran zu machen. Inliegend das Opus.

Es ist natürlich wieder eine Hallunkerei, durch die sich aber doch eine ernste Ader hindurchzieht. Ton und Sprache — so weit die Nachahmung sich durchführen ließ — sind die der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, in specie der ersten schlesischen Dichterschule. Opitz und vornehmlich Fleming haben mir zumeist vorgeschwebt. Ich hoffe, der ganze Einfall wird Euch gefallen und Einzelnes Euer Lachen erregen. Ich selbst, während des Schaffens, habe wenigstens diverse Male herzlich und schallend lachen müssen. Es ist nun durchaus nöthig, daß das Aeußere des Carmens mit seinem alterthümlichen Ton harmonire. Es wäre deswegen gut, wenn der Drucker eine altmodische Type irgendwo auftreiben könnte, in der es zu setzen wäre. Am Besten würde eine Art gothischer Lettern sein, die man noch zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts statt der gesperrten Schrift

anwandte, und die noch jetzt von dieser oder jener Offizin gebraucht wird. Eine altfränkische Vignette am Fuße des Gedichtes — etwa ein Engelchen, das auf der Flöte bläst, — würde auch gut angebracht und von ergötzlicher Wirkung sein. Das ganze Gedicht, wenn gedruckt, muß sich, nach dem Muster alter Gedichtsammlungen, möglichst im Zopfstyl präsentiren.

Auch die alte Orthographie darf beim Drucken ja nicht verändert werden, Alles muß genau sein, wie ich es geschrieben habe. Also: auff, Thonkunst, Mäytrank 2c. 2c.

* * *

An Heinrich Koester.

[London], 19. Mai 1855.

Lieber Custos!

Vor allen Dingen rufe ich Dir ein frohes „Glückauf!" zu Deinem bevorstehenden Ehrentage zu! Schon als Du mir vor etlichen Jahren Deine Verlobung anzeigtest, breitete ich meine Hände segnend über Euch aus, und wiederhole diesen Gestus heute mit verstärktem Nachdruck! Es gehe Dir, es gehe Euch wohl! Das ist mein und der Meinen herzlicher Wunsch, und bei der Herzensgüte und Vortrefflichkeit derjenigen, die Du nun bald Dein liebes Weib nennen wirst, wie bei Deinem eigenen redlichen Wollen und Streben, zweifeln wir auch nicht im Geringsten, daß Alles gut gehn und der alte Heinz endlich den rechten, echten Frieden finden wird. Morgen (den 20. Mai) ist mein und meiner guten Ida Hochzeitstag! Und zwar der vierzehnte! Das Beste, was wir Euch wünschen können, ist: daß Ihr Euren vierzehnten Hochzeitstag seiner Zeit eben so froh, eben so einig, eben so von lieben, gesunden, hoffnungsreichen Kindern umtobt wie wir, feiern mögt! Amen, Sela! Das walte der alte Gott, der ja immer noch lebt!

Ich sollte Dir nun alle diese guten und heilsamen Wünsche eigentlich in einem saubern Carmen aussprechen, aber Du mußt mich wirklich entschuldigen, lieber Koester! Mein Austritt aus der Lauberhütte findet erst am letzten d. M. statt (nicht am 1., wie Du glaubtest), und bei aller Arbeit, die ich vorher noch auf die Seite zu schaufeln habe, ist mir die Muse seither fern gewesen. Ich will sehen, ob sich am heutigen Sabbath — etwa auf einem einsamen Spaziergang durch das Weichbild unseres Städtleins — noch etwas ergiebt — in der Abenddämmerstunde vielleicht — aber ich fürchte fast, daß es nicht so sein wird. Ist dem also, so wirst Du mir nicht zürnen; im andern Falle jedoch erhältst Du die Verse — und wäre es auch nur in der letzten Minute vor der Trauung — noch per Telegraphen: Flehen wir zu St. Apollo und den Neunen allen, daß sie mich erleuchten mögen! —

Meine Stelle (um auch auf diesen Gegenstand kurz zurückzukommen) habe ich nicht in der Hitze, sondern mit kühlem Vorbedacht, und nach genauer gewissenhafter Ueberlegung mit meiner lieben Alten, aufgegeben! Man trägt eben viel und lange („Und drei Jahr' hat er's getragen" — parodirt Ida), kann sich aber doch unmöglich Alles gefallen lassen. Warten, bis ich etwas Anderes gefunden, ging auch nicht, denn so lange man im Joch ist, hat man buchstäblich auch keine Minute Zeit, sich nach was Anderm umzusehn. Bin ich erst einmal wieder mein eigener Herr, so wird sich schon wieder etwas Anderes, und hoffentlich Besseres, ergeben. Einstweilen hab' ich schon die interessante Entdeckung gemacht, daß ich ein ganz verzeihliches, druckbares Englisch schreibe, und daraufhin angefangen, in einigen der angesehensten Literaturblätter über deutsche Literatur zu berichten. Es war mir komisch, Verschiedenes aus diesen Berichten in deutschen Blättern erwähnt und zum Theil übersetzt wiederzufinden — eine Sache übrigens, die Du einstweilen für Dich behalten willst, damit mir der Spaß nicht zu früh verdorben werde.

Die armen Marx haben am Charfreitag ihren einzigen Knaben verloren — ein so trauriger, entsetzlicher Verlust, daß ich gar nicht sagen kann, wie tief der Fall mir an's Herz gegriffen hat. Am Ostermontag haben wir das liebe Kind begraben — — ach, was für Leid gibt es!! —

Dabei denke ich dann auch an unsere Freunde Sch. und Haas, und daß die nun auch nicht auf Deiner Hochzeit sind! Denke auch ihrer, der Todten, an Deinem Feste, wie Du meiner, des Fernen, an ihm denkst! Und laß' uns treu zusammenhalten, lieber Heinz, so lange wir noch können! Früher oder später müssen wir auch dran (Du freilich, der Hochzeiter, noch lange nicht!) und dann bleibt uns Nichts als das stumme, verbissene Nachsehen und ein treues Gedenken! — Ich bin neulich unsäglich weich geworden beim Lesen des Feuilletons in der Cölnerin über Immermann und die Ahlefeld! — Was für Kerle haben wir schon fortgehen lassen! — Hoch die Lebendigen! Aber hoch auch die Todten!! —

* * *

Im Februar 1855 war Freiligrath des Verhältnisses zu Oxford umsomehr gründlich müde, als derselbe ihm eine Gehaltserhöhung weigerte und zwar mit einer für unsern Freund entschieden ehrenrührigen Motivierung. Freiligrath kündigte und trat Ende Mai aus der unerträglich gewordenen Stellung aus, allerdings auf die Gefahr hin, eine neue suchen zu müssen und bis zu deren Erringung lediglich vom Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten zu leben. Aber er war diesen Schritt seiner Ehre schuldig; mit wie freudigem Herzen er aus der „Lauberhütte", der „Synagoge", der „israelitischen Frohnfeste" schied, beweist uns nichts mehr als das gerade im Mai 1855 gedichtete

Hochzeitscarmen für Freund Koester, unter den zahlreichen humoristischen Gelegenheitsgedichten Freiligraths eine wahre Perle, ein wundersam liebenswürdiges Gemisch von Scherz und tiefem Ernst, und zugleich dem Kundigen ein neuer Beweis für die unvergleichliche Belesenheit Freiligraths in den älteren deutschen Dichtern, für sein einziges Geschick, dieselben in Gedanken, Wort und Reim nachzubilden.

Einstweilen half ihm, außer dem Ertrag neuer Auflagen, eigene schriftstellerische Arbeit und zwar in Prosa; denn er hatte, wie er an Koester schreibt, die interessante Entdeckung gemacht, daß er „ein ganz verzeihliches druckbares Englisch schreibe", und benutzte dasselbe, indem er für das Londoner Athenäum Aufsätze über deutsche Literatur und Kunst schrieb; da er seinen Namen nicht beifügte, so hielt man zu seinem Ergötzen diese Urteile für solche der echten englischen Presse. Aber diese Arbeiten brachten nicht genügenden Ertrag, um einen ausgedehnten Haushalt in dem teuern London zu ernähren. Es war ein Jahr schwerer Sorgen für den Dichter. Mehr als einmal war er genötigt, um dem augenblicklichen Bedürfnis zu begegnen, Wechsel auf die Düsseldorfer Freunde zu ziehen, oder, wie er sich scherzend ausdrückt, „einen Ritt in's alte romantische Land zu machen." Freilich geschah es wohl jetzt, wie später in den Sorgenjahren 1866 und 1867, daß dieser Ritt von Vierteljahr zu Vierteljahr wiederholt ward. Ab und zu halfen ihm auch die Görlitzer Verwandten, die Düsseldorfer, Barmer und andere Freunde durch einen Vorschuß aus der augenblicklichen Verlegenheit, so daß er den letzteren gegenüber im Februar 1866 in den dankbaren Ruf ausbricht: Ihr seid die nobelsten Kerle, die die Sonne bescheint! Das Einzelne mag hier unerwähnt bleiben, wie die darauf bezüglichen Stellen des Briefwechsels bis auf geringe Spuren getilgt sind; aber die unverschuldete Bedrängnis des verbannten Dichters in einzelnen Abschnitten dieser Londoner Zeit ganz zu verschweigen liegt kein Grund vor; auch gehörte dies zu dem politischen Märtyrertum, welches er freiwillig auf sich genommen hatte. Er hätte vielleicht durch einige Zugeständnisse sich die Heimkehr und eine angenehmere gesicherte Stellung erkaufen können; er that es nicht und tröstete sich mit einem ohne Bitterkeit gesprochenen: Tu l'as voulu, George Dandin! Glücklicherweise gingen diese Sorgenjahre rasch vorüber, und es stellten sich bessere Zeiten ein; sobald er von dem Druck aufatmet, tilgt er auch wieder alte Verbindlichkeiten. „Aber o weh", schreibt er Ende 1862 an Eichmann, „was hab' ich in der Zeitung lesen müssen! Daß ich ein ehrlicher Mann bin und meine Schulden bezahle! Sacristi! Dagegen sollte man ja das Gelübde thun, seine Schulden nicht zu bezahlen! In der That, ist die Lapperei denn nur der Rede werth?"

Während all dieser Drängnisse war Freiligrath unablässig literarisch thätig, nur daß die eigene Dichtung vereinzelte Blüten trieb, dagegen mehr Sammelfleiß und Übersetzungskunst sich geltend machten. Im Herbst 1855 ging Longfellows, des Freiligrath seit langen Jahren befreundeten Dichters, Song of Hiawatha hinaus, eine epische Bearbeitung des Sagenschatzes der Ureinwohner von Nordamerika. Die Dichtung fand in ihrer Heimat außerordentlichen Beifall, und Freiligrath faßte alsbald den Gedanken, dieselbe durch eine Verdeutschung auch in seinem Vaterlande einzubürgern; so entstand vom Herbst 1855 bis Mai 1856 in strammer Arbeit abermals ein ausgedehntes Werk, ein neuer Beweis seiner außerordentlichen Kunst, fremde Dichtung derart in deutsches Gewand zu kleiden, daß man nicht eine Nachdichtung, sondern ein Original zu lesen glaubt. Freiligraths Sang von Hiawatha, die dritte in der Reihenfolge der größeren Arbeiten der Londoner Zeit, erschien im Herbst 1856 bei Cotta, ohne die gehoffte zweite Auflage zu erleben; daran ist aber nicht sowohl Freiligrath als das Gedicht selbst schuld, welches dem deutschen Leser trotz mannigfacher poetischer Schönheiten und einer wunderbaren Meisterschaft der Sprache dem Stoffe nach fremd und etwas seltsam gegenübersteht, dabei einer gerundeten künstlerischen Entwickelung entbehrt; es fehlt dem Deutschen jene rege Teilnahme für die poesiereiche Göttersage der Rothäute, welche der Dichtung in ihrer Heimat so günstig war. Freiligrath selbst freute sich außerordentlich der Arbeit und hebt bisweilen in seinen Briefen, ganz im Gegensatz zu seiner sonstigen Weise, mit einem berechtigten Selbstbewußtsein die technische Meisterschaft derselben hervor.

Unmittelbar nach dem Abschluß des Hiawatha, Ende Juni 1856, erfolgte auch ein willkommener Umschlag in des Dichters äußerem Geschick, seine Wahl zum Leiter der General Bank of Switzerland, eines vom Genfer James Fazy begründeten Unternehmens; jene politische Parteifarbe, welche unserm Dichter, so wenig sie sich in jenen Jahren überhaupt noch geltend machte, in seinem kaufmännischen Fortkommen so hinderlich war, erschien ihm diesmal förderlich. Mit welcher Freudigkeit er das Anerbieten ergriff, zeigt der telegraphische Dreidraht-Brief vom 29. Juni an Eichmann; auch war der Gehalt, 300 £, erheblich besser als der frühere in der „Lauberhütte"; zudem ward derselbe im August 1857 noch um 50 Pfund Sperling, wie Freiligrath gern scherzend schreibt, gesteigert. So tragen denn die meisten Briefe fortan fast zehn Jahre lang an der Stirn die Geschäftsadresse General Bank of Switzerland (Crédit international Mobilier et Foncier) London Agency, 2 Royal Exchange Buildings. Die größere Sicherheit des Daseins spricht sich fortan auch in der befriedigteren Stimmung der Briefe

aus, wie in dem wiederholten Aufenthalte der Gattin und der Kinder an der Seeküste. Aber freilich klingt dazwischen auch wieder in den Briefen an die Vertrautesten der Wehruf des von der Arbeitspflicht gehetzten Mannes: „Nur verteufelt müde bin ich manchmal. London macht müde. Diese Distanzen, dieses Treiben, dieses ewige Aufdermensurstehen mit dem Leben!“ Aber er hält das Haupt aufrecht; auch in der hochverantwortlichen Tretmühlenarbeit dieser Jahre ist die Familie des Dichters größter Schatz; jeder seiner Briefe giebt Zeugnis davon, mit wie inniger Liebe er die Gattin und die Kinder umfaßt, wie er die geistigen Fortschritte der letzteren, ihre aufkeimenden Eigentümlichkeiten verfolgt und den Freunden mitteilt. Auch an freundschaftlichem Verkehr fehlte es nicht. Gottfried Kinkel, mit welchem Freiligrath in der St. Goarer Zeit in freundschaftlichem und brieflichem Verkehr gestanden, lebte zwar in London, aber seit 1844 hatte jede Beziehung zwischen den beiden Dichtern aufgehört. Nachdem sie sich Winter 1855—56 zufällig getroffen, ward das Verhältnis wieder hergestellt; aber außer andern Gründen waren die weiten Wege Londons einem näheren und häufigeren Umgange nicht förderlich. Der Tod der trefflichen Johanna Kinkel, Nov. 1858, erschütterte Freiligrath aufs tiefste, und er hat ihr ein herrliches Lied nachgesungen. Auch bei Gottfried Kinkels zweiter Verheiratung 1860 waren Freiligrath und seine Gattin zugegen, und unser Dichter vertrat dabei die Stelle des verstorbenen Brautvaters, indem er nach englischer Sitte die Braut weg gab; Freiligraths Tochter Käthe war mit Kinkels Töchtern Brautführerin. Kinkels Eintritt in den Nationalverein 1861 ward von Freiligrath entschieden mißbilligt; ein scharfer Briefwechsel folgte und hatte eine abermalige vieljährige Entfremdung zur Folge. Dann ging Kinkel nach Zürich und erst nach Freiligraths Ansiedelung in Stuttgart 1871 trafen daselbst zufällig die beiden Dichter wieder zusammen. Freiligrath war freundlich wie in alten Tagen, lud Kinkel gastlich und herzlich zur Maibowle. Das war das letzte Zusammensein; sie sahen sich nicht wieder.

Auch mit Karl Marx, dem Genossen aus der Kölner Drangzeit, ward das Verhältnis locker; Freiligrath war ebensowenig in London wie früher in Zürich geneigt, in den endlosen Zänkereien der Flüchtlinge unter sich Partei zu ergreifen; er ging zwischen ihnen still seines Weges dahin, gab seinen politischen Anschauungen nicht mehr in Gedichten, sondern nur ab und zu in kurzen brieflichen Worten gegen vertraute Freunde Ausdruck. Mancher derselben bemühte sich dem Dichter den Gedanken der Heimkehr ins Vaterland nahe zu legen; aber Freiligrath war zu sehr eine feste knorrige Eichennatur, um für sich als gefeierten Dichter eine Rücksicht zu erbitten, die er als Politiker nur als eine Begnadigung ansehen konnte. So ließ er sich im

November 1858 „in optima forma als Engländer naturalisieren;" ebenso machte er keinen Gebrauch von der nach König Wilhelms Thronbesteigung unterm 12. Januar 1861 erlassenen Amnestie; durch ein Gesetz, nicht durch Fürstengnade wollte er sich ins Vaterland zurückführen lassen. Während den rechtskräftig Verurteilten die Strafe erlassen ward, sollten „rücksichtlich derjenigen Personen, welche sich der Untersuchung oder der rechtskräftigen Aburteilung durch die Flucht entzogen haben, wenn dieselben von der ihnen gestatteten ungehinderten Rückkehr Gebrauch machen und von den Gerichten verurteilt werden möchten, von amtswegen durch den Minister Gnadenanträge gestellt werden." So war also Freiligrath die ungehinderte Rückkehr zwar freigestellt, aber es blieb den Gerichten anheimgestellt, ob sie die Untersuchung über die alten Kölner Händel und das Heftchen Gedichte aufnehmen wollten; zwar stand alsdann die Begnadigung in Aussicht, aber es ist sehr erklärlich, wenn Freiligrath keine Lust trug, sich derartigen Unannehmlichkeiten auszusetzen; zudem, wenn es ihn auch nach der Heimat zog, im Besitz einer auskömmlichen Stellung fühlte er sich keineswegs zur Rückkehr gedrängt.

Freiligraths Häuslichkeit während dieser guten Jahre des Londoner Aufenthaltes ist bereits früher geschildert. Sein schönes Familienleben, seine Gastlichkeit blieben dieselben, wie die bisweilen in Zeitschriften veröffentlichten Berichte deutscher Besucher beweisen. Nur eine Beschreibung des Dichters selbst mag aus einem Aufsatze von Julius Rodenberg, Herbst 1858, herausgehoben werden: „Eine starke untersetzte Figur, ein Mann in der Fülle seines Lebens und seiner Kraft, mit einem Kopf voll Majestät und Bedeutung; lange Haare um die Schläfen, eine Stirn wie aus Granit gehauen, aber Augen voll Wärme, voll Glut, dunkle Augen voll Liebe und allem Schönen, was ein Menschenherz nur beherbergen kann."

Über Freiligraths literarische Thätigkeit während der 9½ Jahre seiner Thätigkeit als Leiter der Schweizer Bank dürfen wir kurz sein. Kein Wunder, daß in der Rauchatmosphäre Londons, unter dem Druck schwerer Geschäftsarbeit, die Muse nur ab und zu bei ihm einkehrte; sei es daß ein Familienfest Anlaß zu einem heiteren Liede gab, oder daß er einem willkommenen Besuche ein freundliches Wort sprach, wie in den anmutigen Gedichten für Julius Rodenberg und Gabriele Dingelstedt, oder daß der Weheruf tiefster Herzensteilnahme ihm den Mund öffnete, wie in dem bereits erwähnten Gedichte „Nach Johanna Kinkel's Begräbnis 1858" und in dem Aufruf für den schwerleidenden Julius Mosen 1863, in den ergreifenden Dichtungen „Westphälisches Sommerlied" und „Für's schwarze Land," beide 1866. Der ehrenvollen und schwierigen Aufgabe, für die Schillerfeiern in London und Amerika am 10. November 1859 die Festgedichte zu spenden, entsprach er in vollendeter

Weise; besonders das Festlied der Deutschen in London ist von ergreifender poetischer Fülle und Kraft.

Dazu gesellt sich, wie früher, schriftstellerische Thätigkeit. 1861 eröffnete er den Coleridge=Band der Tauchnitz'schen Englischen Klassiker mit einer biographischen Skizze; weitere waren beabsichtigt, auch wäre unser Freund ganz der Mann gewesen, seine geliebten und gründlich gekannten englischen Poeten in solcher Weise einzuführen; aber es ist keine ähnliche Arbeit gefolgt, wohl weil ihm Muße und Sammlung oder bei allem Fleiße die eigentliche schriftstellerische Betriebsamkeit abging.

Eine Frucht seiner Coleridge=Studien war es, daß es Freiligrath gelang, eine durch Schiller selbst als richtig beurkundete Abschrift der Piccolomini wie von Wallensteins Tod zu finden, einen wichtigen Beitrag zur Schiller=Kritik, über welchen man Näheres in Vollmers Schiller und Cotta S. 405 ff. nachlesen kann. Freiligrath veröffentlichte die Ergebnisse seiner Untersuchungen im Londoner Athenäum; eine Aufzählung indes der verschiedenen Beiträge Freiligraths zu dem Blatte liegt nicht in dem Plane dieses Werkes, nur eines Aufsatzes sei noch gedacht über die Lieblingsstrophe von Burns, der er auf das glücklichste bis zu den provençalischen Minnesängern nachspürte. Nach Briefen aus dem Eingang des Jahres 1867 gedachte er sich auch an der von Bodenstedt veranstalteten Gesamtübersetzung von Shakespeare zu beteiligen, wie er denn unter den Mitarbeitern verzeichnet steht. Er wollte den Lear, Cymbelin und das Wintermärchen übernehmen, doch hat er, wohl infolge der mannigfachen Unruhe, welche die damals bevorstehende Rückkehr nach Deutschland mit sich brachte, diese Absicht nicht ausgeführt. Nur kurz sei hier bemerkt, daß im Jahre 1858 die erste Sammlung der Dichtungen Freiligraths, 6 Bände, bei Gerhardt in New=York erschien, was die Ursache eines erst nach Jahren ausgeglichenen Zerwürfnisses mit Cotta ward.

Die Adressaten aus der Zeit, da Freiligrath der Schweizer Bank vorstand, sind die bereits bekannten; als neuer tritt in den Kreis Emil Rittershaus, der junge Dichter aus Barmen; derselbe suchte Freiligrath Eingang 1864 in London auf, „ein netter frischer Kerl". Dem Kreise der älteren Barmer Freunde nahestehend, dem Dichter als Dichter geistesverwandt und wert, war Emil Rittershaus bis zu Freiligraths Tode freundschaftlichst mit demselben verbunden, wie ein reger Briefwechsel erweist und so manches Gedicht, welches von einem Hause zum anderen flog, wobei Freiligrath allerdings häufiger der Empfangende als der Spendende war.

An Theodor Eichmann.

London, 4. Juni 1855.

Vorigen Donnerstag Abends 6 Uhr habe ich die Synagoge verlassen,

und bin seitdem wieder, Gott sei gelobt, mein eigener Herr und Hungerleider! Ich hatte, wie sich von selbst versteht, Alles, was mir oblag, auf's Sauberste und Akkurateste vor meinem Austritt abgewickelt. Das Hauptbuch war bei und balancirt bis Ende April, das sogenannte Private Ledger, eine Art von Contocorrentbuch, war à jour; das Bankconto ebenfalls stimmend bis auf die Minute meines Fortgehens, nicht minder sämmtliche Nebenbücher bei und correct. Wenn ich das Alles bedenke und dazu nehme, daß meine sämmtlichen Bucharbeiten (ungerechnet die ziemlich starke Correspondenz in drei Sprachen) immer in gleich guter Ordnung waren — daß aber Oxford — als ich ihn um eine Erhöhung von £ 50 bescheiden anging, seinen abschlägigen Bescheid nur durch eine Herabsetzung meiner Arbeit zu motiviren die Stirn hatte, so läuft mir die Galle noch über. Doch was ärgere ich mich noch viel! Es ist eine Erfahrung mehr, wenn auch nicht die angenehmste. Uebrigens sind wir in aller Höflichkeit von einander geschieden. Gleich als ich ihm kündigte, (was er doch nicht erwartet hatte), widerrief er, der Sache nach, seinen Brief, die Qualität meiner Arbeit sei durchaus über allen und jeden Tadel erhaben, nur in der Quantität hätte ich mehr leisten können. D. h. ich hätte anstatt bis 6 oder 1/2 7 Uhr, bis 8 oder 9 täglich ochsen und die Störungen meiner Tagesarbeit, die mir im vorigen Jahr durch seine eigenen ewigen Ausflüge, durch monatelanges Bauen im Comptoir und endlich durch ewigen Wechsel der jüngeren Commis erwachsen waren, durch ein totales Aufgehen in seinen Zahlen und ein vollständiges Entsagen auf meine Abende mit Weib und Kind und Muse wieder einbringen sollen. Und für welches Resultat? Daß die Jahresbilanz, statt Mitte Februar, wo möglich schon am 2. Januar (dies ist wirklich seine lächerliche und unvernünftige Prätension!) gezogen sei! Doch übergenug von dem Dreck! Ich entlasse ihn hiermit feierlichst, ungerührt davon, daß er mich noch beim Weggehen versicherte, er werde mir jederzeit das glänzendste („aber das allerglänzendste") Zeugniß geben und mir gern eine gute, eine sehr gute Stelle wieder verschaffen. Eine Stelle von 3—400 £ könne ich mit dem, was ich zu leisten vermöge, ja jeden Augenblick wieder finden. Er könne mir leicht dazu verhelfen ꝛc. Welche Inconsequenz und welche Prahlerei in einem Athem! —

Ich sitze nun wieder in meiner Studierstube zwischen meinen geliebten Dichtern und Denkern, und suche meine Seele wieder auf den alten schöpferischen Ton zu stimmen. Alte Arbeiten sind vorgenommen, frische tauchen in mir auf, neue Verbindungen (auch mit den Trägern der englischen Literatur) werden angebahnt und verfolgt. Blühende Syringen, täglich von den Kindern gewechselt, bringen den späten Frühling auch auf meinen Tisch. Eben pflanzt Wolfgang, der liebe treue Junge, noch einen mächtigen blühenden Weißdornzweig in's übervolle Glas.

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place, Hackney,
13. Sept. 55.

— Mit Ausnahme des Peinlichen, das eine Uebergangsperiode dieser Art immer mit sich bringt, geht es uns leidlich. Meine Frau ist nicht ganz wohl gewesen seither, doch ist es nichts von Bedeutung. Sie gibt noch immer ihre Stunden, ich selbst schreibe englische Artikel und habe noch verschiedene poetische Arbeiten wieder vorgenommen. Das Alles trägt seine Früchte, aber freilich nicht eben jetzt, in dem Augenblick, wo es am nöthigsten wäre. Die Kinder, Gott sei gelobt, sind frisch und munter, und wissen bis jetzt nichts von den Sorgen, die den Alten oft schlaflose Nächte machen. Sie haben im Lauf der letzten 4 Wochen alle fünf ihre Geburtstage froh und glücklich gefeiert. Käthe wurde vorgestern 10 Jahre. Gebe Gott, daß, nachdem ich sie Alle so weit gebracht, es mir auch ferner möglich sein wird, sie zu guten Menschen heranzubilden. Ist es denn nicht eigentlich eine Schande, daß ein Kerl wie ich, der arbeiten kann und arbeiten will, solche rasenden Anstrengungen machen muß, nur um Arbeit zu kriegen?! —

Sebastopol ist genommen! Der Enthusiasmus hier ist groß, und die abendlichen Triumphraketen zischen und knattern allenthalben. Aber mit welchen Opfern ist dieser Sieg erkauft worden! Wird der Vortheil, den die Menschheit, den die Freiheit aus ihm ziehen, alles vergossene Blut aufwiegen? Wird ein Louis Napoleon je ein wahrer Befreier sein können? Einstweilen freuen wir uns der Demüthigung Rußlands und seiner deutschen Vasallen! Und hoffen wir das Beste! Die Welt muß vorwärts. — Und dann gehen wir zurück, nach Deutschland, heißt das! —

* * *

An Theodor Eichmann.

Hackney, 4. Januar 1856.

Prost Neujahr, lieber Eichmann! Dir, Deiner Eichfrau und Deinen Eichkindern! Wir hoffen, daß Ihr gesund und froh in's neue Jahr eingetreten seid, und daß der Herr Sohn nicht zu viel Lärm in der Neujahrsnacht gemacht hat! Bei uns, Gottlob, ist Alles wohl auf dem Strumpf! Mögen wir uns heute über's Jahr ebenso vergnügt die Hand reichen können! Deiner lieben Frau aber wünsche ich, daß der Bestand des kleinen Fußvolks sich bis dahin nicht abermals vermehrt haben möge! Dieses, o Eichmann, beherzige und denke in stillen Augenblicken ernstlich darüber nach!

Daß Du mir den Tag der Taufe nicht eher anzeigtest, ist übrigens eine Unthat, die ich nicht umhin kann, zu rügen. Wie hatte ich mich nicht

den ganzen November hindurch auf ein Glas Warmes gespitzt! Aber immer keine Nachricht und folglich auch keine Berechtigung. Als ich's nun endlich am 9. Dec. erfuhr, war ich inzwischen grimmig geworden, und habe vollends gewartet bis zum Weihnachts heiligen Abend. Da ist denn endlich eine Mischung gemacht worden: 1 Flasche Portwein, 1/4 Flasche Rum, 1 Citrone, nebst Zucker und Wasser wie sich's versteht. Ein ganz hübsches Getränke — und Deinem Jungen wird's hoffentlich gut bekommen!

In der Sylvester-Nacht sind wir aber hübsch im Bett gewesen, und haben das neue Jahr nicht um Mitternacht mit Punsch, sondern Morgens um 8 Uhr mit einer excellenten Tasse Kaffee begrüßt. Es wird hier nicht viel Wesens vom Jahreswechsel gemacht.

Hast Du auch Deinen Kindern einen Christbaum gemacht? Wir hatten einen ganz stattlichen Sohn des Waldes acquirirt, den die fünf Kleinen gehörig umjubelt haben. Die Christ- und Neujahrszeit hat ihnen überhaupt viel Spaß gebracht. Sie haben eine Menge kleiner Bekannten (namentlich Käthe und Wolf, seit sie regelmäßig zur Schule gehn), und so waren sie zu einer Menge von Kinderpartien geladen, die jede wieder sich um einen Christbaum (der jetzt in England als eingebürgert betrachtet werden kann) bewegte. Nun hoffe ich aber, hat das Schwärmen bis nächstes Jahr ein Ende!

Koester's Aussichten auf Vaterfreuden sind ja ganz hübsch. Bereite ihn auf ein Gratulationscarmen im Zopfstyl Johann Christian Günther's vor, der sich in seiner Weise ebenso anmuthig macht, als der etwas ältere, in dem, nach Fleming's und Opitzens Vorgange, das Hochzeitscarmen gefertigt worden. Günther hat eben in dieser Art Glückwünsche (bei Kindbetten) besonders Starkes und Nachdrückliches geleistet. —

Etwas Festes habe ich auch jetzt noch nicht gefunden. Man muß hier zuwarten, anders geht's nicht. Doch bin ich für jetzt und die nächste Zukunft lucrativ beschäftigt, habe auch sonst (für frühere Arbeit) einige Einnahme gehabt, so daß für den Augenblick Alles ziemlich glatt ist. Und hoffentlich bleiben, resp. mehr und mehr werden wird. —

* * *

An Karl Buchner.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 11. 2. 56.

Herzlieber Freund!

Dieser Brief, um Sie morgen zu überraschen, hätte eigentlich schon vorgestern geschrieben und gepostet werden sollen: es kam aber etwas dazwischen, und so sind Sie denn wohl auch nicht böse, wenn meine herzlichen Freundesglückwünsche zum 56. Geburtstage ein paar Tage post festum an Ihre

Thür pochen. Es ist lange her, seit ich Ihnen kein Lebenszeichen gegeben habe zum 12. Februar, — doch ist uns der Tag, sammt den andern Festtagen Ihres Hauses, immer unvergessen gewesen, und kein Jahr ist vergangen, wo wir nicht, unter stillen Wünschen, Ihrer und der Ihrigen besonders an demselben gedacht hätten. Möge denn auch endlich wieder einmal der guten alten Sitte des Gratulirens ihr Recht widerfahren! Ich drücke Ihnen recht, recht von Herzen die Hand, und hoffe, daß Sie sich morgen früh, gesund, glücklich im Kreis Ihrer Lieben umschauen mögen! And many happy returns, wie John Bull niemals unterläßt hinzuzufügen.

Ihren lieben Brief vom 27. Juni v. J. habe ich zur Zeit erhalten und mich der guten Nachrichten, die er brachte, aufrichtig gefreut. Seitdem hat sich auch Allerlei mit mir zugetragen, was Sie vielleicht interessirt. Dazu gehört vor allen Dingen, daß ich meiner kaufmännischen Stellung seit Ende Mai freiwillig entsagt habe und seitdem wieder mehr mir selbst und meinen Arbeiten habe leben können. Und das ist auch gut, wenn auch auf der andern Seite die sichere Einnahme eines Gehalts von 200 Pfund eine gute Sache war. Indeß, man schlägt sich schon durch. Das Schlimmste ist nur, daß man gezwungen ist, die schönen Cotta'schen Honorärchen im theuersten Lande Europa's springen zu lassen. Wir haben schon manchmal wieder an die Schweiz gedacht. Es ist da billiger, deutscher, und man hat mehr Luft und Licht und Himmel.

Im Mai bin ich jetzt wieder fünf Jahr in England. Das Resultat ist, daß ich Deutschland lieber habe, als sonst. Ich habe kein weichliches Heimweh und verlange gewiß nicht zurückzukehren, außer wenn es mit Ehren möglich ist, aber das Gefühl in der Fremde zu sein, macht sich mit jedem Jahr fühlbarer. Die Kinder assimiliren sich dem fremden Wesen schon eher, aber das schmerzt mich auch oft. Ihnen hier, im Lande des Geldes und der Protectionen, Bahnen zu eröffnen, wird später auch seine Schwierigkeiten haben. Eine gute Erziehung ist hier zudem theurer als anderswo (Käthe und Wolfgang kosten jetzt vierteljährlich über £ 5 —, sage fl. 60, Schulgeld), und dann macht die englische Schule sie eben ganz zu Engländern. Ich wünschte, ich wär' 1851 gleich wieder nach Zürich gezogen. Aber was hilft das Wünschen!

Einstweilen bin ich, mit all meinem Räsonniren auf England, sogar an's Englisch-Schreiben gekommen. Ich berichte (seit Januar 1855) dem „Athenäum" über deutsche Literatur und Kunst, — meist nur Klatsch, den ich aus den deutschen Blättern excerpire, gelegentlich aber auch Recensionen und selbständige größere Berichte. Die Sache macht mir Spaß, insofern mein sauberes, druckbares Englisch (das ich gar nicht zu besitzen glaubte) mir eine angenehme Entdeckung war, und ich doch auch auf manches Heimathliche aufmerksam machen kann, was hier sonst

durchaus unbekannt bleiben würde. Ich habe auch schon die Satisfaction erlebt, daß die „Allgemeine Zeitung" Recensionen von mir (so namentlich im April vorigen Jahres eine über Paul Heyse) als guten Köder verschluckt und, mich zum Theil in's Deutsche übersetzend, an meiner Angelruthe gezappelt hat. So etwas amüsirt. Ich bitte Sie aber, weiter keinen Gebrauch davon zu machen.

Zu neuen poetischen Schöpfungen bin ich noch nicht gekommen, trage mich aber mit allerlei Stoff, der mir, hoffe ich, nicht verloren gehen wird Vor der Hand habe ich mich an poetische Uebersetzungen gehalten, und bin eben jetzt mit Longfellow's neuem Gedicht „Der Sang von Hiawatha" beschäftigt, dessen Verdeutschung wahrscheinlich Cotta in Verlag nehmen wird. Proben daraus habe ich schon vor Weihnachten an's Morgenblatt geschickt. Sie werden also jetzt wohl drin stehn.

Wahrscheinlich, und hoffentlich, wird auch meine Frau heute noch zu einem Briefchen an die „Geschätzte" Ihrige kommen, und darin Alles, was das Haus angeht, näher zur Sprache bringen. Doch will ich auf alle Fälle hier noch erwähnen, daß unsre Kinder (Gottlob und unberufen) uns viele, viele Freude machen, und sich körperlich und geistig so wacker entwickeln, daß wir wohl Ursache haben, froh und dankbar zu sein. Die beiden Mädchen sind lieb und klug, und die drei Jungen wild und tapfer. Wolfgang, der von Haus aus zarte, wird sichtlich stärker, und Otto und Percy, die beiden Jüngsten, sind wahre Bären und strotzen von Leben und Gesundheit.

In Mitten all' dieses frischen, in die Höhe strebenden Lebens (das Gott ferner schützen wolle) gedenkt man weniger des eigenen Aelterwerdens. Wenn nur nicht rechts und links die Bäume zusammenkrachten! Welche Unzahl von Männern, Freunden und Feinden, alle noch rüstig und stark vor wenig Jahren, zum Theil mit eingreifend in die Geschicke des Vaterlands zur bewegtesten Zeit, hat nicht das letzte Jahr dahingerafft! —

Und nun drücke ich Ihnen nochmals die Hand und sage Ihnen das herzlichste Lebewohl! Wenn Sie Zeit und Stimmung haben, so geben Sie mir bald wieder einmal Nachricht und vergelten mein langes Schweigen nicht mit einem gleich langen! Die allerherzlichsten Grüße der „Geschätzten" und Ihren Kindern! Und nochmals: ein recht froher Geburtstag!

* * *

An Heinrich Koester.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 26. März 56.

Lieber alter Koester!

Meine allerherzlichsten Glückwünsche zur jungen Käthe! Und vergieb mir, daß sie etwas verspätet eintreffen!

Wir nehmen alle den innigsten Antheil an Eurem Glücke, und freuen uns, daß die Sache so erwünscht und glücklich von Statten gegangen ist! Möge auch der weitere Verlauf Euren und unsern Wünschen entsprechen! Mögen Deine beiden Käthen, wenn dies rosenfarbne Blatt in Deine Hände flattert, frisch und wohlauf sein, und möge demnächst der buddhistisch-christliche Besprengungsakt [1]) unter allseitigem Gemecker fröhlich vollzogen werden! Daß ich bei dieser Ceremonie, wenn auch leider nur im Geiste, als Mitpathe assistiren soll, ehrt und erfreut mich mehr, als ich Dir sagen kann. Ich nehme Deine Aufforderung mit Dank an, und bitte nur um Leben und Gesundheit, damit ich Dir in Erziehungsangelegenheiten auf die Finger sehen, und mich der Kleinen als ein rechtschaffener geistlicher Vater bewähren möge! Als eine besondere Aufmerksamkeit wirst Du es erkennen, daß ich, gerade als Dein Töchterchen zur Welt kam, Montag, 3. May, Abends 7 Uhr, ein Böwlchen Maitrank vertilgen half, und zwar ein von Kinkel angesetztes. Es ist seltsam, aber wahr, und mir am Ende gar nicht unlieb, daß sich seit einiger Zeit wieder ein freundliches Verhältniß zwischen uns hergestellt hat. Wir trafen uns diesen Winter gelegentlich auf neutralem Boden in Gesellschaften, — boten uns unbefangen die Hand, — und endlich äußerte er den Wunsch, mich besuchen zu können, was sich, wenn er meinen frühern Angriff ignoriren wollte, von selbst verstand. So war er denn bei mir, und ich bei ihm. Und es ist ganz gut so, denn wenn ich auch über seine amerikanische Reise noch immer so urtheile, wie in jenem niedlichen Gedichte, und wenn wir auch in politicis wohl niemals ganz an Einem Strick ziehen (wenn auch vielleicht baumeln) werden, so ist er doch sonst ein ordentlicher Kerl, der sich auch sein Theil quälen muß, und dem der Bart nicht umsonst grau geworden ist. So freut es mich denn herzlich, daß wir wieder zusammengekommen sind. Und Deiner Kleinen, der Vorläuferin des Kindes von Frankreich, ist diese Versöhnung insofern gleich zu Statten gekommen, als zwei rheinische Poeten die Stunde ihrer Geburt in dem edlen vaterländischen Trank gefeiert haben.

Ich muß Dir auch noch für den lieben und herzlichen Brief danken, den Du mir gleich nach Deiner Hochzeit schriebst. Mit besonderer Freude sah ich daraus, daß die Huldigung des bescheidenen Mannes Damon, des spätgeborenen Jüngers Opitzens und Fleming's, sich Deines und der Deinigen Beifalls zu erfreuen hatte. Als ich den Tugendreichen jüngst auf seinem bekannten Ruhsitz besuchte, theilte ich ihm Deine freundlichen Aeußerungen mit, worüber er so entzückt war, daß er nun auch ein Tauf-Carmen (aber

[1]) Der Scherz bezieht sich auf den Namen des Predigers Budde; derselbe hatte eine etwas sonderbare Stimme.

dies im Kraftstyle Johann Christian Günther's, — nicht mehr im Tone der ersten schlesischen Schule) anzufertigen versprach. Es wird aber wohl bei'm guten Willen bleiben, — denn der Edle hat viel zu schaffen und viel zu sorgen. Auch wird er nachgerade alt, — unanständig alt, — und sogar der Tod wird ihm einmal nicht ausbleiben. Darüber ist er oft traurig und verstimmt.

Soviel von Damon! — Mir und den Meinen geht es gut. Wenigstens sind wir gesund, und haben die Courage nicht verloren. Die Kinder wachsen und gedeihen, und gehen sämmtlich zur Schule. Sogar Percy, der Kleine, Ungetaufte, Viertehalbjahr Alte! Der und der Bilker Otto sind übrigens ein Paar Prachtjungen, — breit, stämmig, immer voll Humor und prügelfertig! Luischen, die liebe sanfte Johannissträßlerin, geht mit ihnen in dieselbe Classe wißbegieriger Hosen—erchen, — während Käthe und Wolfgang, die nunmehr große Söhne sind, schon ein anspruchsvolleres Institut besuchen. Ich wollte, ich könnte sie alle zusammen über den Weg zu Dir schicken! —

Was sagt Ihr denn zu Berlin? Blitze, deren grelles Licht einen Abgrund beleuchtet! Dazu der faule Friede! — Hurrah, die Sturmvögel fliegen! —

* * *

An Theodor Eichmann.

3 Sutton Place,
14. Juni 56.

— Es freut mich sehr, daß die im Morgenblatt mitgetheilten Bruchstücke meiner Hiawatha-Uebersetzung Dir und Deiner lieben Frau gefallen haben. Ich zweifle nun auch nicht, daß das ganze Gedicht Euch anmuthen wird. Es hat, abgesehen von dem Interesse, das es als indianischer Sagenschatz bietet, gewiß auch einen hohen poetischen Werth, — namentlich sind manche der Naturschilderungen unnachahmlich schön. Waldhauch und Walddust strömen wohlthuend durch jeden Gesang. Hier hast Du den Schluß des Gedichts:

Am Gestad stand Hiawatha,
Winkte mit der Hand bei'm Scheiden;
In das klare, lichte Wasser
Ließ sein Bastboot er zum Segeln,
Von des Uferrandes Kieseln
Schob er es hinaus in's Wasser;
Sagt' ihm flüsternd: „Westwärts! westwärts!"
Und in Eile schoß es vorwärts.

Und die Abendsonne, sinkend,
Steckte roth in Brand die Wolken,
Roth den Himmel, wie 'ne Steppe

Zog weit über's flache Wasser
Eine einz'ge lange Glanzspur.
Und, wie einen Strom, die Glanzspur
Niederfuhr mein Hiawatha;
Westwärts, westwärts, immer westwärts,
In den glüh'nden Sonnenhingang,
In die purpurfarbnen Wolken,
In das Graun des Abends fuhr er. —
Also schied mein Hiawatha,
Hiawatha, der Geliebte,
In des Sonnenhingangs Glorie,
In des Abends Purpurnebeln,
Zu den Gegenden des Heimwinds,
Des Nordwestes, des Keewaydin,
Zu den Inseln der Glücksel'gen,
In das Königreich Ponemah,
In das Wohnland des Nachdiesem!

— Ist das nicht schön? Ist der im Sonnenuntergang verschwindende Held nicht ein famoses Bild? Nun, ich hoffe, Du sollst das Buch bald haben! Es ist seit 14 Tagen an Cotta abgegangen.

Von meinem „The Rose, Thistle and Shamrock" wird jetzt die zweite Auflage gedruckt, und habe ich schon sieben Bogen revidirt. Trotz alledem kann ich von keiner Verbesserung meiner Lage berichten. Deutsche Honorare, die mich im Vaterlande bescheiden und sorgenfrei würden leben lassen, schwinden hier wie Schnee in der Sonne. Eine feste Stellung hat sich noch nicht wieder erobern lassen. Erst jetzt (seit vorgestern) ist mir wieder eine Bibliothekarstelle in Dublin, um die ich mich beworben hatte (£ 200 — und freie Wohnung), zu Wasser geworden. Es waren gegen 100 Candidaten da! Nicht einmal mit einer guten Comptoirstelle will es mir gelingen. Die haute volée der deutschen Kaufmannschaft ist eben gegen mich. Ich muß sehen, was wird. Solange ich gesund bleibe, ist mir nicht bange, — doch wird der Sorge kein Ende. O England! Schweigen wir davon!

Gesund, Gottlob, sind wir, — aber matt und erschöpft von der Londoner Kohlenluft. Namentlich meiner Frau und den Kindern thäte ein Luftwechsel Noth. Ein Aufenthalt an der See u. dgl. — Käme noch unerwartet eine neue Auflage meiner Gedichte, so ließe es sich schon machen.

Wirst Du auch auf Koester's Kindtaufe sein? Mein Jüngster hat einige Knittelverse auf die Gelegenheit gemacht!

Leb' wohl denn für heute, o Hiawatha! Grüße Deine Minnehaha und küß' mir Deine lieben Kleinen! Gruß auch allen Freunden! Laß' bald wieder von Dir hören!

An Heinrich Koester.

3 Sutton Place,
14. Juni 56.

Also meinen Geburtstag willst Du heuer mit einer Kindtaufe celebriren? Dies ist eine Gutthat, die mich rührt, und für die ich Dir von Herzen die Hand drücke! Ich gebe beim Teufel einen Hefengroschen drum (auch wohl zwei), wenn ich, mit den Meinigen, bei Euch sein und mein Pathchen selbst aus der Taufe heben könnte! Aber was helfen Wünsche, und was hilft Rasseln mit den Hefengroschen? Denkt einstweilen, daß ich im Geiste bei Euch bin, und in Liebe und Theilnahme Eures neuen Glückes mich freue! Küsse die kleine Katharine Friederike für mich! Da ich, nach den 5564 Verszeilen des Hiawatha, mich poetisch etwas abgespannt fühle, so nimmst Du mir nicht übel, daß ich diesmal die Leyer mit sieben Saiten nicht für die festliche Veranlassung gestimmt habe! Wenigstens: nicht selbst gestimmt habe. Was beiliegt, ist ein Erstlingsprodukt meines Jüngsten, der sich meiner erbarmt und mich aus der Verlegenheit herausgerissen hat. Die Verse, denk' ich, lesen sich noch eben so gut, als der jüngste Blücher-Grolman-Gneisenau-Erguß des alten Arndt in der letzten Cölnischen. Nun hab' aber auch ein Einsehen, lieber Freund! Welches Hofpoeten Feder kann am Ende Eurem Heirathen registrirend folgen? Ihr seid leichtsinnig, Herr! Wenn Ihr auch die Taufgebühren für Nichts achtet, so bedenket wenigstens Damonis Saitenspiel!

Zur Kindtaufe.

17. Juni 1856.

Ich bin meinem Alten sein jüngster Sohn,
Und er meint, ich wär' ein Gewaltskerl schon,
Denn er schickt mich bereits auf die Schulbank, o weh!
Und ich weiß auch ohne Fehler schon mein ABC.
Und ich fiel mir erst gestern in die Stirn ein Loch,
Und ich mache nur zuweilen — — — noch!

Zwar im Sprechen, da bin ich noch ein kleiner Ochs;
Meine Letterbox, die nenn' ich meine Chatterbox;
Und ein Gentleman, daß ich's frei bekenn',
Ist mir alleweile nichts als ein Schempelmänn;
Und besteig' ich meinen Alten und reite Huckepack,
So sag' ich halt mit Lachen: er trägt mich huppekack!

Doch sonst und im Ganzen („Gottlob und unbeschrien"
Pflegt der Alte zu sagen) bin ich trefflich wohlgedieh'n,
Bin von Schultern breit und bin breit von Brust,

Und werde vier Jahr' alt im nächsten August;
Bin feist und bin fest, steh' auf Beinen derb und grad,
Und mein Name, daß ihr's wißt, ist Percy Freiligrath!

Meine Nase, die ist stumpf, meine Stirn ist hoch und breit,
Und mein rother, kleiner Mund ist voll Lachens allezeit,
(Auch voll Butterbrots — nun ja! was wahr ist, das bleibt wahr!)
Meine Augen sind schön braun, doch licht noch ist mein Haar;
Am Morgen ist es glatt, am Abend meist zerrauft,
Doch — ja, was wollt' ich sagen? — ich bin noch nicht getauft!

Als ein Heide, leider Gottes, wuchs ich auf bis heran,
Und bin doch schon ein Jüngling, und bin doch bald ein Mann,
Und es möchte mit der Zeit an der Zeit wohl sein,
Daß ich träte als ein Christ in die Christengemein',
Und ich bin es auch gewillt, und ich thu's, sobald ich kann —
Nur säh' ich mir erst gern einmal das Taufen mit an!

Und so schickt mich denn mein Alter über's wüste Meer
Aus England zu dieser Kindtaufe her;
Und da bin ich denn nun, und da tret' ich vor euch hin:
Guten Tag, Herr Koester und Frau Koesterin,
Und auch Du, mein Koester's Entchen, so lauschig und still,
Das durch's Taufwasser-Becken mir voranschwimmen will!

Nun was die Mamsell prästirt, bring' ich auch noch wohl zurecht,
Ueberhaupt — so ein Taufen scheint gar nicht so schlecht!
Auf dem Tisch dort steht Alles, was mundet und behagt,
Und der Koester (wie mein Alter es vorausgesagt),
Ja der Koester, der Herr Koester, mischt rothen und weißen Wein —
Sapperlot und alle Welt, das soll sein Schade nicht sein!

Nun, Herr Koester, biet' auch mir einen Humpen an,
Daß auf's Wohl deiner Tochter ich trinken kann!
Mög' die Taufe so wohl bekommen ihr,
Wie bis heute, gottlob! die Nichttaufe mir!
Die Frau Koester auch soll leben! und du selbst! Hurrah,
Und viele, viele Grüße von Papa und Mama!

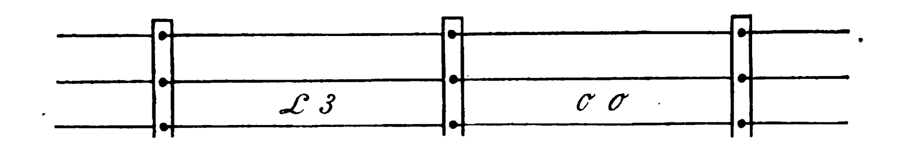
Der Papa setzt heut' selber noch ein Böwlchen an,
Drum muß ich jetzt nach Hause, so geschwind ich nur kann.
Bald, bald komm' ich wieder — Ade für jetzt, habt Dank!
Dann laß ich mich taufen wie Chlodwig der Frank!
Dann schreit' ich als Täufling bis an die Knie in den Rhein —
Ihr Damen und ihr Schempelmen, wer will mein Pathe sein?

In fidem:
Der Alte.

Statt der Unterschrift:
~~~~~~~~~~

* * *
~~~~~~~~~~

An Theodor Eichmann.



Sonntag, 29. Juni 56.

Vorstehender telegraphischer Dreidraht, lieber Eichmann, soll Dir ein interessantes Ereigniß verkündigen. Ich bin seit gestern Morgen zum Manager der General Bank of Switzerland creirt worden, habe bereits gestern Mittag mehrere Stunden auf dem Office zugebracht, um durch Einsichtnahme der Briefe und übrigen Schriftstücke einen vorläufigen Ueberblick zu gewinnen, und werde morgen früh meine Funktionen förmlich antreten. Die Sache hat sich seit vorigen Mittwoch gleichsam im Fluge gemacht. Ich habe aber auch dabei fliegen müssen, — und noch dazu in dieser gottlosen Hitze, die mich in den drei Tagen wenigstens 3 Pfund gekostet hat, — Gottlob, nicht Sperling, sondern nur Fleisch. Die Sonne hat aber wirklich mit Shylocks Wuth in mich hinein gebrannt, denn vor die Tugend (und gute Stellen) haben die unsterblichen Götter Schweiß gelegt, wie das schon der alte Hesiod empfunden und ('Εργ. 287 ff.) ausgesprochen hat.

Ich hoffe nun nur, daß mir der liebe Gott zum Amte auch den Verstand geben wird. Doch ist mir nicht bange. Vor allen Dingen ist es gut, daß ich den Posten habe. Ich glaube, er ist nicht schwer und auch sonst angenehm. In pecuniairer Hinsicht, — wenn ich satisfaction gebe, — sogar noch der Verbesserung fähig. Also nimm Dich zusammen, alter Reimschmied! Die Leute, mit denen ich es zu thun habe, scheinen in hohem Grade gut und rund und angenehm.

Ich habe auch sonst manche Erfahrung bei der Gelegenheit gemacht, die mir Freude und Genugthuung gegeben hat. Alle Freunde, die ich anspannen mußte, (sei es um die Zeugnisse, Bearbeiten von einflußreichen Personen, oder was sonst) haben sich mit Aufopferung thätig und freundschaftlich und theilnehmend erwiesen. Namentlich kann ich Freund Gerstenberg nicht genug rühmen! Auch Huths, die mir doch sonst wegen meiner Politik gewiß nicht grün sind, haben bei diesem Anlaß (wo es sich darum handelte, mir eine sichere Existenzbasis auf die Dauer zu geben) ein Uebriges gethan, und einen Brief an's Directorium der Schweizerbank geschrieben, der, als er vorgestern in meiner Gegenwart vom Präsidenten in voller Sitzung vorgelesen wurde,

murmurs of applause rund um den Tisch erregte. Ebenso Oxford. So etwas ist angenehm, selbst wenn es zu Nichts geführt hätte! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 19. August 1856.

Lieber alter Eichmann!

Deine Glückwünsche zu meinem Geburtstage, Deine freundschaftliche Theilnahme an meinem Schweizerbanks-Succeß, und endlich die Beschreibung Deiner Spritzfahrt in den Odenwald und in's gelobte Land Schwaben hätten schon längst meinen herzlichen Dank erheischt, — aber Du kannst wohl denken, daß mir die neue Stellung viel zu schaffen macht, und daß ich zu thun habe, um mich einzuschießen und den Platz würdig, d. h. nicht nur mit meinem Bauche, sondern auch mit meinem Ingenium auszufüllen. Zugleich wollte ich erst einige Zeit verstreichen lassen, um Dir etwas Genaueres über die Sache mittheilen zu können.

Ich kann Dir nun zu meiner Freude sagen, daß die Situation angenehm und gut, wenn auch für den Anfang nicht ohne ihre Schwierigkeiten ist. Letztere bestehen hauptsächlich darin, daß ich das ganze Geschäft gewissermaßen erst schaffen muß und dabei, abgesehen von der großen Verantwortlichkeit (die mit meinem jetzigen Gehalt eigentlich gar nicht bezahlt ist), noch die ganz besondere Unannehmlichkeit zu überwinden habe, daß ich zwischen einem sehr unternehmungslustigen Direktorium (dem Pariser) und einem eher vorsichtigen und zurückhaltenden (dem Londoner) mitten inne stehe und meinen Cours mit großer Vorsicht steuern muß. Doch wird Alles sich machen. Die Leute, mit denen ich zu thun habe, sind im allerhöchsten Grade ehrenwerth, und die Stellung ist der Art, daß sie sich, wenn man mit mir zufrieden ist, mit jedem Jahre lohnender machen muß. Wir haben heute unser neues Bureau bezogen, für das wir (2 Stuben und ein Souterrain mit feuerfesten Gelassen) £ 600 — jährliche Miethe zahlen müssen. Mit der Zeit, denke ich, muß ich wenigstens eben so viel werth werden, als unser Local.

Du mußt ja eine herrliche Reise gemacht haben, die ich — da ich die ganze Gegend genau kenne (bin ich doch selbst in Michelstadt und Erbach gewesen! —) Dir im Geiste gewissenhaft nachmachen konnte. Ich wollte, ich wäre bei Dir gewesen! Es geht doch kein Land der Welt über Deutschland, trotz alledem und alledem! Mir geht das Herz auf, wenn ich an seine Berge und Ströme denke! Seltsam ist mir, daß ich, auch wenn ich den Tag über ganz andere Dinge im Kopf habe, so häufig von der Heimath träume. Und mit einer Lebendigkeit und Treue, daß ich beim Wachwerden selbst überrascht

bin! Gott helfe dem Manager, aber ich kann mir doch kein größeres Glück für meine alten Tage denken, als einmal am Rhein oder Weser, oder Ruhr oder Lenne, oder Main oder Neckar, ein stillbeschauliches Leben, an der Seite meiner guten alten Ida, umgeben von meinen herangewachsenen Kindern und natürlich auch zwischen Blumen und Bäumen und Büchern, führen zu können! Wie wird es in 10, 15, 20 Jahren in der Welt aussehen? Gewitter drohen allenthalben (zunächst wohl in Italien und Frankreich) — wird man sich noch einmal eines traulichen dichterischen Stillebens erfreuen können?! Gott weiß es! Hört man von Schandthaten, wie diese jüngst von Oesterreich verübte (der Mord Ciceruacchio's, seiner beiden Jungen, und fünf anderer Personen), so scheint es kaum möglich! Wie könnte man sich behaglicher Muße ergeben, so lange solche Greuel einem das Blut kochen machen!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, Sept. 15. 1856.

Laß' Dir das Tagewerk eines Greises berichten!

Gestern Morgen 6 Uhr erhob ich mich, — wusch und rasirte mich, — zog mich an, mahlte und bereitete einen schmackhaften Kaffee, und fuhr sodann mit Frau und fünf unschuldigen Kindern nach Ramsgate, wo ich meiner luft-wechselbedürftigen Familie die letzten sonnigen Herbsttage am schönen, herrlichen Meergestade gönnen möchte. Als wir aus der Themse in See kamen, wurden die Kinder seekrank: — Wölfchen und Käthchen weniger, und immer dabei auf den Beinen (und lachend, wenn sie über die Seiten des Schiffes wieder einmal geopfert hatten), die drei Kleinen aber ärger, und sehr unglücklich. Otto ließ sich ruhig von der Stewardes besorgen und hinlegen, Luischen und Percy aber wollten von der alten Person nichts wissen, und wehrten sie nur ab. So denn (da Ida weder Hand noch Fuß zu rühren wagte, aus Furcht, bei der geringsten Bewegung auch krank zu werden) hatte ich mich der armen Kleinen anzunehmen, und war nicht wenig froh, als wir endlich wieder terra firma unter den Füßen hatten. Am Ufer waren die kleinen Krabben wieder, als ob ihnen nichts gefehlt hätte. Ich ließ sie am sandigen Ufer mit sammt ihrer Mama herumkrabbeln und stiefelte dann in's Städtchen, um ein Quartier zu suchen. Dies fand ich bald, und holte dann die Familie, um einen triumphirenden Einzug mit ihr zu halten. Nun aber hatte sich's inzwischen gefunden, daß der Koffer bei der Abfahrt in's Margater Boot gekommen war. Ich setzte mich also auf den Top eines Omnibus, fuhr nach Margate, bemeisterte mich des Flüchtlings, und brachte ihn, wiederum outside Bus die 14 Meilen nach Ramsgate. Unterdessen war

es nahe an 7 Uhr geworden, und der letzte Eisenbahnzug nach London (den ich benutzen mußte, um heute Morgen bei Zeiten auf dem Office zu sein) dampfte gleich ab. So wieder im Trott an's Gestade, wo die Familie wieder Muscheln suchte und Sandbauten aufführte. Abschied genommen und segnende Hände ausgestreckt, und dann beweint und um baldigen Besuch gebeten, fort nach London, wo ich (an London Bridge Station) um 1/212 ankam. Dann, da kein Omnibus mehr fuhr und ein Cab Luxus für mich gewesen wäre, noch zu Fuß nach Hackney, wo ich kurz vor Eins anlangte. Und Alles dieses ohne meinen sterblichen Menschen durch ein Mittagessen gestärkt zu haben. Denn auf dem Schiff mußte ich die wohlthuende Table d'hôte der Kleinen wegen (die ich nicht allein lassen konnte) versäumen, und nachher war auch keine Zeit. Ich war doch von Herzen müde, als ich nach Haus kam, las aber doch noch, bei einem Glase Dünnbier und einer Kruste Brod und Käse, Deinen Brief, ging dann zu Bette, und bin heute wieder frisch und auf den Beinen. Was für einen Greis allerdings was sagen will.

Soviel für heute! Nächsten Sonntag bringe ich von früh bis spät bei den Meinen zu, und hole sie dann acht Tage später wieder ab. Ramsgate ist herrlich gelegen, schöne Kreidefelsen, prächtige Sandbucht, weiter Blick auf die See, die hier von Schiffen aller Art wimmelt. Dabei haben wir prächtiges sonniges Wetter jetzt. Ich hoffe, der Aufenthalt thut meinen Lieben wohl. Möge sie mir der alte Gott an seinem Weltmeere schützen! —

* * *

An Heinrich Koester.

[London], 26. Dezember 1856.

Vergnügte Weihnachten und Prost Neujahr! Dir und Deinem Hause! Und mit diesem treu und ehrlich gemeinten Wunsche laß mich die Bitte verbinden, daß Du ohne Groll wider mich (von wegen meiner abermaligen langen Schweigsamkeit) aus dem alten in's neue Jahr hinüberschreiten mögest! Ich war eben wieder einmal faul, — zum Theil auch durch meine neue Situation vielfach in Anspruch genommen. Mit diesem Bekenntniß und der gleichzeitigen Versicherung meiner unveränderten Gesinnung für Dich laß' Dir genügen, und trage keinen Knurr- und Brumm-Saldo auf meine Rechnung zu meinen Lasten vor! Unser Schuldbuch sei vernichtet!

Durch meine Schwägerin und dann und wann auch durch Eichmann habe ich seither gelegentlich von Dir gehört. Jene wird Dir das nützliche Instrument [1]) für Deinen künftigen Schwiegersohn überantwortet haben, und Du wirst Dich befleißigen, es durch frommen Gebrauch blank und im Stande

[1]) Einen Korkzieher.

zu halten. O, ihr Flaschen der Zukunft, die der Eidam der Zukunft einst damit entkorken wird! Wo werden wir dann sein, lieber Koester! Längst unter dem Rasen, und das edle Naß wird nur als nutzlose, wenn auch gutgemeinte, Sprengung zu uns niederträufen. Dein Bildniß aber, durch Caspar Scheuren künstlich gemalt, wird finster auf die zechenden Enkel herabblicken, gleich als zürnt' es! Das wird so ungefähr um's Jahr 1910 sein, — nicht eher! Und wir werden dann doch am Ende froh sein, nicht mehr mit dem lustigen jungen Volke schwärmen zu müssen, sondern langgestreckt ruhn, ruhn, ruhn zu können. Weiß Gott, ich bin manchmal recht müde, und hätte ich nicht Weib und Kinder, die mich an's Leben fesselten, und es mir zur Pflicht machten, zu wirken und zu schanzen, so lange eine Faser noch hält, — wahrhaftig, ich legte mich je zuweilen nicht ungern.

Aber Schwerenoth, in was für ein Geschwätz komm' ich da hinein! Laß' mich Dich lieber fragen, ob Du endlich meinen „Hiawatha" erhalten hast, den ich Cotta bereits vor 6 Wochen auftrug, Dir zu schicken? Und hast Du ihn, so schreib' mir, wie das Buch Dich anspricht, und ob Du meinen Fleiß und meine Kunst loben kannst. Wenn Du Böttger's Uebersetzung zur Hand hättest, so wäre es mir lieb, wenn Du beide Arbeiten, seine und meine, mit einander vergleichen und mir das Ergebniß der Vergleichung melden wolltest.

Wenn Du meine Uebersetzung mit einiger Genauigkeit ansiehst, so wirst Du (ich darf ja wohl diesen einen Punkt eben andeuten) finden, daß ich, dem Original nacheifernd, eine Menge nicht unglücklicher Allitterationen darin losgelassen habe. Für „root and rubbish" z. B. „Wust und Wurzel." Sodann „Span und Splitter," „barsch und brausend," „Rusch und Röhricht," „Moor und Matte," „Marsch und Moorland," u. s. w. Ich möchte wissen, ob Böttger diese Eigenthümlichkeit des Originals wiederzugeben sich bemüht hat.

Und nun genug von „Hiawatha". Amen, Selah! Einen langen Strich dahinter! Jetzt soll was Besseres bald folgen! Ich muß sehen, was ich thun kann! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 15. Januar 1857.

Ich wollte Dir schon längst auf Deine letzten beiden Briefe antworten, Geschäfte aber und sonstige Abhaltungen haben mich immer nicht dazu kommen lassen. Nochmals, Dir und den lieben Deinigen die herzlichsten Wünsche zum neuen Jahre! Wir freuen uns, daß Ihr mit Euren Kleinen frohe und

zufriedene Weihnachten verlebt habt, und daß der schimmernde Tannenbaum mit Lichtern und Nüssen und Spielzeug vom Grafenberg zu Euch herniedergestiegen ist. Auch wir haben eine stattliche Krone in unserm vordern Parlour prangen lassen, und an Kinderjubel hat es nicht daran gefehlt. Es war am ersten Weihnachtstage Abends. Zwei deutsche Freunde waren bei uns. Eine bescheidene Bowle Punsch (oder vielmehr Cardinal) beschloß den Abend in heiterer Weise. Ja, wenn man bei solchen Gelegenheiten mit Frauen und Kindern bei einander sein könnte!

Daß „Hiawatha" Deiner guten Marie und Dir einige genußreiche Stunden verschafft hat, höre ich mit aufrichtiger Freude. Als ich „die Hungersnoth" zuerst übersetzt hatte, und sie brühwarm aus dem Bleistift-Manuskript meiner Frau vorlas, war auch die ergriffen und hatte ein paar Thränen wegzuwischen. Es ist wirklich wunderbar, mit wie wenig Mitteln der Dichter in diesem Gesange die pathetischste Wirkung hervorzubringen gewußt hat. Einfacher kann doch eigentlich nichts sein. Die Allgemeine Zeitung erwähnte der Uebersetzung neulich beiläufig in einer kurzen Kritik von Bodenstedt's Neuen Gedichten und meinte, daß ich, bei größerer Treue, den Ton des Originals noch glücklicher getroffen hätte, als mein Vorgänger Böttger. Das soll wohl sein, sagt Freiligrath. Ich habe Böttger's Uebersetzung noch immer nicht gelesen, möchte aber darauf schwören, daß er auf so sonderbar-schöne Benamsungen, wie „Das Wohnland des Nachdiesem" (für the land of the hereafter) und dgl. nicht verfallen ist.

Wenn Du Auerbachs „Barfüßele" noch nicht gelesen hast mit Deiner Frau, so bitte ich Dich sehr, es ja nicht länger aufschieben zu wollen. Ihr werdet wieder einmal eine Freude an etwas Schönem und Gutem haben! Auch möchte ich Euch empfehlen: Ekkehard, eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert, von J. V. Scheffel, — ebenfalls ein treffliches Buch, der Roman eines Dichters! Und dann: Kennst Du Hermann Lingg's Gedichte! Wenn nicht, so laß' die Thaler springen je eher je lieber! Etwas Großartigeres, als z. B. die Bruchstücke von der Völkerwanderung kannst Du nicht lesen. Lingg ist ein Kerl, — eine Kraft, — eine Natur! Das thut wohl nach all dem süßen, lyrischen Geschleck der letzten Jahre! —

* * *

An Ludwig Merckel.

3 Sutton Place, Hackney,
London, 2. Febr. 1857.

Nach langer Zeit, nach dem Wechsel vieler Monden und Menschen, reiche ich Dir wieder einmal die Hand. Es hätte eher geschehen sollen!

Als ich Detmold zuletzt verließ, schriebst Du mir noch einen lieben, herzigen Brief, und fordertest mich darin zur Aufrechthaltung unseres neugeknüpften Freundschaftsbundes auf. Wie fest nahm ich mir damals vor, Dir bald wieder zu schreiben, und den liebsten Genossen meiner Knabenjahre so bald nicht wieder aus den Augen zu verlieren! Vergieb, lieber Merckel, daß es bei'm bloßen Vorsatz geblieben ist! Ich will mich nicht entschuldigen! Aber die Wahrheit ist, daß ich mich grade zu der Zeit in Lebens- und Entwicklungskrisen befand, die mich selbst andere Pflichten, als die gegen alte liebe Freunde, vernachlässigen ließen. Und als diese Krisen überstanden waren, als ich ein Weib gefunden und mir ein häusliches Glück gegründet hatte, das — ich bin stolz und dankbar, es sagen zu können — noch heute den Segen meines Lebens ausmacht, kamen die politischen Jahre und brachten neue Erregung, neuen Kampf, neue Unrast. Und so sind fast zwei Decennien dahingeflogen, ohne daß ich vor Dich getreten bin und Dir gesagt habe, daß Du noch immer in meinem Herzen lebst, daß ich Deiner und der guten alten Zeit unverbrüchlich treu gedenke, und daß die Buchen und Eichen unsrer schönen Waldheimath, unter denen wir zusammen den Morgen unsres Lebens sich röthen sahen, — o, wie oft noch durch meine Träume wehn! Laß' es mich Dir endlich heute sagen, und — weise meinen Handschlag nicht zurück, weil er so spät kommt!

Verlange diesmal nichts Ausführliches! Diese Zeilen sollen nur ein Anerkenntniß meiner Schuld gegen Dich sein und Dir meinen Wunsch ausdrücken, diese Schuld wieder gut zu machen. Also nur das Wichtigste aus meinem äußern Leben, und auch das nur im flüchtigsten Umrisse! Ich bin verheirathet seit 1841. Fünf liebe prächtige Kinder, blühend und begabt, drei Jungen und zwei Mädchen, spielen und lernen um mich herum. Ein sechstes habe ich schon vor zehn Jahren, zur Zeit meines ersten Aufenthaltes in England, in die fremde Erde begraben müssen. Gott schütze und erhalte mir die andern! Seit Mai 1851 bin ich wieder in London, — eine Reise (im Sommer 1854) nach Edinburgh, den schottischen Hochlanden und den Stätten, die mir durch Robert Burns geweihte sind, hat die einzige Abwechselung in diese sechs Jahre Stillleben gebracht. Sonst habe ich nur zu arbeiten und zu ringen gehabt, — in der Zeit wie mein ganzes Leben hindurch. Im Augenblick geht's mir gut. Ich bin Geschäftsführer einer Bank (oder vielmehr der hiesigen Agentur eines der modernen Credit-Institute des Continents), und somit einstweilen mit einer Art von „festem Boden unter den Füßen.“ Dazu gesund und rüstig, ob sich auch schon Grau in meine Haare mischt. Und die Muse, trotz dieses Grau's und trotz London, Bank and Business, ist nicht gänzlich von mir gewichen. Ziehe ich die Summe

meines bisherigen Lebens, so habe ich nur Ursache, froh und dankbar und zufrieden zu sein. Wohl ist Alles, was ich bin und habe, wie aus Schiffbrüchen zusammengerettet: — aber ich schätze und preise es vielleicht eben deswegen um so mehr. Zu dem: wie dürfte der Einzelne klagen wollen, wo dem Ganzen so Vieles und so Großes in Trümmer gegangen ist?! —

Und nun, lieber Freund, wie geht es Dir? Dein Leben hat sich in engeren Kreisen bewegt, als das meinige, — einfacher, ruhiger und stiller, aber darum vielleicht auch tiefer, innerlicher und harmonischer. Ich möchte gern von Dir und über Dich hören, — darf ich hoffen, daß ein Gruß aus dem Frieden Deines Pfarrhofs auf meinen lauten, tobenden Markt herüberschallen wird?

Die Ereignisse des letzten Jahrzehnts haben die Gegensätze schärfer hervortreten lassen, und sich sondernd und spaltend in und zwischen Alles hineingedrängt. Wie unsre Wege uns geführt haben, darf ich kaum annehmen, daß wir über dies und das gleicher Meinung sind. In den Hauptsachen jedoch, das weiß ich, sind wir es gewiß. Darum nahe ich Dir auch so zuversichtlich. Möchten wir uns wieder einmal Aug' in Auge begegnen, so bin ich sicher, daß wir uns leicht verständigen würden. Ich bin weder so einseitig noch so schroff, wie Du mich Dir wahrscheinlich vorstellst. Ich halte fest an meinen Ueberzeugungen, und wirke für sie, nach dem Maß meiner Kräfte, wo ich immer kann, aber ich bin kein Fanatiker. Ich bin, eben weil ich die Freiheit will, tolerant. Wer das Gute und Rechte anstrebt, ist mir werth, auch wenn er es nicht auf meine Weise und auf meinem Wege anstrebt.

Dieser Brief kommt Dir durch Karl Weerth zu, der Dir gleichfalls ein Exemplar meines jüngsten Buches überschicken wird. Nimm auch dieses, den „Sang von Hiawatha" als ein freundliches Gedenkzeichen freundlich an.

Leb' wohl denn für heute, mein theurer alter Freund! Mir ist wohl um's Herz, nun da ich mein Unrecht gegen Dich resolut gestanden habe! Noch einmal: Vergieb, und laß' uns wieder die Alten sein! Grüße mir recht herzlich die Deinigen: — Deine guten Eltern, wenn Dir das große Glück beschieden ist, sie noch zu besitzen, und Deine lieben Schwestern und Brüder! Auch die alten Freunde! Wo sind sie? was treiben sie? Und tausend, tausend Grüße den Bergen und Wäldern unserer Jugend, — der Werre, — dem Bruch, — dem Büchenberg, — der Grotenburg, — dem Winfeld, — den Externsteinen!

Gott mit Dir, mein lieber Merckel! Unverändert

Dein alter

F. Freiligrath.

An Theodor Eichmann.

London, 19. Februar 1857.

— Ueber mich und uns kann ich diesmal wenig berichten. Wolf und Otto haben einigemal den Croup gehabt, sind aber jetzt, wie wir übrigen Alle, ganz wieder gesund. Ich selbst bin wohler diesen Winter, als je einen vorher, und gehe oder fahre outside Omnibus nach und von der Stadt in allen Wettern. Nur verteufelt müde bin ich manchmal. London macht müde. Diese Distanzen, dieses Treiben, dieses ewige Auf der Mensur stehn mit dem Leben! But never mind! Bald haben wir wieder Frühjahr, und wenn im Sommer mein Geburtstag kommt, habe ich noch immer weit bis zum halben Jahrhundert. Old, yet firm! Nur immer frisch und muthig! Alles Andere gibt sich!

* * *

An Karl Buchner.

3 Sutton Place, Hackney,
2. August 57.

Herzlieber Freund!

Damit Sie gleich über mein neues Philisterium (von dem Sie durch die Blätter ungenügende Kunde erhielten), in's Klare kommen, sei mit zwei Worten bemerkt, daß meine Stellung die eines „Manager“ (i. e. Geschäftsführers oder Bureauchefs, bei Leibe nicht „Direktor“) der hiesigen Agentur der von James Fazy zu Genf gegründeten Banque Générale Suisse ist, eines Instituts, das, wie Ihre Darmstädter Bank und die Legion ähnlicher Etablissements auf dem Continent, nach dem Vorgange und Muster des französischen Crédit Mobilier vor stark einem Jahr entstanden ist. Die Stellung ist insofern angenehm, als sie ziemlich unabhängig ist. Dadurch freilich auch verantwortlicher, als jede frühere Stellung, die ich schon bekleidete, — so verantwortlich, daß ich, nur um sie zu bekommen, eine ansehnliche Caution habe beibringen müssen. Das Gehalt, wenn auch nicht glänzend, ist anständig. So schanzt und ackert man denn wieder im Schweiße seines Angesichts, — freut sich, daß man auch eine der Hände ist, die diesen großartigen modernen Hebel in Bewegung setzen, — und lobt Gott (wenn auch nicht mit Saitenspiel), daß man nicht ausschließlich auf Cotta und das übrige Hirnfresserpack angewiesen ist.

Nun zu Ihren oft wiederholten Aufforderungen, eine Rückkehr nach Deutschland anzubahnen. Gott weiß, lieber Freund, wie gern ich wieder in Deutschland wäre! Diese letzten sechs Jahre haben mich recht gelehrt, was

die Heimath mir ist, und was ich, fern von ihr, entbehre! Ich bin so deutsch geworden, daß ich das Exil wirklich nur hier, im germanischen England, möglich und erträglich finde (aber auch nur erträglich) — und dennoch kann ich mich zu Schritten, wie Sie sie anzudeuten scheinen, nicht entschließen. Ich müßte also doch petitioniren, ich müßte also doch wenigstens Versprechungen geben! Das geht nicht! Wie die Regierungen es mit den Flüchtlingen meinen, haben wir zudem bei Gelegenheit der letzten Amnestien gesehen! Ob Preußen demnächst auch eine Amnestie gibt, steht noch sehr dahin. Im besten Fall wird es, wie überall, eine Amnestie mit Ausnahmen sein. Und nun sollte ich betteln, daß man mich nicht ausnehme, — sollte, möglicherweise, den Gegnern den Triumph einer Verweigerung in die Hände spielen, — sollte, im glücklichen Fall, ein lebenslänglich von der Polizei Beaufsichtigter werden?! Nimmermehr! Mich und uns Alle kann nur die Revolution wieder nach Deutschland bringen! Thut sie's nicht, ist sie überhaupt todt, oder erhebt ihr Haupt erst wieder, wenn das unsrige längst unter'm Rasen liegt, so bin ich resignirt, und hoffe die Kraft in mir zu tragen, das Unabänderliche, selbst Heraufbeschworene ausdauern zu können — bis an's Ende!

Ein treues deutsches Herz ist mir immer nahe, das meiner Frau! Das ist ein Glück und ein Segen, und ich danke Gott dafür! Was unsre Kinder angeht, so müssen sie freilich Engländer werden in England. Und das ist, wenn die Sachen bleiben, wie sie sind, auch kein Unglück! Auch hier giebt's der Uebelstände und des Drückenden genug, — aber daneben (oder besser, darüber) die Freiheit und die nationale Größe, und der Einzelne fühlt sich frei und groß als Bestandtheil des großen, freien Ganzen! Mögen sie sich denn ihren Weg hauen als freie Bürger eines freien Landes, und es später — in der Schulstube oder auf dem Comptoir, auf der Locomotive oder im Mastkorb, in Australien oder am Cap oder in Indien — immerhin vergessen, daß ihr Vater ein Stück von einem deutschen Poeten war, und durch sein Entsagen auf die Heimath ihnen eine große neue Heimath gegeben hat. —

Inliegend finden Sie die beiden, mir vor sechs Jahren nachgeschickten Steckbriefe. Der Düsseldorfer fußt auf einem Heftchen Gedichte, der Cölner auf dem angeblichen Becker-Rothjung'schen Schneider-Complott. Keiner von beiden ist zurückgenommen, und eben so wenig bin ich in contumaciam verurtheilt worden. So stehen die Sachen.

Wie dem aber auch sei, und wie mein Schicksal sich auch schließlich entscheiden möge: Ihr Wunsch, mich nach Deutschland zurückkehren zu sehen, und der wahrhaft freundschaftliche Antheil, womit Sie mir den Gegenstand plausibel zu machen suchen, rühren mich tief, und ich danke Ihnen auf's Treueste und Herzlichste dafür! Und keinenfalls gebe ich die Hoffnung auf,

Ihnen, trotz alledem und alledem, früher oder später noch einmal die Hand zu drücken und in's Auge zu schauen! Wer weiß, wie Alles kommt!

Alles Gute, was Sie mir über sich und die Ihrigen mittheilten, haben wir mit der alten Liebe und Theilnahme gehört, und uns herzlich darüber gefreut. Also auch Wilhelm hat sich verlobt; irre ich nicht, so habe ich einmal (o, meines ergrauenden Hauptes!) eine angenehme Postwagenfahrt mit dem Großvater von Wilhelm's Braut gemacht. Das war Anno 1834, und auf der Route zwischen Amsterdam und Crefeld. Ein vergnügter, redseliger alter Herr saß mit mir im Coupé; wir schwatzten von Literatur und Stockfischen, von Holland und Deutschland, von Amsterdam und Gera, von Willem dem Eersten (oder Tweeden) und Heinrich dem Ein- oder Zweiundsiebzigsten. Denn der alte Herr, wie er mir gleich anfangs vertrauensvoll gestand, war allerdings der Hochfürstlich Reussische Gymnasialdirektor Rein aus Gera, hatte sich Holland und die Universität Leyden besehen, und ging nun, seinen Sohn bekneipen, den Rector Rein Junior in Crefeld. Was gilt's, der künftige Schwiegervater Ihres Wilhelm ist ein andrer Sohn meines vergnügten freundlichen Alten? Es kann nicht anders sein: Die Rein's sind eine Rectorenfamilie! Bitte, sagen Sie mir doch, daß ich Recht habe. Noch muß ich lachen, wenn ich an das komische Erstaunen des alten Philologen denke, als er endlich nach 24stündiger Fahrt (ich reiste damals noch incognito unter meinem eigenen Namen) glücklich aus mir herausbrachte, daß ich eben „nur ein Geiger", nur der Commis eines Amsterdamer Banquiers sei. Das schien ihm fabelhaft, und er trennte sich von mir halb mißtrauisch, wenn auch, zu Hörnerklang und Peitschenknall, mit obligatem Schwenken seiner mit Ohrenklappen versehenen Reisemütze. Das war die gute, alte Postwagenzeit! Des guten Alten aber habe ich nicht wieder gedacht, als bis ich jetzt erfahre, daß er mittlerweile (wahrscheinlich im Grabe) zum Groß-Schwiegervater Ihres Sohnes avancirt ist.

N.B. Ich lege ein paar Gelegenheits-Carmina bei, — Hochzeitslieder für ein paar liebe alte Freunde, die, als alternde Junggesellen, sich noch in aller Eile zu verheirathen so gescheit gewesen sind. Das eine der Lieder regt auch, halb ernst, halb komisch, die Exilfrage an, und Sie lesen es drum vielleicht nicht ungern. Zum bessern Verständniß muß ich noch erwähnen, daß der Erste der jungen Ehemänner Eichmann heißt, mit Mahagoniholz handelt, und in seinem Junggesellenstande durch wehmüthiges Guitarrenspiel Ruhm erwarb. In dem andern Liede wird alles verständlich sein. „Anthon der berümbte Schenke" ist der Bruder der Braut, Advokat Bloem in Düsseldorf, weiland demokratischer Abgeordneter zum Berliner Parlament 1848 und 49. Die Anspielung auf das schöne Lied: „Heinrich schlief" erinnert Sie vielleicht

an die Zeit, wo ich eben dieses Lied, mit etwelchen kühnen Variationen, in Ihrem Kreise zu intoniren mir erlaubte. Den englischen Maitrank, die edle Mint Sauce, mag die Schwiegertochter Ihnen beschreiben, oder, besser noch, bereiten. Der „Ruhsitz Monrepos" erregt hoffentlich keinen Anstoß. In der Schluß-Vignette, glaub' ich, sehen Sie den bescheidenen Sänger sitzend auf ihm dargestellt.

So ist denn auch der gute Vater Béranger gestorben und — auf Regiments-Unkosten begraben worden. So escamotirt man die Republikaner noch nach ihrem Tode in's imperialistische Lager. Die Farce war aber doch gar zu plump.

Es kann doch noch schön werden in der Welt. Wetterwolken allenthalben, — und unter dem Boden tönt es hohl, — von der Seine bis nach Indien und China!

Noch eins: Gabriel Riesser sah ich vorigen Sommer und Winter auf seiner Reise nach, und auf seiner Rückkehr von Amerika. Ganz der Alte! Auch Gerstäcker, Julius von Rodenberg, Marschner und seine liebenswürdige Frau, und noch diese und jene sind mir ohnlängst in den Londoner Wirbeln begegnet. Da schlagen denn die Mythen von dem für mich untergegangenen Deutschland, wie das Läuten von Uhland's verlorner Kirche, dumpf und seltsam an mein Ohr!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 4. März 1858.

— In der Politik ist es ja kürzlich ziemlich lebhaft gewesen, namentlich hier und in Frankreich. An die Amnestie, wie Du Dich erinnern wirst, habe ich nie geglaubt. Uns bringt nur die Revolution wieder nach Deutschland zurück. Oder wir sterben im Auslande. Auf alle Fälle laß ich mich jetzt in England naturalisiren.

Ich wollt', ich hätte 1000 Pfund alle Jahre, und nichts dafür zu thun. Geschäft und Anstellung sind sehr gut, und ich danke Gott, daß ich sie habe, und Weib und Kinder mit Ehren durchbringen kann. Aber an's poetische Schaffen kommt man wenig. Vieles, was man noch wohl auf dem Herzen hat, bleibt ungesagt! Auch gut! Die Vögel haben den Schnabel nicht nur zum Singen, sondern auch zum Fressen. Mit dieser wohlfeilen Weisheit will ich heute schließen.

Wann wird die Welt wieder einmal in die Fugen kommen? Social, politisch, geschäftlich — in jeder Weise!

* * *

An Karl Krah.

[London] 19. Mai 1858.

Ich habe mich in diesen Tagen herzlich gefreut, unsre guten alten Freunde, Jos. und Mich. Dumont, hier begrüßen zu können und zugleich von ihnen zu hören, daß Du noch im Lichte wandelst, wohlauf bist und Dich als Local-Nachrichter der Cölnischen Zeitung um das Publikum und Dich selbst verdient machst. Der würdevolle Faltenwurf des Styls der Local-Nachrichten, aus dem dann doch hin und wieder ein ehrbares Schelmengesicht hervorlauscht, hatte mich längst als ein Bekanntes, das ich doch nicht recht zu Hause bringen konnte, angemuthet, und ich war d'rum nicht wenig überrascht und erfreut, als mich unsre Freunde, mit vielen sich von selbst verstehenden Lobsprüchen auf den Fleiß und die Gewandtheit Deiner Feder, mit dem Geheimniß Deiner Nachrichterschaft und dem offenkundigen, nur noch nicht bis zu mir gedrungenen Factum Deines Schriftstellerruhms bekannt machten. So erleuchte Dich denn der Herr ferner, lieber alter Freund! Möge noch mancher rheinische Lenz mit den knospenden Gescheinen des Weinstocks in Deine Seele strahlen und Dich über dieses anmuthigste aller Naturwunder Deinen und den Verehrern der edeln Rebe berichten lassen! Amen, so sei es! Wohl dem, der da Weinstockgescheine zu zählen hat, und nicht, wie ich anjetzt, Coupons, Aktien und Obligationen!

Dieses Blatt, das die Brieftauber Michael und Joseph unter ihre Flügel nehmen wollen, soll nur ein freundlicher Gruß sein, kein Brief! So soll es Dir denn bloß nach sagen, daß es uns wohl geht, — daß ich, leider, bedeutend dick werde (als Mitglied der hohen Finanz, natürlich!), — daß Ida stärker und kräftiger ist, als früher, — und daß die Kinder (von denen Du unser Meisterstück Percy noch gar nicht kennst) an Leib und Seele gesund und gut emporblühen. Auch Gescheine, die man gern betrachtet und Luft und Sonne vom Himmel auf sie herabfleht! Gott behüte und erhalte sie uns alle!

Und nun den herzlichsten Händedruck, lieber Krah!

* * *

An Heinrich Koester.

16. Nov. 1858.

Ich schreibe heute nur zwei Zeilen, um Dir die erschütternde Nachricht vom Tode der Frau Kinkel mitzutheilen. Derselbe hat gestern Nachmittag um 1/2 3 Uhr stattgefunden. Wie Alles so rasch, so furchtbar rasch gekommen ist, weiß ich noch nicht. Vor ungefähr 14 Tagen schrieb mir Kinkel, daß wir, wenn der erste Sturm der Season vorüber sei, doch einmal wieder zu

ihnen nach Paddington hinauskommen möchten. Damals stand Alles wohl in seinem Hause! Und heut die Trauerkunde!

Ich theile Dir dieselbe gleich mit, weil ich weiß, welch innigen Antheil Du an dem Geschicke Kinkels und der Seinigen nimmst, — weil ich weiß, wie hoch auch Du die vortreffliche, tapfere Frau gehalten hast, — und weil wir noch jüngst bei Deinem Hiersein jenen vergnügten Abend mit Kinkel's zubrachten. Wer hätte damals ahnen können, daß Alles so bald anders sein würde!

Ich muß gestehen, der Fall hat mich nicht nur erschüttert, er hat mich betäubt! Kinkel und seine Kinder thun mir unendlich wehe. Mehr, als ich sagen kann!

* * *

An Karl Elze in Edinburg.

5, Upper Homerton, Hackney,
1. Mai 1859.

Besten Dank, lieber Freund, für Ihr willkommenes Briefchen und die freundliche Nachsicht, mit der Sie das Exemplar meiner (von meinem Verleger sogenannten) sämmtlichen Werke bei sich aufgenommen haben! Zu meiner Freude ist nun auch gestern noch der letzte Band von New-York eingetroffen. Sie erhalten ihn gleichzeitig mit diesen Zeilen.

Aber nun, theurer Freund, die Hand auf's Herz, haben Sie mich seither nicht für einen Barbaren und schlechten Menschen gehalten? — Wie soll ich mich nur entschuldigen? Zwei Worte, denk' ich, erklären Alles: London und die schwere Noth der Zeit. Sie wissen ja: das Leben und die Arbeit absorbiren hier mehr von den Kräften und der geistigen Frische eines Mannes, als anderswo. Vollends, wenn der Mann anfängt, ein alter Mann zu werden. Wie selten komme ich noch einmal zu einem ganzen vollen Aufathmen! So ist es zugegangen, daß ich fast alle freundschaftliche Correspondenz (nicht bloß die mit Ihnen) vor und nach habe einschlafen lassen, ohne doch, wie Sie geglaubt haben, schlecht und ein Barbar zu sein. Man wird eben müde, — bitte, vergeben Sie mir!

Alles dies wollte ich Ihnen eigentlich schon heute vor drei Wochen sagen. Aber da mußt' ich plötzlich nach Paris, und war im Louvre und auf den Boulevards statt am Schreibtisch in meiner stillen Bücherstube. Und wie hab' ich seit meiner Rückkehr in Berufsarbeiten gesteckt!

Daß es Ihnen in Edinburgh wohlgeht und wohlgefällt, höre ich mit großer Freude. Ich hatte es nicht anders erwartet. Aber wirklich, lieber Freund, Sie sollten über London zurückreisen! Können Sie's denn nicht

einrichten? Mich verlangt herzlich danach, Ihnen wieder einmal die Hand zu drücken, und über so Manches mit Ihnen zu plaudern, was sich in den engen Pferch eines Billets nicht alles hineinzwängen läßt. Auch sollten Sie billig sehen, welch ein stattlicher Schlingel Ihr Freund Kah-keh-ga-ga-bowh [1]) geworden ist. — Sie riskiren wirklich nichts, lieber Freund! Also noch einmal: kommen Sie! Das Jahr ist gut, braun Bier ist gerathen! Und was den Häringssalat angeht, so macht ihn meine Frau jetzt sogar noch besser, als weiland! Wie wollten wir uns freuen, wenn wir wieder einmal in der alten gemüthlichen Weise um den Kamin (man kann ihn heute, am 1. Mai, noch nicht entbehren!) herumsäßen! — —

Friedrich Bodenstedt ist seit Ostern in London, um im Brit. Museum Studien zu seinem Werke über die Englischen Dramatiker zu machen.

Loch Lomond und Loch Katrine sollten Sie aber doch noch im Fluge mitnehmen. Ich denke noch immer mit Entzücken an den Tag, den ich (im Juli 1854) dort war.

* * *

An Theodor Eichmann.

9. Mai 1859.

Lieber, lieber Eichmann!

Seit lange hat mich und meine Frau nichts so sehr bewegt und erschüttert, als die Trauerbotschaft vom Tode Eures jüngsten Söhnchens! Wir freuten uns so innig Eures elterlichen Glückes und nehmen drum jetzt eben so innigen Antheil an Eurem großen und gerechten Schmerze! O gewiß, es ist entsetzlich, solch ein junges, reines, unschuldiges Leben, das noch nichts kennt als Liebe und Güte, das erst eben die Augen aufthut, um sich groß und froh verwundert in der Welt umzusehen, so plötzlich wieder hingeben zu müssen. Lieber, lieber Eichmann, glaub' es, wir fühlen mit Dir und der armen beraubten Mutter, und wenn Euch unsre Theilnahme ein Trost sein kann, so habt Ihr diesen Trost im allerreichsten Maße. Wir wissen, was es heißt, ein geliebtes Kind sterben zu sehen, helfen zu wollen und nicht zu können, — ach und zuletzt auf die brennenden Lippen, auf die süßen, brechenden Augen den letzten Kuß zu drücken! Das sind Augenblicke, die sich für alle Zeit in's Herz einfressen! Wohl ziehen sie sich später in einen stillen Winkel darin zurück, — wohl rauschen der Tag und das Leben darüber hin, wie das Gras über den kleinen Hügel rauscht, — aber sie sind da, unzerstörbar, unentweichbar, und

[1]) Spitznamen für Freiligraths Sohn Otto, eigentlich Namen der wunderlichen Rothaut, die sich 1848 im Frankfurter Parlament präsentierte, auf der Durchreise in Düsseldorf mit Freiligrath verkehrte und Ottos Pate ward.

glücklich der, dem sie immer und immer wieder einmal die Thränen in's Auge treiben und ihm das Härteste und Herbste, ungesehen, neu durchkosten lassen!

Welch ein Kind, zwischen Käthe und Wolfgang mitten inne, würde jetzt unsere arme kleine Marie sein! Und hab' ich Dir je von meinem Bruder Otto erzählt, dem Lachenden, mit den großen ernsten braunen Augen? Er starb im Sommer 1830, bald nach meinem guten unvergeßlichen Vater, ungefähr eben so alt, wie Dein Ludwig. Der wäre jetzt ein Mann! Mir aber steht er noch immer vor der Seele, als glückliches lachendes Kind, das ich hinaufnahm in meine Kammer, es mit einem Bilderbuche auf den Boden setzte, und das mich dann, irgend ein Bild, das ihm gefiel, hoch emporhaltend, mit Jauchzen von meinem „Alten Matrosen", oder woran ich mich sonst versuchte, zu sich rief! Es ist mir wie gestern! Aber es sind dreißig Jahre her, — der holde Junge ist Asche, — und ich bin grau!

Hören wir nicht auf zu lieben! Die Liebe ist zuletzt auch nur da, um zu bluten, aber ohne sie wäre das Leben vollends elend und inhaltlos!

Lieber Eichmann, wir drücken Dir und Deiner Frau von ganzem Herzen treu die Hände! Findet in Euch und Euern Euch gebliebenen Kleinen den Muth und die Kraft von diesem schweren Schlage Euch emporzurichten. Und wenn Du wieder hinausgehst an den Rhein, auf den stillen grünen Friedhof, der hinabsieht auf den ruhig vorübergleitenden Strom, so sprich auch für mich einen Segen aus über dem schlummernden kleinen Haupte, das ich nie gesehen, auf das ich keine Scholle Heimatherde hinabwerfen gekonnt; das mir aber werth und heilig ist durch Dich, durch Eure Liebe und Eure Trauer!

Lebe wohl, Herzensfreund! Ich schreibe Dir bald wieder! Heute bin ich zu weich geworden (und schäme mich dessen nicht), um noch von andern Dingen zu reden. Mein Haus ist wohlauf und grüßt das Deine herzlich und in Treue.

Ohne Wandel

Dein alter F. Fth.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 12. Juli 1859.

In meinem Hause, Gottlob, steht Alles wohl. Nur ist mein gutes Weib leider nicht so frisch und stark, wie sie sein sollte. Fast immer im schwülen Londoner Sommer fühlt sie sich matt und angegriffen, und diesmal mehr wie sonst. Ich habe sie deswegen schon vor vierzehn Tagen mit den Kindern an die See gebracht (an die Ostküste, nördlich von Harwich, grade

meiner holländischen Sandliederküste gegenüber), und freue mich, daß das Bad und die Luft ihr schon jetzt sehr wohlgethan haben. Ich war schon zwei Sonntage dort, und verließ zuletzt gestern Morgen sie und die Kleinen. Letztere sind braun von Wind und Sonne, Wolfgang schwimmt in der Brandung wie ein Alter, und die Kleinen plätschern auch den ganzen Tag im Salzwasser. Percy und Otto sind jetzt ein paar derbe, stämmige Bengel, Käthe wird groß und klug, und Luischen ist nach wie vor das kleine Hausmütterchen. Möge Gott sie Alle zu guten Menschen heranwachsen lassen! Vor 25 Jahren saß ich, ein einsamer junger Mensch, an der holländischen Küste und sang vom Meer und den Dünen; jetzt steh' ich gegenüber auf der englischen, habe meine Ida am Arme, und vor uns, mit nackten Beinen und heiterem Halloh, tummelt sich unsre rüstige Jugend, balgt sich mit der Brandung, sammelt Muscheln, Seesterne und bunte Steine. So erfüllen sich die Zeiten und die Geschicke. Noch einmal ein Vierteljahrhundert, und meine Kinder ringen mit andern Wellen als denen des Meeres, — und die Augen, die jetzt warm und liebevoll auf ihr Spiel herabsehen, haben sich wohl schon geschlossen. Aber das Meer braust immer zu.

Ich danke Dir, lieber Eichmann, für die Liebe und Herzlichkeit, womit Du Dein gerechtes Leid um den Verlust Eures Kindes vor mir ausschüttest. Das Bild des Knaben, wachend und im Traume, wird noch oft und noch lange vor Deine Seele treten, Deine Augen werden noch oft mit plötzlichen Thränen sich füllen, — ein treues warmes Gemüth, wie das Deine, wird lange, lange an diesem Schmerze zehren. Tröste Gott Dich und die arme Mutter! Aber alle Liebe, die Ihr dem Gestorbenen zutrugt, übertragt jetzt doppelt auf die Euch gebliebenen Kleinen! Seid treu dem Todten, aber umfaßt doppelt innig die Lebendigen! Ich drücke Euch treu und mit warmem Mitgefühle die Hand! —

Ja, in Italien, da ist jetzt manches junge Menschenleben, das Vatersorge und Mutterliebe bisheran liebevoll behütet und aufgezogen hatten, jäh erloschen. Nun haben wir den Waffenstillstand. Wer weiß, was darnach kommen wird. Die Weltlage ist eine seltsame, besonders für den Demokraten und den Flüchtling. Ich wünsche Italien frei, das spricht für sich, und das Haus Habsburg mag zur Hölle fahren, aber Napoleon, der Mann des 2. Decembers der Mörder Orsini's, der Schlüsselbewahrer von Cayenne, hat in meinen Augen nicht das Recht, als Befreier aufzutreten. Sollte er, was ich immer noch bezweifle, später auch gegen Deutschland kriegen wollen, dann ist die Lage des Demokraten noch verzwickter. Er wird, als Deutscher, doppelt stark gegen Napoleon fühlen, und dennoch als Demokrat, nicht mit den Dynastien gemeinschaftliche Sache gegen Frankreich machen wollen. Du begreifst, warum

ich damals Deinen Wunsch wegen eines Liedes nicht erfüllen konnte. Wozu damals überhaupt all die vorzeitige patriotische Singerei?

Gott mit Dir und den Deinigen, mein lieber Eichmann! —

* * *

An Theodor Eichmann.

London, Sept. 21. 1859.

— Wir nehmen den innigsten und herzlichsten Antheil an dem jungen Leben, das wieder bei Euch eingekehrt ist! Kinder sind und bleiben ein Glück und ein Segen von Gott! Das habt Ihr beide jetzt in Freud und Leid erfahren! Möge Euch fortan nur die Freude in Euren Kindern nahe bleiben, und das Leid so fern, wie es das arme, ach nur zu oft blutende Menschenherz wünschen und erflehen kann! Gott mit Euch und Euren Kindern! Und sprich mir von Deinem lieben kleinen Verlorenen nur so oft und so lange, wie Dein Herz Dich treibt! Ich kann Dir weiter keinen Trost geben, aber rede nur: — es erleichtert Dich, und ich höre Dir liebevoll und mit Theilnahme zu!

26. Sept. So weit hatte ich vor einigen Tagen geschrieben, und bin seitdem noch immer nicht dazu gekommen, den Brief fertig zu machen und abzuschicken. —

Gestern hab' ich ein Festlied für die Deutschen in Amerika zu Schiller's hundertjähriger Geburtstagsfeier gemacht. Man hatte mich von Philadelphia aus in sehr artiger und schmeichelhafter Weise dazu aufgefordert, und so hab' ich denn die Geschichte gestern auf Einen raschen Wurf gezeugt und geboren. Das Manuscript geht morgen ab, und wird also ungefähr einen Monat vor dem Feste in Amerika eintreffen. Die Composition (es ist eine Art Cantate) soll ein tüchtiger amerikanischer Tonkünstler besorgen. Dann wird es gedruckt und die Composition an sämmtliche deutsche Gesangvereine in den Staaten geschickt. Es ist im Plane, daß das Eine Gedicht an Einem Tage und zu Einer Stunde von jedem Vereine in Nordamerika zu Ehren Schiller's abgesungen werden soll. Der Gedanke, ich gestehe es, hat mich gehoben, und ich hoffe, daß meine Verse der Gelegenheit entsprechen werden. Auch für Musik, glaub' ich, und glaubt meine Frau, sind verschiedene glückliche Stellen drin. Nun, wir müssen sehn! Ich schicke das Ding, sobald ich gedruckte Exemplare habe. Zu öfterem Abschreiben fehlt mir die Zeit. Auch die Musik sollst Du seiner Zeit haben.

* * *

An Karl Buchner.

London, 30. Novbr. 1859.

Mein theurer Freund!

Erwarten Sie auch heute keinen längern Brief von mir! Ich komme

nicht mehr zu Athem vor allem Geschäftsquark, und meine Freunde müssen Nachsicht haben mit meiner scheinbaren Vergeßlichkeit! Daß ich Ihrer im Herzen treu und liebevoll gedenk bleibe, versteht sich von selbst!

Alle Ihre freundlichen Lebenszeichen der letzten Jahre habe ich erhalten, und bin Ihnen dankbar dafür. Lese ich Ihre Blätter, so ist mir immer, als gingen wir miteinander, wie in der guten alten Zeit, des Weges nach Treysa oder nach der Ludwigshöhe im Schatten Ihrer prächtigen, hessischen Buchen, und ich lauschte wie damals Ihren Worten, — den Worten des freundlichsten aller land- und leutekundigen, ihr Vaterland mit Liebe umfassenden Cicerones! Tempi passati! Während ich dies schreibe, schauen die grauen Steinwände der Londoner Börse starr und hart durch's Fenster auf mich herab, und statt des Rauschens deutscher Bäume dröhnt das Rasseln von Cornhill und Threadneedle Street in mein Ohr.

Trotz alledem hat mich die Muse nicht ganz verlassen. So habe ich kürzlich noch für das hiesige Schillerfest eine Cantate gedichtet, die ich Ihnen damals gleich zuschickte, und die Ihnen als ein Zeichen treuen Gedenkens willkommen gewesen sein möge! Eine andere Cantate, die ich auf Ersuchen des Philadelphia-Festcomite's für die Deutschen in Amerika gemacht, ist mir noch nicht gedruckt von drüben zurückgekommen; Sie werden sie inzwischen vielleicht in deutschen Zeitungen gelesen haben. Dieses Schillerfest war doch wirklich einmal etwas, was Einem das Herz hob und rascher schlagen machte! An dem Tage waren wir doch wahrhaftig einig! Die 20,000 Menschen hier im Krystallpalast, versammelt zu Ehren des Einen großen, guten Mannes, waren auch eine glänzende Kundgebung. Ich war dort mit allen den Meinen — mit Kind und Kegel — auch der Kleinste soll des Tages sich erinnern können, wenn er einmal ein Mann sein wird!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 3. Decbr. 1859.

Seit acht Tagen ist der Wein endlich da, und schon sind vier der schönen langhalsigen Flaschen auf Dein und der Deinen Wohl von uns geleert worden! Ein schönes Gewächs, feurig und milde! Und hat eine verteufelte Anlage, einem durstigen Poeten durch die Gurgel zu gleiten! Aber wir wollen mäßig sein, auf daß wir eine stattliche Taufe feiern mögen, bei der der Täufling selbst einen bescheidenen Humpen auf das Gedeihen seines jungen Christenthums leeren soll! Es war eine Lust anzusehen, wie der kleine Heide beim Aufmachen der Kiste mir behülflich war! Ein Prachtjunge! Liebevoller und liebenswürdiger, als sich beschreiben läßt! Und wächst heran stark und

breitschultrig wie ein junger Riese! Den braven Otto, der in seiner Art auch ein Staatsjunge ist, hat er bald schon eingeholt! Alles das Heidenthum! Der alte Gott, der die Welt mit Heiden, Juden, Türken und Christen gelassen in der Hand trägt, schütze mir das liebe Gesindel allezusammen und lasse gute Menschen aus ihnen werden!

Von unserer Schillerfeier will ich nicht viel mehr reden. Sie war imposant durch die massenhafte Betheiligung des Publikums — davon abgesehen blieb allerdings noch manches zu wünschen übrig! An allerlei kleinlichen Intriguen im Schoße des Comités hat's auch nicht gefehlt. —

Nun, lieber Eichmann, das nächste Glas, das ich wieder fülle, gilt noch einmal dem milden Sender! „Nun schick' er auch die Nota bald!" Sonst könnte man später allerdings die geistreiche Frage aufwerfen: Welche Aehnlichkeit besteht zwischen einer Kiste 57er Hochheimer und dem Hinterviertel von einem Schwein? und die Antwort darauf geben: Man läßt sie sich beide schenken. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 10. April 1860.

Inliegend das gewünschte Verzeichniß der Fossilien-Abgüsse des britischen Museums mit beigesetzten Preisen, und ferner die Karte des Hrn. Nicholay und Son, 82., Oxford Street, die mir von competenter Seite als die reellsten und bedeutendsten Händler in Thierbälgen für naturhistorische Zwecke bezeichnet werden. Der Preis einer zum Ausstopfen brauchbaren Löwenhaut (männlicher Löwe; Durchschnittsexemplar; ob so schön wie jene, welche mein Mohrenfürst auf der Trommel liegen hatte, kann ich nicht verbürgen) würde sich auf etwa 12 Guineen stellen. Conveniren Euch nun diese Preise, und entschließt Ihr Euch zu der einen oder anderen Anschaffung, so bitte ich Dich, mir die Aufträge des naturhistorischen Vereins ohne Umstände überschreiben zu wollen. Sie sollen aufs Prompteste und Gewissenhafteste besorgt werden. Ich würde mich herzlich freuen, Dir bei dieser Gelegenheit den Beweis liefern zu können, daß ich auch rasch und pünktlich sein kann.

Meinen schönsten Dank für die freundliche Aufnahme meiner Schillerverse und die mich sehr interessirende Beschreibung Eurer Feier! Den Toast, den Ihr mir mit Grabbe gebracht habt, rechne ich mir zur großen Ehre, und danke Euch, wie spät auch, aus vollem Herzen dafür. „Den Dichtern unsers Landes," — sieh', das hat mich gepackt, lieber Weerth! Ja, ich fühle, daß ich noch immer zu Euch gehöre, wie lange und wie weit ich auch von Euch verschlagen bin! Eure Berge sind die meinigen, Eure Buchen und

Eichen sind die meinigen, — und theure, längst versunkene Gräber habe ich auch bei Euch! Grüß' mir die Werre und die Berlebecke, lieber Weerth! Heimathlos wie ich bin (unsern Kindern ist England eine Heimath, mir und meiner Frau nicht!) hange ich doppelt innig an der ersten Heimath, an der Heimath meiner frohen glücklichen Knabenjahre!

Viele Freude haben mir die Detmolder Ansichten gemacht, die Du Deinem letzten Briefe beilegtest. Schade nur, daß unsre alte Grotte, irr' ich nicht die Ruine eines abgebrannten Lusthauses der Rococo-Zeit, in eine Fürstengruft umgewandelt worden ist. Es war so schön drin, — durch die offene Kuppel sah sich's so prächtig in den grünen Büchenberg hinauf! Und wie unbequem für die weiße Frau, diese suburbane Fürstengruft! Das alte „Gewölbe" war ihr commoder! Sehr geschmerzt hat mich's auch, daß die Balustrade vor der lutherischen Kirche weggeschafft worden ist! Wie oft haben wir in der Zwischenzeit darauf gesessen, oder auch, wenn alles sonst längst in den Klassen war, auf ihrer Zinne des Siebenschläfers Möbius geharrt, bis er endlich, prustend und räuspernd, aus dem Bogen neben dem Auditorium hervorgeschossen kam. Von dieser Balustrade aus (der schnöde abgerissenen) wurde gewöhnlich auch der Cantor Pustkuchen mit kleinen Spiegelscherben geblendet. Sie hätte ein besseres Schicksal verdient. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 2. Juni 1860.

Diesmal hat die Schuld des Verzugs nicht an mir gelegen, sondern an Signor Domenico Brucciani, jenem kunstfertigen Italiener in Russell Street, Covent garden, der seinem Namen dem zweizungigen Schwanz „Formatore to the British Museum" anzuhängen berechtigt ist. Es scheint, die im Catalog bemerkten Abgüsse sind keineswegs immer vorräthig, sondern werden erst beim Einlaufen von Bestellungen angefertigt. Und dazu braucht er Zeit — gut Ding will Weile haben! Insonderheit, sagt der Bildner, der Doppeltgeschwänzte, will das Trocknen nicht übereilt sein. Hilf Himmel, ehe so eine Brucciani'sche Urbestie trocken geworden ist hinter den Ohren, könnte eine neue Sündfluth hereinbrechen und verlaufen!

Aber nun ist endlich Alles fertig und unter Dampf. „Mastodon ohioticus, head" ist bereits am vorigen Mittwoch die Themse hinab des Wegs nach Bremen geschwommen, wird von dort, Deiner Anweisung gemäß, weiter nach Herford schnauben, und sodann Einlaß begehren an der Pforte Eures Lippischen Museums. Bitte, stelle es, — als einen bescheidensten, von mir gestifteten, Beitrag, — unter Euren übrigen Schätzen auf. Ich werde

mich freuen und geehrt fühlen, wenn das Urvieh, als ein Zeichen meiner Theilnahme und meines guten Willens, dem naturwissenschaftlichen Vereine willkommen ist!

Uebrigens ist mir in den letzten Wochen ein wirklicher (nicht bloß in Gyps nachgebildeter) Zahn von Mastodon ohioticus auf curiose Weise zugekommen. Ein mir durchaus unbekannter deutscher Kentuckier hat ihn beim Steinbrechen irgendwo am Ohio aus der Erde gebrochen (Steinbrecher und Zahnbrecher in Einer Person!), hält ihn („dieses Antike") für überaus werthvoll und bittet mich, den er verehrt, und der darum das Glück haben soll, sein Makler zu sein, das Ding hier zu verkaufen, und ihn dadurch zum reichen Manne zu machen. Mr. Waterhouse, Direktor des geologischen (paläontologischen) Departements im britischen Museum, hat auf meinen Wunsch dem Zahn auf den Zahn gefühlt und mir nachstehende Bescheinigung darüber gegeben: — The tooth is a molar (Backenzahn) of the Mastodon Ohioticus, of which an immense number have been found in North America, it is therefore of but little value." Was nun thun? Den Zahn zurückzuschicken würde nur neue Kosten machen; ich will also lieber meinen Verehrer fragen, ob ich ihm die paar Schilling, die das Ding werth ist, anweisen soll; und wenn er damit zufrieden ist, so stift' ich den Molar (versteht sich, mit Deiner Genehmigung, denn vielleicht habt Ihr das Zeugs auch schon genug) ebenfalls noch in Euer Museum. Zur Uebersendung fände sich immer schon eine Gelegenheit, denn Fracht darf „dieses Antike" natürlich weiter nicht veranlassen. Den Brief des Kentuckiers lege ich als Curiosum bei. —

Soviel, in großer Eile, für heute! Vergieb, daß ich diesmal in der tertiären Schicht stecken geblieben bin!

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 11. Juli 1860.

Herzlichen Dank für die freundliche Benachrichtigung von Deiner glücklichen Rückkehr in den Schooß Deiner Familie! Es freut uns, daß das Mahagoni-Floß wieder einmal gut gehalten hat. Frau und Kinder werden nicht wenig gejubelt haben, als Du, das betheerte Ruder in der Hand und den Crêpeshawl über der männlichen Schulter, wie ein alter Flußgott vom Ufer herangeschritten kamst, den mächtigen, wenn auch verworrenen Haarwuchs von Schilf und Seewasser säubertest, die Pumphosen sammt den Schifferstiefeln auszogst, und Dich sodann, behaglich entgürtet und umringt von Deinem jauchzenden Stamme, zu einem Oxhoft 57er Mosler auf den

ersten besten Deiner Mahagoniklötze niederließest! Gott verläßt keinen Holzwurm nicht! Willkommen im Grünen, — willkommen bei Deinen heimathlichen Blöcken!

Hier haben wir inzwischen still in der alten Weise fortgelebt. Käthchen ist seit vorgestern von der See zurück, — frisch und genesen, Gott sei gedankt! Sonst nichts Neues! Auch aus Genf noch keine Gewißheit, wenn auch eine leise Andeutung der größeren Wahrscheinlichkeit des Hierbleibens. — —

* * *

An Paul Struve.

London, 2. Aug. 1860.

Lieber Paul,

Ich danke Dir recht herzlich für die Annahme der Gevatterschaft und für den liebevollen Antheil an unserm Täufling, den Du uns so freundlich aussprichst. Die Taufhandlung hat denn am vorigen Sonntag zur vorher bestimmten Zeit richtig stattgefunden, und wir freuen uns, daß Du um dieselbe Stunde, mitten in Deinem Berufe an heiliger Stätte, im Geist und mit dem Herzen auch bei uns gewesen bist. Percy hat sich exemplarisch benommen bei der Gelegenheit. Es war rührend, den Herzensjungen auf dem Kissen vor dem Taufstein knieen, und sein liebes verschämtes Blondköpfchen, mit den gefalteten Händchen vor den Schelmenaugen, auf der Balustrade ruhen zu sehen. Dann und wann, während der Taufrede, lugte er verstohlen aus seinem Versteck hervor, und da, muß ich gestehen, schien es mir fast, als wenn er (der, mußt Du wissen, ein gewaltiger Fliegenjäger vor dem Herrn ist), dann und wann nicht übel Lust gehabt hätte, die verschränkten Finger auseinanderfahren zu lassen und nach den in seiner Nähe herumschwirrenden Kirchenfliegen zu haschen. Die Versuchung (sie kam sicher von Beelzebub, dem Fliegenfürsten, selber), war groß, aber er hat ihr mannhaft widerstanden, und so laß' uns denn hoffen, daß er auch sonst und in alle Zukunft, „dem Teufel und seinen Werken entsagen“ wird. Gott segne den braven Jungen, und lasse einen rechtschaffenen Mann aus ihm werden! Du aber, lieber Paul, sei ihm ein guter Freund und Pathe all sein Lebenlang!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 21. Decbr. 1860.

Es ist nicht meine Absicht, Dir heute einen längeren Brief zu schreiben, lieber Weerth! Dazu fehlt es mir, in der Unruhe und Arbeit des heranrückenden Jahresschlusses, an Zeit und Sammlung, und ich beschränke mich

drum darauf, Dir in aller Kürze über Deine naturhistorischen Angelegenheiten zu berichten.

Das Britische Museum besitzt bereits verschiedene Blitzröhren, wenn jedoch die von Dir angebotene besonders schön ist, so ließe sich dennoch vielleicht ein Tausch gegen eine Thierhaut (oder auch gegen Mineralien) bewerkstelligen. Nur wünscht man zu wissen: welchen Werth Du auf die Blitzröhre setzest; und ferner: was für ein Vieh oder was für Mineralien Du dagegen zu empfangen wünschest. Bitte, laß mich dies bald erfahren; ich hoffe dann glücklich für Dich negociiren zu können.

Ueber die Löwenhaut inliegend ein Originalbillet von Nicholay, woraus hervorgeht, daß er im Augenblick nur eine einzige tadelfreie, zum Ausstopfen geeignete Haut in London aufzutreiben weiß und dafür £ 18 (= 450 Francs) verlangt. Er hat außerdem drei schöne (aber nicht durchaus zum Ausstopfen taugliche) Häute mit ausgestopften Köpfen daran, deren Preis er vorige Woche, als ich persönlich bei ihm war, mit £ 10½ angab und der Meinung ist, daß derartige Häute, auch nicht ausgestopft, ein Museum zieren würden. Entscheide nun selbst, lieber Weerth! Ich sehe Deinen Aufträgen eventuell mit Vergnügen entgegen, und bitte Dich, durchaus sans gêne über mich verfügen zu wollen!

Tauchnitz in Leipzig wird Dir zwei Exemplare seiner von mir eingeleiteten Ausgabe von Coleridge's Gedichten übersandt haben. Eins davon ist für Dich, das andere (mit herzlichen Grüßen) für unsern alten Freund Merckel. Ihr müßt mir schon vergeben, daß ich Euch mit solchen Sendungen behellige Ich meine immer noch, wir gingen mit einander in die Schule und ich müßte Euch meine Exercitien zeigen. Uebrigens werde ich Tauchnitz, auf seinen Wunsch, von jetzt an sämmtliche englische Poeten, die er seiner bekannten Collection einverleibt, biographisch-kritisch bevorworten. Daß Coleridge den Anfang macht, ist Zufall. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 5. Januar 1861.

Prost Neujahr, lieber Weerth, und der Löwe macht eben seinen Sprung über den Canal.

Auf eine Sendung zur Ansicht wollte Nicholay sich nicht einlassen. Er hatte inzwischen eine sehr schöne, so gut wie vollständige Haut mit bereits ausgestopftem Kopfe aufgetrieben, aus der, wie er sagt, jeder nur einigermaßen geschickte Arbeiter einen vortrefflichen Löwen wird herstellen können. So viel ich (der ich freilich nicht Kenner bin) beurtheilen kann, hat er Recht. Die Haut ist

superb: — groß, wohlerhalten, prächtige Mähne, Schweif, Tatzen, Alles daran. Der Kopf, wie bemerkt, bereits ausgestopft, und zwar aufs Trefflichste, vom besten hiesigen Arbeiter, mit Schädel und completem Gebiß. Nicholay versichert, das Ausstopfen des Kopfes allein, so vorzüglich ausgeführt, koste hier £ 5. — Uebrigens ist das Exemplar ein afrikanischer Löwe (was natürlich!) — und zwar vom Cap, nicht vom Atlas.

Nun aber ist der Preis des Burschen £ 12. — Nicholay wollte sich auch keinen Schilling abdingen lassen, und ich dachte, auf £ 1½ mehr würde es Euch, wenn Ihr etwas so Schönes und Zweckdienliches erhieltet, nicht ankommen. Somit habe ich (angefeuert überdies von meinem Aeltesten, der bei dem Handel zugegen und über all' die schönen Bestien des Magazins ganz in Extase war) ohne Weiteres abgeschlossen, und hoffe, daß Du zufrieden sein wirst.

* * *

An Theodor Eichmann.

28. 2. 61.

Ich war diese ganze Zeit her so beschäftigt, lieber Eichmann, daß ich erst heute eine freie halbe Stunde gewinnen konnte, um meinem Amanuensis die umstehende Uebersetzung Deines klassischen Stahlberichts in die Feder zu dictiren. Möge sie Deinen Zwecken dienen! Ich stehe immer zur Verfügung, — nimmt das Geschäft mit England aber zu, so wird es doch in Deinem Interesse sein, daß einer Deiner Commis so viel Englisch versteht, um zur Noth einen Brief schreiben zu können.

Als Honorar für meine Bemühung beanspruche ich 15 Sgr., für die Du mir bei Schöpping 1 Exemplar der Tauchnitz'schen Ausgabe von Coleridge's Gedichten kaufen willst. Hast Du es gekauft, so überreiche es Dir selbst als ein Geschenk von mir, — und bedanke Dich!

Ich schenke Dir dieses Büchlein hauptsächlich, damit Du die von mir in sauberem Englisch geschriebene (und auch sonst fürtreffliche) Einleitung liesest. An solchen Mustern, mehr noch als an der heutigen Uebersetzung, mußt Du Dich und Deinen englischen Styl heranbilden, o Eichmann!

Ich schreibe für Tauchnitz eine Reihe von solchen biographisch-kritischen Einleitungen zu seinen englischen Poeten, und bin eben jetzt mit Walter Scott beschäftigt. Die Arbeit wird gut bezahlt, und ist auch sonst angenehm. Wenn ich nur mehr Zeit hätte, und mich mehr sammeln könnte!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 25. März 1861.

Ich muß wieder einmal an Deine Nachsicht appelliren, lieber Weerth! Es ist ein wahres Leiden, wie einem die Zeit durch die Finger läuft, und

wie man bei'm besten Willen oft nicht dazu kommt, seinen Freunden auch nur den flüchtigsten Gruß zuzurufen. Der Teufel hole die negotia, die den besten Theil des Lebens verschlingen! Business, business, business, einen Tag wie den andern, — und man faulenzte doch endlich so gern! Komm' ich noch dazu, eh' man mich verscharrt (dann ist man freilich procul negotiis), so sollst Du sehen, daß ich auch pünktlich sein kann. Bis dahin, nicht wahr, nimmst du's nicht so genau, und drückst dann und wann ein Auge zu?

Nun zu den einzelnen Punkten Deiner noch unbeantworteten Briefe!

Nicholay ist allerdings nur Pelzhändler und nichts weniger als ein Papageno. Auf Anrathen meines Freundes im Britischen Museum setzte ich mich mit der Natural History Agency, 24 Bloomsbury Street, in Verbindung, mußte dort aber zu meinem Leidwesen in Erfahrung bringen, daß keine Straußenhaut vorräthig ist, und daß der afrikanische Strauß überhaupt eine rara avis auf dem sonst von allen Creaturen Gottes betretenen Londoner Pflaster genannt werden muß. Ich sollte eigentlich sagen: eine rarissima avis, denn weitere Nachforschungen, die ich mit Hülfe jener Agency angestellt habe, machen es fast zur Gewißheit, daß in diesem Augenblick keine zum Ausstopfen taugliche Haut eines afrikanischen Straußes in London sich befindet. Ich bin bei x Papageno's gewesen, aber Alle zucken die Achseln, und einer wie der andere pfeift: rara avis! Alle aber wollen mich's wissen lassen, sobald sie etwas anbieten können. Einer der Wackern (Sowerby im Strand) erwartet sogar schon in 4—6 Wochen eine Kiste Naturalien vom Cap, und es ist eine Möglichkeit, daß ein Strauß dabei ist. Gewiß kann er's freilich nicht sagen.

Der nämliche Sowerby hat eben jetzt einen schönen fix und fertig ausgestopften Emeu oder Emu feil, jenen australischen Struthioniden, den Veillot als Dromaius Ater bezeichnet. Am bekanntesten, irr' ich nicht, ist er unter dem Namen Dromaius Novae Hollandiae. Reflectirt Ihr nicht auch vielleicht auf diesen Würdigen? Das Exemplar, soweit ich beurtheilen kann, ist schön und tadellos, und der Preis 6 Pfund Sperling (so wird der Werth eines Struthioniden nach Spatzen bemessen!), wozu noch die geringen Verpackungskosten kommen. Es wäre schön, wenn sich zu dem Straußenstifter auch noch ein Emeustifter bei Euch aufthäte! Nur, glaube ich, müßte der Auftrag eventuell bald gegeben werden, da etwas Hübsches und Seltenes der Art sich hier niemals lange auf dem Lager hält. Ich stehe jeden Augenblick zu Dienst, und bitte ungenirt über mich verfügen zu wollen.

Unterdessen gehe ich täglich noch auf die Straußenjagd, und werde ein stolzes Jagdgeschrei erheben, sobald ein Afrikaner durch die Londoner Menschenwüste dahergeschritten kommt.

Schreibe mir doch, lieber Weerth, was Ihr sonst für Geflügel habt — und nicht habt. Vielleicht, wenn ich Euch später den Straußen schicke, bind' ich ihm ein Dutzend Kolibris unter die Flügel; oder wäre ein Ibis wünschenswerth?

Und jetzt auch noch den treuesten und herzlichsten Dank, Dir und allen Freunden, für Euer liebevolles Gedenken am 22. Januar, Abends 10 Uhr! Unser Freund Sanitätsrath hat mir geschrieben, wie warm man Deinen Toast aufgenommen hat, und ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, wie sehr es mich beglückt, in Eurer Erinnerung und in Euren Herzen fort und fort mich heimisch fühlen zu dürfen! Wie gern drückte ich Euch Allen wieder einmal die Hand, und ließe an Eurer Seite den Waldhauch unsrer Berge mich erfrischen! Aber daran darf ich noch nicht denken! Die preußische „Amnestie" ist für mich rein illusorisch. Ich müßte mich, jenem „Gnadenerlaß" zufolge, bei meiner Rückkehr erst noch verurtheilen und sodann durch den Justizminister speciell der „Gnade" des Königs empfehlen lassen. Das kann mir natürlich nicht conveniren, und so darf ich denn auch keine Pläne machen, Waldluft bei Euch zu trinken! Hoffentlich kommst aber Du, und kommt mancher unsrer Freunde, im künftigen Jahr zur Weltausstellung hierher, und dann sag' ich Euch Allen von Mund zu Mund, wie dankbar ich Euch bin, und wie werth Ihr mir seid!

N.B. Dein Brief vom 20. Jan. kam früh genug, um mich am 22sten, bald nach 10 Uhr Abends, eine Flasche Niersteiner entkorken, und mich sodann, mit gehobenem Römer, eine unsichtbare Versammlung bescheidentlichst anreden zu lassen. Meine Frau und meine Kinder waren nicht wenig erstaunt, und meinten, der Niersteiner wäre mir zu Kopf gestiegen, noch eh' ich ihn getrunken.

Für das 500jährige Jubiläum unsrer guten Vaterstadt hätt' ich gern ein Lied gesungen, lieber Weerth, aber ich bin, wie ich zu so vielem Andern nicht mehr komme, auch dazu nicht gekommen. London zerstreut: — Stimmung, Sammlung, Einkehr in sich selbst sind Dinge hier, fast eben so selten, als afrikanische Straußvögel. Aber feiert Euer Fest in Glück und Freude; ich will Eurer an dem Tage liebend und patriotisch gedenken.

* * *

An Heinrich Koester.

[London], 15. April 1861.

Ich war gerade im Begriff, Dir Deinen vorletzten Brief zu beantworten, und Dir zu dem jungen Glücke, das er mir so heiter ankündigte, aus vollem Herzen meine treuen Wünsche zuzurufen, als ich soeben Deine Trauerworte empfing, die mir sagen, daß jenes Glück Dir und Deiner lieben Frau so bald schon wieder genommen worden ist!

Lieber, alter Freund, ich fasse Deine beiden Hände und kann Dir gar nicht aussprechen, wie tief die schmerzliche Kunde mich betrübt hat. Auch mir wurde einst ein schönes, liebes Kind, wenige Wochen nach der Geburt, entrissen, und als ich gestern Nachmittag auf dem Spaziergange mit meinem Knaben an dem kleinen Grabe stand, dachte ich mit Thränen in den Augen und bekümmert, als ob wir den Verlust erst gestern gehabt hätten: Jetzt, wenn sie noch lebte, würde sie schon 14 Jahre alt sein! Wie wenig ahnte ich da, daß auch Du vor einer Woche erst ein zartes, junges Leben, einen Theil Deiner selbst, der Erde hattest anvertrauen müssen! Was Du dabei fühltest, was Du noch täglich fühlst, und ach, noch lange, lange fühlen wirst, — ich weiß es, lieber Koester, und ich drücke Dir in alter Liebe und neuem Mitgefühl warm, warm die Hand! Dir und Deiner lieben Frau, — der armen, beraubten Mutter! Ihr Leid ist wohl das allerschwerste! Gott tröste Euch Beide!

Jawohl, lieber Freund, wenn der Tod nicht wäre! Und doch, würde man wohl so an einander hängen, wohl so lieb sich haben, wenn er nicht in jedes Verhältniß stündlich hereintreten könnte! „O lieb', so lang Du lieben kannst!" Klammern wir uns fest an die, welche uns geblieben sind, und bitten wir Gott (den Alten, der immer noch lebt!), daß er sie uns und uns ihnen lange, lange noch erhalten möge!

Und das Frühjahr soll frische, schöne Blumen auf dem Grab Deines Kindes treiben! Und wir wollen treu an einander halten und uns lieb haben!

Haltet Euch tapfer, Ihr Guten!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 29. April 1861.

All right, lieber Weerth! Der Dromaios war zum Glück noch nicht fortgelaufen, als Dein letzter Brief mich zu seiner Abfangung autorisirte. Er hatte allerdings die beste Lust durchzubrennen, aber die sechs goldenen Kugeln Deines Freundes Barkhausen, die ich ihm noch eben zur rechten Zeit auf den Pelz knallte, haben ihn glücklich für uns festgehalten. So ist er denn bereits seit vorigem Mittwoch nach Bremen und Herford unterwegs und wird hoffentlich recht bald wohlbehalten bei Euch ankommen, und seinen Platz neben der Rhea Americana Eures Museums einnehmen. Das Exemplar, soviel ich als Laie beurtheilen kann, ist tadellos (der Hals des Emeu hat immer schwächer befiederte Stellen), und ich werde mich freuen, wenn Du meine gute Meinung von dem Burschen in Deinem nächsten Briefe bestätigen kannst. Für gute und sichere Packung will Sowerby gesorgt haben.

Um den schönen leeren Raum um den Läufer herum wenigstens nicht ganz unbenutzt zu lassen, bin ich so frei gewesen, noch die folgenden Gegenstände beipacken zu lassen.:

1. Ein Ei des Emeu;
2. ein ausgestopftes Paar (mas et femina) des schottischen Huhns (Tetrao Scoticus, — red grouse);
3. Ein ausgestopftes Exemplar des Schneehuhns (Tetrao lagopus — Ptarmigan;
4. einen perfecten Balg jenes sonderbaren Landsmannes des Emeu, — des australischen Ameisenfressers (Echidna hystrix Cuv. — Echidna setosa s. spinosa soll nach neueren Forschungen das männliche Thier sein, nur in der Behaarung einer anderen Jahreszeit oder eines anderen Lebensalters), —

— und wünsche von Allem, daß es dem Verein willkommen sein, und ihm und Dir Freude machen möge. Von Echidna hystrix lege ich eine Zeichnung bei (von der Hand eines meiner Sprossen, unvollkommen zwar, aus einem zuverlässigen naturhistorischen Werke copirt), die Euch, sollte Dir zufällig eine bessere Abbildung nicht gleich zur Hand sein, bei'm Ausstopfen des Thieres dienlich sein dürfte. Viel, glaub' ich, kommt auf die richtige Stellung der Füße und des kurzen Halses an. Sowerby that sehr rar mit der Creatur und perfecte Bälge sollen in der That nicht allzu häufig vorkommen.

Kolibris, sah ich im Catalog, habt Ihr selbst die schwere Menge, und unterließ ich drum die Beifügung weiterer Exemplare.

Sowerby hat einen ganz vortrefflichen, großen, durchaus unverletzten Mastodonzahn (molar nicht tusk) und will denselben für £ 2. 10 ablassen. Auch lenkt er Deine Aufmerksamkeit auf ein superbes ausgestopftes Exemplar von Manis brachyura (s. pentadactyla), den schuppigen Ameisenfresser, wofür er £ 4. 10. — verlangt. Hast Du nicht sonst Freunde, bei denen es zuweilen um die 9. Stunde ist? Dieser Schuppenkerl ist wirklich schön, und würde Eure Sammlung von Edentaten (Bradypus, Dasypus, Myrmecophaga und Ornithorhynchus habt Ihr schon, und Echidna kommt jetzt dazu) ziemlich vollständig machen.

Ich möchte Dich wohl einmal bei Sowerby zwischen „Thiergeripp und Todtenbein" herumstöbern sehn. Immer natürlich mit dem wünschenswerthesten Gefolge treuer Neuner! Der Mann hat wirklich schöne und seltne Sachen, und seine Verbindungen sind die ausgedehntesten. Einer seiner Brüder jagt jetzt für ihn in Australien, ein anderer in Natal. Als ich zuletzt bei ihm war, kam eben eine Kiste mit prächtigen Insecten von Singapore an.

Aber, lieber Weerth, wie kommen die Saule unter die Propheten? I. e.

was ist das für ein System, wonach, wie in Eurem Catalog, Mus musculus, Sus scrofa, Cervus elaphus und Phoca vitulina freundbrüderlich als Glires miteinander des Daseins sich freun? Wo sind denn die Pachydermata, die Ruminantia, die Ungulata, und all die andern stolzen Namen geblieben, die ich nun schon vier Jahrzehnte in einem feinen stillen Herzen mit mir herumtrage? Auch sämmtliche Edentata rangiren bei Dir unter Glires. Bitte, gönne dem Laien ein Wort der Belehrung! Ich weiß wohl, es kommen immer neue Classificationen auf, und nach diesem Eintheilungsgrund kann man ein Thier hier, und nach jenem dort einreihen, — aber Mus musculus und Cervus elaphus als System-Nachbarn beunruhigen mich wirklich.

Sehr freu' ich mich, daß Ihr Euer 500jähriges Jubiläum noch um fünf Jahre hinausschieben wollt. Leb' ich dann noch, und ist's sonst möglich, so bin ich dabei! Am wohlsten würde mir aber doch in der Stille Eurer Berge und Wälder sein!

* * *

An Karl Krah.

[London], 6. Mai 1861.

Mein theurer alter Freund!

Drei Deiner lieben Briefe harren noch der Beantwortung, — die beiden letzten mit der Anzeige zweier Trauerfälle, deren jeder mich tief erschüttert hat. Ich wollte Dir längst ein treues, theilnehmendes Wort zurufen, — wenn es bisher unterblieb, so wirst Du daraus, hoffe ich, nicht auf Gleichgültigkeit geschlossen haben. Hätten Deine Nachrichten mich weniger bewegt, so wäre wohl schon eher ein Brief in Deinen Händen gewesen.

Die Leichensteine am Wege mehren sich uns, lieber Krah! Die Reisegefährten, mit denen wir längere oder kürzere Strecken gewandert sind, werden müde und legen sich hin! Einer nach dem Andern! Bis auch wir uns hinlegen! Es sind jetzt grade zwanzig Jahre, als ich mit Joseph Du Mont im Nachen von Unkel nach Rolandseck fuhr. Eine der sonnigsten Fahrten, die ich je gemacht habe! Ein stiller, frischer Lenztag, meine Hochzeit vor der Thüre, und Niklas Becker und sein Becher mit uns! Ich erinnere mich, wie ich aufrecht im Nachen stand, und das blanke Gefäß mit hochgehobener Hand in der Sonne blitzen ließ. Ich muß es hinabwerfen in den Rhein, rief ich dem erschrocknen Becker zu; der einzige seiner würdige Platz sei tief dort unten beim Hort der Nibelungen. Wie lachte Joseph, und wie liebenswürdig heiter war er den ganzen übrigen Tag, als wir am Maitrankufer bei Groyen gelandet waren. Dann kam meine Hochzeit, und wenige Wochen darauf verdankten wir jungen Eheleute Deiner und Deiner Schwester Gast-

freundschaft jene unvergeßlich schönen Tage im grünen Brohlthal! Da, glaub' ich, kam auch zuerst das Gras auf, das Gott an den hohen Bergen wachsen läßt, und das allerdings auch danach ist. Damals auch erhob ein feierlicher Beschluß die Pfannekuchen zuerst zu Fannykuchen. Waren wir nicht fröhlich, lieber Krah? Es thut meinem Herzen wohl, wenn ich an unser Lachen in jenen harmlosen, glücklichen Zeiten denke.

Das sind zwanzig Jahre jetzt! Ach, und auf wie viele liebe Gesichter, die damals mit uns lachten, hat sich seitdem der eiserne Ernst des Todes gelegt! Nun auch auf diese beiden! Aber sie stehen vor meiner Seele, heiter und lebendig, wie zu jener Zeit, und so will ich ihr Bild festhalten. Treu und liebevoll! Und ihre Gräber sollen grün sein und voll Sonnenscheins! Waren doch auch ihre Herzen freudig und voll Sonnenscheins, und haben Freude und Sonnenschein verbreitet, so lange sie's vermochten! Deine Schwester im engeren, Freund Du Mont im weitesten Kreise! Ich habe Beiden vieles Gute und Freundliche zu danken, und bekenne mich freudig dazu. Die Erde sei ihnen leicht! Ich vergesse sie nicht!

Wir Ueberlebenden aber wollen um so fester an einander halten, je lichter der Kreis der gleichaltrigen Freunde wird, und je kürzer die Strecken, die wir voraussichtlich noch zusammen gehn, oder uns wenigstens aus der Ferne treu im Auge halten werden! Die Hand darauf, alter Freund! Ich wünschte nur, wir sähen uns einmal wieder!

Mir und den Meinigen, Gottlob, geht es wohl. Meine Frau, die den Tod Deiner Schwester ebenfalls auf's Innigste beklagt und Dich ihrer warmen Theilnahme versichern läßt, ist kräftiger jetzt, als früher. Ich selbst bin gesund und sehe dem Alter muthig in's Auge. Unsere Kinder machen uns Freude, God bless them! Käthe, jetzt bald 16, ist ein herziges Mädchen, voll Talent und mancherlei Wissen. Louise ist mehr unsre Martha, unser kleines Hausmütterchen. Wolfgang, schwach und kränklich, als wir 1849 in Cöln lebten, ist ein frischer gesunder Bursche geworden, klug und verständig, aber nicht eben ein Freund der Bücher. Wald und Feld, Fischen und Jagen sind seine Freude. Er schießt Vögel wie ein Alter, — eine Liebhaberei, die mir oft Sorge macht. Aber man muß die Individualitäten sich frei entwickeln lassen. Dann Otto und Percy, — zwei liebere, tollere Jungen gibt es nicht. Staatskerle das, rothe Backen und zerrissene Hosen! Ich wollte, ich könnte sie Dir alle einmal in ihrer Glorie zeigen, und wir kletterten mit den drei Buben im Siebengebirg und in der Ahr und Brohl herum! Dem steht aber vor der Hand noch die s. g. Amnestie im Wege!

Schreib' mir doch bald einmal wieder, alter Krah! Oder, solltest Du nicht gleich dazu kommen können, bitte, so signalisire mir (nur mir verständlich!)

einen Gruß in den Localnachrichten! Du hast mir schon früher einmal auf diesem Wege verstohlene Kunde gegeben. Ich lese die Localnachrichten täglich, und mir ist immer bei der Lectüre, als plauderten wir miteinander.

* * *

An Karl Weerth.

[London], 30. Mai 1861.

Deinen Brief mit den beigelegten £ 12. — richtig erhalten, und mich aller guten Nachrichten von Herzen gefreut! — Nun zuerst von „Geschäften“:

Das Schuppenthier habe ich sofort acquirirt und zwar, mit Abdingung von 6 Sch., für £ 4. 4. — Es ist auch ohne Verzug auf dem gewöhnlichen Wege dem Lippischen Walde zugelaufen, aber nicht (o ihr Leckermäuler!) in Gesellschaft einer Ananas! Und dies aus folgendem Grunde. Jetzt sind nur englische (hier in Treibhäusern gezogene) Ananas auf dem Markte, die zu dem enormen Preise von 13 Sch. pr. ℔ verkauft werden, so daß, da die kleinsten dieser hiesigen Früchte wenigstens auf ein Gewicht von 2 ℔ getrieben werden, die billigste eben vorräthige 27 ½ Schilling kosten sollte. Die meisten Exemplare waren dreipfündig, und forderte man demnach 39 Schill. dafür. Dies, dachte ich, würde Euch zu theuer sein, und habe ich darum diesmal die Beifügung einer Frucht um so mehr unterlassen, als in 4 bis 6 Wochen die gewöhnlichen Jahreszufuhren billiger westindischer Ananas zu erwarten sind, die je nach der Größe von 1 bis 3 Schill. pr. Stück verkauft werden. Hoffentlich beauftragst Du mich bis dahin, Dir wieder die eine oder andere Bestie zu schicken, und dann sollen die vegetabilischen Schuppenthiere nicht fehlen.

Um nun aber, nachdem ich den Ameisenfresser für so viel weniger erhandelt und auch für die Kiste nur 5 Schill. erlegt hatte, den Ueberschuß der £ 12. — nicht für Dich aufbewahren zu müssen, ließ ich mich gern durch Sowerby verführen, noch zwei ausgezeichnet schöne amerikanische Tetraoniden beizufügen, die ich in Deinem Cataloge nicht fand, und die Dir hoffentlich angenehm sind. Der Hahn, in der Attitude des Balzens lebhaft aufgestellt, ist Bonasia umbellus, the Ruffed Grouse, derselbe Vogel, den die Yankees Pheasant und die tschippewäischen Indianer Bena nennen. Zur Balzzeit bringt er mit den herabhangenden Flügeln jenen trommelnden Lärm hervor, dessen auch Longfellow im Hiawatha erwähnt (S. 66 meiner Uebersetzung), und den (wie überhaupt den ganzen Vogel und seine Gewohnheiten) Alex. Wilson in seiner American Ornithology hübsch beschrieben hat. — Das andere Exemplar ist „A Spotted Grouse“ (auch nordamerikanisch), Sowerby konnte mir aber im Augenblick den wissenschaftlichen Namen nicht geben. Du wirst keine Mühe haben, es selbst zu bestimmen.

Aus Deinem Briefe sah ich zwar zu meiner Freude, daß die vorige

Sendung gut und wohlbehalten angekommen war, — nicht aber, ob in specie der Emeu sich Deiner vollen Zufriedenheit zu rühmen hatte. Ist das Exemplar wirklich schön und preiswürdig? Bitte, sag' mir darüber gelegentlich ein Wort zu meiner Beruhigung! Ich muß immer wiederholen, daß ich Laie bin, und darum, wenn ich für Dich kaufe, nicht in allen Fällen mich ganz sicher fühle.

Herzlich freue ich mich, daß die Kleinigkeiten, die ich der Einen Kiste beifügte, Dir willkommen gewesen sind. Ich wollte, ich wäre reich, dann würde ich mich anders loslassen!

* * *

An Karl Krah.

[London], 15. 6. 1861.

Herzlichen Dank, lieber Krah, für Deinen herzlichen Gruß zum h. Pfingstfeste! Wie schlau und elegant Du ihn eingeschmuggelt hattest! Doch hatte Käthe (die sich einer besondern Spürnase für alles Gedruckte erfreut) ihn bereits erwittert und trug mir das Blatt entgegen, als ich Abends, ein ermatteter Greis, nach Haus kam, und mich zu ihr und den Andern sub tegmine fagi im Garten niederließ. Es versteht sich von selbst, daß ich selbigen Abend ausnahmsweise über die Schnur hieb, und mir, statt meines gewöhnlichen Miserābelchens heurigen Pumpenheimers, einen Tummler 57er Niersteiners zu Gemüth führte. Das Experiment ist mir ausgezeichnet bekommen, und wir wollen es darum, so Du nichts dawider hast, übermorgen bescheidentlichst wiederholen. Also am 17., Abends gegen 9 Uhr, erhebe ich mein Glas im häuslichen Kreise auf Dein Wohl, und zähle darauf, daß Du gleichzeitig auf das meinige einer Flasche den Hals brichst! Einverstanden!

Gleichzeitig mit diesem Brieflein schicke ich Eurer Redaction die heutige Nummer des Athenäums mit einem Artikel von mir über das hiesige (N. B. durch mich an's Licht gewünschelruthete) Manuscript von Schiller's Wallenstein. Ich wünschte sehr, daß die deutsche Presse von diesem Artikel Akt nehme, und werde der Cöln. Ztg. sehr dankbar sein, wenn sie zur Erfüllung dieses Wunsches freundlich das Ihrige beitragen will. Hättest Du wohl die Güte, der Redaction, mit meinen besten Empfehlungen, die Sache ans Herz zu legen. Ihr seht, daß ich auf meinem verlorenen Außenposten der Heimath und ihrer Ehren treu gedenk bleibe und, wenn eine Gelegenheit sich bietet, auf dem Fleck bin und meine Schuldigkeit thue!

Gott mit Dir, alter Freund! Wie hat Dein Leben sich gestaltet, seit die treue Schwester Dich verlassen? Und wie geht die Zeitung voran, seit Joseph nicht mehr täglich sorgt? Ach, jede Lücke schließt sich nur zu bald!

An Karl Weerth.

[London], 8. Juli 1861.

Du mußt mir schon erlauben, daß ich Dich ausnahmsweise einmal zu meinem Spediteur mache. Ich sandte heut pr. Continental Parcels Express Agency eine kleine Kiste mit sechs Stück der eben eingetroffenen Westindischen Ananas an Deine Adresse ab, die der Himmel frisch und heil in Deine Hände gelangen lassen möge! Von diesen sechs Pein=Aepfeln (pine-apples heißen die Dinger hier) schicke gütigst, mit meinen treuesten und herzlichsten Grüßen:

Einen an unsern guten Sanitätsrath;

Einen an unsern alten Freund, den Hauptmann Falkmann;

Einen an das epistolarische Faulthier, Ludwig Merckel, Diener am Worte Gottes.

Die drei übrigen aber, sei so freundlich, selbst zu behalten und etwelche davon bereitete Bowlen mit Deinem Bruder und von Cölln auf das Wohl Eurer guten Mutter zu leeren. Ich will in Gedanken mit Euch anklingen!

Den Whip-poor-Will will ich nicht vergessen!

Adieu für heute, lieber Weerth! Guten Appetit zu den Pein=Aepfeln, herzliche Grüße an alle die Deinen, und halte lieb

Deinen alten getreuen

F. Freiligrath.

Apropos, hast Du gelesen, daß wir nach Hind's, des hiesigen Astronomen, Vermuthung gestern vor acht Tagen im Kometenschweif gewesen sein sollen? Erinnere ich mich recht, so glaubt auch Humboldt, im Kosmos, daß die Erde einen Kometenschweif (oder Kometenschweifdunst) öfter passirt, als sie selbst weiß.

* * *

An Marie Melos.

Juli 1861.

Hast Du auch den schönen Kometen bewundert, dessen Schweif unsre gute alte Erde gestern vor 14 Tagen umhüllt haben soll? Wir haben uns seiner sehr gefreut, und bedauern nur die rasende Geschwindigkeit, mit der er jetzt, von uns abgewandt, in den Raum zurückkehrt. Wie prachtvoll stand der noch nie zuvor Gesehene über den alten ewig unverrückbaren Sternen des Wagens, die auf uns herabscheinen, wie sie auf Homer, und den irrenden Odysseus, und die Helden von Troja, und die chaldäischen Hirten herabgeschienen haben! Mir schlägt das Herz wie einem Kinde, wenn so ein leuchtendes Fragezeichen plötzlich dasteht am Himmel. Den Kometen Karls V.

von 1556 (der vorher 1264 erschien) haben wir nun noch zu erwarten. Die Welt ist doch schön und wunderbar!

Gott mit Dir und mit uns! —

* * *

An Karl Buchner.

London, 26. Nov. 1861.

Ueber uns und unser Ergehen hat meine Frau berichtet. Die Bilder der Kinder sprechen überdies für sich selbst. So frisch und gut, wie sie auf dem Papier aussehen, haben sie mich noch heute Morgen angeblickt, als sie vom Frühstück aufstanden und mit Sack und Pack zur Schule zogen. Gottlob, sie sind unser Stolz und unsere Freude, wenn sie uns auch manchmal den Kopf etwas warm machen!

An eine Rücksiedelung nach Deutschland denken wir kaum, — die Zustände sind dazu nicht angethan. Eine Sommerreise, der Frau und den Kindern zu lieb, wäre eher möglich. Wir müssen sehn! Kann ich's irgend machen, so benutze ich den „Gnaden-Erlaß" auch nicht einmal temporär.

Daß ich nicht für ein Kleindeutschland mit preußischer Spitze bin, bedarf wohl nicht besonderer Erwähnung. Was das angeht, stehen wir uns also nicht so fern, als Sie andeuten zu wollen scheinen. Ueber die Mittel, ein einiges Großdeutschland herzustellen, dürften unsere Ansichten allerdings von einander abweichen.

Dank für Ihre freundliche Aufnahme meines Coleridge-Aufsatzes! Ich habe seitdem auch die beiden, von Schiller selbst beglaubigten und corrigirten Abschriften von „Wallensteins Tod" und den „Piccolomini" hier entdeckt, nach welchen Coleridge seine berühmte Uebersetzung des Wallenstein gearbeitet hat. Ausführliche Berichte über meine Entdeckung habe ich im Athenäum veröffentlicht, und glaube (gewiß weiß ich es wirklich nicht mehr) Ihnen die betreffenden Nummern unter Kreuzband zugeschickt zu haben.

* * *

An Gottfried Kinkel.

5 Upper Homerton,
19. Januar 1862.

Die herzlichsten Glückwünsche zur Geburt des Jungen, lieber Kinkel! Möge er heranwachsen Euch zur Freude, und möge Deine liebe Frau sich bald wieder erholen! Daß der Knabe Konrad heißen soll, weil, nach dem Sprichwort, „einem armen Manne Konrad zu heißen wohl sich ziemt," ist ganz hübsch. Du hast dabei auch wohl an den armen Konrad des Bauernkriegs gedacht, und willst, in Ihm, das ganze arme unterdrückte

Volk zum Pathen des Kindes machen. Einen besseren konntest Du ihm nicht finden, — ein stolzeres Banner als das mit dem Bundschuh drauf nicht auf seine Wiege legen!

Hoffen wir, daß er es dereinst auch zum Banner seiner Wahl mache! Und zu ihm stehe und es beschirme fest und unerschütterlich, treu sich selbst und treu den Genossen, — und auch nicht Einen „Fürsten und Edeln" je anders seiner Aufmerksamkeit werth achtend, als indem er ihn bekämpft!

Meine Frau vereinigt ihre Grüße und Wünsche mit den meinigen!

* * *

An Ernst Struve.

London, 20. Mai 1862.

Ihr lieben Geschwister,

Wie könnte ich den Jahrestag des 21jährigen Bestehens meines häuslichen Heerdes besser feiern, als indem ich Euch, die Ihr diesem Heerde so bereitwillig Licht und Feuer zugetragen habt, als böse Zeit über ihn hereingebrochen war, für alle Liebe und Treue erneuert danke, und Euch zugleich wiederum eine kleine Parzelle des geliehenen Brennstoffes fröhlich zurückerstatte? — —

Gestern, mein lieber Lausitzer Ernst, war also der hundertjährige Jubeltag Deines großen Landsmannes Fichte. Wahrscheinlich hast Du ihn mit Aktus, Festessen und andern officiellen Feierlichkeiten solenn begangen. Meine Feier des Tages hat darin bestanden, daß ich mit Andacht in den ersten Band von Fichte's Leben und liter. Briefwechsel, von seinem Sohne, mich vertieft habe. Es ist erfreulich wahrzunehmen, wie die Nation zu ihrer Kräftigung und Erhebung mehr und mehr auf ihre Heroen sich besinnt.

Auch, daß man des noch lebenden, fünfundsiebzigjährigen Uhland liebend und ehrend gedacht hat, war schön und gut. Inliegend mein bescheidenes Scherflein zu seiner Feier. Es ist nicht viel, — „kleine Blumen, kleine Blätter!" Was sollen zuletzt all die großen, volltönenden Worte? Die Apfelbäume in meinem Hausgarten und ringsum in den Gärten der Nachbarn blühten eben herrlich am 26. April. Da trugen sie mir denn ihren Glückwunsch auf.

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

London, 5. Juni 1862.

Lieber alter Freund!

Du hast mir im Laufe der letzten Jahre einige gute herzliche Briefe geschrieben, auf die ich, — Sünder und dick werdender Faullenzer, der ich

bin! — nie geantwortet habe, eine wie große Freude sie mir auch jederzeit machten. Bitte, vergib mir das, und laß' mich hoffen, daß Du Deinen durch Freund Künzel mir bekannt gewordenen Vorsatz, im Lauf dieses Sommers wieder einmal nach London zu steuern, ohne Fehl ausführen und demnächst mit dem alten stillen Lächeln, das Du will's Gott nicht verlernt hast, über meine Schwelle treten wirst! Sei hiermit noch ganz besonders auf's Inständigste darum gebeten! Ich freue mich von Herzen darauf, Dir wieder in alter Treue die Hand drücken zu können! Wir werden uns viel zu sagen haben: — wieder ein Jahrzehend dahin, seit wir uns zuletzt gesehen! —

Außer mir wirst Du auch sonst alte Freunde aus der dietwaldischen Strolchenzeit hier treffen. Der Vocativus Dralle (a nominativo Drallus) lebt schon seit Jahren in London, und wird sich, gleich mir, freuen Dich wiederzusehen. Auch Levin Schücking ist angekommen, aber nur als Zugvogel, und läßt Dir sagen, daß der Hochheimer, den er gestern Abend bei mir trank, ihm allerdings gut zu sein scheint, daß jedoch, um ein sicheres Urtheil zu fällen, er gern erst Deine Meinung hören möchte!

Du siehst also, daß Du nicht länger warten darfst! Gürte Dich, Alter, und ziehe wieder einmal nordwestwärts! Auf, auf! Die Strolchen und Landstörzer Deines Amts werden Dich mit ihren Segenswünschen entlassen, und wir Andere hier, die wir außerhalb des Gesetzes leben („outlawed"), wollen bei Deinem Eintritt jubeln und rufen: Astraea redux! Hoch der Oberamtsrichter von Sindelfingen! — und das Haus, allda Du Dich entgürten wirst, soll fortan die Herberge der Gerechtigkeit heißen, so gut wie weiland die Ebernburg!

Grüße auch „unbekannterweise" Deine Frau und Deine Kinder! Du solltest sie eigentlich alle mitbringen. Aber Du Sueve schweifst lieber einsam, fürcht' ich.

Also auf Wiedersehen, lieber Freund!

* * *

An Otto Preuß.

London, 30. Juli 1862.

Lieber alter Freund!

Habe herzlichen Dank für die ehrenvolle Auszeichnung, deren Du mich würdigen willst! Was könnte mir angenehmer und willkommener sein, als die ersten Handschriften einiger meiner Gedichte in der Dir anvertrauten Bibliothek niederlegen zu dürfen, — in derselben Bibliothek, der ich mit meine frühesten Anregungen verdanke und als „Bibliothekspage" des guten alten Clostermeier, auf ihren Leitern hangend, bald in jenes rothgebundene Exemplar

der ersten Ausgabe von Vossens Odyssee (mit dem Autographon des alten Gleim auf dem Vorsatzblatte), bald in die bildervollen Quartanten des Hawkesworth'schen Reisewerkes mich vertiefte, statt die mir zum Aufstellen angewiesenen Bücher von Repositor zu Repositor zu schleppen.

So möge denn der Strom zur Quelle zurückkehren! Mit andern Worten: Ich schicke Dir hiermit durch die Güte Deines freundlichen Boten, des Kammerdirektor C., die nachstehend verzeichneten Manuscripte (sämmtlich aus meiner früheren Zeit 1831—36)

1. Der Blumen Rache,
2. Der Scheik am Sinai,
3. Der Alexandriner,
4. Gesicht des Reisenden,
5. Der Tod des Führers,
6. O säh ich auf der Haide dort, Uebersetzung nach Burns,
7. Das Lever, Uebersetzung nach Alfred v. Musset,
8. Bei Grabbe's Tod.

— Alles, wie Du sehen wirst, Brouillons, erste Niederschriften, die einen mehr, die andern weniger durchcorrigirt, hin und wieder mit Abweichungen von den Drucken; zum Theil von der komisch contrastirenden Folie sonstiger Scripturen sich abhebend (so namentlich das biedere Billet, worauf der Blumen Rache) und dadurch deutlich genug verrathend, daß sie hastig zwischen anderer Arbeit hingeworfen wurden. Du hast hier eben die Werkstatt, Staub und Gehämmer und Hobelspäne! Und ich denke mir, daß es Eurer Theilnahme an den Bestrebungen des Landsmannes und Jugendgenossen vielleicht am liebsten so ist. Jedenfalls wirst Du mir zugeben, daß ich nicht eitel bin. Nicht mancher Poet, glaub' ich, ließe sich bei der Arbeit so belauschen, nicht mancher über die Schulter so auf's Blatt sehen!

Nun, lieber Freund, habe nochmals den herzlichsten Dank für alle Güte und laß' die alten grauen Blätter Deiner Nachsicht empfohlen sein! Ich will nur gestehen, daß ich sie gestern Abend nicht ohne eine gewisse Beklemmung aus uralt vergrabenen Convoluten für Dich hervorgesucht habe. Und jetzt entlasse ich sie mit einer Art von väterlicher Zärtlichkeit, über die mich selbst ein Lächeln anwandelt.

Ich höre mit großer Freude, daß Du schaffst und wirkst und im Kreise der Deinen wohlauf und glücklich bist! Und eben so große Freude macht es mir, Dir bei dieser Gelegenheit wieder einmal die Hand haben schütteln zu können! Bewahre mir ferner ein liebevolles Andenken. Gruß Deinen Brüdern! In alter Freundschaft und Treue

Dein F. Freiligrath.

Die im vorstehenden Briefe erwähnten Gedichte habe ich auf der Detmolder Bibliothek eingesehen, und es ist in der That merkwürdig, welchen Einblick sie in die Gedankenwerkstatt des Dichters gewähren. Der Blumen Rache z. B. ist geschrieben auf die weißen Stellen der Adreßseite eines vom 30. Sept. 1831 datierten Briefes, in welchem Freiligrath um die Besorgung von Büchern gebeten wird; es ist daraus der Schluß gestattet, daß das Gedicht bald nach Empfang dieses Briefes entstand; es ist wunderlich durcheinander in raschen kleinen Zügen, mit fliegendem Bleistift geschrieben, fast ohne Nachbesserung. Auf dem Entwurfe von „Der Alexandriner“, ebenfalls einem Folioblatt, stehen auf der Rückseite Rechnungen und kaufmännische Adressen, zwischen denselben die Strophe eines unvollendeten Gedichtes:

Werft ihm um den Hals ein End'
Tau! Zieht an! und es geschah.
Zuckend hing der Delinquent
An des Mittelmastes Raa.

Manches ist sehr fließend geschrieben, fast ohne Nachbesserung, wie Der Blumen Rache, Der Alexandriner, O säh' ich auf der Haide dort, Das Lever; andere wie Der Scheik am Sinai, Auf Grabbe's Tod, Gesicht des Reisenden, Tod des Führers sind an einzelnen Stellen gewaltig durchgearbeitet, ausgestrichen, die neue Fassung über und dazwischen geschrieben. Auf Grabbe's Tod ist mit Tinte geschrieben, das Durchstrichene nicht mehr zu lesen, ein Beweis von der leidenschaftlichen Bewegung, in welcher das Gedicht entstand. Ein Blick auf diese Manuskripte zeigt uns die flüssige Schöpferkraft und zugleich die strenge Gewissenhaftigkeit des Dichters in schlagender Weise, zeigt uns, wie ihn bisweilen der furor poëticus unter der trockensten Arbeit auf dem Kontor erfaßt; eine diplomatisch genaue Darstellung des Wachstums dieser Gedichte, zu welcher leider hier der Raum fehlt, wäre sehr anziehend und lehrreich.

* * *

An Theodor Eichmann.

April 20. 1863.

— Laß' doch ein Dutzend ächter, dunkelgrüner Rheinischer Römer (Trinkgläser) kaufen und sicher verpackt (in besonderem Kistchen) mitbringen! Ich sehne mich nach einem Trunk aus grünem Römer! Herrlichen Rheinwein hab' ich eben, aber er wird mir doppelt gut schmecken, wenn er mir aus dem Römer entgegenduftet!

Sorge, o Eichmann, daß Obiges gut ausgeführt werde! Wie lange leb' ich noch?! Zwanzig — fünfundzwanzig — höchstens dreißig Jahre! Da kannst Du mir wohl noch die Freude mit den Römern gönnen. Ein jedes Thierchen — hat sein Pläsirchen!

An Karl Weerth.

[London], 7. Mai 1863.

Gern, lieber Weerth, benützte ich nun die Gelegenheit, und schickte Dir wieder einmal einen kleinen Beitrag für Euer Museum, — aber, nach dem von Dir gewünschten Whip-poor-Will spüre ich nun schon seit Jahren vergebens, und habe mir erst in den letzten acht Tagen neuerdings schier die Beine danach abgelaufen. Der edle Schreihals Caprimulgus vociferus scheint aber wenig herübergeschickt zu werden, — dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, früher oder später einem wohlconditionirten Exemplar zu begegnen, dem dann sofort, in usum Musaei Lippiaci, Salz auf den Schwanz gestreut werden soll. Gieb mir unterdessen, ich bitte sehr, eine kleine Liste von dem, was Euch fehlt, und was Du vorzugsweise gern hättest! Ich kann dann eher etwas finden, durch dessen baldige Sendung ich mich dem Andenken Eures naturhistorischen Vereins (dessen nur allzu unwürdiges Ehrenmitglied ich bisher gewesen bin) zu erneuern wagen darf.

O Ihr Männer und Jugendgenossen, ich wollte, ich wäre einmal unter Euch, und wir lagerten uns auf der Grotenburg und träumten uns jung zum Rauschen der Eichen und Buchen unsrer Jugend! Schickt mir derweil Eure Photographien. Ich bitte drum, und ich verlasse mich drauf!

* * *

An Gottfried Kinkel.

5 Upper Homerton,
10. Mai 63.

— Nun nachträglich noch meine herzlichen Glückwünsche zu dem Zwillingspaare: Dem leiblichen Sohne Manfred und dem geistigen Quintin Messys! Daß jener ein wohlgeschaffener frischer Bursche ist, hat meine Frau mir erzählt, — und über diesen hat Schlesinger, bald nach Deiner Vorlesung des Gedichts, mir beifällig berichtet. Ich freue mich auf das baldige Erscheinen, und bewundere den Muth und die Elasticität des Geistes, womit Du ein vorlängst abgebrochenes Thema nach vollen fünfzehn Jahren wieder aufgenommen und glücklich durchgearbeitet hast.

Dank auch für die nachsichtige Aufnahme meiner Mosen-Verse! Das beste dabei ist, daß sie in England 300 Subscribenten geworben, und mir in Deutschland mannigfache freundliche Bezüge theils aufgefrischt, theils neu zu wege gebracht haben.

* * *

An Theodor Eichmann.

Oktober 22. 1863.

Wenn Du mir böse bist, so hast Du einigen Grund dazu, doch zähle

ich auf Deine erprobte Menschenfreundlichkeit und Nachsicht, und habe auch wirklich manches zu meiner Entschuldigung anzuführen. Meine Berufsarbeiten absorbiren mich nämlich seit einiger Zeit gänzlich, und alle Sorge und Verantwortlichkeit, die auf meinen Schultern rasten, lassen mich kaum noch aufathmen. Auf dem Comptoir komme ich fast zu keinem freundschaftlichen Briefe mehr, und wenn ich müde und abgerackert Abends nach Haus komme, bin ich begreiflicherweise auch eher zu allem Andern aufgelegt, als zum Correspondiren. Dazu kam in letzter Zeit noch unser Umzug mit theilweiser neuer Einrichtung, wovon sich auch ein Lied singen ließe. Wir kommen nun freilich nachgerade wieder in die Ordnung, aber von eigentlicher Gemüthlichkeit im neuen Hause, namentlich in meiner künftigen Studirstube (wenn ich überhaupt noch zum Studiren, zum stillen Sinnen und Träumen komme in diesem Tretmühlenleben), ist überall noch nicht die Rede. Meine Bücher und Scripturen liegen chaotisch auf dem Boden, denn da ich nur die Sonntage zum Ordnen und Aufstellen benützen kann (und auch dann oft durch Besuch unterbrochen werde), so schreite ich natürlich nur langsam vorwärts. Alles in Allem, lieber Freund, ich bin ein vielfach geplagtes Menschenkind, und Du mußt zuweilen ein Auge zudrücken mit mir! —

Welchen besondern Freund habe ich denn auf der Redaction der Rheinischen Zeitung? Das Blatt thut ja sein Möglichstes, meine alten Sünden („1862" und Früheres) an's Licht zu ziehen, grade als wenn ich längst todt und begraben wäre! Es hat wahrlich kein Recht dazu. Sachen, wie jene Soester Jugendeseleien, die anonym erschienen und nie von mir anerkannt worden sind, darf, so lange ich lebe, niemand veröffentlichen, als ich selbst.

* * *

An Karl Buchner.

11, Portland Place
Lower Clapton London,
28. Febr. 1864.

Mein lieber theurer Freund!

Die Trauerbotschaft, die Ihr letzter Brief uns brachte, traf uns wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wir waren, und sind noch tief, tief davon erschüttert, und wenn ich Ihnen unser Beileid nicht schon eher ausgesprochen habe, so hat das rein an äußerlichen Gründen gelegen, und Sie dürfen aus dem Verzuge nicht auf unser minder warmes und aufrichtiges Mitgefühl schließen. Lieber, lieber Freund, ich unterfange mich nicht, Ihnen Trost bringen zu wollen! Ich weiß, was Sie in Ihrer vortrefflichen Gattin verloren haben, und daß der Schmerz um ihren Verlust Ihnen ein Schmerz für's

Leben ist. Darum nur ein warmer, inniger Druck der Hand, und die Versicherung, daß die theure Geschiedene auch uns geschieden ist, und daß auch unsre Herzen, treu und gerührt, ihr Andenken für immer fest und werth halten. Die Güte und Freundlichkeit, womit die Verstorbene und Sie uns, das junge Ehepaar, vor jetzt fast einem Vierteljahrhundert an Ihrem bereits gefesteten und von Kindern umspielten Heerde willkommen hießen, — die Liebe und Herzlichkeit, welche die ältere Freundin meiner geliebten Ida entgegentrug, — die frohen und guten Stunden, die wir mit Ihnen zu Haus und im Freien, auf den schönen grünen Waldwegen um Darmstadt und bis in den Odenwald hinein, verleben durften, — das Alles gehört zu unsern liebsten und theuersten Erinnerungen, und soll uns ewig unvergessen sein! Nun ist schon fast ein ganzer, rauher Winter über das theure Grab dahingeschritten, und bald ist das Frühjahr da, und Odenwald und Donnersberg rauschen im frischen Grün ihre Grüße drauf hernieder. Auch die unsrigen schwingen sich hin zu ihm, — oft, oft! Legen Sie, theurer Freund, auch für uns einen Kranz zu den ersten Frühlingskränzen, mit denen Sie und Ihre Kinder die geweihte Stätte schmücken!

Mit dankbarer Rührung lasen wir, was Sie uns über die letzten Tage und Stunden der Verstorbenen mittheilten, und es ist uns eine Art schmerzlicher Genugthuung zu wissen, daß ihr Scheiden sanft und ruhig war, und daß Sie und alle Ihre Kinder ihr letztes Lager umstehen konnten. Grüßen Sie Ihre Kinder auf's Wärmste und Liebevollste von uns, und sagen Sie ihnen, daß und wie sehr wir mit ihnen trauern. Gebe Gott Ihnen Allen Trost und Beruhigung! —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 7. März 64.

— Die Hauptsache ist, daß es uns bisher, Gottlob, im neuen Hause wohl gegangen ist! Die Kinder wachsen heran, schlank und gut und gesund, und die Alten halten sich leidlich. Wolfgang, der bis jetzt noch zur University School geht, wird im Laufe des Sommers wohl ins praktische Leben treten. Zum Gelehrten und Bücherwurm taugt er nicht, ist aber sonst klug und anstellig, und sehnt sich nach Arbeit und Thaten. Da er nun außerdem bereits im siebzehnten ist, und ein langer hübscher Bursche obendrein, so sehe ich nicht ein, warum er den Schulsack nicht an den Nagel hängen und den Weg einschlagen soll, auf dem man es zum Millionär bringen kann. Ich sehe mich eben jetzt nach einer guten Gelegenheit für ihn um, und hoffe nicht nur, daß ich sie finde, sondern auch, daß der Junge mir unter allen Umständen

Ehre und Freude machen wird. Er ist brav und treu, das beste Herz von der Welt, und hat in Realien und modernen Sprachen stets die allerbesten Zeugnisse aufzuweisen. Also voran! So strebt die Jugend empor und wir Alten,

„Dünkt mir gleich, in frischer Luft
„Hätt' ich Manches noch zu schaffen",

treten mälig, mälig in den täglich wachsenden Schatten, bis zuletzt die Nacht ganz hereinbricht. Es ist das allgemeine Loos, und ich für mein Theil will nicht murren, sondern froh und dankbar sein, wenn ich meinen Kindern nur noch erst die Wege zeigen und ebnen kann, die sie einst ohne mich werden gehen müssen. —

* * *

An Karl Weerth.

[London], 20. Juli 1864.

Eure Photographien waren mir eine große Freude. Ihr seid Alle dieselben geblieben, und namentlich Dich finde ich noch ganz so, wie ich Dich zuletzt Anno 1851 hier zu London begrüßte. Alle aber schaut Ihr frisch und rüstig drein, und erklärt dem zweiten halben Jahrhundert tapfer den Krieg. Ich freue mich sehr, Euch Alle so hübsch beisammen zu haben, und thue mir nicht wenig zu Gute auf die stattliche Cherusker-Phalanx, die den Beschauern meines Albums gleich in die Augen fällt.

Ganz besonders dank' ich Dir auch noch für die Beifügung des Bildchens unsres alten Schulhauses! Eine größere Freude hättest Du mir gar nicht machen können! Ganz recht, — das ist der Bogen, durch den wir zu den hinteren Schulgebäuden gingen, und aus dem allmorgendlich Möbius, der Langschläfer, verspätet hervorgepustet kam. Dort oben die Auditoriumfenster mit Erinnerungen an Examina und unendliche Blumen und Guirlanden, — dort das Fenster, hinter dem mein guter Vater unterrichtete, — auch das Thürmchen mit Gerbe's Pengelglocke (sagten wir nicht: „es pengelt?") fehlt nicht, — und Cantor Pustkuchen's Haus und die Henkler'sche Fleischhalle rahmen das Ganze friedlich ein. Ein weiter, weiter Blick nach rückwärts, der auf dieses Bildchen, — aber ein heiterer Blick trotz alles unerbittlichen Niedermähens der Zeit! Das kleine Blatt ist mir über Alles lieb! Ich hab' es zierlich einrahmen lassen, und es hängt mit einer Abbildung von Detmold, mit den Silhouetten meiner Eltern und andern Familienbildern, neben den Photographien Deines Bruders Georg und unsers Freundes Ludwig Merckel über meinem Schreibtisch. Eine rechte Erinnerungswand! Habe nochmals tausend Dank!

Merckel, siehst Du aus dem Vorstehenden, hat mir sein hübsch einge-

rahmtes Bildniß geschickt, und sogar dazu geschrieben. Für das Bild nahm ich mir gleich vor, mich mit meinem Gesicht zu revanchiren, und dann auch ein Exemplar für Dich beizufügen. Am Ende liegt Euch freilich wenig dran, den finstern Kerl mit Haar und Bart wie Besenreis an Eure Wände zu hängen. Stellt ihn dann immerhin mit dem Gesicht gegen die Wand, in eine Ecke! Jedenfalls hab' ich mir erlaubt, die beiden Bilder vor einigen Tagen durch einen früheren Schüler von Dir an Dich abgehen zu lassen, und bitte Dich, wie um freundliche Annahme des einen Exemplars, so um Besorgung des andern an den Pastor. Grüße den Freund auf's Herzlichste, und sag' ihm, daß er ehestens (aber wirklich ehestens) auch einen Brief von mir erhält.

Sonst ist auch noch in diesen Tagen ein Körbchen mit den bekannten Südfrüchten an Deine Adresse befördert worden. Erfreue Dich ihrer mit den Freunden, und denkt an mich in diesen heißen Tagen, wenn Ihr den kühlenden Aufguß in Becher füllt!

* * *

An Karl Weerth.

[London], 18. Decbr. 1864.

Fröhliche Weihnachten und Prost Neujahr, lieber Weerth, und tausend Dank für die mancherlei Zeichen Deines treuen Gedenkens, deren ich mich in den letzten Monaten wieder zu erfreuen hatte! Die Post und der junge K. haben mir Alles richtig gebracht, und wenn ich nicht mit jedem Tage ein schlimmerer Procrastinator würde, so wäre, wie es billig gesollt hätte, schon längst wieder ein freundliches Wort zu Dir zurückgeflogen!

Heute nun gibt mir endlich ein früherer Schüler von Dir erwünschte Veranlassung, einen geflügelten Gruß an Dich zu richten. Es ist der junge Brasilianer, der gegenwärtig auf dem hiesigen King's College seinen Studien obliegt, und, zu einer Winterferienreise in den beschneiten Teutoburger Wald sich anschickend, zur Ueberbringung von Briefen und Botschaften in die alte Heimath freundlich sich erboten hat. Möge er durch die treibenden Flocken wohlbehalten bei Euch anlangen und Dich und Deine Lieben traulich eingewintert unter dem Christbaum finden! Weiß Gott, ich wollte, ich könnte mit ihm ziehen! Ein Lauf mit Dir bei klingendem Frost unter schneebeladenen Buchen und Tannen nach den Hartröhren wäre famos jetzt! Schnepfenschlucht und Dörenschlucht, da mag es schön sein heute! Und im Krug zu Hiddesen gibt es treffliches Eierbier, und eine Regalia aus meinem Etui sollte gut dazu schmecken! Ich weiß nicht, wie es zugeht, aber die eben wild vor meinen Fenstern dahinstöbernde Flockenjagd versetzt mich, da ich gleichzeitig an Dich

schreibe, auf einmal in den blitzenden Rauhforst eines Wintermorgens im lippischen Walde, und bringt mir absonderliche Gelüste nach zugeschneiten Schluchten und schäumenden Gläsern heißen Eierbiers!

Gern hörte ich, daß mein borstiges Bild Dir nicht unlieb war, und daß Du ihm sogar einen Ehrenplatz unter Deinen Wandzierden angewiesen hast. Dabei interessirte es mich, beiläufig zu erfahren, daß Bilder, auf denen Dein Auge täglich ruht, auch an meinen Wänden hangen. So die Steinbrück'sche Genoveva und Ary Scheffer's beide Mignons. Zwischen den letzteren siehst Du bei mir auch noch desselben Künstlers himmlische (wenn auch im Inferno dahinschwebende) Francesca-da-Rimini-Gruppe (der schöne Stich von Calamatta) und darüber Dante und Beatrice, ebenfalls von Scheffer. Beide solltest Du Dir auch noch anschaffen, alter Freund! Besonders die Francesca (Du wirst sie ja kennen) ist herrlich, — gewiß das Schönste, was Scheffer geschaffen! Ich kehre immer und immer wieder zu ihr zurück, — „a thing of beauty is a joy for ever."

Inzwischen, sehe ich, hat das Schneegestöber aufgehört. Die Sonne bricht mit einem letzten matten Strahl durch das Gewölk, und vergoldet die Bücher und Schiller's und Goethe's eingerahmte Autographa an den Wänden meiner Studirstube. Die entblätterte Linde vor meinem Fenster aber schwirrt von Spatzen, Rothkehlchen und Buchfinken, die dann und wann, einzeln oder zu zweien, eine Razzia nach dem Fensterbrett unternehmen und das ausgestreute Futter zwitschernd entführen. Könnte ich nur auch einen caprimulgum vociferum unter den Schreihälsen sehn!

Jetzt wäre auch hier an meinem flackernden Kamin ein Glas Eierbier nicht übel! Trätest Du doch herein, und ich reichte Dir eins!

Nochmals: Prost Neujahr!

* * *

An Karl Elze.

London, 22. October 65.

Mein Leben, in dessen arbeitvolle Monotonie Ihr Besuch im vorigen Sommer eine so angenehme Abwechslung brachte, hat sich seitdem ruhig so fortgesponnen. Viel Neues läßt sich nicht davon sagen. Bald nach Ihrer Abreise ging meine Familie auf drei Wochen nach Hastings, wo ich sie etliche Male vom Sonnabend bis zum Montag besuchte, mit meinen Jungens seebadete, und (as Tom Campbell has it)

— emporstieg die Höh'n,
Wo der Normanne sein Lager entrollt;
Wo zu Panzergedröhn
Er geschwungen sein Banner von Gold.

Nachher erfreute mich der Besuch einiger uralter Jugend= (selbst Schulbank=) Genossen aus Westphalen, mit denen nach Hampton Court gepilgert wurde; und zu guter Letzt machte ich vor vier Wochen, zur Begrüßung rheinischer Freunde, eine Spritzfahrt nach Ostende. Auf der Heimfahrt wunderbare Meer= und Sternennacht! Sonst Tag für Tag das Ihnen bekannte Office, und Abends (und dafür sei Gott gedankt!) das Haus und die Studirstube. Ich habe doch in der letzten Zeit allerlei vor mich gebracht.

* * *

An Theodor Eichmann.

London, 9. Nov. 1865.

Lieber Commerzien=Rath,

Das „Daheim", das Du mir unter Kreuzband schicktest, mag Dich nun belehrt haben, welch' einem Esel und Schuft Du bisher Deine Freundschaft geschenkt, und ihm sogar die Ehre erwiesen hast, ihn für einen leiblichen Poeten zu halten. Sic transit gloria mundi! Uebrigens trägt mein Ruhmesfähnlein schon so viele Kugelspuren, daß dieser pietistische Gymnasialdirector (dessen Leben des Wandsbecker Boten ich noch dazu aufrichtig schätze)[1]) nicht noch erst nöthig gehabt hätte, es sich zum Ziele zu nehmen. Unterdessen: je zerschossener, desto besser! Die Leute zeigen jedenfalls, daß sie mich noch nicht für todt halten, und daß ihnen etwas daran liegt, mich à tout prix zu ecrasiren, wenn sie es können. Ich kann zu solchen Angriffen natürlich nur schweigen.

* * *

Zur silbernen Hochzeit der Geschwister Struve.

London, 15. Dezbr. 1865.

Nehmt auch von mir, Ihr theuren Geschwister, die herzlichsten und liebevollsten Glückwünsche zu Eurem Fest= und Ehrentage freundlich an! Er fällt auf denselben Tag, an dem vor 81 Jahren mein guter seliger Vater geboren wurde, und so soll er denn von mir in zwiefacher Hinsicht in ernsten und freudigen Erinnerungen still gefeiert werden, — recht ein Doppelfest der Liebe und des treuen innigen Gedenkens. Gott segne Euch ferner, Ihr Geliebten, wie er Euch bisher gesegnet hat, und wie wir, die Euch in Liebe Verbundenen, ihn alle darum bitten: am fernen Ganges, an der Themse, an Eurem trauten Heerde, und wo sonst so manches treue Herz in Liebe für Euch schlägt! Wenn wir nur bei Euch sein, Euch die Hand drücken und in's Auge sehen könnten!

Von einem Poeten hätte Euch bei diesem frohen Anlasse billig ein

[1]) Dr. Wilh. Herbst hatte damals im Daheim einen für unsern Dichter keineswegs schmeichelhaften Aufsatz abdrucken lassen.

Festlied zufliegen sollen. Vergebt, daß es nicht geschieht, und glaubt, daß meine schlichte Prosa es eben so warm und herzlich meint, als die schönsten Verse es nur sagen könnten! Ich will nicht sagen, daß die Muse von mir gewichen ist, aber sie stellt sich seltener ein als sonst: der Lärm und das Getreibe des Markts machen sie schüchtern. Also noch einmal: Vergebt! Es lastet eben jetzt Viel und Mancherlei auf meinen Schultern, und selbst zu diesem Blättchen muß ich eine Stunde mir nehmen, die sonst nicht meine gewöhnliche Schreibezeit ist. Es ist eben 6 Uhr Morgens, Ida und die Kinder ruhen noch, das letzte Streifchen der abnehmenden Mondsichel schimmert aus röthlichem Gewölk durch meine Scheiben. Guten Morgen!

Ja, Guten Morgen! Jetzt und immer! Bringe jeder Morgen Euch neues Glück und neuen Segen! Einen fröhlichen 18. Dezember, eine fröhliche Weihnacht, ein fröhliches Neujahr! Gott mit Euch und mit uns jetzt und immerdar! Ich umarme Euch und Eure Kinder! Stehn wir immer fest und treu zusammen in derselben Liebe, die uns nun schon ein Vierteljahrhundert miteinander verbindet! Das walte Gott!

* * *

Das Jahr 1865 bringt eine neue und dabei keineswegs erfreuliche Wendung in den Schicksalen unseres Dichters, dem sich während der letzten vierzehn Jahre ein mühevolles, wenn auch nicht freudeleeres Dasein, ein Leben voll Arbeit, Leid und Freud, wie wir es aus den Briefen dieser langen Zeit treu wiedergespiegelt sahen, auf englischem Boden abgesponnen hat. Nun fängt aber der Boden, auf dem er stand, zu wanken an. Die Schweizer Bank ließ Ausgang 1865 ihre Londoner Filiale eingehen, welche Freiligrath während der letzten zehn Jahre wenn auch keine glänzende, so doch eine auskömmliche Stelle gewährt hatte, und von neuem sah sich der alternde Dichter einer ungewissen Zukunft gegenüber. Manches kam noch dazu, seine Lage doppelt unerquicklich zu machen. Ein untreuer Commis hatte Unterschriften gefälscht, Wechsel darauf erhoben und war nach Amerika geflüchtet. Zwar folgte ihm ein Detektive mit dem nächsten Schiffe auf dem Fuße nach und war auch so glücklich, ihn in New-York zu fassen und ihm das Geld wieder abzunehmen, soweit er noch nicht die Zeit gehabt hatte es durchzubringen; aber der Ärger und die Sorge waren doch groß. Auch der Betrieb eines Silberbergwerks im Harze — the New Mansfeld mining Company — bei dessen Gründung Freiligrath vornehmlich beteiligt gewesen war, und welches ihm und den andern Teilhabern anfänglich reichen Gewinn versprach, verursachte große Kosten und Mühen, da das Kapital der Aktiengesellschaft aufgezehrt war, ehe sich ein Vorteil herausstellte. Und so türmten sich von allen Seiten Berge von Sorgen auf, die ihn schier zu erdrücken drohten.

Das Jahr 1866 war eines der sorgenvollsten in F. Freiligraths vielbewegtem Leben. Allein auch hier hieß es: Wenn die Not am größten, ist die Hülfe am nächsten; und diese Hülfe sollte dem Dichter von einer Seite kommen, von der sie am wenigsten erwartet wurde und doch am willkommensten war, nämlich von seinem Volke.

Um jene Zeit wurde der Verkehr mit der deutschen Heimat ein immer regerer. Schon war die jüngste Tochter Luise eine Zeit lang bei den Verwandten in Soest gewesen und daselbst konfirmiert worden; nun kam eine herzliche und dringende Aufforderung des treuen Vetters Hermann von der Heydt in Elberfeld, ihm auf ein Jahr einen der Söhne anzuvertrauen. Freudig und dankbar ward das wahrhaft freundschaftliche Anerbieten angenommen und beschlossen, den zweiten Sohn Otto noch im Herbste des Jahres 1866 hinüber zu bringen. Vorher im Mai feierten die Eltern noch ihre silberne Hochzeit. Obgleich das Fest nur ganz in der Familie begangen werden sollte, mußte doch etwas davon verlautet haben, denn am Vorabende, den 19. Mai, versammelte sich in aller Stille ein Doppelquartett des Liederkranzes im Garten, und unter den Fenstern erklang plötzlich deutscher Gesang. Hoch überrascht und erfreut lud Freiligrath die Sänger ins Haus, obwohl sie kaum im Wohnzimmer Platz fanden. Der schöne silberne Becher, den die treuen Freunde in Barmen zum Feste gespendet, machte die Runde, und in ihm perlte der edle Rheinwein, den die Kölner Freunde, Classen-Kappelmann an der Spitze, dem Jubelpaare gespendet hatten. Denn auch in der Heimat war der Tag nicht unbemerkt vorübergegangen; von vielen Seiten kamen Glückwünsche und freundliche Spenden. Der Dichter, der sich halb vergessen geglaubt, war tief gerührt von der Liebe, die sich so unerwartet von allen Seiten für ihn kundgab. Seine Briefe aus jener Zeit geben Zeugnis von seinem warmen Dankesgefühl.

Der Sommer 1866 mit seiner weltgeschichtlichen Entscheidung kam. Der Krieg Preußens gegen Österreich und die deutschen Mittelstaaten erfüllte Freiligrath mit bitterem Groll gegen die, welche damals für die Urheber desselben galten. Sein Westfälisches Sommerlied giebt beredtes Zeugnis von dieser Stimmung. Mancher Freund aus der westfälischen Heimat war in diesem Sommer in des Dichters Wohnung eingekehrt und hatte erzählt, wie üppig der Roggen im Hellweg stehe, und daß der größte Mann sich leicht darin verbergen könne. Solche Schilderungen gingen aber an unserm Dichter nie verloren:

Du Hellwegsroggen schlank und schwank,
Korn sieben Fuß und drüber lang,
Wie herrlich stehst und reifst Du!

Und im herbem Gegensatz dazu:

Wer holt denn nun zum Erntetanz
Die schmucken Dirnen heuer?
O weh! wer schwingt den Erntekranz
Und pflanzt ihn auf die Scheuer?
Es ist ein Schnitter, der heißt Tod,
Der mäht dies Jahr mit Kraut und Loth —
Ich weiß, wer ihn gedungen.

Im selben Sommer 1866 entstand das Gedicht „Nadel und Draht. Eine Stimme vom Great Eastern". Es giebt der Anschauungsweise des Dichters weiteren Ausdruck. Während der Ost in roten Kriegesflammen steht und ein mächtiger Staatenbau zusammenbricht, legt das Riesenschiff den unterseeischen Draht, welcher zwei Weltteile mit einander verbinden soll; dem langwierigen großen Friedenswerke steht gegenüber das rasche glänzende Waffenspiel. Friede! ist die erste Botschaft, die der glücklich gelegte Draht nach Amerika bringt; aber der Dichter hofft, daß die Republik dafür die Freiheit herüber senden werde.

Und ferner entstand Weihnachten 1866 das in Gedanken, Sprache und freibewegtem Versbau so eigenartige und herzbewegende Lied „Für's schwarze Land," veranlaßt durch ein furchtbares Grubenunglück in einem englischen Kohlenbergwerk, und zu Sylvester jenes prächtige „Allerlei Funken", in welchem der Dichter zuerst des großen Bruderkriegs, dann des wundersamen Meteorregens von 1866 gedenkt und mit den begeisterten Worten schließt:

Ihr Funken und ihr Flammen
In Ost, West, Nord und Süd,
O, flammtet ihr zusammen,
Die einzeln jetzt ihr sprüht!
Ihr ernsten und ihr frohen,
O, wann im deutschen Land,
Ein brüderliches Lohen,
Wehn wir in Einem hohen,
In Einem heil'gen Freiheitsbrand?

Der Sommer 1866 mit seinen furchtbaren Gewitterschlägen war vorübergebraust, das ungesunde Gebilde des deutschen Bundes zertrümmert, der feste Unterbau eines künftigen Deutschen Reiches aufgerichtet, in Preußen der Friede zwischen der Regierung und der Volksvertretung hergestellt. König Wilhelm erließ am 20. September eine erneute Amnestie für diejenigen, welche wegen politischer oder Preßvergehen zu einer Freiheits- oder Geldstrafe rechtskräftig verurteilt waren; bei etwaigen später erfolgenden Verurteilungen wegen

früher begangener strafbarer Handlungen werde der König die Anträge des Justizministers erwarten. Hier war also derselbe störende Umstand: Freiligrath war weder freigesprochen noch verurteilt; seine beiden Prozesse befanden sich seit fünfzehn Jahren in der Schwebe und konnten, wenigstens dem Wortlaute nach, jederzeit wieder aufgenommen werden. Es wäre dem Dichter wohl nicht schwer geworden, durch Vermittelung von Freunden die Zusicherung von Berlin zu erhalten, daß man auch seinen Prozeß als endgültig erledigt betrachte; aber es widersprach seinem Freiheitssinn, sich eine derartige beruhigende Erklärung zu erbitten. Ein zwingender Grund zur Heimkehr lag nicht vor; in Deutschland wie in England mußte er mit der Sorge des Lebens ringen, und wenn das denn sein sollte, so that er es lieber in der Fremde als in der Heimat. Indes liegt es nahe, daß Freiligraths Freunde den Gedanken einer Heimkehr des Dichters um so lebhafter erfaßten; sie durften billig von der Ansicht ausgehen, daß, wenn die Verurteilten unbehelligt zurückkehren dürfen, es wohl auch denen gestattet sei, deren Prozeß überhaupt nicht entschieden worden. Kein Amt hielt den Dichter jenseits des Meeres fest; warum sollte er nicht zurückkehren? Aber wenn er kam, so kam er arm, wie er gegangen, kam er gealtert; und sollte er, der von der Last der Sorgenjahre ergraute Dichter, sich nun abermals auf einen deutschen Kontorstuhl setzen statt auf einen englischen?

Es ist nicht zu verwundern, daß solche Gedanken gegen Ausgang des Jahres 1866 in England wie in Deutschland manchen Freund oder Parteigenossen des Dichters lebhaft beschäftigten; schon im Briefe vom 12. Dez. 1849 an Hoffmann gedenkt Freiligrath des damals in Bingen besprochenen Planes einer Nationalschenkung. Nunmehr ward gleichzeitig in London und in Barmen der Gedanke geboren, daß es Pflicht der deutschen Nation sei, dem alternden Dichter einen friedsamen Lebensabend in der Heimat zu bereiten. Das Londoner Komité, mit H. Juch, Herausgeber der von G. Kinkel begonnenen Zeitschrift Hermann, an der Spitze, scheint über Vorberatungen nicht hinausgekommen zu sein; allerdings nahm es, nachdem von Deutschland der Anstoß gegeben, die Sammlungen in England in die Hand; der vom 26. April datierte Londoner Aufruf ist übrigens von Juch nicht mit unterzeichnet. Thatkräftiger und erfolgreicher wirkten die Barmer Freunde. Den Gedanken, durch eine massenhaft zu vertreibende Gesamtausgabe von Freiligraths Dichtungen zu wirken, etwa wie es im Interesse Jul. Mosens geschehen, wies der Dichter selbst als unausführbar zurück. Parteialmosen schlug er mit derselben Entschiedenheit aus, wie er vormals das „Hausieren mit Beutel und Schwert“ mißbilligt hatte; dagegen erklärte er, daß er ein Nationalgeschenk zur Sicherstellung seiner alten Tage dankend annehmen werde. In diesem Sinne

erfaßten nun auch die Barmer Freunde, denen das ausschließliche Verdienst der „Freiligrath-Dotation“ gebührt, ihre Aufgabe; waren sie schon glücklich in der Benennung, welche auf die Dotation Bismarcks und der sieghaften Feldherrn von 1866 anspielte, so gingen sie zugleich mit jenem praktischen Geschick ans Werk, wie es tüchtigen Geschäftsleuten eigen ist; sie gingen selbst mit dem guten Beispiel einer reichen Freigebigkeit voran; Freund Rittershaus gab dem Unternehmen durch ein treffliches Eröffnungsgedicht poetische Weihe, wie er denn in der gleichen Angelegenheit damals noch mehrere Gedichte veröffentlichte, darunter eines an die Deutschen in Amerika. Der erste poetische und entscheidende Aufruf erfolgte im April 1867 in Nr. 17 der Gartenlaube; derselbe mag um seiner Bedeutsamkeit willen hier Aufnahme finden:

Auch eine Dotation.

An alle Deutsche im Vaterland und in der Ferne.

Ein deutscher Lenz! Von heller Lerchenweise
Vom Schlaf geweckt, so steigt er neu empor;
Mit gelben Himmelsschlüsseln schließt er leise
Uns auf des Rosenreiches goldnes Thor.
Welch buntes Spiel der Farben und der Lichter!
O, welch ein wonnig Duften dort und hier!
Es ist der hohe Festtag für den Dichter,
Der deutsche Lenz in seiner Blumenzier!

Ein deutscher Dichter späht umher vergebens
Nach eines deutschen Lenzes sonn'gem Blau'n;
Ein Dichter, nah dem Abend seines Lebens,
Darf nicht den Frühling in der Heimat schau'n!
Ihm hüllen dumpfen Dampfes dichte Massen
Das lichte Blau des Frühlingshimmels ein;
Er schafft in Londons rußgeschwärzten Gassen
Vom frühen Morgen bis zum Abendschein!

Er, der das Lied sang zarter Blumengeister,
Der uns des Südens glühend Reich erschloß,
Er, den die Welt ehrt als den Sängermeister,
Er zäumt nicht mehr sein stolzes Flügelroß!
Er sieht am Rheinstrom nicht die Reben blühen,
Sieht nicht Westfalens Eichenforst und Tann;
Er kämpft um Brot, er kämpft mit sauren Mühen
Bei fremdem Volke, ein verbannter Mann!

Fast zwanzig Jahr' verbannt vom Heimatherde,
Verbannt in Englands Nebelqualm und Rauch!
Noch grünt dein Saatfeld, liebe deutsche Erde!
Trägst du nicht Korn für deinen Dichter auch?

Verbannt der Dichter, weil er Wort geliehen
Dem, was tief innen lodernd ihm gebrannt!
Du soll'st ihn liebend an den Busen ziehen
Den deutschen Dichter, deutsches Vaterland!

Er blieb dir treu in jeglichem Gedanken,
Dir schlägt sein Herz, wie es dir immer schlug.
O, hol' ihn heim! Noch wachsen Rebenranken
Und Saaten in dem deutschen Land genug.
Ruf' ihn zurück, der lang an Babels Bächen
In stummem Leid gerungen und geschafft!
Ruf' ihn zurück, eh' ihm die Jahre brechen
Die ungebeugte, frische Manneskraft!

Er hat gebaut dir hohe Liederdome,
Sein ganzes Leben galt dir einzig nur!
O, ruf' ihn heim vom gelben Themsestrome,
Bau' ihm ein Hüttchen auf der deutschen Flur.
Gieb endlich Ruh dem alten Ruhelosen;
Nicht sei sein Grab dereinst am fremden Strand!
O, flicht zum Lorbeer nun des Glückes Rosen
Ums Haupt des Dichters, deutsches Vaterland!

Der daran geknüpfte Aufruf in Prosa darf, als für unsere Zwecke nichts Neues bietend, hier übergangen werden, nicht aber die Namen der Unterzeichner, unter welchen wir auch jenen Männern begegnen, deren vieljährige treue Freundschaft mit dem Dichter auf so manchem Blatte dieses Buches ein Denkmal gefunden hat. Sie sind: F. A. Boelling, Ludwig Elbers, Ernst von Eynern, Reinh. Neuhaus, Emil Rittershaus, Eduard Schink, Karl Siebel; an der Spitze des rheinischen Hauptkomités in Köln stand Johann Classen-Kappelmann.

So war die Angelegenheit rasch im Fluß. In allen Herzen weckte der Aufruf einen freudigen Widerhall; die ganze freisinnige Presse druckte ihn nach, und auch solche Blätter, welche Freiligraths politische Gesinnung nicht teilten, befürworteten denselben, um dem Charakter des Dichters den Zoll ihrer Anerkennung darzubringen. In allen größeren Städten bildeten sich Ausschüsse, um die Sammlungen ins Leben zu rufen; Vorträge wurden von hervorragenden Männern der Literatur, wie B. Auerbach, Gottfr. Kinkel, Rudolf Gottschall u. a. zum Besten der Freiligrath-Dotation gehalten, deklamatorisch-musikalische Abendunterhaltungen gegeben, kurzum es zeigte sich in allen Kreisen eine wahre Begeisterung für die Sache; soweit deutsche Männer wohnten, in Heimat und Fremde, in Glück und Armut, ging eine warme Flutwelle der Dankbarkeit und Verehrung für den Dichter. So auch in England und Nordamerika. Von der bewundernden Anerkennung, welche schon früher dem Dichter der Revolution im fernen Westen von den deutschen

Auswanderern und Flüchtlingen entgegengebracht ward, giebt Fr. Kapp in seinem Werke „Aus und über Amerika" einen ergötzlichen und zugleich tiefbewegenden Bericht, welcher auch bei Schmidt-Weißenfels S. 90 Aufnahme gefunden hat. Ein paar Exemplare der 1858 in New-York erschienenen sechsbändigen Gesamtausgabe von Freiligraths Gedichten kommt in einer Ansiedelung des fernen Nordwestens zur Versteigerung; der Kreis der Bieter, lauter heimatflüchtige Männer, die der Sturm des Jahres 1848 in diese Wildnis geworfen hat: ein Dr. juris aus Hessen, der jetzt mit einem Joch Ochsen Fuhrmannsdienste thut; ein ehemaliger kurhessischer Justizbeamter; ein vormaliger Arzt in der ungarischen Armee; ein flüchtiger preußischer Offizier, ein pfälzischer Schulmeister, ein paar Hanauer Freischärler, ein Dresdener Schneider und was der wunderlichen Menschenkinder mehr sind, die zusammen keine drei Dollars bares Geld haben. Dafür wird in Naturalien gesteigert; der Darmstädter Doktor ersteht die sechs Bände für eine Last Brennholz, der Offizier bezahlt einen Band mit einem selbstgefertigten Stuhl, ein dritter zahlt in Mehl, ein vierter in Sägeblöcken, bis endlich trotz aller Armut sechs vollständige Exemplare abgesetzt sind. „Laß uns wenigstens die Gedichte kaufen," sagt eine verkümmert und verarbeitet aussehende Frau zu ihrem Manne, „wäre es auch nur um das schöne Gedicht: Ehre jeder Stirn voll Schweiß!" „Der Blick," sagt Kapp, „mit welchem die Frau ihren Mann ansah, und die Freude, mit welcher sie das gegen zwei irdene Krüge erhandelte Buch einsteckte, hatten etwas ungemein Rührendes und enthielten eine vollständige Passionsgeschichte." — Brauchen wir uns nach dieser Scene aus den letzten und ärmsten Ansiedelungen deutscher Auswanderer zu wundern, daß gerade in Amerika der Aufruf zur Freiligrath-Dotation Tausende bereitwilliger Hörer fand?

Das Ergebnis dieser Bemühungen überstieg ohne Zweifel die Erwartungen der Freunde. Die am 30. Januar 1869 erfolgte, in der Elberfelder und Rheinischen Zeitung veröffentlichte Abrechnung ergab einen Gesamtbetrag von 58444 Thalern, welcher durch den höheren Ertrag von zwei noch ausstehenden Posten sich auf 58631 Thaler steigerte. Eine genauere Mitteilung ist hier unthunlich; es sei nur erwähnt, daß von deutschen Städten besonders Barmen, Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Köln, Leipzig, Stuttgart und Wien, die beträchtlichsten Beiträge aufbrachten, im Auslande London und Bradford, New-York, St. Louis und Chicago mit hohen Zahlen vertreten sind.

So war diese Nationalschenkung an Freiligrath eine Huldigung, welche ihm ebenso gut als Dichter wie als Wortführer der Freiheit dargeboten ward; Ferdinand Freiligrath durfte sie mit freudigem Stolz als eine Gabe seines

Volkes annehmen, als einen glänzenden Beweis der liebevollen Verehrung, deren er genoß weit über die engen Grenzen der Heimat hinaus; und anderseits darf unsere, als so arg materiell gesinnt, vielgescholtene Zeit mit einem gewissen Selbstbewußtsein hinweisen auf diese völlig freiwillig dargebotene Huldigung für den Genius des Dichters, die Charakterstärke des politischen Mannes. Die nahezu 60,000 Thaler des Nationaldankes für Ferdinand Freiligrath sind jedenfalls die reichste, und wohl auch die einzige Gabe, welche jemals das deutsche Volk einem seiner Dichter geboten hat.

Es liegt nahe, daß gleichzeitig mit dieser Nationalgabe auch der Wunsch nach des Dichters Heimkehr vielfach ausgesprochen ward. Er selbst hatte so manchmal in den Briefen seiner Sehnsucht nach einem beruhigten Greisenalter in der Heimat Ausdruck gegeben; freilich meinte er, nur die Revolution werde ihn wieder nach Deutschland zurückführen; nun, da die gewaltige Umgestaltung aller deutschen Verhältnisse ihm die Rückkehr ermöglicht hatte, da ihn das ganze Volk zurückrief, wäre es thöricht gewesen, darauf zu warten, daß ein besonderes Gesetz den deutschen Flüchtlingen ein Thor öffne, das schon weit offen stand. Und so reiste er bereits im Sommer 1867, obwohl anfangs das tiefste Geheimnis bewahrend, über Düsseldorf nach Barmen, die Freunde zu besuchen und mit ihnen die fernere Verwaltung des Nationaldankes zu besprechen, welcher dieselben sich bereitwillig unterzogen. Das Geheimnis ward, wie leicht erklärlich, bald offenkundig; der incognito reisende „Onkel Wechmar" erhielt sogar ein Ständchen von der Barmer Liedertafel, ging dann nach Köln; am 6. August veranstalteten ihm die Freunde auf Rolandseck eine herrliche Feier, und nirgends machte ihm die Polizei die geringste Schwierigkeit. Einer in jenem selben Frühling 1867 unternommenen Reise nach Genf, zum Zweck von Verhandlungen mit der Banque Suisse in Angelegenheiten der Mansfelder Bergbau-Gesellschaft, sei hier nur kurz Erwähnung gethan.

Eine ernste Freude noch ward dem Dichter beschert, ehe er den gastfreien Boden Englands verließ: die älteste Tochter Käthe verlobte sich im August 1867 mit Eduard Kroeker, einem jungen in London ansässigen deutschen Kaufmann. Noch im Dezember desselben Jahres ward die Hochzeit gefeiert; mit welchen Empfindungen Ferdinand Freiligrath die Tochter, an deren regem Geist und treuer Liebe er sich allezeit so herzlich erfreut hatte, dem Gatten übergab, das sagen uns seine Briefe, das sagt uns vor allem das ergreifend schöne Gedicht „An Käthe zu ihrer Vermählung mit Eduard", welches er am Hochzeitsmorgen selbst, 17. Dezember 1867, vollendete. Im Frühling 1868 verlobte sich auch die zweite Tochter Luise, ebenfalls mit einem deutschen Kaufmann, Heinrich Wiens. Wegen ihres noch gar jugendlichen Alters

wünschte Freiligrath Aufschub; sie folgte den Eltern noch für ein Jahr nach Deutschland.

Im Frühling 1868 machte Ferdinand Freiligrath nochmals eine Reise nach dem Rheinland, diesmal, um sich seinen zukünftigen Wohnort auszusuchen.

„Seine erste Station," berichtet Paul Lindau in Nr. 13 der Gegenwart vom 25. März 1876, „war natürlich Barmen, und dort lernte ich ihn im Hause meines Freundes Emil Rittershaus persönlich kennen. Sein schon durch den Ausdruck der Herzensgüte und des Edelsinns hochbedeutender Kopf mit der klaren breiten Stirn, mit den wundervollen, tiefliegenden und tiefschauenden dunkeln Augen machten auf jeden, der mit ihm zusammenkam, einen nachhaltigen Eindruck. Das schon stark ergraute, aber noch reiche, etwas gelockte Haupthaar, der volle krause graue Bart bildeten zu der bräunlichen Gesichtsfarbe einen schönen Gegensatz. Der große Kopf saß auf einem starken breiten urkräftigen Rumpf. Freiligrath gehörte zu den westfälischen Eichen, von denen Heine gesungen, — wenn auch nicht gerade zu den sentimentalen. Ich entsinne mich noch, daß mein liebenswürdiger Elberfelder Verleger, als mich der Hüne Freiligrath eines Tags in Gesellschaft der beiden Hünen Emil Rittershaus und Becker-Dortmund von der Redaktion der Elberfelder Zeitung zu einem gemeinsamen Schoppen abholten, und die schmale und etwas baufällige Treppe, die zur Redaktionsstube führte, unter der ungewohnten Last dieser drei gefährlichen Konkurrenten von „Jean Lüttgens, Rheinlands Eiche",[1]) ächzte und keuchte, mir seine ernsthaften Bedenken über die Gefahren des Einsturzes äußerte und mich ersuchte, es womöglich so einzurichten, daß mich immer nur einer von diesen starken drei Männern auf einmal besuche."

„Es waren reizende Tage, die wir damals zusammen verlebten; — bald unter Dach und Fach in der gemütlichen Häuslichkeit unserer gemeinsamen Freunde, bald unter freiem Himmel auf der Haard, jenem herrlichen, zwischen Elberfeld und Barmen auf der Höhe gelegenen Punkt, der gerade wegen dieser Lage von Wupperthalern gewöhnlich „der neutrale Boden" genannt wird, mit seiner wundervollen Fernsicht auf das ganze Wupperthal von den Höhen von Rittershausen bis nach Sonnborn hinunter, auf die malerischen Höhenzüge, die die Stätten des nimmer rastenden Gewerbfleißes an den Ufern der Wupper eindämmen. Wieviel unvergleichliche Stunden in heiterster und angeregtester Gesellschaft haben wir auf jenem schönen Fleckchen Erde verbracht, und wie manches Glas Bowle auf alles Mögliche und ohne besondere Tendenz geleert! Auch Freiligrath dachte noch oft und gern an

[1]) Ein damals allbekannter Athlet und Ringkämpfer.

seinen Aufenthalt im Wupperthal. Noch nach Jahren schrieb er mir von Stuttgart aus, im Sommer 1872: „Lieber Freund, ich wollte, wir säßen wieder einmal auf dem neutralen Boden zwischen Barmen und Elberfeld, und hätten zwischen uns und den übrigen Bowlenräthen und Rittern vom heiligen Waldmeister eine neutrale Bowle!"

So Paul Lindau von jenen Frühlingstagen 1868. Nun aber die Wohnungsfrage. Sollte Freiligrath am Niederrhein, in Köln oder Düsseldorf sich ansiedeln, wo er so zahlreiche Freunde besaß? Oder zu Lorch zwischen Rebenbergen und dem Rhein? Es mochte ihm peinlich sein, zurückzukehren an einen Ort, wo er soviel Schmerzliches erlebt; der Zauber des Rheins zog ihn, den Alternden, nicht mehr so an, um ihm den Aufenthalt in einem schön gelegenen, aber geistig toten Städtlein begehrlich zu machen; vor allem aber wollte er nicht das Bewußtsein tragen, nur als Geduldeter, stillschweigend Begnadigter in Preußen zu leben, diesem Preußen, dessen kriegerische Auseinandersetzung mit Österreich, waffengewaltiger Aufschwung, straff konzentrierte Monarchie den Anschauungen des Dichters, welcher die Ideale von 1848 noch immer im Herzen trug, so entschieden widersprach. So blieb es denn bei dem Entschlusse, dem er eigentlich bereits früher schon sich zugeneigt hatte, zunächst in oder bei Stuttgart sich niederzulassen; die Rückkehr nach seiner zweiten Heimat Preußen durfte er sich dabei immerhin vorbehalten; nur Bedenkzeit wünschte er. Die Frühlingsmonate jenes Jahres 1868 waren den Vorbereitungen zur Heimkehr nach Deutschland gewidmet; dann brach der Dichter sein Zelt ab, um die letzte Wanderfahrt seines vielbewegten Lebens zu unternehmen. Zuvor aber mögen die Briefe aus diesen letzten 2½ Jahren des Londoner Aufenthaltes folgen.

* * *

An Karl Elze.

January 15th 66.

— Rückert, über den ich Ihnen damals besorgt schrieb, scheint sich ja wieder erholt zu haben. Dagegen ist sein altes Pflegekind, das Morgenblatt, mit Tod abgegangen. Zu meinem Bedauern. Vor 30 Jahren veröffentlichte ich meine ersten Versuche, Eigenes und Uebersetztes (u. A. nach Burns):

„Nun holt mir eine Kanne Wein;"
„O säh ich auf der Haide dort"
u. s. w.

darin, und habe dem Blatte, in das Schwab mich einführte, immer eine Art von sentimentaler Anhänglichkeit bewahrt.

* * *

An Theodor Eichmann.

London 4 Great Winchester Street,
Febr. 5. 1866.

„Abwärts rinnen die Ströme in's Meer!“ schrieb Friedrich Rückert vor einigen Jahren einem meiner englischen Freunde in's Album, wohl im Gefühl seiner schwindenden Kraft, seines mäligen Verrinnens! Nun ist das Meer von ihm erreicht! Auch Du wirst mit herzlicher Betrübniß die Nachricht vom Tode des großen und guten Mannes gelesen haben! So gehn sie, Einer nach dem Andern, Uhland, Rückert — „Abwärts rinnen die Ströme in's Meer!“ —

Ich bin augenblicklich noch mit den letzten Abwicklungen der Banque Suisse beschäftigt (ekelhafte Arbeit!), hoffe aber bald damit fertig zu sein. Inzwischen stehe ich wegen einer andern Agentur bereits in Unterhandlung. Der alte Gott lebt noch, und wird weiter helfen! Dir wie mir! —

* * *

An Ludwig Elbers.

London, 25. 2. 66.

Freund Eichmann wird Dir bereits in meinem Namen gedankt haben für die wahrhaft noble und freundschaftliche Weise, in der Du, selbst ohne von mir direct gebeten worden zu sein, mir unter die Arme gegriffen hast. Ich folge jedoch nur einer Regung meines Herzens, wenn ich Dir meinen Dank nun auch von Hand zu Auge selbst auf's Wärmste und Innigste wiederhole! Du bist ein braver Kerl und ein treuer Freund, lieber Elbers, das weiß Gott! Ich drücke Dir die Hand, so fest und herzlich ich sie drücken kann, und werde Dir diesen Beweis Deiner Güte und Deines Vertrauens nicht vergessen! Man sollte wirklich nicht murren, wenn man einmal der Hülfe seiner Freunde bedarf, — wenn ein solcher Fall eben die Veranlassung ist, daß man seine Freunde so kennen lernt, wie ich, mein lieber alter Laudon, so eben Dich wieder einmal in der ganzen Noblesse Deines Wesens erkannt habe.

Die Farce in Berlin hat also wieder einmal ausgespielt. Die freisinnigen Abgeordneten haben sich brav und wacker benommen, — aber was nun?

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 16. Mai 1866.

Lieber Alter!

Habe vor allen Dingen herzlichen Dank für Deine Absicht, den Tag unsrer silbernen Hochzeit durch Deine Gegenwart verschönern zu wollen,

wenn Du es möglich machen kannst! Es wäre wirklich herrlich, wenn Du Deinen Plan zur Ausführung brächtest! Wird nur die sehr große Nähe des Tages nicht hindernd im Wege stehn?

Unser Hochzeitstag ist nämlich schon nächsten Sonntag, am 20. Mai. Wirst Du Dich bis dahin noch auf die Beine bringen und auf dem berühmten Tritonenfloß hierherschwimmen können? Es wäre wirklich prächtig! Natürlich, Deine liebe Frau müßtest Du mitbringen und die Kinder einstweilen sicheren Händen übergeben. Und Elbers, — Koester — !!? Sapperlot, Kerle, macht einen Geniestreich, laßt Preußen und Mobilisirung auf eine Woche im Stich, und feiert meinen Ehrentag mit mir im grünen Alt-England! NB. Einigen Wein könnt Ihr mitbringen. Das Einfachste wäre, Jeder von Euch setzte sich auf ein Stückfaß und schwämme solchergestalt rheinab und meerüber nach Clapton!

NB. Eine Feier werden wir eigentlich nicht haben. Wir glauben nicht, daß irgend einer unsrer hiesigen Freunde von dem Tage weiß, und haben Niemanden dazu gebeten! Wir möchten gern still mit unsern Kindern sein, für Festivitäten sind die Zeiten nicht angethan! Aber Dich, Deine Frau, mit Elbers und Koester, und ihren Frauen, — natürlich! an dem Tage hier zu haben, das wäre allerdings himmlisch! Nun seht zu, — schmiert die Wasserstiefeln, und zieht sie an mit Freuden! —

* * *

An die Schwiegermutter.

London, 24. Mai 1866.

Liebe, theure Mama,

Unter den vielen Beweisen von Liebe und Theilnahme, die mir und Ida zu unserm Ehrentage entgegengebracht worden sind, steht Dein lieber mütterlicher Glückwunsch oben an, und ich danke Dir aus vollem Herzen dafür. Dein Segen ist mir jetzt eben so werth und theuer, wie vor 25 Jahren, und ich danke Gott, daß es mir möglich gewesen ist, Dir in dieser langen Zeit den Beweis zu geben, wie lieb Ida mir ist, und wie ich immer treu und redlich gestrebt habe, sie nach Kräften glücklich zu machen. Gottlob, wir haben uns lieb behalten, und das ist die Hauptsache. Wo die Liebe waltet, da macht alles Andere sich von selbst, und auch die Stürme und Wolken, die jedes Leben einmal durchbrausen und auf jedes Leben ihren Schatten werfen, können das eigentliche, rechte, innere Glück nicht stören! Ich habe an Ida eine Frau gefunden, wie Gott sie denen gibt, die er lieb hat! Gott segne sie für und für, und Gott segne Dich, die Du sie mir gegeben hast!

Wir haben gewiß Ursache froh und dankbar zu sein bei diesem Abschnitt unsres Lebens. Schätze habe ich nicht sammeln können für die Meinen, aber ich habe Kraft gehabt für sie zu arbeiten. Es hat uns nie am Nöthigen gefehlt, die Kinder sind leiblich und geistig zu unsrer Freude herangewachsen, und wir selbst sind noch frisch und wohlauf, wenn auch natürlich nicht ganz mehr die Springinsfelde wie 1841. Und ist es nicht auch ein großes und seltenes Glück, daß Du, liebe Mama, diesen frohen Tag noch erlebt hast? Daß Du Dich unsres Glücks und unsrer Zufriedenheit freuen, und uns für's nächste Vierteljahrhundert Deinen Segen erneuern kannst?

Also: — „Nun danket Alle Gott!"; das können wir gewiß froh und gerührt sagen! Gönne er uns auch das Glück, uns noch einmal wieder zu sehen! Das wäre das Allerschönste, und ich verzweifle nicht an der Möglichkeit!

Unterdessen, liebe Mama, halte uns so lieb, wie wir Dich! Und laß uns bald von Dir hören!

Ohne Wandel
Dein alter Ferdinand
(Jubelgreis.)

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 26. 9. 1866.

— Daß ich, wie Du meinst, die Meinen dort abholen sollte,[1]) daran ist gar nicht zu denken, lieber Freund! Die eben verkündigte Amnestie ist nicht für mich, schon deßwegen nicht, weil sie nur auf wirklich Verurtheilte anwendbar ist. In die Kategorie gehöre ich aber nicht. Ich bin nicht einmal in contumaciam verurtheilt worden, aber ebensowenig hat man jemals die beiden im Jahre 1851 wider mich erlassenen Steckbriefe zurückzunehmen für gut befunden. Der Amnestie-Erlaß leidet überhaupt an mancherlei Dunkelheiten. Die Herren zu fragen, wie sie es in Bezug auf mich denn eigentlich meinten, fällt mir natürlich nicht ein.

Aus „Nadel und Draht" hast Du gesehen, daß mich die Erfolge der preußischen Waffen nicht mit fortgerissen haben. Ich bewundere die Tapferkeit des Heeres, aber ich perhorrescire die selbstischen Zwecke der Hohenzollern und ihrer Berather. Ich sehe Cäsarismus und Prätorianismus voraus. Nach außen mögen Beide der Stellung Preußens und Deutschlands Respekt

---

[1]) Frau Ida machte mit Käthe in jenem Sommer eine Reise nach Düsseldorf, Elberfeld und Soest.

verschaffen, aber nach innen wird noch auf lange hin an keine wahrhaft freiheitliche Entwickelung zu denken sein. Die Kleinstaaterei taugte den Teufel nicht, aber der Cäsarismus ist noch schlimmer. —

* * *

An Ludwig Elbers.

[London], 29. 9. 66.

Lieber alter Laudon,

Vergieb und habe Dank! Es drückt mich schon lange, daß ich Dir auf zwei so liebe warme Briefe (der letzte noch überdies zu meiner Silberhochzeit!) bisher nicht geantwortet, und überhaupt all' den lieben Freunden, die mir und meiner Ida so viele Güte und Theilnahme bewiesen, meinen Herzensdank noch nicht ausgesprochen habe! Ich habe eine bewegte und vielfach sorgenvolle Zeit gehabt seither, — und konnte, während dieser Zeit, die Stimmung und innere Ruhe zu einem Briefe an Dich, und Euch, nicht finden. Das, wenn ich es überhaupt wagen darf, mich zu entschuldigen, ist das Einzige, was ich zu meiner Entschuldigung sagen kann. Noch einmal: Vergieb und habe Dank!

Unterdessen hast Du in den letzten Tagen meine Frau und meine Tochter freundlich bei Dir begrüßt, und Beide werden Dir gesagt haben, wie uns Euer Antheil an unserm Feste beglückt hat, und wie, trotz meines Schweigens, mein Herz voll Liebe und voll Dankes für Euch ist! Gott vergelte Euch all' Eure Güte und Freundschaft! Ihr habt mich mehr erfreut, als ich sagen kann!

Den Anlaß zu der Reise meiner Frau gab, wie sie Dir erzählt haben wird, die Studienreise unsres Otto auf die Elberfelder Realschule. Wir entschlossen uns dazu auf die freundliche Veranlassung meines Vetters Hermann v. d. Heydt, in dessen Hause der gute Junge wohlwollende Aufnahme gefunden hat. Ich hoffe, deutsches Leben und deutsche Lehre werden dem Knaben gut thun. Wenn Ihr es erlaubt, wird er auch bei Dir und den übrigen Barmer Freunden von Zeit zu Zeit sein ehrliches Gesicht leuchten lassen.

Soll ich auch über Politik sprechen? Ich weiß nicht, ob auch Du zu denen gehörst, die der beispiellose Erfolg der preußischen Waffen mit fortgerissen hat, — quant à moi, so bekenne ich offen, daß ich, bei allem großen Respekt vor der Tapferkeit des kämpfenden Volkes, dennoch die Resultate des Kriegs nur mit Mißtrauen ansehe. Die Machtstellung Preußens (kann man sagen: Deutschlands?) nach außen ist durch den Krieg sicherlich imponirender geworden, — an die versprochene freiheitliche Entwicke-

lung nach innen glaube ich aber nicht, bis sie endlich da ist, — trotz Parlament und alledem! Vor der Hand werden wir den schönsten Imperialismus haben.

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], Michael-Mas 1866.

Lieber theurer Freund,

Der längst schuldige, mir längst schon auf der Seele lastende Dankbrief an Dich und Deine zwölf Mit-Eingegrabenen (in das Silber des Hochzeitsbechers nämlich) sollte, nachdem er schon so lange auf's Unverantwortlichste hinausgeschoben war, jetzt endlich sicher vor dem Besuch meiner Frau und meiner Tochter bei Euch sein, — nun aber höre ich soeben von Ersterer, daß sie schon am Montag bei Euch war, und morgen Abend mit Käthe wieder unter Deinem gastlichen Dache einkehren wird. So bleibt mir, unter tausend Sorgen und Abhaltungen und noch dazu am Ende der Woche, wieder nur Zeit, — heißt das: heute! —, Dir ein fliegendes Wort zu schicken, Dir und Deiner lieben Frau auf's Herzlichste für alle Liebe und Güte zu danken, womit Ihr die Meinigen bewillkommnet habt! Es ist gar lieb und brav von Euch, daß Ihr sie nicht entgelten lasset, was ich hartgesottener Sünder verbrochen habe! Dank, Dank, und aber Dank! Und treuen, warmen, herzlichen Handdruck! Es gilt!

Also heute nur dies! Und jener oben erwähnte Brief bald, bald! Meine Frau wird Euch unterdessen gesagt haben, wie sehr Ihr uns erfreut und beglückt habt, und wie voll Dankes, trotz meines Schweigens, mein Herz für Euch schlägt! Es hat Alles seinen Haken! Unser Silberhochzeitjahr hat mir mehr Sorgen gebracht, als irgend eins der vorhergehenden fünfundzwanzig, glaub' ich. Wäre ich nicht in andern Dingen voll Unruhe und Ungewißheit gewesen, so hättet auch Ihr früher von mir gehört!

* * *

An Karl Krah.

12, 12. 66.
11. Portland Place.
Lower Clapton, London N.E.

Lieber alter Freund,

Indem ich Dir den inliegenden Dankbrief meiner Frau überreiche, statte ich selbst Dir den innigsten und herzlichsten Dank ab für alle Güte und Freundlichkeit, die Du meinen Reisenden gelegentlich ihrer Anwesenheit in Cöln erwiesen. Unter den mancherlei Begegnungen mit lieben, alten

Freunden, welche die Reise ihnen zuwege brachte, steht die mit Dir mit obenan, und ich freue mich ihrer aufrichtig und von Herzen. Du bist mir und uns, nach so manchen Jahren und so manchen Wechseln, eben so treu derselbe geblieben, wie wir jederzeit Deiner mit treuer Freundschaft gedenk geblieben sind. Das thut dem Herzen wohl, vollends wenn man älter und einsamer wird, und so soll es sein und bleiben!

Ida und Käthe haben mir viel von Dir und Deinem Leben im Schatten des Doms erzählt. Wie lange ist es nun schon her, daß auch wir dort hausten, und ich zuweilen mit Dir, zur Vertilgung eines Miserâbelchens oder eines schäumenden Seidels, in einen kühlen Grund hinabstieg! Und wie viel ferner noch liegen Brohlthal und Laacher See! Und Unkel und die weinduftende Herberge „zur Frau Möhn"! Vorüber, vorüber! Wie rasch verrauscht ein Leben!

Ich hatte gehofft, Ida würde durch Dich vielleicht das Eine oder Andere über unsern alten Freund und Kumpan Schlickum gehört haben. Ihr scheint aber, bei der Kürze der Zeit, gar nicht auf ihn gekommen zu sein, und ich bitte Dich drum, mir über ihn, damals in unserm Bunde der Dritte, gelegentlich mittheilen zu wollen, was Du weißt oder in Erfahrung bringen kannst. Von Schlickum selbst direct habe ich Nichts gehört noch gesehen, seit er im Frühling 1851, bei einer Bowle Maitrank, Abschied von mir nahm, um nach Bremen, und von da nach Amerika zu gehn. Indirect habe ich von gemeinschaftlichen in Amerika lebenden Freunden wohl gehört, daß er als Farmer kein Glück gehabt, und sich nachher, aus der Wildniß in die Städte zurückgekehrt, an verschiedenen Orten mit seiner Kunst durchzuschlagen versucht hat. Seit dem amerikanischen Kriege habe ich Nichts, aber auch gar Nichts mehr vernommen, und weiß nicht, ob er und seine Familie nicht auch unter jenen Verhältnissen gelitten haben. Bitte, sieh doch zu, ob du etwas Sicheres in Erfahrung bringen kannst. Lebt unser Freund noch (wie ich das denn von Herzen wünsche und erflehe), und können wir ausfindig machen, wo, so sollten wir wirklich einmal eine gemeinschaftliche Epistel an ihn loslassen. Wenn er nur kein knurriger Greis geworden ist! Jedenfalls wird ihm die Welt nicht mehr so „mollig" und so „saftig" erscheinen, wie damals am Rhein!

* * *

An Ludwig Elbers.

24. Januar 1867.

— Von Dr. Juch erfahre ich, daß er jüngst in einer mich betreffenden Angelegenheit an Emil Rittershaus geschrieben, und daß dieser Juch's Brief

weiter an Dich, vielleicht auch andere dortige Freunde mitgetheilt hat. Um mögliche Mißverständnisse zu vermeiden, erlaube ich mir, Dir zu dem Briefe Juch's (den ich nicht gelesen habe, dessen Inhalt aber, in seinen Hauptzügen, ich aus Juch's Mittheilungen kenne) die nachstehenden Erläuterungen zu geben:

Vor ungefähr einem Monat ließ Juch durch einen gemeinschaftlichen Freund mir Folgendes sagen: Es hätten sich verschiedene hier angesessene deutsche Männer (Kaufleute) mit der Anfrage an ihn gewandt, ob ich, falls mir von deutschen Landsleuten, als Zeichen der Achtung und Anerkennung, eine Summe Geldes geschenkweise dargeboten würde, wohl geneigt wäre, ein solches Testimonial anzunehmen? Er, Juch, möge das von mir zu erfahren suchen. — Ich erwiderte darauf, daß eine derartige, von meiner Seite durchaus unprovocirte Kundgebung mich in hohem Grade erfreuen und ehren würde, wenn ich dieselbe in der That als einen Ausdruck allgemeiner nationaler Zustimmung ansehen dürfe, daß, wenn Deutschland wirklich groß und frei genug denke, die Opfer und Entsagungen fast eines Vierteljahrhunderts auf diesem, auch bei uns bereits (bei Schulze-Delitzsch) ohne Befangenheit adoptirten Wege anerkennen zu wollen, ich gewiß nicht so kleinlich sein werde, ein ehrenvoll Gebotenes auszuschlagen. Nur verstehe es sich von selbst, daß die Sache würdig und tactvoll behandelt werden müsse.

Hier endet, was ich weiß und wissen kann. Juch hat die Sache in die Hand genommen und sich wegen Bildung eines oder mehrerer Comités mit Freunden hier und auswärts in Verbindung gesetzt. So auch mit Rittershaus. Ich selbst, wie die Sache nicht von mir ausgegangen ist, kann sie natürlich nicht betreiben. Mir bleibt nur das ruhige Zusehen, ob sie gelingen wird oder nicht. —

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 25. Januar 67.

Die durch Juch bei Rittershaus bevorwortete Sache habe ich in dem anliegenden Briefe an Freund Elbers erörtert. Lies denselben und befördere ihn dann mit meinen herzlichsten Grüßen an Elbers. Er ist natürlich so gut an Dich geschrieben, wie an ihn, und ich bestätige Dir denselben in jeder Zeile. Wie gesagt, das Ding ist ohne mein Zuthun an mich gekommen, ohne daß ich im Allerentferntesten, ohne daß ich auch nur im Traume daran gedacht hätte. Die Sache verhält sich eben, wie ich an Elbers darüber berichtet. Meine Lage ist, Gottlob, wenn auch durchaus keine sorgenfreie, doch nicht eine so verzweifelte, daß ich, um nur aus der Noth herauszukommen, für mich sammeln lassen sollte!! Noch einmal:

Nationalbank und Collecte ist zweierlei, und nur jener ist es, an den die hiesigen Freunde gedacht, und den ich (wenn es dazu kommen sollte) gutgeheißen habe.

Dennoch kann ich es Euch lieben Freunden drüben nicht übel nehmen, wenn Ihr Euch die Sache anders vorgestellt habt, als sie ist. Bin ich doch seit einem Jahre ohne feste Stelle. Meine Lage, um mit aller Offenheit zu reden, ist so: Eine Stelle habe ich noch immer nicht wieder gefunden. Die Krise vom vorigen Sommer ist Allem hemmend in den Weg getreten, und außerdem fällt es mit 56 Jahren schwerer, seine Haut zu Markte zu tragen und an den Mann zu bringen, als mit 36 oder 46! Doch habe ich immer gelegentliche Einnahmen gehabt, theils von Commissionen verschiedener Art, theils von literarischen Arbeiten. —

* * *

An Emil Rittershaus.

4, Great Winchester Street,
März 7. 1867.

Lieber, lieber Freund!

Dank und aber Dank! Ich drücke Dir die Hand fest und warm, so fest und warm ich drücken kann!

Dein Gedicht hat mich tief, tief ergriffen! Ich sage nicht mehr, — Du fühlst, was mir in diesem Augenblicke die Brust hebt! Gott segne Dich, lieber, lieber, erst spät gewonnener, aber dafür um so rascher mir werth und theuer gewordener Freund!

Morgen schreibe ich Dir über Deinen Gartenlaubenplan, den ich in alle Wege für zweckdienlich nicht nur, sondern auch für würdig und für alle Betheiligten gleich ehrenvoll halte! Ich würde Dir schon heute unbedingt Ja schreiben, kann es aber nicht, ehe ich mit Juch gesprochen habe, damit ein einiges, gleichzeitiges Handeln gesichert wird. Juch hat seinerseits wieder mit seinen Freunden zu sprechen, und so wird es jedenfalls bis morgen währen, ehe ich Dir definitiv schreiben kann.

Also morgen! Meine Antwort Ja oder Nein ist Sonntag Vormittag in Deinen Händen. Allen den lieben Deinigen, Frau und Kindern, die treuesten und herzlichsten Grüße! Dir aber nochmals Freundeshandschlag, — fürs Leben!

* * *

An Theodor Eichmann.

4, Gt. Winchester Street.
Juni 15. 67.

Deine Briefe habe ich sämmtlich bestens erhalten und danke Dir herz-

lich dafür. Meine Reise nach Genf und unendliche Mühe und Arbeit, die ich in Folge derselben nach meiner Rückkehr hatte, haben mich seitdem in meiner Correspondenz lässiger gemacht, als ich sonst gewesen sein würde. Ich bitte deswegen Dich und alle Freunde, denen ich mich unpünktlich gezeigt habe, um Verzeihung.

Deines Hierseins erinnern wir Alle uns mit herzlichem Vergnügen. Besonders ich auch unsrer Spritzfahrt nach Sheffield und sodann über Warrington und Chester auf den Gipfel des berühmten Berges Penmannmawr! Es war doch schön da, und wenn wir zu dem schönen Waldmeister noch einige Flaschen leichten Mosel gehabt hätten, so wäre das noch besser gewesen.

Grade acht Tage nach dem Sonnabend von Penmannmawr stiefelte ich in Paris herum, und traf am folgenden Tag in Genf ein. Die letzte Strecke der Eisenbahnfahrt, von Macon bis Genf, ist wunderbar schön. Sie führt mitten durch die Berge und Schluchten des Jura. Steile Felsgipfel, Hänge voll Reben, lachende Thäler, stäubende Bäche, hier und da die blaue Rhone, bald um einen Berg hervorschießend, bald wieder hinter Bergen verschwindend. In Genf, im Hôtel du Rhône, hatte ich den wilden, tiefblauen, mit Schaum gekrönten Fluß gerade unter meinem Fenster, wie er aus dem See hervorströmt. Genf und der See sind himmlisch. Ich muß gestehen, das Alles hat mir mehr Freude gemacht, als zu Paris die Ausstellung mit all ihrer Pracht und Großartigkeit. Die Geschichte, trotz dieser Pracht und Großartigkeit, hat doch viel vom Jahrmarkt an sich (mehr als die Londoner Ausstellungen von 51 und 62), besonders bei'm Eintritt in den das Gebäude umgebenden sogenannten Park.

Den Zweck meiner Reise habe ich ziemlich erreicht, indem es mir gelungen ist, sowohl die Banque Suisse (diese unter gewissen, übrigens leicht zu erfüllenden Bedingungen) als auch einige Pariser Aktionäre zu weiterer Betheiligung an der New-Mansfeld-Unternehmung zu veranlassen. Nichts desto weniger sind noch nicht alle Hindernisse des Fortbestandes der Gesellschaft beseitigt, — doch hoffe ich zu Gott, für's Andere und für mich selbst, daß die Sache noch gerettet wird. —

* * *

An Adolf Glaßbrenner,

den Redakteur der Berliner Montags-Zeitung, erging, auf Anlaß der Freiligrath-Feier im Sommer 1867, folgendes Schreiben:

London, 24. Juni 1867.

Theurer Freund!

Aus voller Seele Dank, Dir und den verbundenen Männern und Freunden, für alle Güte, allen Antheil, alles liebevolle, opferfreudige Han-

deln! Dank auch allen Mitwirkenden bei'm Feste, — den dichtenden, den redenden, den singenden! Sage Allen Alles! Mein Herz ist bewegt und froh gehoben! Dank auch für Euer Telegramm, das einen heitern und glücklichen Tag mit einem heitern und glücklichen Abend krönte! Es war eine Ueberraschung, — und ich erkenne mit Rührung die Freundschaft und das Wohlwollen, die Euch bewogen, sie mir noch am Festabend zu bereiten! Ich kann Dir nicht sagen, lieber Freund, wie sehr die vielen Beweise treuen Gedenkens, deren das Vaterland mich eben jetzt würdigt, mich ehren und erfreuen! Ich wähnte, vergessen zu sein, — vergessen und verschollen! — und nun kommen die Edelsten und Besten, nun kommt ein ganzes, großes — ein, will's Gott, bald auch freies und einiges Volk und zeigt mir, daß ich mich geirrt hatte! Es ist mir wie ein Auferstehen von den Todten! Bei dieser seltenen Einmüthigkeit der Theilnahme und der Zustimmung gewinnt das Persönliche allerdings eine allgemeine, eine höhere Bedeutung! Und das gerade ist's, was mich freut und hebt! In diesem Sinne wage ich es, bei aller Bescheidenheit, mich stolz und glücklich zu fühlen angesichts dieser großen nationalen Kundgebung! Ich drücke Dir warm und herzlich die Hand, lieber Glaßbrenner! Drücke Du sie für mich den Freunden!

* * *

An Heinrich Koester.

[London, Sommer 1867.]

Endlich wohl zieh' ich vom Leder,
Endlich wohl greif' ich zur Feder,
Endlich schreib' ich an den HEinz,
Der mir freundlich hat gesonden
In dies nebulose Londen
Das famose goldne Mainz;

Der mir ferner durch mein Maidel
Hat gesandt ein ächtes Seidel,
(Drauf er meinen Namen grub);
Und, zu meinem Heil und Wohle,
Gar ein Blatt, auf dem Napole-
On (der Erste) Briefe schrub!

Alles dies in großer Treuge
Sandt' er mir durch meinen Säuge-
Ling, der Katharina heißt;
Der da warf den Reisewürfel,
Und mit der Mama nach Dürffel-
Dorf, der schönen Stadt gereist;

Wo auf ewig mir erloschen
Mancher blanke Hefengroschen,
Den ich fromm erschreiben that;
Wo mich (Gott sei Dank: lebendig!)
Weiland finge eigenhändig
Ein Gensdarm? — O nein, ein —

So weit hatte ich vor Monaten geschrieben, lieber Koester, und Du siehst daraus, daß ich es, nach langem Schweigen, auf einen poetischen Dank- und Jubelbrief im höheren Chor ernstlich abgesehen hatte. Aber da kam mir irgend etwas dazwischen, die saubern Verse blieben unvollendet liegen, und mit ihnen, da die Stimmung fort war und nicht gleich wieder kommen wollte (zu so erhabenen Flügen sind die Schwingen nicht immer gerüstet), der ganze Brief. Vergieb mir, ich bitte herzlich! Es war nicht recht, Dich so lange warten zu lassen!

Frau und Tochter kamen vorigen Herbst ganz glücklich und aufgekratzt von ihrer rheinisch-westphälischen Tour zurück. Habe auch Du, sammt Deiner Hausehre, nachträglich noch den wärmsten und herzlichsten Dank für den freundlichen Empfang, den Ihr ihnen gegeben habt! Mundtasse, Seidel und Briefbogen haben sie mir richtig abgeliefert (und nicht etwa unterwegs versetzt), und ich danke Dir herzlich für diese sichtbaren (und täglich meine Augen begrüßenden) Zeichen Deines treuen Gedenkens!

Du hast mir übrigens Dein treues Gedenken kürzlich auch noch in andrer Weise bethätigt, als durch Seidel und Mundtasse, lieber alter Freund, und auch dafür komme ich, Dir warm und dankbar die Hand zu drücken! Ich kann Dir nicht sagen, lieber Koester, wie das, was in Deutschland eben für mich geschieht, mich in tiefster Seele packt und bewegt! Die mir von allen Seiten, in Nord und Süd, in Ost und West, gleich herzlich und liebevoll bewiesene Theilnahme bringt, ich kann wohl sagen, erschütternd auf mich ein. Auch Dir, der Du Dich mit den andern dortigen Freunden so treu und so rüstig der Bewegung angeschlossen, Dank, Dank und aber Dank!

Im letzten Frühjahr sind es dreißig Jahre geworden, daß wir einander kennen. Ihr theuren Barmer Freunde laßt unsre Freundschaft ein seltenes und edles Jubelfest feiern!

Und im nächsten Sommer, 1868, werden es dreißig Jahre, daß meine Gedichte bei Cotta erschienen sind! Das war damals auch ein frohes Ereigniß in unserm Barmer Leben! Eben jetzt hat Cotta die 23. Auflage gedruckt; da aber seit der 14ten die meisten Auflagen in doppelter Stärke (2000 Exemplare) abgezogen wurden, so wird man, will man nach der Stärke der früheren Auflagen (1250 Exemplare) rechnen, demnach durch-

schnittlich für jedes Jahr eine Auflage herauskriegen. Oder gar mehr. In dem Bande ist doch ein „Segen" drin gewesen!

In der letzten Zeit habe ich wenig arbeiten können. Es geht mir seit Jahr und Tag zu viel Anderes im Kopf herum, und ich werde wohl erst wieder zu stillem, ruhigen Schaffen kommen, wenn die Aufregung, in die mich die gegenwärtige Agitation versetzt, mit der Agitation selbst ihr Ende erreicht hat. Dann (zu den eigenen Sachen, die mir die Muse eines grünen Alters hoffentlich noch zuflüstern wird) warten meiner Burns, Shakespeare und die englischen Lyriker des 17ten Jahrhunderts. Wie freue ich mich auf den Augenblick, wo ich, Dank dem deutschen Volke, in stiller Zurückgezogenheit nur der Poesie und meinen Freunden werde leben können!

Zur Theilnahme an der von Bodenstedt geleiteten neuen Shakespeare-Uebersetzung habe ich mich nur mit Mühe entschlossen. Aber Bodenstedt und Brockhaus ließen nicht ab, mich zu bestürmen. Doch hab' ich von vornherein erklärt, daß ich unter keiner Bedingung irgend eins der bereits von Schlegel übersetzten Stücke übernehmen könne! Schlegel's Shakespeare ist zu tief in Saft und Blut des deutschen Volkes gedrungen, als daß es (obgleich sich hier und da vielleicht eine Kleinigkeit besser machen läßt) nöthig wäre, und gelingen könnte, ihn durch neue Uebersetzungen (außer der Bodenstedt'schen bei Brockhaus erscheint nun auch noch die Dingelstedt'sche bei Meyer in Hildburghausen) zu ersetzen. Es ist ja beinahe, als wollte man Goethe und Schiller umschreiben. Julie wird Liebe hauchen, Falstaff und Heinz werden Witze reißen, Hamlet wird grübeln, einzig und allein, und immer und ewig, wie Schlegel ihnen das deutsche Wort auf die Lippen gelegt hat.

Mein Antheil an Bodenstedt's Unternehmen wird sich auf Lear, Cymbeline und Wintermährchen beschränken.

Adieu denn für diesmal, lieber Koester! Zürne mir nicht, — und wenn er dennoch räsonniren sollte, liebe Frau Koester, so leiden Sie's nicht!

God bless you, old fellow!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], Montag 22. 7. 67.

Tausend Dank für Deine letzten Nachrichten! Deo volente werde ich übermorgen, Mittwoch Abend, entweder mit dem Zuge um 8 Uhr 8 M. oder mit dem um 8 Uhr 31 M. von Rotterdam dort eintreffen. Kann ich dann bei Dunkelheit und nachtschlafender Zeit noch nach Barmen kommen, dann um so besser, — wenn nicht, so krieche ich für die Nacht bei Dir

unter. Nur darf mich Niemand sehen, und Niemand darf wissen, daß ich dort bin! Strengstes Incognito ist nothwendig, und conditio sine qua non! Danach bitte ich freundlich, Dich richten und auch Deine Kinder anweisen zu wollen.

An Koester schrieb ich gestern, erwähnte aber noch nichts von meiner Reise.

Also nochmals dringende Bitte: Halte reinen Mund, und bereite mir keine Ungelegenheiten! Ich kann und mag und darf Niemanden sehen, außer einigen wenigen intimsten Freunden!

Du erwartest mich wohl auf dem Bahnhof!

Gott mit uns!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 21. Aug. 1867.

Tags nachdem wir die vortreffliche Reise-Atzung bei Dir eingenommen, trafen meine Schwester und ich wohlbehalten gegen 11 Uhr Abends in dem alten Claptoner Gehäuse ein. Rotterdam ist eine schöne Stadt, das Bath-Hôtel hat uns viele Güte und Milde erwiesen, und eine fröhlichere Hafenpartie als die alten Boompjes gibt es nirgends mehr. Dazu lächelte Phoebus, und enthielten Aeolus und Neptun sich aller Unart. So glitten wir denn säuberlich über den spiegelglatten Ocean der geliebten Insel wieder zu. Wir hätten keine schönere Fahrt haben können!

Das Alles hätte ich Dir nun freilich längst sagen sollen, aber ich fand Arbeit und Aufregung in Menge vor, und komme bei'm besten Willen erst heute dazu, Dich meines Wohlseins zu versichern, und gleichzeitig Dir und Deiner lieben, trefflichen Frau für alle Güte und Freundlichkeit zu danken, durch die Ihr mir meinen Aufenthalt in Düsseldorf verschönert habt! Ich habe mich sehr glücklich gefühlt unter Eurem Dache, und es war mir eine große, große Freude, Dich einmal an der Seite Deiner Gattin, im Kreise Deiner Kinder patriarchalisch haben walten zu sehen! Du nimmst Dich dort noch besser aus, als bei Shirtcliffe und Jessop, ja selbst als auf dem Gipfel von Pen-mann-mawr, wo allerdings Waldmeister wuchs, aber nicht der edle Mosel, mit dem Du in Düsseldorf die Kehlen Deiner Freunde zu befeuchten pflegst!

Und nun, zum Dank für alle Deine Wohlthaten, schieße ich Dir eine Kugel an den Kopf! Ein Attentat, sieh' Dich vor! — Feuer: — Käthe ist verlobt!

Gelt, auf den Schuß warst Du nicht vorbereitet? Nun, erhole Dich nur, altes Haus!

Die Sache hat sich rasch gemacht. Die Bekanntschaft datirt von Weih-

nachten her, Erklärung und förmliche Bewerbung erfolgten heute vor acht Tagen. Uebrigens heißt der Bösewicht Kroeker (mit dem melodischeren Vornamen Eduard), ist aus Danzig zu Hause, und ein braver, solider, gebildeter, liebenswürdiger junger Mann, ungefähr 10 Jahre älter als Käthe. Seine Stellung ist diejenige eines Associé's in einem geachteten hiesigen Ostseehause (Korngeschäft), und somit eine gesicherte und unabhängige. Die Zuneigung der jungen Leute ist gegenseitig, — mein und Ida's Ja hat zwei Glückliche gemacht! „O, Papa, ich habe Dich so lieb!" schluchzte das gute dumme Ding an meinem Halse, als ich ihr gerührt meinen Segen gab. So geht's! Man zieht die Kinder mit Angst und Freuden und Sorgen groß, sie werden der Sonnenschein und das Glück des Hauses (und das ist meine Käthe sicherlich!) und dann kommt so ein Schlingel und bittet sie sich holen zu dürfen! Schöne Wirthschaft das! Lies doch im Hiawatha (in der trefflichen Uebersetzung von Freiligrath) den Gesang: Hiawatha's Werben. Da siehst Du, wie es den alten Pfeilemachern geht! „Lieber alter Pfeilemacher!" nennt mich Käthe jetzt auch. —

Tausend Grüße Deiner lieben Frau und Dir von mir und uns allen! Auch allen Freunden — — auch dem Dienstmann, dem alten 48er, der mich wiedererkannte, Salut et fraternité! Laß' ihn Otto's Sack tragen und sag' ihm, der wäre mein Junge!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], 3. November 1867.

Es ist schlimm, daß alle Berathungen auf dem Wege der Correspondenz vor sich gehen müssen. Dennoch kann und darf ich jetzt noch nicht an eine Uebersiedlung denken. Ich darf der Dotation gewissermaßen nicht entgegen reisen; sie muß mich erst hier gefunden haben.

Ist das erst geschehen, so wird sich alles Andere schon von selbst ergeben, u. A. auch das Wo meiner künftigen Niederlassung, über das ich, ehrlich gestanden, augenblicklich selbst noch ganz und gar im Dunkeln bin. Am Besten wird es sein, ich packe bald nach dem Neujahr meine Bibliothek und was wir sonst mitzunehmen uns entschließen, säuberlich in Kisten und Kasten, und schicke alles nach Düsseldorf oder Cöln zur vorläufigen Auflagernahme. Und dann, wenn der Schnee schmilzt, und die Schwalben kommen und die Veilchen, komme ich nach mit Weib und Kind, und wir sehen uns um im Lande, unten am Rhein und oben am Rhein, und wo es am schönsten ist und am billigsten, da schlagen wir unser Zelt auf. — —

Dem frommen Pilger diene zur Nachricht, daß mein Geburtshaus zu

Detmold in der kleinen Straße unter der Wehme (eine Verbindungsgasse zwischen Bruchstraße und Krummestraße) gelegen ist. Besagte Straße „U. d. W." besteht nur aus Einer Reihe Häuser, die in den Baumhof der gegenüber liegenden Superintendentur schauen. (NB. Eben fällt mir ein, wo der Baumhof aufhört, sind zwei Reihen Häuser.) Grade der Pforte des Baumhofs gegenüber steht das Haus, das meine Eltern zur Zeit meiner Geburt bewohnten. Es war damals im Besitz des Postmeisters Kayser, und dicht daneben steht das ehemalige Archivrath Clostermeier'sche Haus — Grabbe's Sterbehaus. Beide Häuser, hörte ich kürzlich, werden jetzt von Handwerkern oder sonst Gewerbetreibenden bewohnt. In diesem meinem Geburtshause hab' ich die ersten 9 bis 10 Jahre meiner Kindheit verlebt, und meine ersten heitern und traurigen Erinnerungen haften an seinen stillen Räumen. In ihm zündeten treue, o wie lang schon erkaltete, Hände meine ersten Weihnachtsbäume an, — in ihm starb mir die Mutter und starben mir zwei Schwestern.

Später haben wir noch in der Schülerstraße, am Markt, und in der Bruchstraße gewohnt. „Unter der Wehme" aber bin ich geboren, und Freiligrath's Geburtshaus und Grabbe's Sterbehaus liegen Wand an Wand nebeneinander.

Wie die Jahre dahin fliegen! Auch Grabbe schon 31 Jahre todt!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], Decbr. 7. 1867.

Vieltheurer Freund und College,

So Du denn nun Dein freiwillig gegebenes Wort lösen willst, — auf, so rühre mit dem Plektron die Saiten der harrenden Lyra, und laß erschallen das stürmische, das Land und Meer überjubelnde, das Götter und Menschen erfreuende Epithalam! Am 17. ist die Hochzeit, und Du hast also eine volle republikanische Decade zur Vollendung des Meisterwerkes vor Dir! Wonach sich zu richten! Macte virtute diligentiaque, puer!

Uebrigens wird die Hochzeit eine einfache und ruhige Geschichte sein. Die Trauung zwischen 11 und 12 Uhr, dann ein Frühstück mit den Brautjungfern und ihren Führern, dann Abreise des Brautpaares, und Abends ein kleiner Hops, wozu wir nur junge Leute, die Freunde und Freundinnen der Neuvermählten, bitten werden.

Wenn Du nächstens nach Worms kommst, Du rastlos Wandelnder und Wirkender, und es fügt sich, daß Du dort mit Mitgliedern der Loge zusammentriffst, so sage ihnen, unter herzlicher Entbietung meines brüderlichen

Grußes, wie treu und anhänglich ich des altehrwürdigen Worms, des Ortes, wo ich vor einem Vierteljahrhundert das maurerische Licht erblickte, gedenk geblieben bin. Ob von dem Kreise der Männer, in dem ich damals so warm, so herzlich willkommen geheißen wurde, noch Mancher im Leben und in den Mauern der Chriemhildenstadt weilt, und sich jener Tage erinnert? Allen, Allen meinen Gruß und warmen Druck der Hand!

* * *

An Theodor Eichmann.

[London], 8. Decbr. 1867.

Lieber Commerzienrath,

Zuerst unser Aller herzlichste Glückwünsche zur glücklichen Beendigung der fatalen Perlen-Affaire. Ich kann mir lebhaft denken, was Du bei der Geschichte gelitten hast, und was Deine arme Frau gelitten hat. Es ist nicht damit zu spassen, und so unscheinbar und unbedeutend so eine Sache oft anfängt, so bös kann sie endigen. Gottlob, daß alle Gefahr jetzt vorüber ist. Uebrigens rufe ich dem Delinquenten zu: Geehrtester Herr Gustav, machen Sie doch in Zukunft nicht mehr so dumme Streiche! Ein ernster Mann wie Sie soll keine Glasperlen in's Ohr stecken, sondern nur Gedankenperlen, Lehren des Trostes und der Warnung (solche wie Salomon und Freiligrath, die Weisen, sie ertheilt haben und noch ertheilen) sich hinter's Ohr schreiben. Hüten Sie sich vor Bohnen und Erbsen und Glasperlen! Basta! Ich hoffe, Sie nehmen täglich zu an Vorsicht und Weisheit! Wie befinden sich dero Höschen? —

Deinem Wunsche um das Carmen habe ich, da das dunkle Schneewetter mich heute gerade sehr zur Produktion stimmte, sofort entsprochen, und überreiche Dir das Ding inliegend, natürlich nur zur privaten Benutzung. Ich hoffe, es gefällt Dir, und Du kannst es brauchen. Da Du es sprechen wirst, so habe ich es in Deinem Geiste gedichtet, und Du mußt es als Dein Machwerk vortragen, obgleich es sich von selbst versteht, daß ein gut Theil meiner eigenen Gefühle für unseren Laudon, diesen Treuesten aller Treuen, mit hineingeflossen ist. Ich nehme an, Du trägst es Abends bei Tisch vor (nachdem Du erst Nachmittags zu Barmen eingetroffen), und mit dem letzten Worte fallen Piano, Champagnerböller und der Veteranen-Chor: La la la la la Laudon ꝛc. ꝛc. kräftig ein. Du mußt vorher mit den übrigen Freunden alles arrangiren, so daß es hübsch klappt! Nun feiert ein vergnügtes Lebensfest unsres Ludwigs! Ich werde im Geiste bei Euch sein! Denkt auch ein wenig an mich! —

Wegen meiner Uebersiedelung steht nur fest, daß sie im Frühjahr statt-

finden wird. Wohin, das weiß ich selbst noch nicht. Die Leute können nicht neugieriger darauf sein, als ich selbst es bin, by Jove!

* * *

An Emil Rittershaus.

[London], 24. 12. 67.

Endlich, mein theurer Freund, ein Lebenszeichen! Es lag aber diesmal lediglich am Drucker meiner Verse, die erst nach der Hochzeit gedruckt (wenn auch bei der Hochzeit aus dem Brouillon vorgelesen) wurden, und von denen ich doch gern gleich ein Exemplar beilegen wollte. Erst gestern Abend hat P. welche fertig gekriegt.

Habe nun zuerst treusten und innigsten Dank für Dein schönes Gedicht, das, aus warmem Herzen entsprungen, auch zum Herzen gegangen ist. Es kam, sammt Deinem lieben Begleitbriefe, rechtzeitig am Morgen des großen Tages an, wurde nach der Trauung den versammelten Freunden vorgelesen und erntete, sammt der heiter ominösen Titel-Arabeske (schon im vorigen Sommer hat Maleachi-Rittershaus, der Prophet, von Enkeln mir gesungen) allgemeinen Jubel und Beifall. Die Gäste, Männlein und Weiblein, rissen sich um die Exemplare, und die Begeisterung gipfelte in einem Toast auf den liebenswürdigen, warmherzigen, immer sangesbereiten Dichter! Die Ohren müssen Dir gegen 2 Uhr tüchtig geklungen haben.

Käthe, sobald sie zur Ruhe ist, wird Dir sicher noch besonders danken. Augenblicklich schwärmt sie freilich noch mit ihrem Eduard in Paris, und schreibt glückliche Briefe daher. Um Neujahr, denke ich, wird das Pärchen allmählich in sein niedliches Nest einziehen. Wie leer uns unser eigenes Nest vorkommt, seit unsere Lachtaube ausgeflogen ist, und wie sie uns grade zu dieser Weihnachtszeit allerorten im Hause fehlt (es sind die ersten Weihnachten, wo sie nicht bei uns ist), brauche ich Dir nicht zu sagen.

Aber Sapperlot, Euer Telegramm trieb mich um 3 Uhr Morgens aus dem Bett, nachdem ich erst um 1 Uhr hineingekommen war! Aber es war gut so, denn nun blieb ich wach, und machte meine Hochzeitsverse fertig. Als ich aber am folgenden Morgen (Donnerstag den 18.) auch erst um 3 Uhr wieder in's Nest kroch, war ich doch ein wenig zerschlagen.

So rauscht das Leben mit Einem dahin, lieber Freund! Das neue Geschlecht verdrängt leise und sicher das alte. Wir müssen Platz machen. Ihr junges Volk steht im grünen Laube, wir Alten im dürren! Aber darum keine thörichte Trauer! Und wir wollen noch oft heitern Muthes zusammen sein, alter Maleachi!

Dabei fällt mir ein, ich flüstere es Dir leise zu: Nicht Maleachi ist

jetzt mein Prophet, sondern — erschrick' nicht — Banting! Ja, lieber Freund, ich takele das Schiff ab, eh' ich in den Hafen einlaufe; ich schlage den Bau und den Bauch eines halben Jahrhunderts trotzig in Trümmer! Am 3. Dec. fing das Werk der Zerstörung an, und am 14. ejusdem hatte ich allbereits sieben Pfund (nicht Sperling, sondern Avoir du poids) verloren. „Es flüstern die Sykomoren: Verloren, verloren!" sang Ignaz Hub vor 30 Jahren. Classens Weihegeschenk, jene damals so knapp anliegenden braunen Tricots, schlottern mir jetzt nur so um die weiland schwellenden Formen. Und Er (nicht Lui in Paris, sondern Er, dessen Aufbau der Leipziger Bock sich zur Lebensaufgabe gestellt hat) befindet sich wohl dabei. Nur oft in stiller Nacht ziehen innere Stimmen in ihm herum, erhebt er ein Knurren, Gurren, Rumpeln! Das sind Seine schwachen Stunden, die Stunden, wo er zum Elegiker herabsinkt; er wehklagt über seinen Verfall! Und nun genug! Ich habe gerade noch Platz für:

A merry Christmas and
a happy Newyear!

und das rufen wir Alle Dir und Deinem ganzen lieben Hause auf's Allerherzlichste zu! Gott mit uns, steht zwar auf dem Rande der preußischen Thaler, ist aber doch ein schöner Spruch!

* * *

An August Boelling.

[London], 24. 12. 67.

Das alte Jahr hat Großes an mir gethan: — es hat eine schwere Sorgenlast von meinen Schultern genommen, es hat mich in den Besitz eines meine Unabhängigkeit sichernden kleinen Vermögens gebracht, es hat noch in seinen letzten Tagen mein geliebtes ältestes Kind mit einem braven liebenswerthen Manne verbunden. Mein Herz ist voll und bewegt von dem Allen, lieber August, — ich bin in stiller Seele tief, tief dankbar. Daß die Sorge nicht mehr auf mir lastet, und daß ich der Zukunft ruhig entgegeniehen kann, das, Du treuer alter Freund, hast auch Du mit zuwege gebracht, und ich danke Dir dafür in meinem Herzen, so warm man danken kann. Möge das neue Jahr mir bald die Freude gewähren, Dir Auge in Auge gegenüber zu stehen und Dir mündlich zu wiederholen, was sich jetzt auf dem Papier steif und dürftig genug ausnimmt. Der Druck meiner Hand wird Dir sagen, daß ich Dir derselbe bin, wie vor dreißig Jahren! Möge ich Dir das lange, lange beweisen können! Ich freue mich unendlich auf ein jetzt doch nicht mehr fernes Wiedersehen!

An Theodor Eichmann.

[London], 28. Februar 1868.

— Ueber mich und uns läßt sich immer noch nicht viel sagen. Und auch wenn es der Fall wäre, würde ich dennoch, in der Unruhe und Aufregung dieser letzten Wochen, nicht zu einem längeren Briefe in der Stimmung sein. Ich habe eben angefangen, meine Bibliothek in Kisten zu packen; dabei platzen jeden Augenblick Miethlustige in's Haus, um es in Augenschein zu nehmen; Tische, Stühle und Bänke haben auch die längste Zeit auf ihrer Stelle gestanden, und das Schönste bei alle dem ist, daß wir noch gar nicht wissen, wohin denn eigentlich. Diese Ungewißheit ist übrigens ein schlagender Beweis, wie wenig meine Rückkehr nach Deutschland eine Nothwendigkeit, ein durch tiefere Gründe bedingtes Muß ist. Vor zwanzig Jahren war das anders! Nun, wir müssen sehen!

Du wirst übrigens (dies muß ich, trotz aller Unruhe, doch noch eben erwähnen) Deine Freude an mir haben bei'm Wiedersehn! Ich brauchte nämlich seit Anfang December die Banting-Cur, und habe in diesen 3 Monaten 40 ℔ (sage vierzig Pfund!) an Gewicht verloren! Ein vollständiger Abfall der Niederlande, — ich bin ordentlich schlank geworden. Auch sonst bekommt mir die Cur vortrefflich. Ich fühle mich frischer und munterer, laufe dem Teufel ein Bein ab bei'm Spazierengehen, und orgele vor allen Dingen nicht mehr so entsetzlich im Schlafe, wie zu Deinem Schrecken noch voriges Frühjahr zu Sheffield und Chester. Ich bin ein total anderer Mensch geworden. —

* * *

An Wilhelm Vollmer.

London, 30. Mai 68.

Ihre gütige Zuschrift vom 20. April traf mich am Rheine, und die Cotta'sche Buchhandlung wird Ihnen inzwischen, meiner Bitte entsprechend, vorläufig in meinem Namen gedankt haben. Es war mir eine große Freude, meinen Beitrag für die Wochenausgabe der A. A. Ztg. so freundlich von Ihnen begrüßt zu sehen.

Beiliegend schicke ich Ihnen nun einige der versprochenen Uebersetzungen, — etwas später zu meinem Bedauern, als ich beabsichtigt hatte. Meine kleine Reise damals, und jetzt die Vorbereitungen zu meiner Rücksiedelung nach Deutschland störten und stören mich vielfach. Entschuldigen Sie, ich bitte sehr, den Verzug.

Die Ihnen heute zukommenden Gedichte sind, mit Ausnahme des letzten, sämmtlich den „Drum-Taps", den auf den Krieg bezüglichen Ge-

dichten Whitman's, entnommen. Ich hielt diese Stücke für die zumeist geeigneten, eine Bekanntschaft mit dem Dichter einzuleiten, doch repräsentiren sie ihn allerdings nur unvollständig. Seine Weltanschauung im Ganzen und Großen hat Whitman in anderen, längeren Stücken niedergelegt, mit deren Uebertragung ich beschäftigt bin, und Ihnen auch davon gern dies und das bestimmen werde, wenn ich hoffen darf, daß Sie für diese Sachen noch mehr Raum erübrigen können. Was ich Ihnen in dem Fall noch zu schicken hätte, würde wenigstens drei bis vier mal mehr sein, als die heutige Sendung. Bitte, sagen Sie mir ohne Rückhalt, ob Ihnen das nicht zu viel ist. Whitman ist für mich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Literatur, — aber es fragt sich freilich, ob seine Art Jedem behagt (vollends in einer Uebersetzung) und ob Sie Ihren Lesern nicht Ansprechenderes bieten können. —

* * *

An Wilhelm Vollmer.

London, 12. 6. 68.

In der Unruhe des Abschiednehmens und Einpackens kann ich Ihnen heute nur in aller Kürze für Ihren freundlichen Brief vom 4. d. M. meinen Dank abstatten. Ich hörte gern, daß Ihnen die Proben aus W. Whitman für die W.-A. der A. A. Z. passend schienen, und daß Sie mir erlauben wollen, Ihnen nachträglich noch einiges Andere von meinem wunderlichen Heiligen zu senden. Sobald ich die jetzige Tummelei überstanden und meinen nächsten Bestimmungsort erreicht habe, soll dies alsbald geschehen.

Unterdessen leg' ich Ihnen hier ein paar Gedichte nach meinem alten Burns bei. Meine ersten Uebertragungen nach Burns erschienen, irr' ich nicht, im Sommer 1835 im „Morgenblatt", — und ich bin noch immer nicht mit ihm fertig! Die hier folgenden beiden Stücke (wie manches Andere von Burns, was ich noch im Pult, d. h. jetzt in der Packkiste, habe), sind bis jetzt noch von keiner der vielen Burns-Uebersetzungen berücksichtigt worden. Und sie sind doch so characteristisch für den Dichter. Wenn sie Ihnen passen, so bestimme ich sie mit Vergnügen für die Wochenausgabe.

Auf Ihre freundliche Anfrage erwidere ich, daß ich zunächst aus Gesundheitsrücksichten für eines meiner Kinder einen kurzen Aufenthalt in irgend einem kleinen Bade der Pfalz oder des Schwarzwaldes (in welchem, steht noch nicht ganz fest) nehme, und mich von dort aus mit Muße nach einer bleibenden Stätte in Süddeutschland umsehen werde. Ich habe dabei allerdings an die ländliche Umgebung Stuttgarts gedacht, doch ist noch nichts bestimmt, und ich würde unter Umständen (bei'm Finden einer mir

durchaus passenden Wohnung u. s. w.) selbst soweit südlich, wie der Bodensee, gehn. Jedenfalls, mag ich denn zuletzt auch bleiben, wie sich's eben trifft, hoff' ich Sie im nächsten Monate persönlich zu begrüßen. Und darauf freue ich mich herzlich. —

* * *

An Richard Wehn.

Jahrgang 1876, Nr. 16 der Gartenlaube bringt in einem Aufsatze von R. Wehn einige Bruchstücke von Briefen Freiligraths, ohne Angabe des Datums, jedoch jedenfalls aus dieser Zeit. So mögen sie einander in der von Wehn gewählten Ordnung folgen.

Als Resultat der Nachforschungen in Betreff der Detmolder Häuser kann ich melden, daß die mir gewordenen Mittheilungen entschieden zu Gunsten „unter der Wehme" lauten. Meine Autorität ist die allerbeste, die es unter den Umständen geben kann: meine gute zweite Mutter, mit der sich mein seliger Vater, etwas über zwei Jahre nach dem Tode seiner ersten Frau, meiner Mutter, im Jahre 1819 verheirathete, sie als junge Frau in das Haus unter der Wehme führte, und die augenblicklich, hochbejahrt (gegen sechsundsiebenzig) und körperlich leidend, aber geistig noch vollkommen klar und frisch, in Soest lebt. Bei ihr habe ich mich nochmals nach Allem, was ihr vielleicht noch aus den Erzählungen meines Vaters in der Erinnerung sein möchte, erkundigt, und sie sowohl, wie ihre gleichfalls zu Soest lebende jüngere Schwester, behaupten auf's Entschiedenste und ohne alles und jedes Besinnen, ja selbst ohne auch nur die Möglichkeit eines andern Geburtshauses zu unterstellen: daß ich, der öfteren Angabe meines Vaters zufolge, in dem fraglichen Hause unter der Wehme geboren worden bin. — Und selbst das Zimmer des Hauses, dessen Wände ich zuerst beschrieen habe, hat der Vater ihr bezeichnet, eine in's Einzelne gehende Genauigkeit, die uns nicht in Verwunderung zu setzen braucht, wenn wir erwägen, daß mein Vater gewiß bemüht war, seine zweite Frau in dem Stillleben der Wohnung, in der er in Freud' und Leid so mancherlei erfahren, heimisch zu machen und ihr seine geistigen und gemüthlichen Beziehungen zu den Räumen, in die er sie einführte, anzudeuten. Ich war das geliebte, einzig übriggebliebene Kind seiner ersten Ehe; wie natürlich, daß er ihr, die er mir zur zweiten Mutter gab, nun auch sagte: in diesem Hause, in dieser Stube ist der Junge geboren. — Das zarte Knäbchen von damals, um dessen Geburtsstätte es sich handelt, ist ein vierschrötiger alter Kerl mit grauem Kopfe geworden, und es wäre vielleicht besser, man verwahrte die Tafel für sein Grab, statt sie an sein Geburtshaus zu heften. —

Ich wußte, daß das Grab der guten Mutter längst eingesunken und nicht mehr aufzufinden ist. Meinem theuern, unvergeßlichen Vater gestatteten seine Verhältnisse nicht, die Stätte mit einem Gedenksteine zu bezeichnen; zehn Jahre nach dem Tode der Mutter verließ er Detmold für immer, — und wieder zwei Jahre später starb er selbst. Mich aber hat es seitdem hin und her getrieben, und ich habe den lieben Eltern, der Mutter wie dem Vater, nur eine gemeinsame und unantastbare Ruhestätte bewahren können — in meinem Herzen. Auch zwei Schwestern von mir ruhen auf dem Detmolder Kirchhofe, der Hauch des Waldgebirges rauscht schon über ein halbes Jahrhundert durch die Gräser auf den kleinen Hügeln. — —

Fünftes Buch.

Ruhejahre.

1868—1876.

Elfter Abschnitt.

Stuttgart. Herbst 1868. Cannstatt. Sommer 1874—18. März 1876.

So ward denn am 24. Juni 1868 Abschied genommen von dem Lande, welches Freiligrath fast zwanzig Jahre lang ein sicheres Asyl gewährt hatte. Das Scheiden wurde ihm nicht leicht, denn Tochter und Schwiegersohn und viele treue Freunde blieben zurück, Freunde, die gerade in der letzten Zeit sich recht als solche bewährt hatten. Ein festliches Abschiedsbankett vonseiten der deutschen Gesellschaft Athenäum lehnte der Dichter dankbar ab.

Freiligrath hatte beschlossen, die Reise in die Heimat zu Wasser zu machen, und rheinauf noch einmal durch Holland zu ziehen, für welches sich bei ihm im Laufe der Jahre eine Art Heimatgefühl entwickelt hatte. So bestieg er in London mit seiner Familie das Rotterdamer Schiff.

„Nur in aller Eile eine fliegende Zeile, die Dir (und durch Dich Koester und den übrigen Freunden) sagen soll, daß wir heute Morgen hier angekommen sind, und morgen früh um 6 Uhr unsre Reise per Dampfboot nach Mannheim fortsetzen werden. Wir haben aber keine Zeit, in Düsseldorf und Cöln auszusteigen, und müssen also diesmal auch darauf verzichten, die Barmer Freunde in ihren Heimstätten aufzusuchen. Keiner von Euch darf mir deshalb zürnen, — der Londoner Aufbruch hat uns mehr mitgenommen und mehr Zeit gekostet, als wir erwartet hatten, und jetzt bedürfen wir in jeder Weise der Ruhe, und Louise muß in's Bad!

Sind wir erst wieder einmal in Deutschland fest gegründet, so sehen wir uns ja manchmal, und werden gewiß nachholen, was wir jetzt versäumen müssen. Der Dampfer kommt gegen 4 Uhr Morgens bei Düsseldorf vorbei, am Samstag. Wir werden dann einen fröhlichen Schlummergruß Dir, Deiner lieben Frau und Euern Kindern hinüberschicken durch's Morgengraun und den Frühnebel des Flusses. Träumt unterdessen das Beste von uns!"

So schreibt F. Freiligrath am 25. Juni 1868 aus dem Bath Hôtel zu Rotterdam an den treuen Theodor Eichmann. Aber die Düsseldorfer Freunde wollten's sich nicht nehmen lassen, den Heimkehrenden auf deutscher

Erde zuerst zu begrüßen. Freiligraths ältester Sohn Wolfgang, damals Gerberlehrling in Köln, war nach Düsseldorf dem Vater entgegengereist; mit ihm begrüßten Th. Eichmann und H. Koester den Freund in der Morgenfrühe des 27. Juni am Rheinufer. Aber es drängte ihn, rheinauf weiterzufahren. In Köln erwarteten ihn glänzende Huldigungen. Bis Mülheim, seiner seligen Mutter Geburtsstadt, fuhren ihm die Freunde auf einem besonderen Dampfer entgegen, begrüßten ihn mit freudigem Zuruf und bestürmten ihn mit Bitten, in Köln auszusteigen und das ihm zu Ehren vorbereitete Empfangsfest mitzumachen. So ging es durch den sonnenhellen Morgen weiter rheinauf dem stolzen Köln entgegen. Gegen elf Uhr legte das Dampfboot an; die Schiffe am Rheinufer waren festlich beflaggt, eine zahlreiche Schar von Männern und Frauen begrüßte den heimkehrenden Dichter. Am Abend fand im Gürzenich ein Festmahl statt, welchem zweihundert Teilnehmer, darunter viele aus der Ferne herbeigeströmt, beiwohnten. Emil Rittershaus begrüßte den Freund mit einem schwungvollen Gedicht; Classen-Kappelmann feierte den Dichter, der neun mal von Land zu Land habe ziehen müssen, als den wiedergekehrten, dem nun eine bleibende Stätte und Muße für seinen schöpferischen Genius beschieden sei, dem das Traumrecht des Dichtens fürder nicht mehr verkümmert werde. Ein prächtiger Silberpokal in Römerform, auf dem Deckel eine Germania, ward ihm überreicht, auf welchem sich Rittershaus' Gedicht eingegraben befand:

Germania, sie hat entrollt
Des alten Banners Falten!
Sie bietet dir des Weines Gold
Und sagt: „Ich will den Sänger hold
Nun fest am Herzen halten!

Die Wunden, die die Zeit Dir schlug,
Vergiß beim Saft der Trauben.
Du zogst umher nun lang genug —
Ich kann fortan den Römerzug,
O Freund, dir nur erlauben.

Ich hab' nicht Kreuz und Stern zum Dank
Für dich, Poet, zu spenden!
Nimm hin den Becher silberblank!
Des Weines goldnen Feuertrank
Nimm aus des Volkes Händen!

Dazu die Inschrift: Dem heimkehrenden Dichter F. Freiligrath an der Schwelle des Vaterlandes, Köln, 27. Juni 1868, von seinen rheinisch-westfälischen Freunden. Des Dichters Herz war übervoll; nur mit Mühe ver-

mochte er auf die rauschenden Huldigungen mit ein paar Dankesworten zu erwidern, die er sich vorher aufgeschrieben. Er hatte in Ahnung dessen, was bei dieser Gelegenheit auf ihn einstürmen würde, schwermütig seinen großen, von grauem Haar umwallten Kopf schüttelnd, den Vertrauten zu seiner Seite zugeflüstert: Ich wollt', es wäre Schlafenszeit, und alles wär' vorbei! Aber vor Mitternacht wurde er nicht erlöst; im übrigen verlief das Fest in heiterster und erhebendster Weise.

Seines Bleibens war nicht; er sehnte sich nach Stille und Einsamkeit. Schon am Morgen des folgenden Tages fuhr er weiter rheinauf, vorbei an den Stellen, wo er jung gewesen, an Drachenfels und Rolandseck, an Unkel, St. Goar und Asmannshausen; erst bei Mannheim verließ er den Dampfer; in dem Schwarzwaldbade Rippoldsau verweilte er den Juli. Da über die Frage des zukünftigen Aufenthaltsortes noch immer eine endgültige Entschließung nicht getroffen war, auch in Stuttgart eine passende Wohnung sich nicht gleich fand, so blieb Freiligrath einige Monate lang in dem nahen anmutigen Canstatt, bis dann Eingang Oktober 1868 in Stuttgart ein geeignetes „Gehäuse“ aufgefunden war, und der Dichter nach London den Auftrag senden konnte, ihm sein dort zurückgelassenes gesamtes Hausgerät nachzuschicken. Im November bezog dann Freiligrath seine in Stuttgart Ulrichsstraße 9 gemietete Wohnung.

So hatte er sich denn endgültig im schönen Schwabenlande niedergelassen; aber um sich auf einem völlig neuen Boden einzuleben, dazu war er eigentlich nicht mehr jung genug. Wohl fand er auch hier manchen warmen Freund. Da war Ludwig Walesrode, der Freiligrath gleichalterige politische Schriftsteller und Gesinnungsgenosse, Edmund Hoefer, der feinsinnige Romandichter, Georg Scherer, der Lyriker und Blütenleser, dem er zur Hochzeit 1871 ein anmutig scherzendes Gedicht widmete, Wilhelm Vollmer, der Dichter und Literaturforscher; da war ein Bekannter aus den längst verklungenen Barmer Tagen, Fr. W. Hackländer, waren Otto Müller, Eduard Paulus, Karl Mayer, J. G. Fischer, W. Hemsen; da war — leider etwas abseits — der Freund aus fröhlichen Jugendtagen, Dietwaldus Ganzhorn, der „Oberamtsscharfrichter“ zu Neckarsulm, der „trinkbare Mann“, der Besitzer eines vortrefflichen „Elfer-Kometenweines“, einer weitberühmten „Aufweichungsanstalt für eingetrocknete Wüstenpilger“, sowie verschiedener taufbarer Söhne; die Gedichte, welche Freiligrath seinem Dietwaldischen Paten und dessen Bruder widmete, gehören in ihrem wundervollen Humor zu dem Schönsten und Eigenartigsten, das er je schuf. Auch J. V. Scheffel, dem Dichter des Ekkehard und des Trompeters von Säckingen, trat Freiligrath bei einem dieser Ganzhorn'schen Tauffeste nahe.

So fehlt es denn an Dichtungen während dieser Stuttgarter Jahre nicht; Zeuge dafür sind neben den bereits erwähnten u. a. die schönen Lieder bei Moritz Hartmanns Abschied von Schwaben 1868, sowie das Lied zu Karl Mayers 83. Geburtstage 1869. Daß die Übersetzerarbeit, welche bei Ferd. Freiligrath allezeit neben der eigenen Produktion herging, oder wenn gerade eine Anregung zur letzteren fehlte, dieselbe ersetzte, nicht eingestellt ward, lehren uns die um jene Zeit entstandenen vortrefflichen Verdeutschungen nach Gedichten der Nordamerikaner Walt Whitman und Bret Harte, welche er ganz eigentlich in Deutschland erst bekannt machte.

So ging denn die erste Stuttgarter Zeit still dahin. Einen ehrenvollen Ruf, als Redakteur des Feuilletons der Neuen Freien Presse mit einem Gehalte von 6000 Gulden nach Wien zu kommen, lehnte Freiligrath dankend ab; er wollte nicht mehr seine schwer erkämpfte Freiheit opfern. In den Mai des Jahres 1869 fällt die Vermählung von Freiligraths zweiter Tochter Luise mit Heinrich Wiens. Auch ihr hat der Dichter zur Hochzeit ein schönes Lied gesungen und seine herzliche Freude daran gehabt, wie in ihrem Hause ein Enkelknabe nach dem andern erschien; die drei Lieder an seine Enkel Hermann und Siegfried sind von reizender Liebenswürdigkeit. Luise folgte dem Gatten nach England, wo Käthe schon seit einem Jahre hauste; Wolfgang und Percy waren gleichfalls draußen, in Antwerpen, England oder gar jenseits des Weltmeeres; einsam ward des alternden Dichters Haus; nur sein Sohn Otto verweilte noch bei den Eltern.

Als Freiligrath im Sommer 1868 in das Vaterland heimkehrte, fuhr er vorbei an den Stätten seiner fröhlichen und ernsten Jugendjahre, an Barmen und Soest, Detmold und dem Teutoburger Wald. Als nun der demokratische Gesangverein Arion zu Bielefeld im Juli 1869 das Fest seines zehnjährigen Bestehens feierte, lud derselbe den Dichter zur Teilnahme an jener Feier und zum Besuche der lippischen Heimat ein. Freiligrath, der sonst jeder ihm gebrachten Huldigung nach Kräften aus dem Wege ging, sagte zu; daraufhin ließ der Arion zahlreiche Einladungen an freisinnige Dichter und Schriftsteller, sowie an hervorragende Parteigenossen von Rheinland-Westfalen ausgehen; die Jahresfeier des Arion ward damit zu einem politischen Parteifest und vor allem zu einem wirklichen Freiligrathfest erhoben. Ferdinand Freiligrath selbst erschien mit seinem Sohne Wolfgang; es kamen der greise Hoffmann von Fallersleben aus dem benachbarten Corvey, G. Pfarrius und J. Classen-Kappelmann aus Köln, Heinrich Koester aus Düsseldorf, Adolf Strodtmann aus Hamburg, Ludwig Elbers und Emil Rittershaus aus Barmen, Julius Wolff, Albert Träger, alle teilweise seit langen Jahren dem Dichter befreundet; nicht zu gedenken der zahlreichen

andern Gäste, darunter mancher damals und noch jetzt gefeierte Mann. Der Haupttag des Festes war der 18. Juli. An das Konzert reihte sich am Abend ein Bankett, dessen begeistertste Grüße unserm Dichter galten; so widmete u. a. Hoffmann von Fallersleben dem alten Kampfgenossen für die Freiheit den folgenden Spruch:

Heil ihm, der den geraden Pfad
Des Rechts und der Freiheit gewandelt hat,
In edlem Zorneseifer zertrat
Allen Lug und Trug und allen Verrat
Am Vaterland und an Kirch' und Staat,
An der Menschheit Proletariat!
Heil ihm, der für die Freiheit früh und spat
Kämpfte wie ein tapferer Soldat:
Sie bleibt seine Braut im Hochzeitsstaat,
Nie könnt' er werden ein Renegat,
Nie üben an seiner Verlobten Verrat.
Und hielt' ihn gefangen Kosak und Kroat,
Und säh' er nur Blut- und Thränenbad,
Und würd' er begnadet zu Galgen und Rad,
Er bliebe der Freiheit Advokat
Mit Sang und Wort, mit Rat und That.
Und wenn einst der Tag der Vergeltung naht,
Wenn gewogen wird Gesinnung und That,
Wenn die Ernte kommt für jede Saat,
Dann wird erkannt, was er ist, was er that,
Dann ruft mit mir jeder Demokrat:
Hoch lebe mein alter Kriegskamerad!
Hoch Ferdinand Freiligrath!

Freiligrath, dem sonst Witz und Humor so schlagfertig zur Verfügung stand, war das flüssige Wort versagt, wenn sein tiefstes Gefühl angeschlagen ward; er antwortete auf die ihm gespendeten Huldigungen durch den Vortrag jenes wundervollen, in diesen Tagen geschaffenen Gedichtes „Im Teutoburger Walde“:

Das sind die alten Berge wieder,
Das ist das alte Buchengrün;
Das ist, von Fels und Halde nieder,
Das alte lust'ge Quellensprühn.
Das sind sie rauschend alle beide,
Der alte Wald, die alte Haide;
Ich seh' auf Wies', ich seh' auf Weide
Die alten treuen Blumen blühn.

So blühten sie, als ich in's Leben
Hinauszog von den Hügeln hier;
So sah ich sie die Köpfchen heben
Und leise bitten: Bleibe hier!
Ich aber schwang mich von der Klippe
Hinab die Bergwand durch's Gestrüppe;
Zum Meere wiesen Ems und Lippe
Mich durch der Senne braun Revier.

So zog ich fort! Ein halb Jahrhundert
Verrann seit jenem Tage fast!
Hier war's! ich seh mich um verwundert:
Zu Haus, und dennoch schier ein Gast!
Der braun als Knabe ausgefahren,
Kehrt heim mit eisengrauen Haaren,
Und hält mit seiner Last von Jahren
In seinen Heimatwäldern Rast!

— Nun aber lagr' ich stillen Muthes
Im Wald mich auf ein Felsenstück,
Und träum' und sinne, was mir Gutes,
Seit ich hier schied, zufiel vom Glück.
Die Summe zieh' ich meines Lebens
Am Ausgangsorte meines Strebens,
Und sag': Ich strebte nicht vergebens,
Und segne dankbar mein Geschick.

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient? Ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Wohlan, ich greife froh zum Becher,
Und gieße voll ihn bis zum Rand,
Und heb' ihn, ein bewegter Zecher,
Und halt' ihn hoch mit fester Hand;
Und ruf' hinaus in alle Gauen,
So weit ich deutsches Land mag schauen,
Laut ruf' ich's von des Berges Brauen:
Ich danke Dir, mein Vaterland!

Und wahrlich, nicht schöner als mit diesem einfach-warmen: Ich danke dir, mein Vaterland! konnte Freiligrath antworten auf die liebende Verehrung, die allerorten den Heimkehrenden empfing.

„Einen hübschen Beweis von Freiligraths großer Herzensgüte und Bescheidenheit,“ berichtet Julius Wolff, „darf ich hier erzählen. Wir saßen einmal in einem öffentlichen Garten, wo eine Kapelle spielte, wenn man diese „braven Leute und schlechten Musikanten“ eine Kapelle nennen durfte. Der Dirigent sandte dem Dichter ein Programm seines Konzertes mit einem durchgesteckten Lorbeerreis. Kommen Sie, sagte Freiligrath, der sonst alles Aufsehen so gern vermied, ich muß mich bei dem Manne bedanken! Wir gingen zur Estrade der Musikanten, und Freiligrath stand, den Hut in der Hand, dankend vor dem schlichten Manne, der dadurch in die sichtbarste Verlegenheit geriet.“

An die Festtage in Bielefeld schloß sich eine Fahrt in größerer Gesellschaft nach Detmold. „In jedem Dorfe, durch das wir kamen,“ so erzählt Julius Wolff, „wurde Freiligrath mit Rede und Gesang und einem Ehrentrunke begrüßt. Ehrenpforten und Kränze spannten sich über den Weg, alle Häuser waren geschmückt, die Straßen mit Blumen bestreut. Am Grenzstein mit der Lippe'schen Rose hielten wir Rast und lagen auf grünem Rasen unter breitästigen Eichen. Da war er glücklich in dem kleinen Kreise auf heimatlichem Boden, man sah es ihm an. Die Stadt Detmold hat wohl niemals in so glänzendem Festgewande, so reichem Blumenschmuck geprangt, wie an jenem Tage.“ Auch hier festliche Ansprachen, Festgedichte. Freiligrath ward in das mit Blumen geschmückte Haus unter der Wehme geführt, wo er seine glückliche Jugend verbracht hatte, und dort mit einem Lorbeerkranze gekrönt; er stand an Grabbe's neu hergerichteter Gruft; der Mutter Grab war längst verschollen. Beim Festbankett sah er die Genossen der Jugend in zahlreicher Schar um sich versammelt und dankte auch ihnen durch den Vortrag seines jüngsten Gedichtes. Das waren freudige tiefbewegte Tage, von welchen Freiligrath wieder in sein schwäbisches Stilleben heimkehrte. Er hat das freundliche Detmold und die Berge des Teutoburger Waldes nicht wiedergesehen.

Manches schöne Lied bei freudiger und ernster Gelegenheit hat Ferdinand Freiligrath in diesen ersten Stuttgarter Jahren gedichtet; da kam plötzlich ein heißer Nachsommer der Poesie über ihn, als im Juli 1870, einem Blitz aus heiterem Himmel gleich, die französische Kriegserklärung gegen Deutschland durch alle Lande flog. Freiligraths Dichtung war allezeit im besten Sinne Goethe's Gelegenheitsdichtung; auf Wunsch, ohne den Drang des eigenen Herzens, zu schaffen, war ihm unmöglich; griff aber Freud oder Leid oder Zorn oder tiefste Anteilnahme in seine Seele, dann gestaltete sich ihm die Herzensregung alsbald zur schönsten rundesten Poesie. So auch in jenem bangen und zornigen Sommer 1870. Freiligrath hatte der politischen Poesie seit Jahren entsagt; nun aber gab ihm ein allmächtiger Zorn gegen das

frevelmütige Frankreich, gegen den „Zuaven im Purpur" die alte glühende Beredsamkeit; da warf er sein Hurrah, Germania! in das Brausen der Waffenrüstung, sein So wird es geschehen! in den Donner der ersten Schlachten; er gab damit der tiefen sittlichen Entrüstung des Vaterlandes gegen den frechen Friedensbrecher in flammenden Worten Ausdruck; er verkündete mit donnernden Prophetenworten den Zusammenbruch jenes Thrones, auf welchen mehr als auf andere des Dichters Wort paßt: „Blut des Volks muß Kaiserkronen löthen." Es waren das Gedichte, welche in zündender Weise dem Gesamtgefühl des deutschen Volkes Ausdruck gaben und darum auch mit wärmster dankbarster Begeisterung aufgenommen wurden; Hurrah Germania! fand wohl ebensoviele Tonsetzer wie weiland Beckers Rheinlied. Und dann sang er seinem Ältesten, der aus dem friedlichen England freiwillig herbeigeeilt war, um Krankenpflegerdienste zu leisten, seinem „Wolfgang im Felde" jenes ergreifende Lied, da er hinauszog zum Liebeswerke auf die Schlachtfelder an Mosel und Maas; da entstand jenes Kabinetsstück einfachster ergreifendster Balladendichtung, Die Trompete von Gravelotte, da das herrliche „Freiwillige vor!" ein tiefernstes Gegenstück zu dem vier Jahre früher gedichteten Lied fürs schwarze Land. Wer kann ermessen, wieviel Herzen diese herrlichen Lieder erhoben und zur edelsten Vaterlandsliebe entflammt, wieviel Thränen sie erweckt, wieviel sie getrocknet haben! Wie wundervoll offenbart sich in den Dichtungen dieser späteren Jahre Freiligraths tiefinnige, auch im Kampf der politischen Parteien allezeit wache Liebe zum großen deutschen Vaterlande, sein Ingrimm gegen jede Niedrigkeit, sein warmes Herz für jeden Leidenden und Bekümmerten, jenes tiefe herrliche Gemüt, welches die blöden Augen der Beurteiler in der ersten Sammlung nicht entdeckt hatten! In diesen Liedern kehren die Klänge der besten alten Zeit, der frische Griff ins Leben, die feurigen Bilder, die sprühende Beredsamkeit, die tiefe Empfindung in ergreifendster Weise, in vollster Jugendlichkeit zurück.

Freiligrath sandte diese Gedichte, wohl längst verrauschter Zeiten und Kämpfe gedenkend, Heinrich Bürgers in Köln für die Rheinische Zeitung; als er dann Eingang 1871 den Freund in Köln zum letzten Male wiedersah, sprach er in seiner freundlichmilden Weise: „Nun ist es wieder Zeit zu schweigen." Er hat Wort gehalten. Das letzte patriotische Gedicht, welches er überhaupt geschrieben, ist jenes unvergleichliche „An Deutschland", welches die im Spätjahr 1870 erschienenen sechs Bände seiner gesammelten Dichtungen einleitet, Freiligraths letzte Gabe an sein Volk:

Du trägst, du wägst in Händen
Eine Welt und ihr Geschick —
Was kann ich dir sagen und spenden
In solchem Augenblick?

Ich kann am Weg nur stehen,
Von Glück, von Stolz durchbebt,
Daß dieses Weltsturms Wehen
Auch ich, auch ich erlebt!

Und des zum armen Zeichen
Empor zu deinem Flug
Laß' diese Blätter mich reichen,
Meines Lebens Liederbuch!
Manch rund, manch rauhgestammelt,
Manch still, manch wild Gedicht:
Längst lag's für dich gesammelt —
Da ist's: Verschmäh' es nicht!

Mit sechzehn Jahren begann ich,
Mit sechzig sing' ich heut:
O lange träumt' ich und sann ich —
Doch däucht mich kurz die Zeit!
Rasch ist verrauscht ein Leben,
Rasch fällt des Alters Schnee —
O könnt' ich dir Bess'res geben,
Nun fast am Ziel ich steh'!

Wie arm scheint, wie geringe,
Wie wenig deiner werth,
Was zagend ich dir bringe,
Zu schmücken deinen Heerd;
Die alten „Liederkerzen",
Wie eigen heut' ihr Strahl!
Wie fremd greift an die Herzen
Manch Lied von dazumal!

Du aber hast in allen
Die Liebe zu dir erkannt:
Drum haben sie dir gefallen,
Drum gabst du mir treu die Hand!
Drum hab' ich seit frühen Jahren,
Als Jüngling und als Mann,
Auch Liebe von dir erfahren —
Mehr als ich danken kann!

Es ist wahrhaft herzerfreuend für den Freund des Dichters, daß derselbe mit solchen Klängen der Versöhnung, der Vaterlandsliebe von dem deutschen Volke schied; so dürfen wir hoffen, daß der Dichter des „Ça ira" auch mit dem Gange, welchen seines Volkes Schicksal genommen, versöhnt gestorben ist.

Wir dürfen das Erscheinen dieser ersten vollständigen Sammlung seiner Dichtungen mit Schluß des Jahres 1870 wohl als einen Lebensabschnitt für Freiligrath betrachten; es war, als wolle er zum Schlusse seiner langen Dichterlauf-

bahn seine Lebensarbeit dem deutschen Volke als Vermächtnis darbringen, seinen Dank zugleich für eine Anerkennung der gesamten Nation, wie sie keinem andern deutschen Dichter zuteil geworden. Auch nachmals hat er noch 'manches und Schönes geschaffen; wir aber, um nicht eine zu weite Strecke überschauen zu müssen, halten hier abermals an, um die Briefe dieses Zeitraumes einzufügen.

An Theodor Eichmann.

Canstatt, 9. Sept. 1868.

Was meinen letzten Brief an Elbers betrifft, so hattest Du denselben richtiger interpretirt, als Elbers. Er hat in seiner Besorgniß und freundschaftlichen Theilnahme zuviel zwischen den Zeilen gelesen. Es fällt mir nicht ein, nach England zurückkehren zu wollen. Davon kann unter keinen Umständen die Rede sein. Was ich meinte und was Du ganz richtig verstanden hast, war: — daß ich hier im deutschen Süden, wie schön und lieblich auch das Land und wie brav und herzlich auch die Bewohner, mich dennoch nicht so zu Hause fühle, wie ich in Rheinland-Westphalen, bei meinen treuesten und ältesten Freunden, mich fühlen würde, und daß ich mir hier fast ebenso abgeschnitten von Euch vorkomme, wie in England. Daran knüpfte sich dann um so mehr ein gewisses Sehnen und Verlangen nach Euch und der Gegend, die doch vorzugsweise für mich Deutschland ist, als auch sonstige Voraussetzungen, so namentlich die der Billigkeit des hiesigen Lebens, sich nicht als stichhaltig erwiesen, und als besonders auch die Wohnungsfrage allerlei Schwierigkeiten bietet.

Ich dachte also, als an eine Möglichkeit, trotz alledem, an den Rhein, aber gewiß nicht an England.

Unterdeß sind wieder acht Tage vergangen. Ich habe alles nochmals gewissenhaft überlegt und erwogen (auch mit meiner wirklichen Geh. Freiligräthin), und wir sind nun Beide zu einem Entschlusse gekommen, der die Sache vereinfacht, und Euch Freunden das Ueberlegen wesentlich erleichtern wird.

Nämlich: — Ich wünsche allerdings meinen Lebensabend am Rhein in Eurer Nähe zuzubringen, und halte also den Rhein als endliches Ziel für eine hoffentlich nicht allzuferne Zeit im Auge, — fest im Auge. Für jetzt aber, d. h. wahrscheinlich für die nächsten paar Jahre, bleibe ich in Schwaben. Ich bin nun einmal hier, man kommt mir mehr und mehr mit Güte und Freundlichkeit entgegen, ich kann und darf meine neuen und alten Freunde hier durch einen plötzlichen Aufbruch nicht kränken. Findet einmal ein Regierungswechsel in Preußen statt, oder erwirkt die freisinnige Partei ein Gesetz zu Gunsten von Leuten, die sich in meinem Falle befinden, so macht sich alles von selbst. Dann versteht es sich von selbst, daß ich mich

dauernd in Eurer Nähe, an den Ufern unsers geliebten Stromes, ansiedle, und weder bei meinen schwäbischen Freunden, noch bei mir selbst, wird meine Rückkehr nach Preußen dann einer Rechtfertigung bedürfen. —

* * *

An Wilhelm Ganzhorn.

Stuttgart, 10. 3. 69.

Herzlieber Freund und Gevatter!

Die h. 3 Könige sind am 1ten hujus allerdings wohlbehalten wieder hier eingetroffen, und gedenken noch allstündlich (wenigstens Einer von ihnen) mit Dank und Freude des schönen Tauffestes in Deinem traulichen Heim. Ich sah aus Deinem lieben Briefe gern, daß der stürmische Tag auch Euch gut bekommen ist, und daß mein liebes Pathchen (Hermann oder Eugen? wie heißt der Junge denn endlich, die familia militans hat sich doch jetzt wohl darüber geeinigt?) kreuzfidel ist und Euch durch sein Wachsen und Gedeihen Freude macht. Ja, lieber Alter, es war ein schöner Tag! Wir sind wieder einmal jung gewesen und haben die schöne alte Zeit in alter Treue fröhlich erneuert! Nur trinkt Ihr Männer am Neckar zu scharf für einen würdigen Greis und h. 3 König! Ich habe mich anstrengen müssen, Schritt mit Euch zu halten! Ist mir aber dennoch gut bekommen! In so edlem reinem Gewächs, wie Du es führst, darf auch ein Greis bei so festlichem Anlaß schon einmal über die Schnur hauen!

Sehr amüsirt hat mich Deine Mittheilung über das Singen des Trinkspruchs nach allen möglichen Melodien zu Heilbronn. Ich, wenn es doch einmal gesungen werden soll, finde keine andere Weise dazu, als (mit genauer Noth) die des alten Feldherrn: Fordre Niemand mein Schicksal zu hören! Aber Ihr Männer sangt auch wohl „mit feurigen Zungen", da bringt die Begeisterung und das Denken „an dies und das, was rauschet und was brauset", schon stürmische neue Weisen zu Tage!

Ich drücke Dir von Herzen die Hand!

Immer, wie vor 30 Jahren, Dein Freund, Dietwaldus und eigener Wohlthäter F. Fth.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 26. Juni 1869.

Habe herzlichen Dank für Deinen lieben Brief vom 21. d. M. und alle guten und freundlichen Wünsche zu Hochzeit und Geburtstag, die er mir aussprach! Auch ich habe an Deinem und meinem Geburtstage jener Feier gedacht, die Du uns Anno 1838 im Mühlenweg veranstaltetest, und

ich freue mich, daß auch Du Dich ihrer erinnertest. Ich kann Dir wohl sagen, daß all diese Zeit her kein Jahr vergangen ist, wo ich mir jenen Tag und Dich und unser ganzes fröhliches Zusammenleben von dazumal nicht vergegenwärtigt habe, auch in Jahren, wo unser brieflicher Verkehr in's Stocken gerathen war. Und daß er jetzt wieder im Gange ist, und daß Du, lieber August, mir nach so langer Zeit noch ganz derselbe treue Freund bist, als den ich Dich damals erkannte und ohne Wandel, auch wenn ich Dir auf meinen Kreuz= und Querfahrten lange verstummt war, geschätzt und geliebt habe, — das betrachte ich auch als einen Gewinn und eine Errungenschaft dieser letzten für mich so ereignißschweren Jahre, worauf ich stolz bin und mich glücklich schätze, daß wir uns wiedergefunden haben. Daß wir inzwischen ein gut Stück älter geworden sind, soll uns nicht kümmern. Wir wollen uns, das ist jetzt fester Vertrag, schon noch ein Vierteljahrhundert fröhlich mit einander durch's Leben schlagen. —

Deine Abneigung, nach Bielefeld zu gehen, verstehe und ehre ich vollkommen. Ich fürchte mich selbst vor dem Trubel und hatte keine Ahnung, daß die Freunde mich in solche Wirbel zu reißen beabsichtigten, wie es jetzt allerdings den Anschein hat, daß sie mir bevorstehen. Ich hatte an einen stillen gemüthlichen Tag im Teutoburger Wald gedacht, voilà tout! Gott weiß, wie abhold ich allem mich Vordrängen und Zur Schau stellen bin, — „ach, ich bin des Treibens müde, süßer Friede, süßer Friede &c. &c.“ — Aber dies unter uns, lieber August! Auf der andern Seite ist es ja ein großes Glück, daß so viele Herzen mir warm und liebevoll entgegenschlagen, — weit, weit über alles Verdienst! — und daß wackere deutsche Männer mir die treue Hand entgegenstrecken! Es würde unrecht sein, dem ausweichen oder gar darüber murren zu wollen!

* * *

An Emil Rittershaus.

Stuttgart, 26. Juli 1869.

Lieber Emilius,

Gestern Morgen gegen 3 Uhr bin ich wieder hier angelangt, fand Alles in gesundem Schlafe, und erfreue mich jetzt, nach aller Aufregung der verflossenen Woche, der Stille des Hauses und der Studirstube. Penelope und die Sprossen kommen nicht aus dem Erstaunen heraus über alles, was der alte Odysseus ihnen zu erzählen hat. Und in der That, wenn ich's nicht erlebt hätte, ich glaubte es selbst kaum. Womit habe ich denn nur verdient, was man mir in so überreichem Maße entgegengetragen hat? Mein Leben ist durch diese westphälische Reise um Erinnerungen reicher geworden, um die Könige mich beneiden müssen!

An Julius Wolff.

Stuttgart, 30. Nov. 1869.

Mein lieber und verehrter Freund,

Heute ist in Detmold Andreasmesse („Up Andres-Misse Kümp de Winter gewisse," sagt das Volk) und ich will den Tag, dessen ich in Erinnerung an die Knabenzeit alljährlich treu gedenke, diesmal noch besonders feiern, indem ich mich in Gedanken unter die Eichen des Scherenkrugs zurückversetze und Ihnen für Ihre letzten freundlichen Mittheilungen, geschriebene und gedruckte, ein Wort des Dankes zurufe.

Das englische Gedicht, auf das Sie anspielen, ist weder von Tennyson noch von Longfellow, sondern von einem in meiner Sammlung zu meinem Bedauern nicht vertretenen amerikanischen Dichter Edgar Allan Poe, einem hochbegabten aber leider, ähnlich wie unser Grabbe, in traurigen Lebenswirren zu Grunde gegangenen Manne. Ich hätte das Gedicht (es heißt The Raven) gern als eine Probe aufgenommen, aber es ist so gar lang, und Hallberger, wie Verleger thun, drängte auf Raum- und Papierersparung. Sie finden das Gedicht aber, nebst einer außerordentlich gelungenen Uebersetzung, in dem trefflichen „Lieder- und Balladenbuch amerikanischer und englischer Dichter der Gegenwart" unseres Freundes Adolf Strodtmann. Versäumen Sie ja nicht, es dort kennen zu lernen! Das Buch bietet auch sonst eine Fülle des interessantesten Stoffes, und legt überhaupt ein glänzendes Zeugniß ab für das Talent und das ernste Streben unseres Freundes.

Wahrscheinlich sind Sie jetzt mit Ihrem Eulenspiegel in vollem Gange. Ich wünsche Ihnen von Herzen helle, fröhliche Schaffenslust dazu!

Leben Sie denn für heute recht wohl, lieber Freund! Fröhliche Weihnachten Ihnen und Ihrem Hause! An schönen Tannenbäumen fehlt es Ihren Kindern nicht im alten Harze!

* * *

An Karl Elze.

Stuttgart, 31. Dec. 1869.

Prosit Neujahr, und inliegend ein wohlconditionirter Plumpudding zur Erinnerung an unser liebes England und an alte Zeiten! Wie lang ist's heute, daß ich, die Pudelmütze auf dem Kopf und den Topf mit Häringssalat unter'm Arme, über's Glatteis zu unserm Sylvester-Picknick in — war es nicht Alfredstreet? geglitten kam?! Zwölf, — dreizehn, — vierzehn Jahre? Ich weiß es wirklich nicht mehr, wie lieb und lebhaft auch der ganze Abend mir noch in der Seele lebt. Damals war unser trefflicher, zu früh

dahingegangener Siegfried [1]) noch bei uns; auch Lothar Bucher, der Steuerverweigerungs-Hämorrhoidarius, transchirte moros seine Enten (für die National-Zeitung und für unsere Abendtafel), und war noch nicht Decernent für Lauenburg. Oder was sonst er jetzt sein mag. Was haben wir nicht Alles erlebt und überlebt seit der Zeit, — Menschen und Dinge! Morgen schon 1870! Das Jahrhundert wird alt und wir mit ihm! Nun, wir müssen uns wehren, und wollen vor allen Dingen einander gut und uns selbst treu bleiben. Ich drücke Ihnen von Herzen die Hand. — —

Nun möchte ich gern noch von manchem Andern zu Ihnen reden: — von dem Byron-Scandal der unseligen Beecher-Stowe, den Sie jetzt auch wohl noch in Ihrer, hoffentlich bald vor's Publikum tretenden Byron-Biographie berühren werden, — von Tennyson's neuem Gedichtbande „The Holy Grail" (immer wieder die für uns so weitab liegende Arthussage!) — von meinem und unserm Leben hier, dem stillsten und zurückgezogensten, das man sich nur denken kann — und mancherlei Anderem, — aber das Papier geht zu Ende, und ich fürchte ohnehin, Sie zu ermüden.

Also nur noch, für heute, das herzlichste Lebewohl und ein treuer Druck der Hand!

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, H. 3 Königstag 1870.

Prosit Neujahr, lieber Auerbach, — und vergieb, daß ich Dir nicht schon gleich zu Weihnachten ein herzliches Wort zurückgerufen habe! Die Unruhen der Festzeit (auf angenehme Weise vermehrt durch den Besuch unserer Kinder) muß mich entschuldigen. Auch hatte ich in den letzten Tagen ein ganz niederträchtiges Reißen in Kopf und Schultern. Jetzt geht's aber wieder besser.

Nun so danke ich Dir denn recht von Herzen für Deine dreifache Weihnachtsgabe, — Telegramm und Brief und Kreuznacher Barfüßele, [2]) — die, ich kann es wohl sagen, mir und uns das Fest wahrhaft geweiht und verklärt hat. Geliebter Freund, welch treues, dankbares Herz bist Du doch! Was hab' ich denn Großes für Dich gethan? Hab' ich doch nur wieder einmal ausgesprochen, welch hohe Freude Deine edeln reinen Schöpfungen mir fort und fort bereiten, — hab ich doch nur zu gern die Gelegenheit ergriffen, auch dem Meister Vautier meine Verehrung zu bezeigen! Das

[1]) Dr. Rudolf Siegfried, ein junger deutscher Gelehrter, seit 1855 Dozent des Sanskrit zu Dublin, wo er 1863 starb.

[2]) Cauers in Kreuznach Statuette des Barfüßele.



Danken ist ganz an mir! Habt Ihr Teufelskerle mich denn nicht zu ein paar frischen, lustigen Versen [1]) begeistert? Dafür drücke ich Euch die Hand!

Nichtsdestoweniger und mit dem innigsten Behagen, laß' ich mir auch Deine Dankesworte gern gefallen. Zeigen sie mir doch, daß es mir geglückt ist, Dir eine Freude zu machen. Was ich nicht gekonnt hätte, wenn Du mir nicht vorher eine Freude gemacht hättest! So ist es ja immer, lieber Auerbach, wir nehmen und wir geben, und wir wissen, was wir an einander haben! Und dabei soll es bleiben!

Nun aber die kleine Kreuznacherin! Sie kam mit ihrer Gans und ihrem Topfe Tags vor Weihnachten rechtzeitig hier an, und stand am Abend, bestrahlt von den Lichtern unseres Bäumchens, mit ihrem reizenden Gesichtchen lächelnd da. Die ist bewundert worden, und wird noch täglich bewundert. Sie sieht aber auch gar zu herzig aus den grünen Blättern und Ranken hervor, in deren Mitte sie auf dem Blumentischchen unseres Salons (sit venia verbo, o Barfüßele!) ihren ständigen Platz gefunden hat und uns nun täglich und stündlich an Dich erinnert. Dank und aber Dank, Herzensfreund!

Diese Cauer sind aber doch auch famose Kerle und Künstler! Wie voll Herz und Poesie jede ihrer Figuren!

* * *

Von einer ganzen Reihe ähnlicher Schreiben, welche vorliegen, sei nur eines hervorgehoben, dasjenige

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 25. 1. 70.

— Gestern habe ich einen großen Schmerz erlebt. Der Brief, von dem ich Dir inliegend eine Abschrift gebe, traf spät am Abend bei mir ein, und Du begreifst, wie er mich erschüttern mußte. Irre ich nicht, so hast auch Du, dazumal in der Unkeler Zeit, den armen Schlickum oft und gern bei mir gesehen. Einen treueren, fleißigeren, anspruchsloseren, braveren Menschen gab es nicht. Und nun, nach einem langen arbeitvollen Leben, dem kein Makel anhaftete, dieses Ende!

Es ist nun durchaus nothwendig, daß die alten Freunde etwas für die Hinterbliebenen thun. Ich habe heute bereits an verschiedene aus ihrer Zahl geschrieben, und komme auch zu Dir mit der freundschaftlichen Frage, ob Du in Deinem Kreise für die Sache wirken willst? Schlickum ging nach

[1]) Zu dem Gedicht „Barfüßele."



Amerika infolge seiner Betheiligung an der westphälischen 49er Erhebung (Iserlohn, Hagen ꝛc.) und hat darum auch ein Anrecht auf politische Sympathien. Außerdem muß er uns Westphalen durch seine treuen schönen Bilder zum Mal. und Romantischen Westphalen werth sein. Du siehst, es giebt mehr als Einen Gesichtspunkt, unter welchem Du die Theilnahme für ihn, oder vielmehr für die Seinen, rege machen kannst. Siehe zu, was Dir möglich ist, lieber Stumpf! Das treue Häuflein bei C. trägt gewiß gern etwas bei, wenn Du ihm die Sache in meinem Namen und mit meinem Gruße vorträgst. Ebenso vielleicht die eine oder andere Carnevals-Gesellschaft, — die Freude öffnet ja das Herz für fremde Noth und fremdes Leid. Ich lege Alles in Deine Hände und werde Deine Uebermittelung etwaiger Spenden gern und dankbar besorgen.

Nun, lieber Stumpf, ich überlasse Dir Alles! Vergieb mir, daß ich Dich quäle! In einem so traurigen und dringenden Falle setzt man sich eben über Alles hinweg, selbst auf Gefahr des Lästigwerdens und der Mißdeutung!

* * *

East Saginow, 31. Dec. 1869.

Geehrter Herr Freiligrath!

In der Voraussetzung, daß Sie sich aus den Jahren 1848 und 49 von Düsseldorf und Cöln her meiner noch erinnern, erlaube ich mir, Ihnen ein paar Zeilen zu schreiben. Vielleicht haben Sie bereits die traurige Thatsache erfahren, daß Ihr alter Freund Karl Schlickum sich Anfangs dieses Monats erschossen hat. Die bitterste Noth und Armuth hatten ihn, wie ich höre, zur Verzweiflung getrieben. Ich war nicht persönlich mit ihm bekannt, erfahre jedoch von Bekannten, daß seine Frau und fünf Kinder sich in den armseligsten Verhältnissen befinden; daß sie, so zu sagen, von Allem entblößt sind.

Sollten Sie unter Ihren zahlreichen Freunden etwas für die arme Familie thun können, so sind Sie dringend gebeten, es nicht zu unterlassen. Für das Nothwendigste ist einstweilen seitens der hiesigen deutschen Nachbarn gesorgt worden; wenn sich dort etwas thun läßt, so lassen Sie es mich gütigst wissen.

Mit freundschaftl. Gruß
Ihr C. Annecke.

* * *

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 10. 2. 70.

Ich drücke Dir die Hand so warm und so dankbar und so herzlich, wie ich sie Dir nur drücken kann! Dein soeben empfangener Brief hat mir recht

in der Seele wohlgethan! Ich freue mich der liebevollen Treue, mit der Du das Andenken unseres armen Freundes ehrst, und ich danke Dir aus vollem Herzen für den Eifer und die Opferfreudigkeit, womit Du Dich für die Hinterbliebenen bemüht hast und ferner bemühen willst! Das ist rechte echte Freundschaft! Ich hatte mich doch nicht in Dir geirrt, als ich, fast verzagt, mit meiner Bitte bei Dir anklopfte.

Ueber die mir gesandten Thlr. 40 quittire ich hiermit bestens und werde dieselben mit anderem Eingegangenen und meinem eigenen Scherflein demnächst abgehen lassen.

Danke doch auch allen Freunden, die zu Deiner Sammlung bereitwillig beisteuerten, auf's Herzlichste in meinem Namen.

Von Krah habe ich noch kein Resultat. Hoffentlich hat er was gethan, und ich höre bald von ihm. Auch von Schücking habe ich noch nichts gehört. Nun, er wird ja noch in diesen Tagen schreiben. Sehr warm und freundschaftlich hat sich der treffliche alte Simrock gezeigt. Auch Berthold Auerbach.

Ich leide seit einigen Wochen an furchtbaren rheumatischen Genickschmerzen, doch geht es jetzo wieder etwas besser.

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 11. 2. 70.

Habe Dank, mein lieber Auerbach, für Deinen guten und freundlichen Brief! Er ist mir, in Tagen der Abspannung und der Bedrücktheit, ein rechter Trost gewesen!

Wohl hast Du recht: Es ist eine schlechte Einrichtung in der Welt, daß die, die zusammen gehören, nicht auch immer räumlich einander nahe sein können. Es ist eben eine schlechte Einrichtung von den vielen! Auch der Rheumatismus ist eine! Und das Altwerden! Und der Tod! Aber die Welt und das Leben sind darum doch schön und herrlich, und wir wollen den Kopf hoch halten, so lange es geht.

Der Rheumatismus ist auch schon auf dem Rückzuge begriffen. Und trotz der Flocken, die wieder draußen wirbeln, seh' ich im Geist auch schon den Winter abziehen und wittere bereits den jungen Lenz. Der nächste Thauwind muß ihn bringen.

Nach dem Lenz aber kommt der Sommer, und dann sehen wir uns wieder. Aber hoffentlich doch am Bodensee oder im Schwarzwald, am Wasser oder unter Bäumen, und nicht in den staubigen Straßen Stuttgarts oder Canstatts?

Unterdessen Dank auch für Deine Theilnahme an dem traurigen Schicksal

des alten Unkeler Freundes Schlickum! Ich bin allerdings darüber aus, diesen und jenen der alten Genossen für die Hinterbliebenen zu interessiren, und hoffe schon in nächster Woche eine erste Sendung von gegen 80 Thalern abgehen lassen zu können. So habe ich mich denn auch Deines freundlich versprochenen Beitrags von Herzen gefreut, und denselben dankbar für Dich gezeichnet. Auch unser guter alter Simrock ist bei diesem Anlaß treu gedenk aus seinen altdeutschen Wäldern hervorgekommen. Ich rief freundlich in den Wald hinein, und er rief freundlich wieder heraus! Das freut doch! Seit einem Vierteljahrhundert hatten wir uns gegenseitig kein Lebenszeichen mehr gegeben! Solch eine gemeinsame Trauer bindet rasch wieder, was gelöst schien!

Und somit denn auch Ade, Old Berthold! Die herzlichsten Grüße von Haus zu Haus!

* * *

An Frau Dr. Lewald.

Stuttgart, 17. 2. 70.

Hochverehrte Freundin,

Haben Sie warmen Dank für Ihren lieben und willkommenen Brief! Und inliegend, von Herzen gern, das Gewünschte! [1])

Ich sage: von Herzen gern! Und dennoch ist mir nicht ganz wohl bei der Sache. Stoffe dieser Art, wie anziehend und herzergreifend auch für die Menschen, haben für den Dichter immerhin ihr Bedenkliches. Wie das hundert und tausend Mal Gesagte neu fassen? Wie längst Dagewesenes wiederholen, ohne gemeinplätzig zu werden, oder in ein hohles rhetorisches Pathos zu fallen? Möchten Sie finden, daß es mir leidlich gelungen ist, den schlimmsten Klippen aus dem Wege zu gehen! Wenn nicht, so muß mich der Gedanke trösten, daß es die Armen sind, für die ich mich blamire. Sie haben mich wirklich arg auf's Eis geführt, verehrte Freundin!

Es ist mir aus Ihrem Briefe nicht ganz klar geworden, was Sie eigentlich mit der Handschrift bezwecken? Blos deren Verkauf zum Besten des Bazars oder auch eine Veröffentlichung behufs der Agitation für Ihre edle Sache? Im letzteren Fall möchte ich vorzuschlagen mir erlauben, daß Sie die Verse, elegant und mit kleiner Schrift, auf einen Streifen Schreibpapier drucken und einige hundert Exemplare von dem Blatte abziehen ließen. Sie könnten mir dieselben rasch senden, ich würde jedes Exemplar eigenhändig unterschreiben und Ihnen Alles mit Wendung der Post zurückschicken.

[1]) Dieser Brief, gleich dem folgenden, bezieht sich auf die Entstehung des schönen Gedichtes „Februar 1870," verfaßt für den Bazar zum Besten des Berliner Asylvereins für Obdachlose.

Sie hätten dann, statt Eines, eine ganze Anzahl Autographen von mir, welche möglicherweise, bei mäßigem Preise, nutzenbringenden Absatz fänden,

Schenkten Sie diesem Plane Ihren Beifall, so würde es, glaub' ich, im Interesse der Sache sein, das Gedicht vorläufig noch nicht in Zeitungen zu veröffentlichen, und ich würde mir den Abdruck, in einem mir angenehmen Blatte, für eine Ihnen passend scheinende Zeit (etwa gleich nach Eröffnung des Bazars) vorbehalten.

An Walesrode hab' ich Ihre Grüße und Ihre botanische Notiz bestens ausgerichtet. Er erwidert jene dankbar und fügt sich in diese. Nicht zwar ohne Murren und Kopfschütteln. Wenn es dann auch Platanen wären, ruppig wären sie doch gewiß. Ich denke dabei an jenen zerstreuten Küster, der, als der Pastor den Vers des Psalms citirte: Du lässest Gras wachsen auf den hohen Bergen, — plötzlich durch die Kirche krähte: Aber es ist auch danach! So läßt der liebe Gott auch Platanen wachsen zu Berlin, — aber sie sind auch danach! —

* * *

An Frau Dr. Lewald.

Stuttgart, 4. 3. 70.

Aber das war eine Arbeit, verehrte Freundin und Landsmännin! Fast hätte ich den Schreibkrampf gekriegt, und wäre mir nicht noch von London her, durch massenhaftes Contrasigniren von Aktien 2c. 2c., eine gewisse Fertigkeit geblieben, meinen nur gar zu länglichen Namen rasch hinzukritzeln, bei Gott, ich wäre nicht durchgekommen! Nun, ich war denn doch nach anderthalb Stunden zu Rande, und konnte Ihnen noch gestern, am Tage seines Empfangs, Ihr Packet zurück schicken. Die Exemplare werden nun hoffentlich morgen, zwei Tage vor Eröffnung des Bazars, wieder in Ihren Händen sein.

Auf eins der Exemplare, werden Sie finden, ist meiner Feder, in der Hast des Unterschreibens, ein biederer Autoklecks entfallen. Es versteht sich von selbst, daß der Käufer extra dafür bezahlen muß.

So wünsche ich denn dem Blatte und dem Bazar von ganzem Herzen den schönsten Erfolg. Ich freue mich und ich spreche Ihnen wiederholt meinen Dank dafür aus, daß Sie mir Gelegenheit gaben, für Ihre edlen Zwecke mitzuwirken. Und grüßen Sie mir doch auch all' Ihre anmuthigen jungen Verkäuferinnen auf's Schönste und Dankbarste!

* * *

An Karl Simrock.

Stuttgart 8. 3. 70.

Deine Sendung ist mit dem andern bis damals zusammengekommenen

(gegen 120 Gulden) am 21. Febr. in einem Wechsel auf Newyork an Frau Schlickum abgegangen und wird also wohl eben jetzt, oder doch in diesen Tagen, in ihre Hände kommen. Hoffentlich werde ich bis Ende dieses Monats noch eine ähnliche Summe folgen lassen können.

Herzlichen Dank auch für Deine Photographie, auf der ich den alten Freund unschwer wiedererkenne. Dein Gesicht scheint etwas in die Breite gegangen, aber sonst bist Du ganz der alte (heißt das der junge Karl Simrock) und besonders Dein Haar hat sich prächtig dunkel gehalten. Ich dagegen werde nachgerade so weiß wie eine Taube. Oder wie Hans Sachs, bei Adam Puschmann.

Der Einladung zur Menzenberger Weinlese soll, wenn es irgend geht, pünktlich Folge geleistet werden. Den Frühherbst werde ich wahrscheinlich in England zubringen und vorher ein paar Monate am Bodensee.

Der Incubus hat sich Gottlob schon seit einigen Wochen verzogen, doch komm' ich leider immer nicht so oft und so regelmäßig zum Schreiben an meine fernen Freunde, als ich wünsche und es mir vornehme. Meist nur dann, wenn irgend ein bestimmter Fall (wie jetzt z. B. der Schlickum'sche) das Schreiben unumgänglich nothwendig macht.

Kürzlich war Wilhelm Jordan hier, der ci-devant Marinerath und jetzige Rhapsode. Was sagst Du nur zu dessen um- und neugedichteten Nibelungen, die er selbst von Stadt zu Stadt recitirt? Der Incubus verhinderte mich, Jordan's öffentlicher Vorlesung beizuwohnen, doch war der Rhapsode so freundlich, mich hernach in meiner Höhle eine Probe seiner Dichterweise hören zu lassen. Phantasie, Wissen, Formtalent, Beherrschung der Sprache — alles das und vieles andere Löbliche soll gewiß nicht in Abrede gestellt werden, aber wozu denn nur, möchte ich fragen, eine solche Ilias post Homerum? Wir haben unser altes herrliches Nibelungenlied, — wozu nun ein neues, erweitertes dichten? Es ist ein eigenes Gefühl, das Einem bei diesen Sachen überkömmt. Auf der einen Seite die uralte Form, Langzeilen und Stabreim, auf der andern nicht selten moderne und modernste Anschauungen, Gefühlsweisen, Stimmungen und Redensarten. Was kann da anders herauskommen, als eine seltsam schillernde Zwitterbildung? Hier und da mitten zwischen dem deutschen Gehämmer der Stabreime bin ich sogar durch ein Fremdwort erschreckt worden. So durch Trombe. Warum sagt er nicht Wettersäule, wenn ihm Wasserhose zu schneiderhaft schien? Das Wort war mir wirklich wie eine Ohrfeige.

Mir und den Meinigen geht es wohl, Gottlob! Meine jüngste Tochter, seit Mai v. J. glückliche junge Frau, wird uns noch im Laufe dieses Monats zu Großeltern machen. Die ältere etwas länger gleich glücklich

verheirathet, ist noch nicht so weit, doch hat sie kürzlich einen literarischen Erstling in die Welt gesetzt, den ich beizulegen mir erlaube. Sie ist ein äußerst begabtes Wesen, und dabei liebenswürdig und natürlich. Nicht im Entferntesten Blaustrumpf! Auch unsere Jungen machen uns Freude. Der Aelteste lernt jetzt bei einem tüchtigen und wackern Meister die Lohgerberei, und zwar in Deiner Nähe, zu Cöln; der zweite ist als angehender Kaufmann in London, 'und der Jüngste, sechs Fuß lange, noch bei uns im Elternhause. Alle brav und gut bis jetzt, und nicht auf den Kopf gefallen. Gelehrte freilich nicht! Wenn Du mir wieder schreibst, so laß' mich doch auch über Deine Familie etwas erfahren. Was machen die lieben Töchter? Was der Knabe Caspar, den meine Frau grade vor 25 Jahren um diese Zeit in den Windeln bewunderte?

Wirst Du nicht am 20. März zu Hölderlin's 100jährigem Geburtstag nach Lauffen herüberkommen? Ich glaube zwar, es wird mehr ein schwäbisches Familienfest werden, als eine Nationalfeier. Trotz des Herrlichen, was Hölderlin geschaffen, — wie Viele oder wie Wenige kennen ihn?

Der alte Karl Mayer ist nun auch den Bundesbrüdern Uhland und Kerner und Schwab nachgefolgt; auch dieser Kreis ist nun ein Gewesener!

Nun muß ich aber ein Ende machen! Viele herzliche Grüße den lieben Deinigen! Auch Herrn Professor Böcking (den es vielleicht interessirt zu hören, daß seine Ausgabe der Epistolae obscurorum virorum mir seit Jahren ein liebes lustiges Hausbuch ist) das Ehrerbietigste und Freundlichste!

Und nun schick' mir bald wieder einen Haufen Geld!

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 10. 3. 70.

Im vorigen Jahr um diese Zeit schickte ich Dir meinen Geburtstagsgruß an den guten alten Karl Mayer. Ich hatte gehofft, ihm auch heuer zum 22. März ein Lied singen zu können: er ist aber, wie Du gelesen haben wirst, vor wenigen Wochen gestorben, der Letzte aus dem Uhland'schen Kreise. Er ist fast 84 Jahre alt geworden, und wenn sein Tod in dem Freundes- und Dichterkreise auch immer eine Lücke reißt, so mußte man doch darauf gefaßt sein. Statt eines Mayer-Liedes lege ich Dir nun ein Lied für die Berliner Asyle bei, zu dem ich von Berlin aus veranlaßt wurde. Ich habe 300 Exemplare eigenhändig unterschrieben, und dieselben werden jetzt als Autographen im Asyl-Bazar verkauft. Das Gedicht, scheint es, läuft durch alle Zeitungen. Ich habe es heute schon in 7 verschiedenen Blättern vor mir liegen, und zwar in jedem mit neuen Druckfehlern. Der

heiterste davon ist in der 4ten Strophe, wo es in der National-Zeitung und in der Sonntagsbeilage zur Berl. Börsenzeitung prophetisch heißt: „Und nächstens (statt nächtens) ruhig brennt Und blitzt das Firmament.“ — Das sind so die kleinen Leiden (und Freuden) des Schriftstellerlebens, und man kann Gott danken, wenn es nicht schlimmer kommt. Was ist einmal meinem guten Freunde und Nachbar Edmund Hoefer begegnet? Der schrieb in einer seiner Novellen: „In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Hollunder seine zahllosen Schößlinge getrieben,“ — wie aber war diese Stelle gedruckt in der Stuttgarter Frauenzeitung zu lesen? — „In der Ecke des Kirchhofs hatte ein uralter Holländer seine zahllosen Schößlinge getrieben.“ — Und in einem Buche von Gerstäcker heißt es buchstäblich: „Ein kalter Schneider (statt Schauder) lief ihm den Rücken hinab.“ — Ich selbst las einmal in meinen Gedichten: „Um das Feuer auf der Erde — vor den Haufen (statt Hufen) seiner Pferde,“ — doch war es zum Glück auf einem Revisionsbogen, und ich konnte den Fehler noch verbessern. Ebenso ein andermal „Auf dem Deckel der Gabarre.“

Das Lachen thut Einem wirklich manchmal noth bei allem Traurigen, was so oft an Einen herantritt. Wir wollen es ja nicht verlernen! —

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 17. 4. 70.

Ich denke jetzt auch allmählich an eine deutsche Gesammt-Ausgabe meiner poetischen Schriften. Die amerikanische darf nicht in Deutschland verkauft werden, und ist überdies zu theuer. Zehn Thlr. ist zu viel für die sechs Bände! Eine vollständige billige Ausgabe dagegen, zum Preise von 2½ bis 3 Thlr., würde, denke ich, wohl auf Absatz rechnen können? Gelingt es mir, mich wegen einer solchen mit meinem Buchhändler zu einigen, so möchte ich auch den bessern meiner Gelegenheitsgedichte eine Stelle darin anweisen, u. A. auch dem Hochzeitsgedichte, das ich Dir einst widmete. Würdest Du etwas dagegen haben, wenn ich es aufnähme? Ich bitte Dich, mir offen Deine Meinung darüber zu äußern.

Mein Gedicht zur Hölderlin-Feier wirst Du inzwischen in der Rheinischen Zeitung, die es, durch einen Druckfehler verschönert, aus der Augsburger Allgemeinen aufgenommen hat, gelesen haben. Es war eine schöne, sinnige Feier. —

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 23. 7. 70.

Es sind allerdings böse Zeiten, und man hat Mühe, den Kopf oben

zu halten. Du hast vorgestern den 17ten Jahrestag Deiner Vermählung gewiß ernster und in weniger gehobener Stimmung begangen, als man solche Tage feiern soll. Nachträglich die herzlichsten Glückwünsche!

Ida und ich sind wohlauf, und ein Theil unserer Sorgen ist uns dadurch abgenommen, daß wir all' unsere Kinder sicher und ungefährdet in England wissen. Otto hatte uns drei Wochen hier und am Bodensee besucht, und als er am 9. Juli nach London zurückkehrte (6 Tage vor der Kriegserklärung), schloß sich Wolfgang ihm an, um in England, oder vielleicht in Amerika, nach Arbeit sich umzusehen. Percy, wie Du wissen wirst, hat schon seit Ende April Stelle in Bury bei Manchester. So sind sie denn alle fünf wieder auf ihrer sichern Insel, und das Drückende und Gefahrvolle der Situation lastet ausschließlich auf uns Alten.

Ich hoffe und erflehe Sieg für Deutschland, — dennoch muß man auf Alles gefaßt sein. Ich packe eben schon meine Bibliothek, um sie auf Lager bringen zu lassen.

Was nun ein Kampf- und Siegeslied betrifft, so weiß ich noch nicht, ob der Himmel mir eines bescheeren wird. Im Augenblick ist meine Unruhe und Aufregung zu groß, als daß ich an poetische Produktion denken könnte. Auch meine ich, zum Kampfe rufen soll nur, wer selbst mitziehen kann. Ich bin aber nicht mehr Combattant.

Aber wir wollen sehen! Daß ich mit jeder Faser meines Herzens Deutsch bin und mich in aller Sorge stolz und gehoben fühle durch das einige, einheitliche Vorgehen Deutschlands, brauche ich Dir nicht zu sagen. Es ist eine schwere, aber auch eine große Zeit, und ich hoffe zu Gott, daß Deutschland größer, stärker, herrlicher aus dem Kampfe hervorgehen wird, als es je zuvor gewesen!

Gott mit uns! Nur Courage! Immer Kopf oben! Gieb bald einmal wieder Nachricht! —

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 19. 8. 70.

Ich danke Dir herzlich für die freundlichen und beruhigenden Worte, die Du mir mit Deinem lieben Brief vom 22. v. M. zuriefst, und wenn ich Dir nicht gleich darauf geantwortet habe, so willst Du dies, ich bitte, mit aller Aufregung und Bewegung entschuldigen, die ich, wie alle Welt, seitdem durchgemacht habe. In der ersten Zeit nach der Kriegserklärung, ehe wir wußten, daß die Franzosen in der That noch gar nicht fertig waren, herrschte hier eine durchaus nicht unbegründete Furcht vor einem Handstreich vom Elsaß aus, der u. A. auch dem gesegneten und durch seinen Anschluß an

Preußen verhaßt gewordenen Schwabenlande einen Besuch der afrikanischen Horden gebracht haben würde, die wir jetzt, Gottlob, nur als Gefangene hier gesehen haben. Wir saßen hier in einer garstig exponirten Ecke, und so traf mich denn Dein Brief, als ich eben meine Bibliothek, Silberzeug und andere werthvolle Sachen für alle Fälle einpackte und auf möglichst sicheres Lager außerhalb meiner Wohnung brachte. Es war das eine Beschäftigung, die mich über die Tage athemloser Spannung bis zum Eintreffen der Siegesnachrichten von Weißenburg und Wörth glücklich hindurchbrachte. Ich möchte solch eine Zeit nicht noch einmal durchmachen, obgleich ich zu meiner Ehre bekennen muß, daß ich, aller bangen Schwüle zum Trotz, niemals an unserm Siege, d. h. unserm endlichen Siege, gezweifelt habe.

Mit Weißenburg, Wörth und Spichern kriegten wir dann Luft und konnten, mit ganz Deutschland, wieder frei aufathmen. Und nun, wenn auch mit entsetzlichen Blutopfern, geht Alles seinen Gang, wie die Weltgeschichte ihn haben will. Ich denke, in 14 Tagen sind wir vor, vielleicht in Paris.

Nun ist mir aber eine große persönliche Sorge gekommen. Wolfgang ist aus England zurückgekehrt, und hat sich in Cöln als Freiwilliger gemeldet. Da er in England geboren, also englischer Bürger ist, so wies man ihn erst zurück. Nachher wurde er dennoch acceptirt, würde aber, da man complet ist, erst nach einiger Zeit, vielleicht gar nicht, als Combattant eingereiht worden sein. Das ertrug er nicht, der brave Junge, und schloß sich alsbald, mit noch einigen Freunden, dem Bonner Freiwilligen-Corps zur Labung der Verwundeten und Sterbenden auf dem Schlachtfelde an. Eine edle, eine heilige Mission! Ich kann den Entschluß des wackern Knaben nur billigen und segnen, und doch kannst Du Dir denken, was wir Eltern empfinden, wenn wir ihn uns in der Ausübung seines ernsten, schweren und trotz des rothen Kreuzes nicht ungefährlichen Berufes denken. Gott schütze und segne ihn, und bringe ihn uns gesund mit der siegreichen Armee zurück! Einem Liede an Wolfgang (das ich drucken ließ, weil es der guten Sache vielleicht noch Freiwillige zuführt) begegnest Du vielleicht bald in den Blättern. —

Die Opferfreudigkeit Deutschlands in diesem Kriege, die sich auch bei Euch in Barmen so glänzend bewährt hat, ist groß und herrlich, und macht Einen stolz darauf, ein Deutscher zu sein. So Etwas ist noch nicht dagewesen!

* * *

An Heinrich Koester.

Stuttgart, 7. 9. 70.

Lieber Heinz und liebe Frau Heinz,

Herzlichen Dank für freundliches Gedenken und liebe Briefe! Eine

Reise nach Düsseldorf ist mir im Augenblick unmöglich (keine Redensart!). Tausch bitte ich freundlich von mir zu grüßen. Zugleich aber muß ich seinen mich ehrenden Wunsch um eine „Siegeshymne" dankbar ablehnen. Du weißt ja wohl, lieber Koester, daß ich nichts auf Bestellung machen kann. Zudem sind wir noch lange nicht am Ende. Ich hoffe das Beste, aber es können noch dumme Verwicklungen eintreten.

Nun eine Bitte. Meine längst beabsichtigte und vorbereitete Gesammtausgabe sollte schon im Juli im Druck begonnen werden. Da, grade als ich den ersten Bogen revidirte, kam der Kriegslärm, und die Sache mußte gestundet werden. Jetzt aber, nach Sedan, hat der Verleger wieder Muth, und der Druck hat neuerdings begonnen. Im 4ten Bande kommt auch allerlei Neueres und Neuestes, darunter die Gelegenheitsgedichte. Hat nun das verehrte Ehepaar Koester etwas dawider, daß ich das ihm vor Jahren gesungene schöne Epithalam (worin der berühmte Ruhsitz) mit in die Sammlung aufnehme? Es wolle sich bald darüber vernehmen lassen, — wo nicht, so nehme ich die Verse auch ohne seine Erlaubniß auf! Wonach sich zu achten!

Wir sind jetzt sehr einsam, und leben fast nur noch im Gedanken an die Fernen und in der Sorge um sie. Gottlob sind die Nachrichten bis jetzt immer gut gewesen. Auch der kleine Enkelsohn gedeiht prächtig. Wolfgang schreibt liebe, höchst interessante Briefe (die letzten, aus Pont-à-Mousson, reichten bis zum 2. Sept.), und wird jetzt mit auf dem Marsch nach Paris sein. In der blutigen Affaire von Gravelotte war er mitten drin und hat verbunden, erquickt und getröstet, während rechts und links die Kanonenkugeln einschlugen und die Bomben über ihm platzten. Beim Wiedersehen Alles näher. Er ist ein prächtiger, tapfrer Mensch. Gott schütze ihn ferner!

* * *

An Karl Simrock.

Stuttgart, den 18. Okt. 70.

Habe Dank für Deine freundliche Einladung! Wie gern folgte ich derselben! Aber es geht nicht. Wolfgang ist nach acht Wochen treuer Arbeit bei Metz, Gravelotte, Sedan ꝛc. fieberkrank aus Chateau-Thierry heimgekehrt, und wenn sein Zustand auch nicht gefährlich ist (ein längerer Aufenthalt in der Ruhr- und Typhus-Atmosphäre des Heeres hätte ihn sicher gefährlich gemacht), so mag ich den braven Jungen doch jetzt nicht verlassen. Er ist uns nach aller Sorge, die wir um ihn ausgestanden, wirklich wie neugeboren. Dazu kommt, daß mich auch die Revision meiner Omnia (das dumme Zeug war nachgerade sehr in die Breite gegangen, und wollte eingefriedigt sein)

nicht losläßt. Die sechs Bände sollen bis Weihnachten bei Göschen erscheinen, und es wird forsch daran gedruckt.

Also nicht wahr, Du vergiebst? Ein anderes Jahr darf ich vielleicht nachholen, was ich jetzt versäume. Der Krieg hat durch manche Rechnung einen Strich gemacht. Meine Reise zu den Kindern nach England habe ich auch verschieben müssen. Vielleicht machen wir sie noch im Winter und begrüßen Dich dann auf der Durchfahrt. Ein Glück, daß wir noch den Juni in ländlicher Stille am Bodensee zubringen konnten, wo unser zweiter Sohn Otto uns Gesellschaft leistete. Wir waren in Bregenz als Standquartier und machten von dort Ausflüge auf und ab den See und in den Bregenzer Wald.

Frau Schlickum ist das Geld gut zu Statten gekommen. Ich höre von amerikanischen Freunden, daß es der Familie wieder leidlich geht. Die Farm ist ihnen geblieben, und der älteste Sohn, der sie bewirthschaftet, ist brav und fleißig.

Und nun vergnügte Lese, und möchten wir nach der Weinlese bald das Friedensfest begehen können!

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 14. 11. 70.

Wo in aller Welt steckst Du denn, alter Ueberall und Nirgends? Eben erhalte ich, von Deiner Hand überschrieben, den Heidelberger Theaterzettel von heute, und danke Dir herzlich für die Freude, die Dein treues Gedenken mir dadurch bereitet hat. [1])

Aber nun sag' mir auch, wo Du bist, und wohin ich sicher adressiren kann, wenn ich Dir einmal ein Wort zurufen möchte. So drängte es mich neulich, Dir meine freudige Zustimmung zu Deinem excellenten Briefe an Victor Hugo auszusprechen; ebenso Dir nochmals warm die Hand zu drücken für Deine Darmstädter Rede, die ich, durch die Sammlung meiner armen Omnia zu allerlei Rückblicken veranlaßt, kürzlich wieder las, — — aber man weiß Dich ja nirgends zu finden und zu fassen. Auch dieses Blatt laß ich nur auf gut Glück nach Heidelberg fliegen.

„Mumienweizen" mit Interesse zu lesen begonnen. Ich habe noch ein altes Gedicht mit derselben Ueberschrift liegen, hab' es aber leider, da es in irgend einer meiner vorsündfluthlichen Kisten steckt, nicht für die Gesammtausgabe auffinden können.

---

[1]) Dieser Theaterzettel bringt die Anzeige eines Vortrags von „Hurrah, Germania!"

Dagegen ist das Barfüßele-Gedicht gewissenhaft drin eingeheimst worden. Das ältere Gedicht natürlich auch.

Nun ade, lieber Freund!

Wären wir nur erst in Paris! Ich fühle und denke so deutsch, wie nur je zuvor, — diese Zerrüttung eines trotz alledem nobeln, tapfern und klugen Volks; dieses unsägliche Elend, welches (wenn auch durch eigene Schuld) über Frankreich hereingebrochen ist, frißt mir dennoch fast das Herz ab. „Gott mit uns!", wie es auf den preußischen Thalern heißt.

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 2. 12. 70.

Daß „An Wolfgang im Felde" und „Die Trompete von Gravelotte" Dir und Deiner lieben Frau zum Herzen gesprochen haben, freut mich recht. Blicket d'rum auch mit erneuter Nachsicht auf die beiliegende neueste Auflage Eures Hochzeitsgedichts, das soeben, in dieser Gestalt, in diversen Tausenden von Exemplaren in die Welt geht und Euren Ruhm verkündet. Daß Du Eichmann heißest und Inhaber einer namhaften Holzhandlung bist, mußte ich der Nachwelt natürlich (wenn auch nur in einer Anmerkung) verrathen, da die „Mahagoniblöcke" und der „Eichenmann" des Liedes sonst unverständlich gewesen wären.

Wolfgang, nachdem er acht Wochen treu und unerschrocken seinem schönen Berufe im Felde obgelegen, kam fieberkrank aus Chateau-Thierry zu uns heim. Er war ganz abgemagert und hatte die ersten 14 Tage, fiebernd und erschöpft, Bett und Zimmer zu hüten. Dann erholte er sich aber rasch wieder, und hatte vor wieder zu seinem Corps zu stoßen, als wir erfuhren, daß dasselbe seine Thätigkeit eingestellt habe und zurückgekehrt sei. Bald darauf erhielt Wolfgang auch vom Bonner Comité seinen, in den anerkennendsten und ehrenvollsten Ausdrücken abgefaßten Abschied.

Und nun wird er nach Weihnachten nach Amerika gehn. Es ist mir gelungen, ihm bei einem großen Gerbereibesitzer in Buffalo eine gute Stelle auszumachen, und ich hoffe zu Gott, daß der muthige Schritt in's Leben hinein dem braven Jungen zum Heile gereichen wird. Augenblicklich ist er bereits auf dem Wege nach England, in 14 Tagen bis 3 Wochen hoffen wir ihn in Foresthill zu treffen, um mit all' unsern Kindern ein stilles frohes Weihnachtsfest zu feiern. Wir wollten diese englische Reise eigentlich schon im Sommer machen, da kam aber der Krieg dazwischen. Möge es uns nun gelingen, sie zur Ausführung zu bringen! Wir sehnen uns sehr nach den Kindern und möchten doch auch gern den kleinen Enkel kennen

lernen, der ein Prachtkerl sein soll. Uebrigens die besten Nachrichten von allen Seiten in England; daß Otto durch eigene Energie und Unermüdlichkeit eine gute Stelle in Liverpool gefunden hat, weißt Du, glaub' ich, auch noch nicht. Percy schanzt ruhig drauf los in Bury bei Manchester.

Wenn der Krieg nur erst zu Ende wäre! Die Geschichte wird mir jedem Tage unerquicklicher. Die letzten Ausfälle aus Paris sind mörderisch gewesen, und besonders die Würtemberger sind arg mitgenommen worden. Hier herrscht deswegen seit gestern große Consternation. Ja, „die Todten, die Todten!"

— Eben noch sehr bedenkliche Neuigkeiten aus Frankreich. Ein Gerücht durchfliegt die Stadt, daß es den Pariser Truppen gelungen ist, unsere Cernirungsarmee zu durchbrechen. Große Bestürzung. Näheres weiß ich noch nicht. (Scheint Alles ungewiß und übertrieben!)

* * *

An Marianne Wolff, verwittwete Immermann.

Stuttgart, 9. Decbr. 1870.

Hochverehrte Frau!

Das wohlwollende Andenken, das Sie mir bewahrt haben, rührt und erfreut mich mehr, als ich Ihnen sagen kann. Haben Sie Herzensdank für all Ihre guten und freundlichen Worte! Ihr Brief überraschte mich, wie ein lieber Ton aus jener unvergessenen schönen Zeit, wo es mir vergönnt war, zu Immermann's Füßen zu sitzen.

Ich hätte Ihnen nun, besonders beim immer näheren Heranrücken des Beethoven-Tages, meinen Dank und meine Freude allerdings schon eher aussprechen sollen. Aber mit Beschämung muß ich's gestehn: ich bin mit den Jahren, was Briefeschreiben angeht, leider mehr und mehr ein unberechenbarer Mensch geworden. Das soll natürlich keine Entschuldigung sein. Zu meiner Entschuldigung darf ich aber vielleicht anführen, daß wir, meine Frau und ich, schon seit Wochen tief in Reisevorbereitungen stecken (wir wollen, wenn nichts mehr dazwischen kommt, die Weihnachten mit unsern Kindern in England verleben); daß wir gleichzeitig unsern ältesten Sohn zu seiner bevorstehenden Fahrt nach Amerika ausrüsten, und daß zu alledem ich, wie meine leiblichen Kinder sich in alle Welt zerstreuen, mit dem Sammeln und Einpferchen meiner Geisteskinder beschäftigt bin, und seit Wochen schon kaum noch aufathmen kann, so sehr bedrängen mich (die sechs Bändchen müssen noch vor meiner Abreise fertig gedruckt sein) Redactions- und Correctur-Nöthe. Nicht wahr, ich darf ein wenig auf Ihre Nachsicht rechnen? Vergeben Sie mir, ich bitte herzlich.

Nun zu Ihrem und des philharmonischen Comités mich in hohem Grade ehrenden Wunsche! Zu meinem großen und aufrichtigen Bedauern kann ich demselben nicht entsprechen. Ich meinte erst, es werde mir vielleicht möglich sein, und habe der Sache mit Ernst und gutem Willen nachgedacht (auch das hat meine Antwort mit verzögert): schließlich bin ich aber dennoch zu dem Resultate gelangt, daß es in allewege besser ist, wenn ich mich nicht unterfange, einen Flug für Beethoven zu wagen. Daß ich Beethoven liebe und verehre, brauche ich gewiß nicht zu versichern (Sie finden es ausgesprochen auf S. 194 meiner in Ihrem Briefe erwähnten „Zeitgedichte"), aber ich bin zu sehr Laie in der Musik, bin namentlich zu wenig eingedrungen in die Tiefen von Beethoven's Genius, als daß ich mir zutrauen dürfte, etwas seiner Würdiges, etwas über die bloße Phrase sich Erhebendes für seine Säcularfeier zu schaffen. Die Eigenartigkeit meines Talents ist zudem zu realistisch, um sich einem so Unfaßbaren, wie die Musik es ist, gewachsen zu fühlen. Sonst hätten die von Ihnen sinnig angedeuteten Bezüge, die einige Werke des Meisters zu unserer kriegerisch bewegten Gegenwart haben, gewiß ihr sehr Verlockendes für mich gehabt. Wenn Einer unserer Componisten, so ist gewiß Beethoven der Held der deutschen Tonkunst.

Lassen Sie mich hoffen, daß Sie und die Ihnen in Beethoven Verbundenen mein offenes, vor allen Dingen auf Erkenntniß dessen, was ich vermag und nicht vermag, sich gründendes Nein mit Nachsicht aufnehmen werden.

Das von Putlitz besorgte Leben Immermann's hab' ich im vorigen Sommer ernstfreudig genossen und mich wahrhaft daran auferbaut. Ein treffliches Buch, das man nicht genug lesen und wieder lesen kann! Wie hat es die alte Zeit, wie den alten Freund mir frisch wieder vor die Seele gestellt! Daß auch mein eigenes junges Gesicht mir plötzlich daraus entgegenschaute, war mir nur eine angenehme Ueberraschung. Ich freue mich herzlich der naiven Begeisterung, mit der ich den Münchhausen bei seinem Erscheinen begrüßt habe. —

Und nun das treueste, das herzlichste Lebewohl, hochverehrte Frau! Nochmals Dank und aber Dank für die große, große Freude, die Sie mir durch Ihren Brief bereitet haben! Bewahren Sie mir auch ferner ein freundliches Andenken! Ich werde gewiß nie aufhören, die alte Düsseldorfer Zeit und unsern geliebten großen Todten treu im Herzen zu tragen.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 13. Dec. 1870.

Ich hätte Dir für Deinen lieben Brief vom 22. Aug. längst, längst danken sollen: aber die Zeit, die wir seitdem durchgemacht haben, muß mich

entschuldigen. Freude und Stolz über unsre Siege, Schmerz und Bekümmerniß um die selbst zur Stunde noch nicht abzusehende Verlängerung des Kampfes und die grauenvolle Menge theurer Opfer, die er noch täglich in Anspruch nimmt; dazu, Monate hindurch, die Sorge um Wolfgang, — ja, lieber Freund, es waren und sind böse gute Zeiten, und man hat Mühe gehabt den Kopf oben zu halten. Und in all dem Wirrwarr mußte ich mich, von meinem Verleger gedrängt, noch zur Besorgung meiner Gesammtausgabe entschließen, und bin seit Monaten nicht aus Redactions- und Revisionsmühen herausgekommen. Jetzt neigt sich die Arbeit ihrem Ende zu, und ich hoffe, daß sie, trotz Krieg und allgemeiner Geldklemme, eine lohnende sein wird. Die Göschen'sche Buchhandlung ist bis jetzt ganz zufrieden.

Wolfgang, an dessen Ergehen Du so freundlich Theil nimmst, hat zwei Monate hindurch treu und unerschrocken auf den Schlachtfeldern gedient. Er war bei den Kämpfen um Metz, und hat namentlich am 18. Aug. bei Gravelotte mitten im Kugelregen verbunden und gepflegt, war auch am Abend des nämlichen Tages Einer von denjenigen Braven der Bonner Sanitätscolonne, die, unter der Führung ihres Hauptmanns von Stülpnagel, und unter den Augen des heranreitenden Kriegsherrn, den in wilder Flucht retirirenden Train zum Stehen brachten. Stülpnagel mit gezücktem Degen, die Sanitätler mit vorgehaltenen Revolvern, — so ist es ihnen gelungen, den Rummel in die Richte zu bringen. Stülpnagel wurde gleich am Morgen des 19ten zum König beschieden, und kehrte als Major zum Corps zurück, letzteres erhielt eine besondere königliche Belobung. Nachher war Wolfgang noch in und bei Sedan, darauf in Belgien auf dem alten Schlosse Gottfried's von Bouillon, und Tag für Tag mit dem Evacuiren von Verwundeten nach Libramont, Station der belg. Eisenbahn, beschäftigt. Von da ging's weiter vor in der Richtung auf Paris. In den Weinbergen der Champagne großes Traubenessen, und in Rheims lustige Kneiperei, wobei Stülpnagel, hochbegeistert, sogar einen Toast auf mich ausgebracht hat. Dann weiter nach Chateau-Thierry, — dort aber, in einer bösen Ruhr- und Typhusatmosphäre, wurde auch Wolfgang fieberkrank, und kehrte Anfangs Oktober zu uns zurück. Seit einem Monat ungefähr hat sich die Colonne gänzlich aufgelöst. So denkt denn Wolfgang, der jetzt Gottlob ganz wieder genesen ist, nicht mehr an einen abermaligen Feldzug, sondern wird wahrscheinlich bald nach Weihnachten oder Neujahr seine längst beabsichtigte Fahrt nach Amerika antreten.

* * *

Die ersten Monate des Jahres 1871 verbrachte Freiligrath bei den Kindern in England. Er fand bei der Heimkehr eine solch überwältigende Last von Briefschulden vor, daß er sich notgedrungen Bogen mit gedrucktem

Kopf anfertigen ließ, in welchem er um Nachsicht bat. Der Dichter, welchem ja das Briefschreiben überhaupt vornehmlich Gemütssache war, seufzte unter der Fülle dieses Briefwechsels; die Klage darüber kehrt häufig wieder, auch in jener Zeit, als ihn keine Berufspflicht mehr band.

Die nächsten Jahre brachten dem Dichter manches und dabei recht schweres Leid. Im Januar 1872 starb zu Soest im 80. Lebensjahr Freiligraths treffliche Stiefmutter; es ist ein Zeugnis seiner tiefen dankbaren Anhänglichkeit an dieselbe, daß der alternde Mann in beschwerlicher Winterzeit die weite Reise nach Soest zur Beerdigung unternahm; es war das letzte Mal, daß er den Boden Westfalens betrat. Bei diesem Besuche in Soest sah er auch Lina Schwollmann wieder, mehr denn dreißig Jahre nach der Lösung des Verhältnisses, das ihnen soviel Glück und Leid gebracht. Nun fügte es der Zufall, daß sie einen Augenblick allein zusammentrafen. Lina, ich danke Dir! sprach der Dichter zur Freundin seiner Jugend, der treuen Pflegerin seiner sterbenden Mutter, und bot ihr die Hand. Und so hatte auch dieses Verhältnis einen versöhnenden Ausklang gefunden.

In den Sommer 1872 fiel eine erquickliche Schweizerreise mit der Gattin, den beiden Töchtern und dem Schwiegersohn Kroeker. Der Bodensee von Konstanz bis Bregenz, Zürich, Chur bis zur Via mala, Luzern mit dem Vierwaldstättersee und dem Rigi waren die Hauptziele des vierzehntägigen Ausfluges. Viel Schönes und Gutes erlebte Freiligrath auf der kleinen Reise; mit zu dem Erfreulichsten gehörte die Wahrnehmung, daß er auch in den Herzen der Schweizer lebte und der Gegenstand ungesuchter Huldigungen wurde. Überall war der nach den Photographien,[1] besonders nach dem guten Holzschnitt in der Gartenlaube, erkannt und angeredet. Der Kapitän des Bodenseedampfers begrüßte ihn mit einer feierlichen kleinen Ansprache; dasselbe wiederholte sich auf dem Vierwaldstättersee, und auf dem Seelisberg reichte ihm eine fremde Dame aus der zahlreichen Tischgesellschaft die Hand mit den Worten: Grüßen Sie Wolfgang im Felde! Auch nicht ganz ohne poetische Ausbeute blieb die Reise, auf welcher die pietätvollen Strophen „Aus Graubündten" zum Gedächtnis an den Dichter Salis entstanden. Noch ein anderes Gedicht fällt in den Schluß des Jahres 1872; die schreckliche Überschwemmung der Ostseeküste durch ungewöhnliche Sturmfluten hatte von allen Seiten lebendigste Teilnahme und thatkräftigste Hülfeleistung wachgerufen. Auch Freiligrath, dessen Muse sich jetzt fast nur noch im Dienste der Menschenliebe und Pietät gefiel, erhob einen poetischen Hülferuf und legte ihn dem Dichter der Ostseesage in den Mund: Wilhelm Müller, eine Geisterstimme.

[1]) Das Titelbild des 2. Bandes ist nach einer Stuttgarter Photographie aus dem Spätjahr 1868 oder dem folgenden Winter gefertigt.

Im Anfang des Jahres 1873 dichtete Freiligrath auf den Wunsch des Vorstandes des Kölner Karneval-Komités den „Goethegruß zum Kölner Karneval." In diesem Liede führt er den Altmeister von Weimar redend ein, und wunderbar trifft er den Ton und die Ausdrucksweise Goethes, wie er vor Jahren in dem Hochzeitsgedicht an Koester den Stil der ersten Schlesischen Schule in unnachahmlicher Weise nachgebildet hatte. Das Schellengeläut der Narrenkappe, die ihm mit dem Dank des Komités zugeschickt wurde, fiel aber in eine Zeit der tiefsten Trauer und des bittersten Schmerzes für den Dichter; Februar und März 1873 brachte Freiligrath wohl das schwerste Leid seines Lebens; sein zweiter Sohn Otto starb am 1. März am Scharlachfieber, ein liebenswürdiger und begabter Jüngling, der eben sein Dienstjahr vollenden sollte. Es war ein furchtbarer Schlag für den Dichter, welcher an allen seinen Kindern mit rührender Liebe hing; der tiefste Seelenschmerz spricht sich in den Briefen aus jener Zeit aus; das Leid war um so bitterer, weil die übrigen Kinder in weiter Ferne, jenseits des Kanals und des Oceans weilten; das Gedicht „Rothkäppchen", März 1873, giebt dem herben Schmerz poetischen Ausdruck:

O Jammer, aus der Welt, so schön,
Ein junges Leben scheiden sehn!

O Jammer, wenn ein Auge, licht
Und jugendfroh, im Tode bricht!

Wenn junger Leib, vom Tod besiegt,
Heilig und still in Blumen liegt!

Nun sagt, ist wo ein Jägersmann,
Der uns den Wolf erlegen kann?

— Wir aber müssen daneben stehn,
Und, wie er wüthet, still ansehn;

Müssen senken in Weh das graue Haupt,
Zum braunen, das er uns geraubt;

Können, ach! nur mit den Rothbrüstlein
Blätter auf unser Liebstes streu'n.

Ein Sommeraufenthalt in Foresthill bei den Töchtern war dem gebeugten Manne der beste Trost in seiner Vereinsamung. Wolfgang kam damals aus Amerika und ward am 5. Juni 1873 mit Mary Eastman verbunden; es entstand bei dieser Gelegenheit das tiefergreifende Gedicht „Otto zu Wolfgang's Hochzeit"; es ist mit Thränen geschrieben.

In das Spätjahr 1873 fällt die Wiedererweckung eines seit langen Jahren entschlafenen freundschaftlichen Verhältnisses, desjenigen zu Emanuel Geibel. Bei dessen Scheiden von St. Goar, Herbst 1843, hatten sich die beiden Dichter zuletzt gesehen; „vom Beginn des Jahres 1846 an," schreibt mir E. Geibel, „tauschten wir keine Briefe mehr aus, da unsere politischen

Anschauungen immer widerspruchsvoller auseinander gingen. Aber wie verschieden auch die Wege und Ziele sein mochten, die wir im damaligen Kampfe der Parteien verfolgten, eine persönliche Verbitterung und Entfremdung ist niemals zwischen uns eingetreten, da jeder von uns von der redlichen Meinung des andern überzeugt sein durfte. Als Freiligrath später in England lebte, wurde zwar die unterbrochene Korrespondenz nicht wieder aufgenommen, allein wir sandten uns durch gemeinschaftliche Bekannte, welche herüber und hinüber reisten, häufig Grüße und mündliche Nachrichten über unser Ergehen. Nur einmal um den Anfang der sechziger Jahre, als ich durch einen Münchener Korrespondenten im Athenäum heftig angegriffen worden war, setzte mich Freiligrath brieflich hiervon in Kenntnis und erwies mir dann durch die Übersetzung meiner Entgegnung ins Englische den dankeswertesten Liebesdienst. Darauf verstrich wiederum ein Zeitraum von elf Jahren, während dessen wir nur auf die vorhin erwähnte Weise oder durch Zusendung von Büchern und einzelnen Gedichten in Verbindung blieben. Im Herbst 1873 aber erhielt ich von dem alten Freunde zu meinem Geburtstage ein überaus herzliches Schreiben, das ich sofort ausführlich beantwortete." Dasselbe wird seine Stelle in dieser Sammlung finden. Die folgenden Briefe beschäftigen sich hauptsächlich mit dem holländischen Nachdrucke deutscher Dichtungen; Freiligrath verfolgte diese Angelegenheit mit Feuereifer, und seinen und der mit ihm vereinigten deutschen Schriftsteller Bemühungen gelang es, eine Vereinbarung zwischen dem Deutschen Reich und Holland zu erzielen, infolge deren fortan die Piraterie der holländischen Nachdrucker aufhörte.

Das Jahr 1874 brachte den letzten Umzug in dem vielbewegten Leben unseres Freundes. So herzliches Entgegenkommen er in Stuttgart gefunden, völlig heimisch fühlte er sich, der Sohn Norddeutschlands und des Rheines, doch niemals dort; mancherlei örtliche Unannehmlichkeiten, die Sommerhitze des engen Thales, die Mietensteigerung bestärkten Freiligrath in dem Vorsatz, Stuttgart ganz zu verlassen! Er sah sich mit Frau Ida die Umgegend an bis hinüber zum Schwarzwald, dehnte seine Entdeckungsreise sogar bis Boppard am Rhein aus; da sich aber nirgends eine ganz passende Behausung fand, so kehrte er in das Schwabenland zurück, eigentlich ganz zufrieden mit dem Mißerfolg der Reise und mit der Aussicht, im Lande zu bleiben, besonders da sich in dem nahen Canstatt, wo er die ersten Monate seines Aufenthaltes im Schwabenlande verweilt hatte, 1874 eine bequeme Wohnung mit hinlänglichem Platz für die Bibliothek bot. Es war der erste Stock in einem der ersten Häuser am linken Neckarufer, unweit der Brücke, in dem Hause, welches nach der darin betriebenen stillen Schenkwirtschaft „Zum alten

Hasen" genannt wird. Kein Wunder, daß es ihm da gefiel; nur durch die Landstraße getrennt, rauscht der Neckar schäumend über das Wehr und haucht erquickende Kühle; jenseits liegt die stille Badestadt, und zur Rechten schaut über die Rotkastanien der Straße aus grüner Umrahmung der Rosenstein; die Pferdebahn nach Stuttgart hält vor der Thür; es ist eine anmutige Verbindung von Einsamkeit und regem Leben, von städtischem Verkehr und ländlicher Baumpracht; ein paar Schritte davon ist der Eingang zur Wilhelma, dem märchenhaften Parkparadies, welches ihm, einem der wenigen Begünstigten Canstatts, Freund Hackländers Fürsprache eröffnete; unter ihren herrlichen Bäumen hat er manche liebe Stunde wandelnd, schauend, lesend verbracht. In dem idyllischen „alten Hasen", einer rechten Ruhestatt für solche, die müde sind des Wanderns, aber nicht müde sich der schönen Welt zu erfreuen, hat Freiligrath die letzten anderthalb Jahre seines Lebens gewohnt; hier ist er gestorben.

Nachdem der Umzug glücklich überstanden war, freute sich unser Dichter der neuen angenehmen Wohnung, die auch gleich durch den Besuch der Kinder eingeweiht wurde. Mancher liebe alte Freund kehrte im Laufe des Herbstes und des nächsten Frühlings in der neuen Wohnung ein, und die Stuttgarter Freunde, Walesrode und Hemsen, Vollmer und Scherer, erschienen häufig als Gäste. Auch an Arbeit fehlte es nicht; Korrekturen wollten besorgt sein; einer großen Korrespondenz sollte soweit wie möglich genüge geschehen; auch Berge von Manuskriptsendungen konnten nicht immer beiseite gelegt werden und entrangen dem Dichter manchen Seufzer. Freiligrath war nie müßig, ließ seine poetische Thätigkeit nie schlummern, wenn er auch der Meinung war, daß der lyrischen Produktion durch das Alter eine Grenze gesteckt sei. Wenn also auch von Eigenem nur dann und wann ein Gelegenheitsgedicht entstand, so pflegte er doch unablässig seine meisterhafte Übersetzungskunst und ward nicht müde, Schönes und Neues auf dem Gebiete der englischen Poesie ins Deutsche zu übertragen. Bret Harte beschäftigte ihn sehr; es reizte ihn hier auch die große Schwierigkeit, welche die knappe, kurz abgerissene Ausdrucksweise des Kaliforniers dem Übersetzer in den Weg legt. Ferner einige Gedichte nach Th. B. Aldrich und Freund Longfellow. Auch einem älteren englischen Dichter, Robert Herrick, einem bis dahin in Deutschland ganz unbekannt gebliebenen Zeitgenossen Shakespeares und Miltons, wandte er sich mit Fleiß zu und fand so großen Gefallen an dem derben Humor dieses letzten Vertreters des lustigen Altenglands, daß er beabsichtigte, ein ganzes Bändchen Gedichte nach ihm herauszugeben. Es kam nicht dazu, und es ist bei den 20 Gedichten geblieben, die zum Teil in die Gesammelten Dichtungen aufgenommen, zum Teil erst nach seinem Tode veröffentlicht

worden sind. Auch die Übersetzung des Grabliedes aus Cymbeline entstand um diese Zeit, sowie die Glocken von Shandon nach Frank Mahony's berühmtem Tongemälde.

Das Jahr 1875 begann mit einem neuen literarischen Unternehmen, für welches E. Hallberger unsern Dichter gewonnen hatte. Es war ein halbmonatlich erscheinendes Heft in englischer Sprache, welchem Freiligrath den Titel Hallberger's Illustrated English Magazine gab, den es noch heute führt. War dasselbe auch nicht das, was Freiligrath im Jahre 1841 mit der verunglückten Britannia bezweckte, so war es jenem Projekt doch verwandt und bot dem Dichter willkommene Gelegenheit, fortwährend das Neueste in englischer und amerikanischer Literatur, Poesie wie Prosa, vor Augen zu haben. Aus diesem wählte er das Beste und Passendste für das Hallberger'sche Magazin aus und fand viel Vergnügen an der Arbeit, wenn dieselbe auch seine Zeit sehr in Anspruch nahm.

Freiligrath besaß im Grunde eine sehr rüstige Gesundheit und rechnete selbst, wie manche scherzhafte Stelle seiner Briefe zeigt, auf ein leidlich hohes Alter. Berichtet er bisweilen von vorübergehenden Leiden, besonders Husten und Rheumatismus, so hielt er sich doch im ganzen straff aufrecht; seine zunehmende Leibesfülle, ein Erbteil vom Vater, bekämpfte er in der Londoner Zeit durch eine sehr kräftig durchgeführte Banting-Kur, welche sich indes nicht nachhaltig wirksam erwies. Der Anstoß zu seinem letzten Leiden war im Grunde ein rein äußerlicher. Das Englische Magazin veranlaßte ihn häufig die Pferdeeisenbahn zu benutzen, um mit E. Hallberger dies und jenes zu besprechen. Bei einer dieser Fahrten, im Frühjahr 1875, versuchte Freiligrath in den rollenden Wagen einzusteigen und verletzte sich dabei am Schienbein. Andern Tages war der Fuß dick angeschwollen; der Arzt Dr. Ernst Veiel verordnete horizontale Lage und kalte Umschläge. Freiligrath war sonst wohl, empfing seine Freunde liegend, scherzte mit ihnen über seine „Leidenschaft am Bein", diktierte seiner Gattin, und niemand befürchtete etwas Schlimmes; doch fing der umsichtige Arzt schon jetzt an, das Herz des Kranken öfter zu behorchen und stärkende Arzneien zu verschreiben. Der Fuß besserte sich zwar und Freiligrath durfte wieder gehen, allein auch der andere Fuß begann zu schwellen, und dem Arzt war schon damals die Gefahr des Zustandes bekannt. Er schickte seinen Kranken zur Luftkur nach Klosters im Prättigau. Freiligrath konnte sich anfangs nur schwer dazu entschließen; aber er reiste Ende Juli in Begleitung seiner Gattin und seiner ältesten Tochter von Canstatt ab und fand im Silvretta-Hôtel zu Klosters bequeme Unterkunft. Die herrliche Gegend, die kräftige Bergluft und die liebenswürdige Gesellschaft wirkten anregend und erheiternd auf ihn. Freiligrath

war fast immer in freier Luft; des Morgens saß er mit einem Buche im Schatten des prächtigen Waldes, den nur eine sonnige Wiese von der brausenden Landquart trennt; des Nachmittags wurde gewöhnlich ein Spaziergang unternommen, und wenn Freiligrath auch nicht so weit gehen konnte, wie mancher andere, so hat er doch die benachbarten Dörfer und Thäler ohne allzugroße Anstrengung zu Fuße besucht. Er war der Gegenstand vieler zarten Aufmerksamkeiten von Seiten der übrigen Gäste, und häufig fand er schon früh auf seiner Thürschwelle ein thaufrisches Sträußlein von Bergnelken, Enzian und Kornblumen. So verflossen rasch vier schöne Wochen. Es kam der Schwiegersohn Kroeker, um seine Frau zu holen; es war, ihnen selbst unbewußt, der letzte Abschied zwischen Vater und Tochter.

Dann trat Regenwetter ein, und die Gäste waren aufs Haus beschränkt; Freiligrath sehnte sich heim und reiste Anfang September ab. In Zürich wurde kurze Rast gemacht und der Uetliberg mit der Eisenbahn besucht. Auf der Spitze desselben verweilte der Dichter ein paar Stunden und schaute noch einmal mit Entzücken auf das großartige Bild der Alpenkette, das sich in leuchtender Klarheit vor seinen Blicken ausbreitete, auf die Stadt und den schönen See, an dessen Ufern er ja auch ein paar glückliche Jahre verlebt hatte. Er mochte sich wohl sagen, daß er diese Erdenherrlichkeit zum letzten Mal in seine Seele aufnehme.

Während Freiligrath zu Klosters verweilte, fand die Enthüllung des Hermann-Denkmales in der lippischen Heimat statt, zu welcher auch an ihn mehrfache dringende Einladungen ergangen waren; er mußte sie mit Rücksicht auf seine Erkrankung ablehnen. Doch schrieb er auf den Wunsch der Meyer'schen Verlagsbuchhandlung für das gelegentlich der Enthüllung veröffentlichte Prachtwerk das schöne Gedicht „Lang, lang ist's her", welches eine so anmutige Beschreibung der Gegend und ein köstliches Stückchen Selbstbiographie enthält und schließlich dem Andenken des väterlichen Freundes Clostermeier pietätvoll einen Tribut der Dankbarkeit zollt.

Ehe wir zur Darstellung von des Dichters Scheiden übergehen, mögen einige der vom Frühling 1871 bis Herbst 1875 geschriebenen Briefe uns Näheres über diese letzten fünf Jahre seines Lebens berichten.

* * *

An Karl Elze.

3 Sunderland Villas,
Foresthill, 10. 1. 71.

Ich habe hier stille und doch auch frohbewegte Tage erlebt. „The Gathering of the Clan" hat auf Weihnachten richtig stattgefunden. Alle Kinder um uns und den Weihnachtsbaum versammelt, und der prächtige

kleine Enkelmensch Cockalorum (eigentlich heißt er Hermann) obendrein. Am 25ten Januar, grade einen Monat später, war ich dann in Liverpool, und begleitete Wolfgang an Bord der „Italy", die ihn, will's Gott, gestern oder heute glücklich in New-York hat landen lassen. Otto, der in Liverpool Stelle hat, war mit mir an Bord, in order to see Wolfgang off; Percy konnte leider, einer Erkältung wegen, nicht von Bury herüberkommen, doch sah ich ihn bald darauf, frisch und munter, zwischen seinen Oefen und Maschinen in Lancashire. Stattliche brave Burschen, die drei! Wie die Zeit fliegt! Erinnern Sie sich noch der Weihnacht in Nr. 3 Sutton Place, wo u. A. Schwab's Geschichten aus dem griechischen Alterthum unter dem Weihnachtsbaum lagen? Jetzt fährt und kämpft und schafft und abenteuert das selbst, wie nur je ein griechischer Held! Was hat nicht Wolfgang im letzten halben Jahre Alles erlebt! Und hatte nicht Percy jüngst die stolze Idee, to try the diamond-fields in South Africa! Man hat nur immer zu dämpfen und zu beschwichtigen! Alle trachten sie nach dem goldenen Vließ, so gut wie weiland Jason! Die Töchter dagegen, Gottlob, leben still und glücklich in traut umfriedeter Häuslichkeit, und unsereins, wenn er nur ein Walter Scott wäre, könnte mit jedem Tage mehr sich hinsetzen und Tales of a Grandfather schreiben.

London, lieber Freund, würden Sie stellenweis nicht wiedererkennen. Holborn Viaduct, Thames Embankment, sonst neu durch das Häuserchaos gerissene Straßen, — man hört nicht auf, die Augen verwundert aufzuthun.

John Bull in seiner Sympathie für Frankreich ist augenblicklich nicht eben erbaulich anzusehn. Es ist nicht zu sagen, welchen Blödsinn man pariren muß. Gottlob, daß der Friede endlich dämmert.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 18. 4. 71.

— Habe vor allen Dingen Dank für die theilnehmenden Worte, die Du mir bei der Gelegenheit von Wolfgang's Verlobung zurufst! Sie haben meinem Herzen wohlgethan, und ich hoffe zu Gott, daß Deine guten Wünsche für den braven Jungen in Erfüllung gehn. Wolfgang's Briefe, die jetzt immer in regelmäßiger Folge bei uns eintreffen, sind fortwährend voll der besten Nachrichten und zeigen uns seine Zufriedenheit mit der Gegenwart wie sein Vertrauen in die Zukunft. Es scheint doch wirklich, als ob der Wille und die Fähigkeit zu arbeiten drüben in Amerika ein weiteres und leichter zu bebauendes Feld finden, als hier in der alten Welt.

Dennoch hab' ich in diesen letzten Tagen meinem Otto von Amerika

abgerathen. Er wollte, veranlaßt durch eine Bekanntschaft, die er in Liverpool gemacht hatte, nach Montreal in Canada. Wohlverstanden: auf gut Glück, ohne vorher ausgemachte Stelle u. s. w. Das ging natürlich nicht, vollends bei der gutmüthigen Unerfahrenheit des lieben Bengels, und ich habe ihm darum, milde aber bestimmt, geschrieben, daß weder mein Herz noch mein Beutel mir gestatteten, zwei Söhne in einem Jahre über den Ocean zu entsenden. Er ist erst zwanzig Jahre alt, und kann einstweilen in Liverpool noch genug lernen. Wir haben ihn da doch näher. Ach, lieber August, bei aller Freude, die Einem das rüstige Voranstreben der Burschen macht, es ist für die Eltern doch hart, sie so weit in aller Ferne zu haben. Es vergeht keine Nacht, wo ich nicht von ihnen träume. Der Tag mit seinen Anforderungen und Beschäftigungen übertäubt vieles: die Nacht und der Traum setzen das Herz wieder in seine Rechte ein, und da wandle ich denn herum mit den Jungen, und umarme sie, und küsse sie auf die Stirn, und erwache dann oft mit nassen Augen und liege schlaflos bis zum Morgen. Es ist eigen: ich habe die beiden Töchter gewiß eben so lieb wie die Söhne, aber ich träume weit seltener von ihnen, und dann niemals mit der ängstlichen Zärtlichkeit, wie von den Jungen. Es kommt wohl daher, weil ich sie in der treuen Obhut ihrer braven Männer weiß, während die Jungen sich erst ihr Leben zimmern müssen und die Mühen und Kämpfe und Versuchungen des Lebens alle noch vor sich haben. Führe Gott sie glücklich hindurch! Sie sind tapfer und brav, das ist mein Trost. —

* * *

An Karl Stumpf.

[Erster Teil des Briefes gedruckt.]

Stuttgart, Mitte März 1871.

P. P.

Von einer mehrmonatlichen Reise soeben heimgekehrt, finde ich auf meinem Schreibtische eine solche Menge während meiner Abwesenheit eingelaufener Briefe und anderer Zeichen freundlichen Gedenkens vor, daß es mir bei'm besten Willen unmöglich ist, Alles so rasch und so ausführlich zu erledigen, als es mir sonst angenehme Pflicht sein würde. Ich muß darum meine Freunde, auch solche, denen ich noch aus früherer Zeit Briefe schulde (namentlich in der Aufregung der Kriegsmonate ist manches an mich gerichtete wohlwollende Wort unerwidert geblieben), für mein seitheriges Schweigen nicht nur, sondern auch für die durch die Umstände gebotene Kürze meiner endlichen Antwort angelegentlich und vertrauensvoll um Nachsicht bitten.

Ferdinand Freiligrath.

Lieber Freund,

24. 4. 71.

Endlich komme ich auch dazu, Dir mein Versprechen zu lösen und Dir beikommend ein Exemplar meiner „Gesammelten Dichtungen“ zu überreichen. Nimm die Bücher freundlich an, und laß' Dich gern an alte Zeiten durch sie erinnern. Ich freue mich, daß ich jetzt so ziemlich Alles unter Dach und Fach habe. Viel, was überhaupt verdiente erhalten zu werden, wird jetzt nicht fehlen. Du meintest zwar, im Soester Wochenblatt von Anno 30, und um die Zeit, stände noch das Eine oder Andere, ich denke aber doch, daß das erst noch auf eine strenge Prüfung ankäme. Die meisten der Sachen werden auch nur ein lokales Interesse haben. Doch wird's mich freuen, sie gelegentlich einmal durchsehen zu können.

* * *

An August Boelling.

Stuttgart, 10. Juni 1871.

Vor allen Dingen meine herzlichsten Glückwünsche zu Deinem morgenden Geburtstage! Ich hoffe, Du verlebst ihn, trotz Regen, Frost und alledem, gesund und vergnügt im Kreise Deiner Verwandten und Freunde an den schönen Ufern der Ahr. Und möge er Dir noch oft wiederkehren, — möge Dir die Sonne noch oft hell und heiter an ihm aufgehen, sei es über dem Kegel der Landskrone oder zu Haus über den lieben Bergen unsrer alten Wupper! Wie die Zeit fliegt! Es sind jetzt schon zwei- oder dreiunddreißig Jahre, daß wir den Tag damals so lustig in Deinem Hause feierten! Dreiunddreißig Jahre! Viel, viel hat sich seitdem begeben, — für uns persönlich, und für die Welt! Gottlob, daß wir den Kopf noch immer hochhalten, wie grau er auch (wenigstens der meinige) geworden ist! Und daß wir uns dieselben geblieben sind, die wir uns damals waren! Dabei soll es bleiben! Glückauf! Nur unerschrocken weiter hinein in die Jahrzehnte! Was gilt's, wir bringen es noch fertig, den Antritt des neuen Jahrhunderts mit einander zu feiern! —

Das Hurrah Germania! ist wirklich zum geflügelten Worte geworden. Componirt worden ist das Lied, so viel ich weiß, an die 30 bis 40 mal, (erst kürzlich wurde mir eine Composition, natürlich von einem deutschen Künstler herrührend, aus San Jago in Chili eingesandt), — in Frankfurt ist ein schönes Kunstblatt danach erschienen, und als ich jüngst hier über den Jahrmarkt ging, hingen in x Buden baumwollene Taschentücher mit „Hurrah Germania“ und einer darunter gedruckten kriegerischen Gruppe flatternd im Winde. Desselbigen gleichen hab' ich die Worte in Schaufenstern auf Stickereien gesehen u. s. w. u. s. w. — Es macht Einem doch Freude. —

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 20. Juni 1871.

Herzlichsten Dank für Deine und der lieben Deinigen treue Glückwünsche zu meinem Geburtstage! Wir tragen nachgerade eine schöne Last von Jahren auf dem Buckel, lieber Freund, und müssen uns zusammennehmen, daß wir an unsern Geburtstagen nicht eher melancholisch werden, als uns freuen. Nun, die alten Knochen werden ja wohl noch eine Zeitlang zusammenhalten, Dir wie mir! Mit August Boelling, dem ich kürzlich zum 11. Juni nach Neuenahr gratulirte, hab' ich ausgemacht, daß wir noch den Antritt des 20ten Jahrhunderts mit einander erleben wollen, — wozu ich nunmehr auch Dich und Koester freundlich einlade. Es versteht sich von selbst, daß uns die Barmer Concordia bei der Gelegenheit ein Festessen gibt, bei dem natürlich als fünfter Altersgenosse unser Laudon den Vorsitz haben wird, während solche, dann 70 und 80jährige, Knäbchen wie z. E. Rittershaus uns bescheidentlich aufwarten und auf der Schalmei etwas vorblasen müssen. Es wird ein heiterer Tag werden, auf den wir uns schon jetzt freuen wollen.

Die Feier meines Geburtstages war übrigens, wie immer, so auch dies Jahr, eine ganz stille im Kreise der Familie. Die Anwesenheit Percy's und Maria's erhöhten die Festfreude natürlich sehr. Nachmittags fuhren wir durch den Wildpark auf die Solitüde, und genossen dort Bergluft, Kaffee, und schöne Aussicht in vollen Zügen.

Gestern Abend empfing ich nun auch noch Deinen Brief vom 18. mit heitern Erinnerungen an unsere Spritzfahrt vor vier Jahren nach Sheffield, Chester und Penman Mawr! Gewiß war es schön da, und ich möchte wohl einmal wieder von jenen Hängen mit Dir auf die See herabschauen! Ich würde die Sache jetzt besser genießen als damals. Denn ich bin frischer und kräftiger, als zu jener Zeit, wo das vieljährige Sitzleben mich etwas kletterfaul gemacht hatte. Jetzt geht das Alles besser. Ich war im vorigen Jahre an Einem Tage auf dem Hohenstaufen und dem Hohenrechberg, und marschirte dann, von Göppingen zu Fuß gekommen, noch weiter zu Fuß bis Gmünd. Du solltest eigentlich auch nach Herrenalb kommen und Dich im Bergsteigen mit mir versuchen. „Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen" (sagt Freiligrath), und es ist auch sonst schön und lieblich da. Also, Freund und Greis und demnächst Hundertjähriger, schnüre Dein Bündel und trabe rheinaufwärts!

* * *

An Wilhelm Vollmer.

Herrenalb, 8. Juli 1871.

Habe herzlichen Dank für Dein willkommenes Briefchen. Du bist

freilich ein fauler Besucher und lässest Dich nur gar zu selten bei uns sehen. Doch soll Dir vergeben sein, wenn Du Dich nächstens Walesrode anschließen und in seiner Gesellschaft gen Herrenalb pilgern willst. Ich will nicht sagen, daß Du es barfuß oder (wenn in Schuhen) mit Erbsen darin thun sollst (obschon das nur recht und billig wäre!), aber barhäuptig, in der Julihitze, und bepackt mit einigen Centnern Wurst und neuster, belletristischer Makulatur, dürftest Du den Weg als frommer Büßer immerhin schon zurücklegen. Dazu sei hiemit freundlich, aber ernst, angehalten! Ich hoffe Dich ehestens den Weg von Frauenalb heranfeuchen zu sehn!

Und nun auch noch schönsten Dank für Deine gütige Bereitwilligkeit, Dich des „Waldheiligthums“ schützend annehmen zu wollen! Eigentlich war nur von einer empfehlenden Buchhändleranzeige die Rede; wenn Du, außer einer solchen, Dich aber auch zu einer Besprechung (etwa in der Allgemeinen Zeitung) veranlaßt finden könntest, so würden wir Dir natürlich doppelt verbunden sein. Für diese Besprechung würde ich Dir freilich die gewünschten literarhistorischen Notizen erst nach meiner Rückkehr (in einigen Wochen) geben können: — für die Annonce dagegen genügt wohl schon eine kurze Hinweisung, daß die Dichterin (1835 in einem Alter von ungefähr 40 Jahren gestorben) auch heute noch für eine der ersten Poetinnen Englands gilt, — daß sie, zu einer Zeit, als Byron, Scott und Moore den britischen Parnaß beherrschten, sich eine glänzende Stellung zweiten Ranges zu erobern verstand, — daß das „Wald-Heiligthum“ (The Forest Sanctuary) für eine ihrer vollendetsten Schöpfungen gehalten wird, — und daß Bulwer, im „Pelham“, sich begeistert zum Lobe des Gedichts vernehmen läßt. Auch dürfte zu erwähnen sein, daß Johannes Scherr, in seiner Geschichte der englischen Literatur sowohl, wie in seiner allgemeinen Literaturgeschichte, das „Waldheiligthum“ eine Perle der englischen Dichtung nennt.

Meine Uebersetzung datirt aus den ersten vierziger Jahren, und ich bin der Cotta'schen Buchhandlung sehr dankbar, daß sie eine Miniaturausgabe davon freundlich hat veranstalten wollen. Die Uebersetzung erschien zuerst im Jahr 1846 in den von Cotta verlegten „Gedichten aus dem Englischen von F. F.“ Sehr würde mich's freuen, wenn Du, und wenn andre competente Kunstrichter diesen Versuch der Neubelebung einer zur Zeit ihres ersten Erscheinens ziemlich unbeachtet gebliebenen Arbeit gerechtfertigt finden würden.

NB. (für Dich, nicht für's Publikum): — bei allem Respekt vor den liebenswürdigen Eigenschaften der Dichterin, ist mir die Poesie der Hemans gegenwärtig doch ein wenig gar zu weich und weiblich. Dazumal hab' ich ihre Verse gern verdollmetscht: jetzt, als gehärteter Greis, würde ich mich schwerlich dazu haben entschließen können. Es hat eben alles seine Zeit. —

An Julius Wolff.

Stuttgart, 22. Nov. 1871.

Mein lieber und verehrter Freund,

Vergeben Sie mir, ich bitte herzlich, die unfreiwillige Verspätung meiner Antwort auf Ihren lieben und willkommenen Brief vom vorigen Monat! Eine Menge verschiedener Störungen und Abhaltungen, die letzte ein Umzug mit all seiner Unruhe, Unordnung und Verwirrung, hat mich eben in meiner Correspondenz sehr zurückgebracht, und ich muß, wie an die Nachsicht vieler anderer Freunde, so auch an die Ihrige appelliren.

Zuerst denn meine herzlichsten Glückwünsche zu Krieg und Sieg, und ruhmgekrönter Heimkehr mit dem eisernen Kreuze! Ich bin Ihnen auf Ihren Zügen, soweit mir dieselben durch Ihre Gedichte in „Schutz und Trutz" und durch jenen Brief aus Montereau noch während des Krieges bekannt wurden, mit liebevoller Theilnahme gefolgt und freue mich, Sie jetzt Ihrer Familie und einer Ihren Wünschen entsprechenden bürgerlichen Stellung wiedergegeben zu sehen.

Richtig bei mir angekommen, und zwar zu Herrenalb im schönen Schwarzwald, ist Ihre schöne Sendung: „Aus dem Felde". Das frische kleine Buch hat mir große Freude gemacht, und ich sage Ihnen von Herzen Dank dafür. Ihre Lieder sind erlebt, sind aus eigener Anschauung und eigenem Antheil an den Ereignissen des gewaltigen Jahres 70 hervorgegangen, und das ist's, was ihnen in dem Schwall von Kriegsliedern der jüngsten Zeit eine eigenthümliche Stellung und einen eigenthümlichen Werth giebt, abgesehen von dem poetischen Hauche, der sie durchweht, und ihrer sonstigen Liebenswürdigkeit. Nur Eins der Gedichte wünschte ich nicht in dem Büchlein, wie schon früher in „Schutz und Trutz", gefunden zu haben: das „Im Walde von Fontainebleau". Ich begreife wirklich nicht, wie Sie humaner Mensch und Dichter zu dem Liede oder eigentlich zu seinem (ich rede offen heraus!) widerlichen und abscheulichen Schlusse gekommen sind. Das Gedicht fängt so hübsch an; der Postillon, der durch den französischen Wald fährt und bläst, als wär' er daheim im Thüringer Walde, ist so keck und wacker auf's Papier geworfen; dann der Ueberfall, die Plünderung, die Ankunft der rächenden Deutschen, — das Alles ist so hübsch und lebendig und anmuthig, daß es Einem in der Seele weh thut, so frische Bilder durch ein Hängen en masse zum Abschluß gebracht zu sehen. Sie werden mir entgegenhalten, ich Stubenhocker verstände den Teufel davon, à la guerre comme à la guerre, mit Francstireurs ließe sich nur vermittelst des Stranges fertig werden. Mag Alles sein, ich will darüber nicht mit Ihnen streiten, (Schill und Lützow und Andreas Hofer und die spanischen Guerrillas waren

freilich eben auch nur „Francstireurs"), — aber den Strang und die Nothwendigkeit zugegeben, daß „unsere Jungens" die Henker machen mußten, — zum Gegenstand eines frohlockenden Gedichtes soll eine solche entsetzliche Nothwendigkeit nicht gemacht werden. Der Poet soll sich nicht schmunzelnd dazu die Hände reiben, soll die armen Gerichteten (Jeder der Sohn einer Mutter!) nicht seelenvergnügt mit Krammetsvögeln in der Schlinge vergleichen! Bitter, bitter beklagen soll er die durch den Krieg gebotene Grausamkeit und, wenn er nicht ganz und gar schweigen will, nur in solchem Sinne seine Stimme erheben „im Walde von Fontainebleau!" Ueber den Patriotismus die Menschlichkeit! Bitte, ändern Sie für künftige Auflagen den Schluß des Gedichts, oder unterdrücken Sie's ganz! Sie sind ja ein lieber guter Mensch und haben ja selbst beim Requiriren dann und wann eine Kuh sich losreißen und in's Dorf zurücktraben lassen. Der Teufel hat Sie geritten, daß Sie, und mit Behagen, uns die armen Gehenkten zeigen mußten! Nun, nichts für ungut! Wenn ich Sie nicht gern hätte, läse ich Ihnen nicht den Text.

Und nun schönsten Dank für Ihr schönes Bild, welches mir zu meiner Freude zeigt, daß Sie frisch und heil und freudig dreinschauend „in's Leben, in die Menschlichkeit" heimgekehrt sind.

Von mir kann ich Ihnen nicht viel berichten. Ich lebe mit meiner Frau still vor mich hin, dann und wann kommt das eine oder andere unserer Kinder zu längerem oder kürzerem Besuch (eben jetzt ist mein zweiter Sohn Otto bei uns) und nachdem ich voriges Jahr meine Verse in einer 6bändigen Gesammtausgabe zusammengestellt habe (die, beiläufig, trotz des Krieges ihren Weg gemacht hat, und bereits vor 4 bis 6 Wochen in starker zweiter Stereotypauflage versandt wurde), denke ich jetzt daran, meine Lebenserinnerungen niederzuschreiben. Ich muß sehen, ob ich die Ruhe und Sammlung, die dazu nöthig sind, gewinnen werde. Von dem englischen Freiligrath meiner Tochter ist soeben auch eine zweite, mit meinen 70er Kriegsliedern vermehrte Auflage bei Tauchnitz erschienen. — —

Wenn Sie wieder nach Corvey schreiben, so richten Sie, bitte, einen freundlichen Gruß von mir aus.

Mit treuem Handschlag herzlich ergeben der Ihrige

F. Freiligrath.

P. S. Noch Eins: Der Magistrat in Detmold hat mir kürzlich offiziell mitgetheilt, daß eine neue Detmolder-Straße mit dem Namen „Freiligrathstraße" belegt worden ist. Die Sache macht mir wirklich große Freude und wird auch Sie, der Sie damals (via Scheerenkrug) mit in Detmold waren, interessiren.

An Karl Buchners Kinder.

Stuttgart, 26. April 1872.

Liebe Kinder meines verewigten Freundes,

Soeben empfange ich Ihre Trauerbotschaft. Sie erschüttert mich tief, tief! Ich drücke Ihnen Allen treu und warm die Hand und spreche Ihnen, für mich und für meine Frau, aus vollem Herzen die wärmste und freundschaftlichste Theilnahme an Ihrem unersetzlichen Verluste aus.

Mein Schmerz um Ihren guten Vater ist ein tiefer und großer. Und er ist um so bitterer, als sich ihm ein Vorwurf beimischt. Seit Monaten liegt der letzte Brief des Geschiedenen, vom 5. Febr. 1871, neben mir auf dem Schreibtische. Ich wollte ihn täglich beantworten, ich las ihn erst ganz vor Kurzem zu dem Ende wieder durch, — aber ich bin, o wie lange schon, der trägste und unregelmäßigste aller Briefschreiber, und nun ist der geliebte Freund dahingegangen, ohne daß ich ihm noch ein letztes, treues Wort zugerufen habe. Ich dachte nicht an die Möglichkeit eines so nahen Scheidens, — und trage nun doppelt Leid!

Wenn Sie den theuren Vater, heut Nachmittag oder morgen in der Frühe, dem Schooße der Frühlingserde anvertrauen, so glauben Sie, daß auch ich im Geiste neben Ihnen stehe und einen Segen und ein stilles Fahrwohl in die Gruft hinabrufe. Ich werde nie aufhören, Ihres Vaters in Liebe und Treue zu gedenken. Wie oft erinnern wir uns, meine Frau und ich, jener schönen Zeit vor dreißig Jahren, als Sie alle noch klein, und wir durch die Güte Ihrer Eltern so oft Zeugen des häuslichen Glückes der Familie Buchner waren. Das ist und bleibt unvergessen!

Gott mit Ihnen, liebe Kinder unsrer theuren Freunde Buchner!

Trost und Friede und Beruhigung Ihrem gerechten Schmerze!

Für immer in treuer Freundschaft

von Herzen der Ihrige

F. Freiligrath.

* * *

An Ignaz Hub.

Stuttgart, 20. Sept. 72.

Lieber alter Freund,

Was ist denn aus Dir geworden? Du ließest mich vor einigen Monaten hoffen, daß ein Ausflug in den Schwarzwald Dich auch nach Stuttgart führen würde, und nun „ziehn die Schwalben heimwärts", und Du bist und bleibst stumm und unsichtbar. Ist denn jetzt vielleicht noch Aussicht, Dich hier zu begrüßen? Laß' mich doch mit einer Zeile wissen, wie Du's den

Sommer hindurch getrieben hast, und was für Plane Du für den Rest der Jahreszeit, für die „sanften Tage", hegst?

Der Sommer ist für mich ein ziemlich bewegter gewesen. Ich war zweimal am Rheine (einmal bis Wiesbaden, das anderemal bis Coblenz), und ließ mich hernach durch meine Töchter und meinen Schwiegersohn Kroeker sogar zu einer kleinen Schweizerreise verführen. Hoffentlich hast Du nicht vergebens an meine Thüre geklopft, während ich die Via mala mit dem Schweiße meines Angesichts beträufelte, oder vom Grütli aus den See „lächeln" und „zum Bade laden" sah.

Nach der Schweizerreise blieben die Kinder, zu unserer großen Freude und Erquickung, noch einige Wochen bei uns, — es waren froh bewegte Tage. Jetzt sind wir beiden Alten wieder einsam für uns. Nur unser zweiter Sohn Otto, zur Zeit Einjährig-Freiwilliger im hiesigen Garde-Grenadier-Regiment, wird den Winter über noch bei uns sein. Es ist der Einzige meiner Söhne, der in Deutschland geboren ist, und da er gesund und kräftig ist, so ließ sich, nachdem ich jetzt schon wieder 4 Jahre in Deutschland geweilt habe, seine Heerpflichtigkeit leider nicht umgehen.

Wolfgang, mein Aeltester, weilt jetzt im fernen amerikanischen Westen, im Staate Minnesota, und treibt sich mit Hund und Pferd und Revolver auf der Prairie herum. Er hat sich eben als Pelz- und Häutehändler in der Ansiedelung St. Peter etablirt, und hofft im nächsten Jahre seine Verlobte aus England nachzuholen.

Percy, unser eben 20 gewordenes Nesthäkchen (beiläufig ein langer Mensch von sechs Fuß englisch) war diesen Sommer auch in Amerika und hat den älteren Bruder, der damals noch in den östlichen Staaten sich aufhielt, zu New-York begrüßt. Er hatte nicht die Absicht, in Amerika zu bleiben, sondern war nur mit einer speciellen Mission seines Hauses (er hat eine kaufmännische Stellung zu Antwerpen) hinübergeschickt worden. Trotz seiner großen Jugend! Er ist eben ein sehr tüchtiger, braver und dabei gewandter Mensch. Jetzt ist er, nach seinem jüngsten Briefe, wohl schon auf der Rückreise. Er hat auch Longfellow mit meinen Grüßen besucht.

Gott führe und schütze mir die Buben ferner! Wie oft, Nachts und am Tage, fliegen meine Gedanken und Wünsche zu ihnen hinüber in die Prairie und den Urwald und auf's Meer! —

* * *

An Karl Stumpf.

Stuttgart, 30. Sept. 72.

— Daß meine gute zweite Mutter im Januar d. J. gestorben ist, hast Du vielleicht erfahren. Ich war zu ihrem Begräbniß nach Soest, habe

mich aber auf der Hinreise nur eine Nacht, und auf der Rückreise gar nicht in Cöln aufgehalten. Ich war, nach allen empfangenen traurigen Eindrücken, nicht in der Stimmung dazu.

So gehn die Menschen und so geht das Leben dahin. Nachgerade tritt das Alter auch an uns heran, lieber Stumpf. Wir wollen uns aber wehren, so lange es geht. Meine Schwestern (jetzt beide in Soest) sind seit einiger Zeit leider auch sehr kränklich. Der Tod der Mutter und deren vorausgehende lange Krankheit hat auch die Gesundheit ihrer treuen Pflegerinnen arg erschüttert.

* * *

An Hermann Kindt.

[Stuttgart, Anfang October 1872.]

— Herzlich freut es mich, daß Sie fortfahren, an meinem Bret Harte theilzunehmen. Ich sage „meinem", denn ich nehme wirklich das Verdienst in Anspruch, den originellen Mann bei uns eingeführt, und die Augen des Publikums auf ihn und seine Dichtung gelenkt zu haben. Die Rheinische Zeitung brachte unlängst zwei seiner Prosaskizzen in nur mittelmäßiger Uebersetzung, und jetzt kündigt auch Tauchnitz im Buchhändler-Börsenblatte an, daß er diesen „jetzt populärsten amerikanischen Dichter" seiner Collection einverleiben werde. Beides Resultate, wenn mich nicht alles täuscht, meines dreisten Vorgehens! Denn Bret Harte ist bei uns „nicht jedwedem genießbar"; er ist zu eigenthümlich, um allen gefallen zu können, und es gehört darum schon eine Art von Kühnheit dazu, als sein Apostel aufzutreten. Allein seine in rascher Folge uns gegebenen Skizzen, Erzählungen, Gedichte sind bald durch kecken Humor unwiderstehlich hinreißende, bald durch einfaches aber nicht minder wirksames Pathos tief ergreifende Schöpfungen; Seelengemälde von überraschender Feinheit und Schärfe; Charakterbilder, wie nur ein Dichter sie zu entwerfen im Stande ist. Ich arbeite nun in der Stille weiter und hoffe zunächst mit einer Auswahl Bret Harte'scher Gedichte in einem besondern Bändchen hervorzutreten. Meine Uebersetzung von „Dickens in Camp", deren Verlust Sie beklagen, erfolgt hiebei. Die dieses Gedicht betreffende Stelle in Forster's Life of Dickens ist mir ebenfalls nicht entgangen, und ich las sie mit doppeltem Vergnügen, als ich erst darauf stieß, nachdem ich die herzigen Strophen Bret Harte's übersetzt hatte. Die Stelle war mir eine willkommene Bestätigung meines eigenen Urtheils. Wie ich aus Ihrem Briefe zu schließen glaube, lesen Sie die „Gegenwart" nicht regelmäßig, und mein Versuch einer Charakteristik des „Goldgräbers" ist Ihnen vielleicht fremd geblieben. Ich möchte aber gern, daß Sie sie kennten,

und schicke Ihnen darum heute die betreffende Nummer, mit noch ein paar andern Blättern, unter besonderem Kreuzband. Dank auch für Ihre Notizen über Bret Harte, die mir freilich nicht alle neu waren, da ich kürzlich durch eine junge Dame aus Boston, Miß Charlotte Dana, Tochter des Verfassers von Two Years before te Mast, Enkelin des Dichters von The Dying Raven, mancherlei über Bret Harte und seine Uebersiedelung in die östlichen Staaten gehört hatte. Die Revue des deux Mondes sehe ich nur ab und zu, und der von Ihnen erwähnte Artikel darin über Walt Whitman ist mir entgangen. Man sagte mir jüngst auch, daß ein Artikel über Bret Harte darin gestanden habe. Ist dem wirklich so, oder hat mein Berichterstatter die beiden Poeten mit einander verwechselt?

Joaquin Miller war mir durch seine „Songs of the Sierras“ bereits bekannt. Er ist ein großes Talent. Gluthvolle farbensprühende Bilder wildbewegten Abenteurerlebens in Urwald und Steppen, — darin ist er stark, das ist seine Specialität. Wilde Fahrten und wilde Herzen, er versteht sie beide zu schildern. Ist übrigens nicht selten kraß und outrirt, wo er einfach powerful sein könnte. Aber, wie gesagt, ein großes Talent, vor dem man Respect haben muß! Eine Buchhandlung forderte mich jüngst auf, die Songs of the Sierras für sie zu übersetzen; ich habe aber abgelehnt, weil ich ohnehin, mit Bret Harte und anderem beschäftigt, nicht ganz und gar in Übersetzen aufgehen mag und vor allen Dingen, weil ich dergleichen nicht auf Bestellung machen kann. —

* * *

An Hermann Kindt.

[Spätjahr 1872.]

— Joaquin Miller ist gewiß ein höchst talentvoller Dichter, das beweisen wieder die vom Overland Monthly mitgetheilten Proben aus „the Isles of the Amazons.“ Daß dennoch etwas Ungesundes in seinem Wesen ist, beweist der Bericht über die gar wunderliche Vorlesung seiner von ihm verlassenen Frau. Welche Thorheit, welche Unnatur — in ihm wie in ihr! Genialität à tout prix! Als ob die größte Genialität nicht mit der größten Einfachheit und dem schlichtesten Lebenswandel Hand in Hand gehen könnte! Nicht jeder geniale Dichter braucht im Leben ein Lord Byron zu sein! Es ist in der That mehr zum Weinen als zum Lachen, wenn man diese arme Mrs. Minnie Miller über ihr durch den genialen Herrn Gemahl zerstörtes Lebensglück auf öffentlicher Platform perorirен und den Mann noch dazu rechtfertigen sieht. „Joaquin Miller is not my property; he belongs to the world of poetry and letters!“ — All very well, aber er könnte

der Welt gehören und ihr dazu! Es gibt ein Ding, das Pflicht heißt, — auch für den Genius! Bret Harte, höre ich, hat ein ganzes Nest voll kleiner Kinder, and works hard for them! So ist's recht! Der Genius vergesse nie den Menschen! —

* * *

An Heinrich Koester.

[Stuttgart], 25. 11. 72.

„Mit Briefantworten muß man nolens volens Bankerott machen, und nur unter der Hand diesen oder jenen Creditor befriedigen," — lautet ein Spruch Goethe's (in seinen „Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller"), und ich glaube, daß wir Beide wohl thun, lieber Koester, wenn wir uns das weise Wort merken, und es unsern Widersachern und Tadlern bei Gelegenheit als demantenen Schild entgegenhalten! Auf Goethe's Autorität uns stützend, dürfen wir dann und wann auch schon ein wenig drauf los schweigen. Wenn ich heute endlich mein längeres Schweigen, Dir gegenüber, breche (einen Brief freilich bin ich Dir gar nicht schuldig, aber alte Freunde sollen einander doch auch sonst zuweilen Nachricht geben), so veranlaßt mich dazu die Anlage: der über Alles witzige, lustige, tolle, in jeder Beziehung fürtreffliche dritte Theil des „Faust" von unserm Aesthetiker Vischer. Ich besitze das Büchlein, wie ich jüngst entdeckte, in zwei Exemplaren, und meine, daß ich mit einem derselben Niemanden eine größere Freude machen kann, als Dir. Also nimm es als freundlichen Gruß freundlich an, und laß' mich nur hoffen, daß Du das heitre Ding noch nicht kennst! Ich möchte gern der Erste sein, der Dich damit bekannt macht. Wer, wenn er's zuerst liest, nicht vor Lachen vom Stuhl fällt, der ist, mit Sarastro zu reden, nicht werth ein Mensch zu sein!

Also lies, lache, fall' vom Stuhle, und sei werth ein Mensch zu sein, lieber Custos! Und gestehe, daß Dir eine geistreichere Verspottung der Faust-Commentatoren noch nicht vorgekommen ist! Hier und da kriegt freilich auch der alte Herr selbst einen Hieb! Aber immer mit Respect und Liebe! Wie sein eigenes Schlußwort das bezeugt. —

Zuletzt, lieber Heinz, haben wir uns im letzten Januar bei Eichmann gesehen. Und konnten uns damals alle Beide nicht auf den Urheber des geflügelten Wortes vom „getheilten Schmerz" und der „getheilten Freude" besinnen! O, wir Literaturkenner! Kaum hatte ich, nach Stuttgart zurückgekehrt, meiner Alten von unsern gelehrten Zweifeln erzählt, als sie mit hellem Lachen ausrief: „Tiedge! Urania!", und ich beschämt dastand, wie ein begossener Pudel. Wie konnten wir auch nur so vernagelt sein?!

An jenem Abend bei Eichmann batest Du mich auch für den jungen

Janssen (Dorus' Sohn) um etwas, — war es eine Handschrift, ein Buch, oder was sonst, ich erinnere mich nicht mehr, bin aber natürlich gern bereit, dem trefflichen jungen Meister mein Wort zu halten, wenn ich nur erst wieder weiß, worum es sich handelt. Laß mich dies also gelegentlich wissen, lieber Koester! Es ist mir nachträglich auf's Herz gefallen, daß Janssen's Varus (in seiner Hermannsschlacht für das Crefelder Stadthaus) sich hoch zu Roß den freiwilligen Tod giebt. Oder sollte mein Gedächtniß mich täuschen und ich's mir nur einbilden? Möglich! Jedenfalls stürzten die Alten sich als Infanteristen in ihr Schwert. Was ja auch praktischer und bequemer war!

* * *

An Theodor Eichmann.

Stuttgart, 23. 2. 73.

Otto's heftige Erkältung, wovon ich Dir am 17. schrieb, stellte sich am folgenden Tage als ein bösartiges Scharlachfieber von entsetzlicher Heftigkeit heraus. Was dagegen geschehen konnte, ist geschehen, — aber mit nassen Augen muß ich Dir schreiben, daß wir kaum noch einen Funken von Hoffnung haben. Ich sage nicht mehr, aber Du wirst unsern Jammer ermessen. So ein guter, braver, treuer Mensch! Die reinste, seltenste Herzensgüte! Und erst 22 Jahr! Das Herz blutet mir, wie ich's schreibe.

Ich glaube nicht, daß er uns erhalten bleibt. Es steht alles bei Gott, aber ich gebe mich keinen Hoffnungen mehr hin.

Von Deiner und der Theilnahme Deiner lieben Frau halten wir uns überzeugt. Theile doch auch Koester mein Leid mit. Ebenso Elbers und den andern Barmer Freunden, die den Herzensjungen ja alle kannten und liebten.

Ich drücke Dir die Hand, lieber Eichmann! Möge es Dir und den Deinen wohl gehen!

* * *

An Emil Rittershaus.

Stuttgart, 30. März 1873.

Lieber, theurer Freund!

„Sei stark", — hast Du mir in Deinem schönen, warmen, tiefempfundenen Trostliede zugesungen, aber ich ringe noch immer vergebens nach Fassung. Der Schlag war ein zu entsetzlicher; weder ich noch meine arme Frau können uns in den Verlust finden! Der schöne, schlanke, blühende, und vor Allem der gute, gute, gute Mensch! Dies treue, liebevolle, dankbare Herz! Dies Herz wie Gold und ohne Falsch! Das Muster eines Sohnes und Bruders und Freundes! Und nun ruht er schon vier Wochen in der Frühlingserde,

und morgen ist der 31., wo sein Dienstjahr zu Ende gewesen wäre! Wie hatte er sich auf den Tag gefreut, hatte ihn sogar in seinem Kalender zum voraus mit einem groß geschriebenen „Hurrah!!" freudig angemerkt. Ach, sein Dienstjahr sollte schon eher zu Ende gehn! Er hat einen langen Urlaub erhalten; auf dem Posten, den er draußen im Grünen bezogen hat, wird er nicht abgelöst werden!

An Dir und Deinem Hause hat er sehr gehangen, lieber Rittershaus! Er war so dankbar, jede ihm gewordene Freundlichkeit lebte ihm noch nach Jahren in seinem treuen, kindlichen Herzen. Noch in seinen letzten Tagen nannte er Dich einmal. Der Arzt, um ihn aus seinem steten Deliriren zu wecken, fragte ihn: „Wer bin ich denn? kennen Sie mich nicht?" Darauf gab er zur Antwort: „Sie sind Rittershaus!" fügte dann aber, wie sich besinnend, hinzu! „Sie sehen ihm ähnlich!" Ach, dies ewige, dies entsetzliche Deliriren! Es hat, fast ohne Unterbrechung, die ganzen 14 Tage seines Krankseins gewährt. Dennoch, in all seinen Phantasien, hatte er das Gefühl, daß wir, seine Mutter und ich, ihm liebend nahe waren. Noch wenige Stunden vor seinem Tode rief er mich auf englisch an: „Pa, kiss me!", umarmte und küßte mich dann — o wie innig und herzlich! Dann auf deutsch: „Nun auch die Mama!", und als die ihn nun auch umarmt hatte, rief er laut, ein Lächeln im Blick und mit verklärten Zügen: „Wir sind eine so glückliche Familie!"

Ach, lieber Freund, es bricht mir fast das Herz, Dir diese Erinnerungen niederzuschreiben! Und doch sind sie uns Eltern, bei allem Schmerzlichen, ewig theuer! Und auch ein Trost! Aber froh können wir nicht mehr werden im Leben! Der Riß durch unsre Herzen ist ein zu tiefer!

Eingeschlafen ist er sanft und friedlich. Die letzten Stunden waren ruhig. Und so ruht er denn nun für immer, der liebe, liebe Knabe! Hier habt Ihr sein letztes Bild, lieber Rittershaus und liebe Frau Hedwig! Er hat es noch die Woche vor seiner Erkrankung machen lassen, um uns zum 31. März damit zu überraschen. Wir erfuhren das erst nach seinem Tode. So war er immer bemüht, uns Freude zu machen. Gott segne Dich, Du gutes, reines, frommes Herz!

Ich lege auch eine Gedächtnißkarte bei, wie Käthchen sie, nach englischer Sitte, an seine und unsre englischen Freunde vertheilt hat. „Bright, generous! guileless and affectionate",[1]) — ja, das war er ganz und gar; die trauernde Schwester hätte ihn nicht besser charakterisiren können, als mit den Worten.

Ich hätte Dir noch Viel, Viel zu schreiben, lieber Rittershaus, aber ich

[1]) Fröhlich, edel, ohne Falsch, liebevoll!

fühle mich nicht im Stande dazu. Also nur noch meinen und meiner armen Ida herzlichen, innigen Dank für Dein liebes, Dir warm aus dem Herzen gekommenes Trauerlied! Es hat uns tief, tief gerührt und ergriffen, und würde uns für immer zu Deinen treuesten Freunden gemacht haben, wenn wir es nicht schon längst gewesen wären! Ich hatte gehofft, Deinem Gedicht vielleicht auch gedruckt irgendwo zu begegnen, bis jetzt jedoch vergebens.

Die Woche vor Otto's Tode und bis nach dem Begräbniß war unser lieber Percy, von Antwerpen rasch herübergeeilt, unsre treue Stütze, doch hat ihn Otto leider nicht mehr sehen dürfen, da der Arzt der Meinung war, die Aufregung des Wiedersehens könne ihm schaden. Jetzt ist unser liebes Käthchen seit 14 Tagen bei uns, und wir gedenken sie Anfangs nächster Woche nach England zurückzubegleiten, um uns bei den Kindern und Enkeln ein wenig zu erholen. Besonders meiner armen Frau thut eine Veränderung sehr Noth.

Wolfgang, der erst in den letzten Tagen die Trauerkunde erhalten haben wird (ein Brief nach Minnesota nimmt volle drei Wochen in Anspruch, besonders in diesem härtesten aller amerikanischen Winter), will im Mai nach England kommen und Hochzeit machen. Wie hatte Otto sich auf die Hochzeit gefreut! Und wie still und ernst wird sie jetzt gefeiert werden!

Nun Ade, lieber Emil! Der Brief hat mich viele Thränen gekostet! Nochmals Dank, Dank, Dank! Wir grüßen und umarmen Dich und Frau Hedwig und die lieben Kinder von ganzem Herzen!

In Loving Remembrance of

OTTO FREILIGRATH,

(Second Son of Ferdinand and Ida Freiligrath),

Who Died at Stuttgart, 1st March, 1873.

Bright, Generous, Guileless, and Affectionate.

Aged 22.

„Fear no more the heat o'the sun,
Nor the furious winter's rages,
Thou thy worldly task hast done,
Home art gone, and ta'en thy wages!"

An Karl Elze.

3, Sunderland Villas,
Foresthill, 30. Juni 73.

Sie müssen mir vergeben, mein theurer und verehrter Freund, daß ich Ihre lieben Zeilen vom 13. April erst heute beantworte. Dieselben fanden mich richtig hier in Käthchens Hause: — längeres Unwohlsein jedoch und mancherlei Aufregung ließen und lassen mich zu nichts Rechtem kommen. Also Vergebung, ich bitte herzlich.

Und zugleich die Mittheilung, daß wir voraussichtlich noch einige Wochen hier bleiben werden und uns sehr darauf freuen, Sie nach so vielen Jahren, und noch dazu auf englischem Boden, wiederzusehen. Zunächst bleiben wir jedenfalls noch hier; auch nachher wohl noch einige Zeit (wahrscheinlich in einem Badeort auf der benachbarten Südküste), obwohl es mich, trotz aller Liebe, die uns tröstend hier umgiebt, auch wieder stark zu meinen Büchern und meinem Arbeitstische zurückzieht. Ich komme hier eben zu keiner geregelten Thätigkeit, ich entbehre meinen „Hermeshausrath" und möchte endlich gern wieder Manches aufnehmen, was zunächst so grausam durch Otto's Krankheit und Tod, und dann, mildernd aber zerstreuend, durch unsre Reise unterbrochen wurde.

* * *

An Marie Melos.

London, Foresthill, 15. Juli 1873.

— Hier hast Du nun auch mein Gedicht: „Otto zu Wolfgang's Hochzeit". Ich konnte mich lange nicht überwinden, es dem jungen Paare zu geben, und sie haben es auch wirklich erst zwei Tage vor ihrer Abreise von mir erhalten. Und zwar mit dem Versprechen, daß ich, wenn Gott uns Allen Leben und Gesundheit schenkt, auch noch einmal eine frohere Weise für sie anstimmen will.

Auch noch ein anderes Gedicht „Rothkäppchen" lege ich bei. Es ist zu einem der schwarzen Blätter von Paul Konewka. Eine Buchhandlung in München giebt eine Sammlung derselben mit begleitenden Texteswcrten von Hermann Lingg u. A. heraus, und bat auch mich, eins oder einige der Blätter erläutern zu wollen. Ich sagte zu, und hatte mir grade vorgenommen, mein Versprechen zu erfüllen, als unser armer Otto krank wurde und starb. Nun schrieb ich (Ende März) an die Buchhandlung, daß sie mich von meinem Versprechen entbinden möge, — ich könne jetzt nicht. Nachdem der Brief fort war, sah ich mir die gesandten Blätter doch noch einmal an, — und da, bei'm Betrachten eines derselben: „Rothkäppchen", kamen mir plötzlich,

ungesucht und wie vom Himmel herab, die beiliegenden Verse, die ich der Buchhandlung dann gleich noch zuschickte, und die jetzt wahrscheinlich schon in einer neuen Lieferung des Werks gestanden haben.

* * *

An Karl Elze.

Walton on the Naze, 8. 8. 73.

Lieber Freund,

Wiederholt den herzlichsten Dank! Die von Moore selbst, in der Longman'schen Gesammtausgabe von 1840, gegebene Fassung ist jedenfalls die richtige und vom Uebersetzer einzig zu berücksichtigende. Die Frage ist nur: soll ich den früher durch Zufall ausgefallenen Vers[1]) jetzt noch, nach gewonnener besserer Einsicht, in meine Uebersetzung hineinflicken? Cotta druckt eben wieder, in verschiedenen Ausgaben, 4000 Exemplare meiner „Gedichte", und da hätte ich ja gleich Gelegenheit, den Flüchtling endlich einzufangen. Wichtig ist die Sache freilich nicht, und mich dünkt fast: hat der Vers bis jetzt in 41,000 Abdrücken meiner Uebersetzung gefehlt, so mag er in Gottes Namen auch noch in 4000 weiteren fehlen. Was hältst Du davon? — —

Eben erhalte ich wieder einen Stoß Revisionsbogen von Cotta. Auf den ersten Blick fällt mir ein hübscher Druckfehler in die Augen. Statt:

„Zuerst ein Neger mit gestickter Fahn',"

steht da:

„Zuerst ein Neger mit geflickter Fahn'!"

Auch nicht übel![2])

* * *

An Wilhelm Vollmer.

Grosvenor House,
Walton on the Naze, Essex,
Aug. 19. 1873.

Verehrter theurer Freund,

Dein lieber, herzlicher, ausführlicher Brief vom 1. Juli hat mir eine größere Freude gemacht, als ich Dir sagen kann. Und dennoch habe ich Dir

---

[1]) Durch einen Fehler in der von ihm benutzten Ausgabe der Gedichte Th. Moore's hatte Freiligrath in der Übersetzung von: Hark, the vesper hymn is stealing die vierte Zeile der ersten Strophe ausgelassen.

[2]) Aus der Landrinette. Ein anderer Druckfehler, der dem gewissenhaften Dichter damals schweren Kummer machte, befindet sich in Miss Thackeray's Old Kensington 1873, wo das Motto zu Kapitel VIII. lautet:

Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du am Graben stehst und klagst.

noch nicht dafür gedankt! Das liegt eben nur daran, daß ich seit Monaten eigentlich nur noch „Schlafgänger" bin, und nirgendwo eine rechte Schreibstätte habe. Dazu kommt hier am äußersten Meere auch noch der Dintenjammer (nur für die Sandler ist durch den „Sand am Meere" gesorgt) und die Beredsamkeit und das Schnarchen der Nebenmenschen in den anstoßenden Räumen der leicht gebauten Caravanserai. Es ist wirklich oft zum Verzweifeln, und ich will Gott danken, wenn ich erst wieder an meinem Schreibtische in der Ulrichstraße sitze. Einstweilen aber, nicht wahr, vergiebst Du der Verspätung dieses Briefchens nicht nur, sondern übst auch Nachsicht, wenn es kürzer ausfallen sollte als billig.

Habe nun vor allen Dingen den herzlichsten Dank für Deine verschiedenen freundlichen und launigen Mittheilungen, die sämmtlich von großem Interesse für mich waren, und die, zum Theil im Familienkreise vorgelesen, ringsum mit Jubel begrüßt wurden.

Auerbach, — „Mannesseele", — Wolff, — Eulenspiegel, — Hartmann's Werke, — Stuttgarter Hitze, — Uhlandsfeier: Alles dankbar mir bemerkt, resp. genossen!

Nun ist denn der Sommer bald zu Ende, und mit ihm wird die ärgste Stuttgarter Hitze vor und nach verbrodelt sein. So denken denn auch wir endlich allen Ernstes an unsere Rückkehr nach Schwaben, und hoffen in ungefähr 14 Tagen, in der ersten Septemberwoche, wieder dort einzutreffen. Die letzten 5 Wochen haben wir hier zu Walton verlebt, einem ruhigen kleinen Seebade unfern Harwich, wo wir, von Töchtern und Enkeln umgeben, See und Sand und Sonne in reichem Maße genossen haben. So ein Bad im Meere, Welle auf Welle Dir über den Kopf schießend, ist doch etwas Herrliches. Wie oft habe ich Dich, den enthusiastischen Wasserfreund, hergewünscht in die Brandung. Meine beiden Enkel plätschern halb nackt den ganzen Tag drin herum. Besonders der Jüngste, Siegfried, ist die geborene Wasserratte. Nichts am Leibe als ein wollenes bis an die Knie reichendes Hemdchen, sein Eimerchen in der Hand, jagt er sich mit den Wellen herum. Es ist eine Freude, den Burschen anzusehen. Uebermorgen gehn wir nun von hier fort. Dann noch eine Woche in London, und dann zurück nach Stuttgart. Ich freue mich recht darauf, Dich und Euch Alle wiederzusehen. Möge ich Euch frisch und heitern Muthes begrüßen!

Und nun auch herzinnigen Dank, lieber Freund, für Dein warmes Wort über mein Gedicht! Ich freue mich, daß es Dir zum Herzen gesprochen hat. Aber ich kann nicht darüber reden. Vorgestern vor 8 Tagen, am 10. August, würde Otto 23 Jahre alt geworden sein! —

* * *

An Emanuel Geibel.

Stuttgart, 17. Oct. 73.

Erschrick nicht, lieber alter Emanuel! „Briefliche Herzensergießungen“ sind auch meine Sache nicht, aber einen kurzen, warmen Gruß darf ich, und wirst Du mir ja wohl gestatten. Es drängt mich längst, Dir wieder einmal ein treues Wort zuzurufen. Möge es sich denn endlich heute aufmachen, um morgen in den allgemeinen frohen Chor mit einzustimmen, der Dich umjubeln wird. Glück auf zum 18. October, mein Emanuel! „Many happy returns of the day!“ wie man's sich in England mit schlichten Worten zuwünscht, — und ein heiterer sonniger Lebensabend! — und noch mancher frische Lorbeerkranz zu den wohl erworbenen alten! Alles, Alles sei Dir in vollem Maße beschieden!

Ich wollte, wir könnten eine Stunde Auge in Auge mit einander plaudern, lieber Freund! Wir würden uns viel zu sagen haben! Die Welt ist eine andere geworden, und wir selbst, — o, wie viel Leid und Freud ist über uns hingegangen, seit wir zuletzt von einander hörten!

Du lebst, wie man mir sagte, einsam und zurückgezogen, aber von Liebe und Freundschaft traut umgeben, in Deinem alten Lübeck. Deine Tochter ist glücklich verheirathet, — vielleicht wiegst Du schon ein Enkelchen auf den Knien. Kannst Du's nicht über Dich gewinnen, mir gelegentlich das Eine oder Andere über Dich und Dein Leben mitzutheilen? Ich würde Dir recht von Herzen dankbar dafür sein.

Mir und meiner armen Frau hat Gott Schweres auferlegt in unsern alten Tagen. Wir können den Tod unsres geliebten Otto nicht verschmerzen, wir weinen noch täglich die bittersten Thränen um ihn. Wir waren, um Trost und Fassung zu suchen, das Frühjahr und den Sommer hindurch bei unsern Kindern und Enkeln in England; während der Zeit kam auch Wolfgang aus Amerika herüber, um mit der ihm verlobten jungen Engländerin Hochzeit zu machen; auch Percy, unser Jüngster, kam ab und zu nach London. Die letzten 5 Wochen brachten wir in einem kleinen Seebade unweit Harwich zu. Da lagerten wir uns, von früh bis spät, in den Sand am Meere, und freuten uns der Beherztheit, mit der die Enkelbuben in der Brandung herumtanzten. Seit Anfang September's sind wir wieder hier. Einsam, einsam, einsam in den Räumen, in denen so unsägliches Weh über uns kommen mußte. —

Aber ich gerathe, trotz aller guten Vorsätze, in's Plaudern! Vergieb, lieber Emanuel! Ich drücke Dir die Hand ebenso warm und so innig, wie zuletzt vor dreißig Jahren!

* * *

An Jakob Felsing.

Stuttgart, 9. Jan. 74.

Lieber alter Freund,

Täglich habe ich Deinen hochwillkommnen Brief vom 16. Nov. v. J. beantworten wollen, und doch geschieht es erst heute! Vergieb, ich bitte herzlich, meinem langen Säumen! Ich habe mancherlei Störungen und Abhaltungen gehabt, und bin zudem, daß ich's ehrlich gestehe, nicht mehr so rasch und so rührig wie sonst, und muß namentlich im Punkte der Briefwechselei nur zu häufig auf die Nachsicht meiner Freunde mich verlassen. Geh' auch Du nicht zu strenge mit mir in's Gericht, theurer Freund Felsing!

Und nun danke ich Dir recht von Herzen für die große Freude, die Du mir mit Deinem Schreiben gemacht hast. Dein treues Gedenken hat mir in der Seele wohlgethan. Sei versichert, daß auch ich Deiner und der alten Zeiten nicht vergessen habe. Eines Deiner Meisterwerke, die Steinbrück'sche Genoveva, Dein liebes und werthgehaltenes Geschenk, begleitet mich jetzt seit 32 Jahren (Deine mit Bleistift geschriebenen Widmungsworte sind vom Januar 1842) auf allen meinen Zügen, und schmückt mein Zimmer hier am Nekar, wie früher am Rhein, am Zürichersee und an der Themse. Ich trete oft in stiller Betrachtung vor das schöne Bild hin, und denke dann des lieben Freundes und großen Künstlers, dem ich es verdanke. Auch das Album meiner Frau, in welches Du Dich damals zu London mit Dr. Löwe aus Stettin, dem Balladen-Löwe, einschriebst, ruft Dich mir häufig zurück. So, lieber Freund, siehst Du, daß Du mir, und uns, immer gegenwärtig bist. Ich halte fest an der alten Zeit und den alten Freunden! Darauf die Hand auch Dir! — —

Künzel's Tod hab' ich mit herzlichem Antheil erfahren. Er war ein guter Mensch, dem ich allezeit ein treues Gedenken bewahren werde. Ebenso, wie dem trefflichen Karl Buchner, und der guten Frau von Ploennies. Und Duller und Tenner und Nodnagel! Wie die Alle schon längst den dunkeln Weg gegangen sind, den wir Alle gehen müssen!

Halten wir den Kopf oben, so lange wir können, lieber Felsing!

* * *

An Karl Elze.

Stuttgart, 14. 2. 74.

Hoffmann's Tod geht mir allerdings nahe, doch wollen wir nicht allzu sehr um ihn klagen. Er hatte sein Leben reichlich ausgelebt, und ist schmerzlos hinübergegangen. Ich verlange kein besseres Loos, — glaube aber kaum, daß ich Hoffmann's Alter erreichen werde. Hast Du Paul Lindau's „Erinnerung“

an ihn in Nr. 5 der „Gegenwart" gelesen? Ganz vortrefflich! So, — heiter und mit lachendem Munde! — soll man des heitern, lachenden Alten, des ewigen Jünglings und allzeit „trinkbaren" Mannes gedenk sein! —

* * *

An Julius Wolff.

Stuttgart, 25. 2. 74.

Mein lieber und verehrter Freund,

Das vorige Jahr hat mich ärger mitgenommen, als Sie zu ahnen scheinen. Ich bin nicht mehr, der ich war, und komme in allen Stücken nicht mehr so fort, wie vordem. Auch nicht in der Correspondenz. Ich muß mich auf das durchaus Nothwendigste beschränken und meine Freunde bitten, daß sie Nachsicht üben und überzeugt sein wollen, daß ich ihrer treu gedenke, auch wenn ich ihnen weniger schreibe. Darum bitte ich auch Sie, lieber Freund! — —

Die Redaction der Frauenzeitung haben Sie also wieder niedergelegt. Herr Lipperheide hat die Güte, mir das Blatt regelmäßig zukommen zu lassen, doch gestehe ich offen, daß ich es, wenn auch mit Dank, doch nicht ohne Gewissensscrupel empfange. Denn ich bin nicht in der Lage, seinem Wunsche um Beiträge zu entsprechen. Mein älterer kleiner Vorrath ist längst erschöpft, und Neueres ist nicht entstanden. Ueberhaupt soll man einmal aufzuhören wissen. Auch unser geschiedener Freund Hoffmann hätte das beherzigen sollen; es würde seinem Poetenrufe nicht geschadet haben.

Ihr warmes und würdiges Feuilleton über Hoffmann habe ich mit Freude und Antheil gelesen, und danke Ihnen herzlich für die Zusendung. Wir wollen den wackern Freund, den Jüngling mit grauen Haaren, der ein reiches Leben ganz und voll ausgelebt hatte, nicht vergessen, wollen ihn aber nicht durch Klagen, sondern durch ein heiteres Gedenken ehren! „Hier liegt ein Spielmann begraben", sollte man auf seinen Grabstein hauen.

* * *

An Ignaz Hub.

Stuttgart, 31. 3. 74.

— An eine Herausgabe von Briefen, welche hervorragende Zeitgenossen an mich gerichtet haben, denke ich nicht, lieber Freund! Komme ich noch dazu, meine Lebens-Erinnerungen aufzuzeichnen, so werde ich hier und dort, aber immer mit Pietät (und der den etwa noch Lebenden schuldigen Rücksicht) allerdings auch die einen oder andern solcher Briefe mit einflechten (und sogar einflechten müssen): — eine Publikation jedoch, wie Du sie im Auge hast, d. h. ein Verkauf jener Briefe an einen Verleger, zum Behuf der Herausgabe in autographischer Nachbildung, kommt mir nicht in den Sinn. Möge,

was ich von Schätzen der Art besitze, nach meinem Tode noch meinen Kindern und Enkeln zur Freude gereichen! —

* * *

An Heinrich Koester.

Stuttgart, 3. 4. 74.

Du schicktest mir zu Weihnachten durch meinen braven Percy Dein schönes wohlgetroffenes Bild. Ich wollte Dir längst dafür danken, nicht minder wie für die freundliche Aufnahme, die das Haus Koester meinem Jungen gewährt hat. Aber es ist bisher immer bei'm Vorsatz geblieben. Der Schlag, der mich vor einem Jahre getroffen, hat mich zu einem andern Menschen gemacht. Mein alter Frohmuth ist gewichen, und auch körperlich bin ich nicht mehr derselbe. Bis das Unglück über uns hereinbrach, war ich ein junger Mann von zweiundsechzig, jetzt bin ich ein alter Mann von dreiundsechzig Jahren. Auch das Schreiben fällt mir schwer. Drum übe Nachsicht, lieber Freund, und laß' Dir heute auch meinen verspäteten Dank noch gefallen. Das Bild ist vortrefflich, und Du hast mir eine große Freude damit gemacht. —

Hast Du Auerbach's neuen Roman „Waldfried" schon gelesen? Ich lese ihn jetzt Abends meiner Frau vor, und finde, daß das Buch, trotz vieler Schönheiten im Einzelnen (treffender Bemerkungen, überraschender Einfälle und Gedanken, goldener Worte), als Ganzes weniger befriedigt. Die Tagebuchform ist keine glücklich gewählte. Doch will ich noch kein Endurtheil fällen, bis ich die drei Bände ganz durchgenossen habe.

Nun denn zum Schluß: Fröhliche Ostern! Nun sprießt es auch schon auf dem Hügel über unserm alten Hoffmann! Bald wohl auch auf dem meinigen!

Wie lange ist es nun schon her, alter Heinz, daß wir die Glocken um Mitternacht haben spielen hören? —

* * *

An Berthold Auerbach.

Stuttgart, 8. April 1874.

Du bist eine ungeduldige Seele, lieber Auerbach! Was redest Du denn von meiner „jetzigen Zurückhaltung", die obendrein durch „die besondere Schattirung innerhalb der freigesinnten Partei" veranlaßt sein soll?

Wenn ich Dir den Empfang Deines „Waldfried" (der jetzt etwas länger als 14 Tage in meinen Händen ist), nicht sofort dankend angezeigt habe, so kann das doch auch aus andern Ursachen herrühren, als aus jener von Dir als einzig wahrscheinlich angenommenen. Kann ich denn nicht krank, kann ich nicht verreist, kann ich nicht sehr beschäftigt gewesen sein,

können nicht sonst frohe oder traurige Ereignisse mich abgehalten haben? Ist mir denn in diesen zwei Wochen nichts Anderes durch den Kopf gegangen, als „Waldfried", und würde ich, „wie es Brauch und Recht ist", Dir nicht ohnehin bald ein Wort über das Buch zugerufen haben, auch ohne Deine Mahnung?

Doch genug! Ich will nicht auch empfindlich sein!

Sondern will Dir lieber aus vollem Herzen für das schöne Werk danken, und Dir sagen, wie sehr es mich und meine Frau (der ich die drei Bände in stillen Abendstunden vorgelesen habe), befriedigt hat. Wir finden, daß Du Dein Bestes und Eigenstes in das Buch hineingelegt hast; ein reines, auf die edelsten Ziele gerichtetes Wollen weht uns wohlthuend aus ihm entgegen; der eng umrahmte Spiegel, den Du das Bild einer großen Zeit auffangen und zurückwerfen läßest, ist so blank und so fleckenlos, daß es eine Lust ist, in ihn hineinzuschauen, und an Deiner Hand jene Tage voll Fürchtens und Hoffens und Jubelns noch einmal in der Erinnerung durchzuleben.

Dennoch bin ich, was die politische Seite des Buches betrifft, nicht durchaus mit Dir einverstanden, und ich sage Dir das offen und ohne „Zurückhaltung". Du (ich identifizire Dich natürlich mit Heinrich Waldfried) gehst mir zu weit in Deiner Einheitsfreude. Ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, wie ich in den Tagen der Gefahr mich rückhaltlos auf die nationale Seite gestellt habe. Daß ich darum aber das „Reich", wie es aus dem Kampfe hervorgegangen ist, für das Höchste halten sollte, für das Ideal, nach dem wir Alle gestrebt, für das wir Kerker und Exil nicht gescheut haben: das, lieber Heinrich Waldfried, fällt mir nicht ein. Ich acceptire die Dinge, wie sie sind, als eine zeitweilige Nothwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür. Ich ehre Deine Ansicht, weil ich weiß, daß sie auf Wahrhaftigkeit und ehrlicher Ueberzeugung beruht, aber ich theile sie nicht. Sie unbedingt theilen, hieße ein politisches Programm unterschreiben, hieße mich zum Mitglied einer Partei machen. Das aber liegt mir fern. Ich bin froh, daß ich keiner Partei mehr angehöre (also auch keiner „besondern Schattirung" innerhalb einer Partei), — daß ich, jetzt schon seit Jahren, wieder auf jener „höhern Warte" stehe, von welcher ich einst gesungen. Meinen Idealen, meinen Ueberzeugungen bleibe ich treu, aber mit Programmen und Manifesten bleibt mir vom Leibe.

Ich möchte mir auch ein Wort über die Form Deiner Historie erlauben. Diese, die des Tagebuchs, scheint mir theils ein Vorzug des Werkes, theils ein Nachtheil für dasselbe. Ein Vorzug, indem sie durch die ihr gestattete Erwähnung des Kleinsten und Nebensächlichsten die Fiction mit einem Scheine der unmittelbaren Wirklichkeit, des faktisch Erlebten umkleidet, wie er sonst

schwerlich herzustellen gewesen wäre; ein Nachtheil aber, weil Aufzeichnungen der Art, trotz aller Ausführlichkeit, dennoch immer etwas Fragmentarisches an sich tragen. Dazu etwas Quirlendes, Unruhiges, Hin- und Herspringendes, was ein gewisses Durcheinander der Erzählung und selbst gelegentliche Wiederholungen mit sich bringt. Dem entspricht der Styl, diese kurzen, gehackten, epigrammatisch zugespitzten Sätze, die mich, in diesem deutschesten der Bücher, in der That nicht selten an die neufranzösische, namentlich an die Darstellungsweise Deines guten Freundes Victor Hugo erinnerten!

Von den Characteren hat uns der des armen Ernst am meisten angezogen. Am Wenigsten (was Dich wundern wird) Martella. Widrig berührte mich auch, daß Du das wilde Waldkind zur Tochter einer Tänzerin machst, die mit einem Kerl „mit Wickeln in den Haaren“ nach Amerika durchbrennt. Die Schlacht, mit Ernst's und Martella's Tode, ist herrlich und ergreifend geschildert. Auch Gustavens Tod und Anderes hat uns tief bewegt. Ich kann aber nicht auf Alles eingehen. Es wimmelt ja von Menschen und von Ereignissen in dem Buche. Nur noch eine persönliche Bemerkung gestatte ich mir: die nämlich, daß es mich herzlich gefreut hat, auch einem „Wolfgang im Felde“ bei Dir zu begegnen, der, gerade wie ich es meinem Jungen vorausgesagt, als Mann, — nicht mehr, wie er auszog, als Knabe, — aus dem Kriege heimkehrt. Sonst noch einiges Einzelne, pêle mêle, wie mir's eben einfällt: — Ludwig sagt irgendwo, die Amerikaner verständen mit ihrem vielen Gelde nur Kirchen zu bauen. Dem ist nicht so! Haben nicht Astor, Peabody und Andere, mit einem Aufwande von Hunderttausenden, Volksbibliotheken und Lesehallen gestiftet? Haben nicht Peabody und Grinnell Nordpol-Expeditionen ausgerüstet? Hat die amerikanische Regierung nicht jüngst wieder 2 Millionen Dollars für eine neue Polar-Expedition bestimmt? Hat nicht soeben Sumner sein halbes Vermögen, seine Bronzen ꝛc. ꝛc. der Harvard-Universität vermacht? So ließen sich Hunderte von Beispielen anführen (wenn man sich die Mühe des Suchens machen wollte), die Ludwig's Behauptung entkräfteten. Die Amerikaner haben mehr Gemeingeist, als wir, und er äußert sich keineswegs einzig im Erbauen von Kirchen!

Dann: — Deine Menschen bekomplimentiren sich zu viel, wenn sie etwas Gutes oder Gescheidtes gesagt haben! Ist das ein verständnißinniges Anblicken, ist das ein Umarmen, ein Küssen und Händedrücken nach jedem bedeutenden Worte! Und Heinrich der Alte nimmt von allem treulich Akt. Meinem Gefühl widerstrebt das.

Dann: — An Jkwarte habe ich auszusetzen, daß die Anekdote, welcher er seinen Namen verdankt, aus Hebel's Schatzkästlein oder gar aus dem Meidinger stammt.

Dann: — Warum nennst Du die Turcos immer „Asiaten?"

Dann: — Du citirst das Wort des Greiner's in Schiller's Fassung („Mein Sohn ist wie ein andrer Mann"), gibst aber zu verstehen, als finde es sich so bei Uhland. Bei Uhland lautet das Wort aber: „Der gefallen, ist wie ein andrer Mann!"

U. s. w. U. s. w. — wozu noch länger Sylben stechen? Das Ende von allem ist trotz allem, daß Du ein treffliches Buch geschrieben, und in Deinen Ruhmeskranz ein frisches Blatt geflochten hast, das sobald nicht verwelken wird. Und dazu gratulire ich Dir von ganzem Herzen. Und danke Dir nochmals. Und halte mich zu Deiner Freundschaft und Deiner Wahrheitsliebe versichert, daß Du auch das Wenige von Nichtbeistimmung, was ich, wollte ich aufrichtig sein, nicht unterdrücken konnte, freundlich und ohne Empfindlichkeit aufnehmen wirst.

Soeben trifft die Nachricht von Kaulbach's Tode hier ein. Gestern Abend, an der Cholera! Welch ein Verlust! Wo solche Stämme fallen, da wird der Wald licht!

* * *

An Emanuel Geibel.

Bleistift-Postkarte. [St. Goar, 21. 5. 1874).

Einen herzlichen Gruß aus unserem alten St. Goar, lieber Emanuel! Von mir und von meiner Frau, die mich begleitet. Auch die alten Nußbäume grüßen. Bald mehr aus Stuttgart. Dein treuer

Freiligrath.

Eben wird geschossen. Das alte Echo lebt noch.

* * *

An Ludwig Merckel.

Stuttgart, 27. Juni 1874.

Lieber Freund und Pastor,

Seit ich Dir am 5. v. M. zuletzt schrieb, war ich mit meiner Frau am Rhein, im Schwarzwald, am Bodensee u. s. w., aber leider ohne unserm in Aussicht genommenen Ziele näher zu kommen. Wir haben keine für uns passende Wohnung in passender Lage gefunden, und sind unverrichteter Sache hierher zurückgekehrt. Mein jetziges Logis muß ich nun aber bis zum 25. k. M. verlassen, und ich habe drum, kurz resolvirt, im nahen Canstatt eine hübsche Beletage gemiethet (die mich, beiläufig, weniger kostet, als mein hiesiger, himmelhoher 3. Stock). Wir stehen also jetzt in nächster Nähe vor dem leidigen Exodus, der besonders des Einpackens und Wiederaufstellens meiner Bibliothek wegen sein Unangenehmes hat. Ich gürte mich nicht ohne

Seufzen zum Aufbruch. Wahrscheinlich werden wir denselben um die Mitte Juli's bewerkstelligen, und bis Mitte August's uns wieder in einiger Behaglichkeit fühlen. Ob wir alsdann zu unserer Erholung noch einen kleinen Landaufenthalt irgendwo in der Nähe machen werden, steht dahin.

So, lieber Freund, hier hast Du mein Programm für die nächsten beiden Monate, so genau ich's aufstellen kann. Laß nun auch Du mich wissen, was Du vor hast, und ob wir uns demnächst einmal wiedersehen werden. Ich möchte doch nicht gern, wie voriges, so auch dieses Jahr um Deinen Besuch kommen.

Lieber Gott, denkst Du noch wohl an unsere Privatstunden bei Siebert? Wie wir da, über Schneider's griechisches Lexikon gebückt, gelegentlich unsere gottseligen Nebengedanken hatten (besonders einmal, als „Georg Rauschmayer" sich orgelnd auf der Straße vernehmen ließ), und wir dann, vor Lachen uns krümmend, vor dem ernsten Professor standen, der uns verwundert ansah und wahrscheinlich meinte, wir wären verrückt geworden?

Was sagst Du zu Blumenthal's Grabbe? Ich meine, das Einschieben aller, von Gr. selbst verworfenen Zoten (zum Theile selbst ganz grauenhafte Schweinereien) hätte der neue Herausgeber besser unterlassen! Auf dem Büchertisch eines Familienzimmers kann die Ausgabe sich nicht sehen lassen. Welcher Grabbe-Verehrer wird sie seiner Braut, welcher Vater seinem heranwachsenden Sohne schenken mögen? Es ist schade, da Blumenthal sonst mit erstaunlichem Fleiße und großer Hingabe sich seiner Aufgabe angenommen hat. Besonders die Mittheilung des Briefwechsels ist von hohem Interesse.

Ad vocem: Briefwechsel. Hast Du denn die eben herausgegebenen 4 Bände von Bürger's Briefen (von und an Bürger) schon gesehen? Darin ist auch ein Erkleckliches in biderber Natürlichkeit geleistet. Jeden Augenblick zeigen einem diese theuerwerthen Reliquien den — (Du siehst, das böse Beispiel steckt an); und was sonst für Kraftgenialität vor hundert Jahren gang und gäbe war bei Dichtern und ihren Gesellen, magst Du selbst an Ort und Stelle nachlesen. Doch sind all diese Derbheiten rein gar nichts, gegen die von Blumenthal „geretteten" Cochonnerien Grabbe's gehalten!

* * *

An Julius Wolff.

Canstatt, 29. Juli 1874.

Lieber theurer Freund!

Ja und Amen! Von Herzen gern und von ganzer Seele dankbar! Ich werde mich der Widmung Ihres Buches [1]) aufrichtig freuen, und es bedarf nicht der Versicherung, wie geehrt ich mich durch dieselbe fühle!

[1]) Till Eulenspiegel redivivus.

Für heute aber nur dies Eine Wort! Wir sind eben aus Stuttgart in die frischere Neckarluft von Canstatt herübergesiedelt, und ich sitze, von der Hitze und dem Trubel zerschlagen und marode, zwischen den auf dem Boden herumliegenden tausend und ein Bänden meiner leidigen Bücherei, wie Jeremias auf den Trümmern. Da läßt sich schlecht schreiben, und wenn nicht vor meinen Fenstern das Wehr lieblich in allen Wust und Staub hierinnen hineinrauschte, so wäre das Ding geradezu trostlos.

* * *

An Julius Wolff.

Canstatt, 3. 9. 74.

Die Frauen sind immer klüger als wir, theuerster Freund, das ist eine alte Wahrheit, und Ihre liebe Frau hat sie mir neuerdings bestätigt. Welch gescheidter Einfall von ihr, Ihnen die vorläufige Entsendung eines Till-Exemplars unter den Fuß zu geben! Der gute Freund ist gestern Nachmittag richtig bei mir angekommen, hat sein Widmungssprüchlein (ganz einverstanden! wie könnte ich's treuer und einfachherzlicher wünschen?) frischweg aufgesagt, und ist es jetzt lachend zufrieden, daß ich ihn mit dem Papiermesser kitzle. Hat er ausgelacht, und bin ich mit dem Kitzeln fertig, so geht's an eine ernstere Unterhaltung mit dem Schlingel, deren Resultat ich Ihnen dann gleich melde. Soviel ich ihm vorläufig abgelauscht habe, ist er ein durchweg frischer und freudiger Gesell, voll Lust am Leben und an der schönen Welt, voll Güte und Menschenliebe, ein Herz lauter und ohne Falsch. Dabei ein flotter Reimer, dem die Verse nur so fließen. An dem zweiten Abschnitt, den ich ganz gelesen, hab' ich schon meine rechte Freude gehabt. —

* * *

An Ludwig Merckel.

Canstatt, 20. Sept. 1874.

Deinen willkommenen Brief vom 5. Aug. habe ich dankbarlichst empfangen. Ich will Dir in aller Kürze melden, daß unser Umzug nach Canstatt in der zweiten Hälfte des Juli glücklich von statten gegangen ist, und daß wir jetzt, in nächster Nähe der Wilhelma und des Rosensteins und den rauschenden Neckar vor der Thür, aus hohen Fenstern in die lachende Landschaft hinausschauen. Die Uebersiedelung, in den heißesten Tagen des Kometensommers, war kein kleines Stück Arbeit und hat nicht nur meine arme Frau, sondern auch mich alten Knorz arg mitgenommen. Doch haben wir uns jetzt allmählich wieder aufgerappelt, und freuen uns des Wechsels,

nachdem er überstanden und die alte Ordnung so ziemlich hergestellt ist. Nur in meiner Arbeitsstube sieht's noch wüst aus. Ein Theil meiner Bibliothek bekleidet freilich schon wieder die Wände, doch liegt daneben noch immer ein namhafter Stapel von Büchern auf dem Boden, also und dergestalt, daß ich meine Höhle nicht betrete, ohne in die Worte des Wächters auf dem Thurm zu Jesreel auszubrechen, wie Du selbige aufgezeichnet findest im 2. Buche der Könige, und daselbst im 9. Kapitel, im 17. Verse [1]).

Du hast also für dieses Jahr auf Deine althergebrachte Badereise Verzicht geleistet, was ich einerseits zwar bedaure, Dir aber andererseits von Herzen Glück wünsche zu dem, was Dich zu Hause bleiben ließ, — zu der Erweiterung und Abrundung Deines Grundbesitzes nämlich! Mögest Du Dich des baum- und ährenumrauschten Heimes in der lieben alten Heimath noch manches Früh- und manches Spätjahr in Frische und Rüstigkeit erfreuen! Es muß doch etwas Schönes sein um ein eigen Haus und ein eigen Stückchen Grund und selbstgepflanzte Bäume! Ich alter Nomade bin nie dazu gekommen, — und jetzt ist's kaum noch der Mühe werth!

* * *

An Emil Rittershaus.

Canstatt, 21. Dec. 1874.

Daß ich Dir heute schreibe, daran, lieber Emilius, ist zwar auch eine Kunst Schuld, aber weder die Dicht-, noch die Malerkunst, sondern — die Kochkunst! Eigentlich also die Hauptkunst, die Kunst aller Künste, auf deren Basis, nach Moleschott, Vogt und tutti quanti, die übrigen (brodlosen) Künste sich erst zu etabliren im Stande sind. Es handelt sich nämlich um den — oder heißt es das? — Pud-Ding, so Dein Töchterlein so freundlich war, von Käthchen für uns mitzunehmen, und welchem wir, nach Käthchens Ankündigung, jetzt seit länger als einer Woche von Eurer gütigen Sendung entgegensehen. Wie ist es denn nur damit? Hat Aennchen das Kunstwerk unterwegs zu ihrer Stärkung vertilgt, oder hast Du, zu weiterer Ausfüllung Deines innern Menschen, das Ding in Dich aufgenommen (zu dieser Annahme ist meine mißtrauische Frau geneigt), oder aber (dritter möglicher Fall, den ich unterstelle) ist die Sendung zwischen Barmen und Canstatt irgendwo und irgendwie abhanden gekommen? Wie dem auch sein möge: auf alle Fälle will ich Dich hiermit benachrichtigen, daß das Ding noch nicht angelangt ist; daß wir uns sehr danach sehnen; daß wir, sollte es noch länger ungenossen

[1]) „Der Wächter aber, der auf dem Turm zu Jesreel stund, sahe den Haufen Jehu kommen und sprach: Ich sehe einen Haufen."

bleiben, befürchten, es könne verderben; und daß wir Dich, für den von mir angenommenen Fall, freundlich bitten, einen Laufzettel nachzuschicken. Amen, Selah! Du siehst nun, was für Genußmenschen wir sind, und wie wir, um mit Käthchens Schweizer Amme (Anno 1846) zu reden, auf dem Pudding zittern! „Sie zittert auf dem Gemüs!“ oder: „sie zittert auf dem Brei!“ sagte jenes Frauenzimmer, wenn Käthchen, die allzeit Hungrige, in ihrem „Freßmänteli“ dasaß und die ihr zugedachte Nahrung, zitternd vor Begier, kaum erwarten konnte. So zittern nun auch wir auf dem Pudding.

* * *

An Ludwig Walesrode.

C. 29. Dec. 74.

Wir gedenken zwar nicht die Mitternachtsstunde heranzuwachen übermorgen Abend, werden aber doch dem scheidenden Jahre zu Ehren ein Böwlchen brauen und würden uns freuen, wenn Du uns dasselbe schlückern helfen wolltest. Hast Du also nichts Anderes und nichts Besseres vor, so komm' Donnerstag Abend zur gewohnten Sonntagsstunde in den Alten Hasen heraus. Willst Du durchaus schwärmen, so kannst Du ja von uns aus immer noch auf einen Sylvesterball oder sonst eine Nachtfeier dampfen. Bitte, laß' mich mit einer Zeile wissen, ob wir Dich erwarten dürfen. Es wäre sehr liebenswürdig von Dir, wenn Du uns die Brücke aus 1874 in 75 wolltest schlagen helfen. Sei recht freundlich darum gebeten.

Ich war heute zum ersten Mal wieder aus. Für einen Greis fand ich die Straßen ziemlich glitschig.

* * *

Der nachfolgende Brief an Wilhelm Rauschenbusch, bedeutsam durch Freiligraths Urteil über den sauerländischen Dialektdichter Grimme, ist bereits in der Gegenwart vom 29. Juli 1876 abgedruckt.

Canstatt, 30. Dec. 74.

Prost Neujahr, lieber alter Freund, und vergieb, daß ich Dir auf so manches Zeichen Deines freundlichen Gedenkens Antwort und Dank bisher schuldig geblieben bin! Ich komme bei'm besten Willen nicht mehr so recht voran mit meiner Correspondenz (die freilich auch zu Centnern auf meinen alten Schultern lastet), und muß mich, wie in vielen andern Stücken, so auch in diesem auf die Nachsicht meiner Freunde verlassen. Geh' denn auch nicht zu streng in's Gericht mit mir, Rath des Gerichts und der Gerechtigkeit!

Und nun habe vor Allem herzlichen Dank für die große Freude, die Du mir mit dem urkomischen Hengstenberg und dem trefflichen Humoristen Grimme bereitet hast! Die Bekanntschaft mit Jenem, der mich schon in meinen Knabenjahren ergötzte, hab' ich unter vielem Lachen erneuert, und

mich nicht minder gern, natürlich in anderer Art, auch an dem längst von mir verehrten Grimme wieder einmal auferbaut. Die Heftchen, welche Du die Güte hattest mir zu schicken, waren mir durchaus neu (nur die früheren Sachen: „Grain Tuig“ und „Sprickeln und Spöne“ kannte ich schon in London), und ich kann Dir gar nicht sagen, welch' heiteren Genuß sie mir gewährt, und wie lebhaft sie Menschen und Zustände der alten Heimath in mir aufgefrischt haben. Welch' gemüthliche lustige Sorte (jetzt, fürcht' ich, unter Bismarck's Eisentritt auch wohl bald das Zeitliche segnend), sind doch z. B. diese geistlichen Sausause, diese katholischen Dorfpfaffen des Sauerlandes, wo einer dem andern die Taufthaler aus der Hosentasche stiehlt, und damit der Köchin den Wein bezahlt, den sie, ohne die List des Schlaumeyers zu ahnen, aus dem Keller des Bestohlenen (der unterdessen schon ruhig schnarcht), zu später Stunde noch heraufholen muß. Es ist wieder eine ganz andere Welt, es sind wieder ganz andere Menschen und Lebenskreise, als die von Reuter geschilderten, und dadurch sind Grimme's Sittenbilder, abgesehen von dem sprachlichen Interesse, neben den Reuter'schen auch von specifischer, culturhistorischer Bedeutung. Wie wunderbar verschieden zeigen sich doch das deutsche Gemüth und der deutsche Humor, je nach der Landschaft, worin sie zum Ausdruck gelangen! Groth, Reuter, Hebel, Grimme, — überall dasselbe ehrliche, treue Volksgesicht, und dennoch wie anders Blick und Geberde! Wie verschieden der in seine engen Flußthäler eingekeilte Katholik des Sauerlandes von dem protestantischen Flachländer Mecklenburgs! Es wirken da eine Menge von Factoren! Grimme hat trefflich im Volke herumgelauscht, seine Bilder haben die Treue von Photographien. In den kleinen, mehr anekdotenartigen Geschichten, die er uns gegeben hat, ist er Reuter in der That ebenbürtig, — es fragt sich nur, ob seine Begabung auch für größere Schöpfungen ausreicht. Ich möchte daran zweifeln, doch soll mein Zweifel keinen Tadel aussprechen. Jeder giebt, was er hat und geben kann, und ist das etwas Gutes, so sollen wir ihm dankbar und mit dem Gegebenen zufrieden sein. Ein Humor, wie Grimme ihn besitzt, ist etwas Herrliches und Kostbares! Möge er uns noch oft und lange damit erfreuen!

Grimme und das Sauerland bringen mich auf Immermann und den Münchhausen. Zu meinem herzlichen Bedauern, lieber Rauschenbusch, kann ich Herrn Müller's bezüglichen Antrag, wie sehr mich derselbe auch ehrt, und wie warm Du ihn auch befürwortest, nicht annehmen, und ich muß Herrn Müller (dem ich in diesen Tagen auch noch schreiben werde) wie Dich freundlich bitten, mich entschuldigen zu wollen. Die Arbeit könnte mir allerdings Freude machen, aber einestheils liebe ich es nicht mich zu binden, und anderntheils

bin ich mit Allem, was Immermann von Thorheiten und Verkehrtheiten jener Zeit in den Münchhausen hineingeheimnißt hat, viel zu wenig vertraut, als daß ich es unternehmen möchte, mich zum Commentator des Buches aufzuwerfen. Eine Menge von Anspielungen sind mir bis auf den heutigen Tag dunkel geblieben (sie waren es schon, als der Roman erschien) und Immermann um die Deutung anzugehn, ist mir nie eingefallen. Vielleicht, wäre er uns nicht so plötzlich weggestorben, hätte ich es doch bei guter Gelegenheit noch einmal gethan. Jetzt hab' ich nur zu beklagen, daß es unterblieben ist, und daß ich, zum größten Theil deßwegen, außer Stande bin, auf Euern Vorschlag einzugehen. Von zu großer Bescheidenheit meinerseits kann dabei keine Rede sein. Wie ich höre, hat Putlitz in die (im Auftrage der Wittwe, jetzigen Frau Wolff in Hamburg) von ihm herausgegebenen Erinnerungen und Briefe Immermann's auch einen Brief von mir aufgenommen, den ich, in der ersten hellen Freude über den ersten Band des Münchhausen, von Barmen aus an Immermann gerichtet hatte.

Also, lieber Freund: Münchhausen wird mich nicht nach Westphalen führen, doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, die alte Heimath noch einmal an Deiner Seite zu durchschweifen. Im Voraus Dank für alle so freundlich gebotene Güte und Gastlichkeit!

Deine Einleitung zu Chamisso (Grote hat mir die schöne stattliche Ausgabe in diesen Tagen gesandt) habe ich mit vieler Freude und herzlicher Zustimmung gelesen. Wenn mich die schöne und gewissenhafte Arbeit noch etwas wünschen ließe, so wäre es ein kurzes Verweilen auf Deinen persönlichen Beziehungen zu Chamisso: neben dem Bilde des Dichters auch ein Bild des Menschen, wie er Dir freundlich und fördernd entgegenkam. Hitzig hat das freilich in der Gesammtausgabe nach Deinen Mittheilungen Alles schon erzählt, aber die Gesammtausgabe ist nicht in Jedermanns Händen, und mich dünkt, daß gerade hier der Ort gewesen wäre, Dich mit einem treuen, pietätvollen Worte selbst vernehmen zu lassen. — —

Nun aber in der That: claudite rivos! Es wäre wohl noch mancherlei zu plaudern, aber man muß doch auch ein Ende zu finden wissen.

Also die alte „Gunloda" hast Du in der Senne aufgestöbert? Die darin zuerst abgedruckte „Tanne" muß dort etliche Strophen mehr haben, als die später in den Band meiner Gedichte aufgenommene Fassung.

* * *

An Ludwig Walesrode.

Im Alten Hafen, 12. 1. 75.

Lieber Senior,

Ich bin beauftragt worden, die vertrauliche Anfrage an Dich zu richten,

ob Du eine Decoration, welche Dir, in Anbetracht Deiner Verdienste um die höhere Kafébereitung, gern in's Knopfloch fliegen möchte, auch annehmen würdest? Und ob in diesem Falle der Hasenorden pour le mérite de cuisine Dir ebenso willkommen wäre, als der goldene Kafémaschinen-Orden erster Klasse mit Löffeln und Flanelllappen? Respective, welchen der beiden hohen Orden Du vorziehen würdest?

Freundliche Antwort morgen, Mittwoch, zur gewohnten Theestunde wird verpflichten Deinen

allezeit treu ergebenen
Junior.

* * *

An Theodor Eichmann.

Canstatt, den 13. Mai 75.

Du erhältst heute nur ein kurzes Briefchen von mir, und auch dieses schreibe ich nicht mit eigner Hand, sondern dictire es der Gattin in die Feder. Die Ursache davon ist, daß ich mit einer „Leidenschaft am Bein" zu Bett liege, zwar nicht durch Gicht oder Podagra, sondern durch eine äußere Verletzung. Beim Einsteigen in einen im Fahren begriffnen Omnibus erhielt ich einen Stoß am Schienbein, der eine Sprengung eines Blutgefäßes und dadurch eine Blutsickerung in den Fuß nach sich zog, so daß letzterer die anmuthige Form und Rundung einer colossalen Blutwurst annahm, bei den Engländern black pudding benamst. Die Sache ist Gottlob nicht gefährlich, aber sehr langweilig und eine wahre Geduldsprobe für einen thätigen Greis. Eis, Bleiwasser, Bandage, Salbe, das sind jetzt meine Freuden. Hoffentlich bin ich wieder auf dem Strumpf, wenn Du Ende des Monats mit Mariechen hier eintriffst. Wir freuen uns sehr auf Dein Kommen, und Alles ist zu Deiner Aufnahme bereit. —

* * *

An Karl Elze.

Canstatt, 8. Juli 1875.

Theurer Freund,

Nicht das Illustrated Magazine ist Schuld an meinem langen Schweigen und der Verzögerung meines Dankes für Deine verschiedenen hochwillkommenen Lebenszeichen. Was mich abhielt, war ernstliches längeres Unwohlsein in Folge einer äußern Verletzung. Das Ende vom Liede ist gewesen, daß ich fast den ganzen schönen Mai zu Bett habe liegen müssen, dann eine Zeitlang auf Stühlen und Sofas mich möglichst wagerecht verhalten mußte, und

gegenwärtig in der niederträchtigen Kneifmaschine eines Gummistrumpfes herumhumple, recht wie ein hinkender Bote und gelähmter Kranich. Aber schlimmer als das Hinkebein ist der Umstand, daß das lange Zubettliegen 2c. 2c. mich auch sonst heruntergebracht hat. Ich fühle mich, wie kaum je zuvor, angegriffen und abgespannt, muß Chinin und Chinawein schlucken, und der Arzt will mich zu einer Luftkur in's Prättigau schicken.

Es ist ein Glück, daß ich das Magazine, über welches ich mich vor meinem Unfall mit Hallberger geeinigt hatte, blos lesend und mit Rothstift anstreichend vom Bett aus redigiren konnte, es hätte sonst schlimm damit ausgesehen.

* * *

An Karl Weerth.

Canstatt, 3. Aug. 1875.

Mein geliebter alter Freund,

Habe aus vollem Herzen Dank für Deinen lieben Brief und Deine warme freundschaftliche Einladung! Leider kann ich die letztere nicht annehmen! Seit einem Vierteljahr an den Folgen einer Verletzung des rechten Fußes leidend, bin ich eben im Begriff, mich der Anordnung des Arztes zu fügen und zur Wiederbelebung der durch Zimmerluft und wochenlanges Zubettliegen herabgekommenen Lebensgeister in die Gletscheratmosphäre Graubündtens abzureisen. Hoffentlich hat die Luftkur den gewünschten Erfolg! Zunächst freilich verhindert sie mich, mit Dir und mit Euch andern lieben Freunden aus der frohen Jugendzeit den Ehrentag unsres alten Teutoburger Waldes zu begehen, und das beklage ich von ganzem Herzen. Wie hängt doch mein Herz an den lieben Heimathbergen und an Euch, ihr alten Genossen, die Ihr nun auch ganz sachte Grauköpfe geworden seid, so gut, wie ich selber. Glaubt nur, daß ich am Hermannstage im Geiste bei Euch bin und mit Euch juble! Denkt dann auch meiner ein wenig!

Einige Verse, die ich Herrn Klingenberg ohnlängst schickte (er wollte durchaus etwas von mir für sein Album haben), werden Dir zeigen, lieber Weerth, wie lebendig das Bild der alten Zeit und der alten Stätten mir noch vor der Seele steht. Meines alten väterlichen Freundes Clostermeier, dem Euer Land es doch zumeist verdankt, daß man es endlich als Schauplatz der Hermannsschlacht gelten läßt, mußte bei diesem Anlasse doch auch ehrend gedacht werden![1])

Wie schön wäre es, wenn Du Dich von den Strapatzen des Festes

[1]) Es ist das in Menke's Hermannsalbum, Detmold 1875, abgedruckte Gedicht „Lang, lang ist's her."

auch in der Schweiz zu erholen kämst! Du findest mich bis Anfang September im Hôtel Silvretta zu Klosters im Prättigau. Das wäre ja herrlich, lieber Alter, wenn Du plötzlich von Landquart heraufgefahren kämst, und mich bei Gemsbraten und Valtelliner überraschtest! Meine Frau und meine älteste Tochter (Frau Kroeker) sind auch mit mir in den Bergen, und würden sich herzlich freuen, den alten Freund ihres Alten im Anhauch der Gletscher zu begrüßen. Oder kämst Du nicht im Herbst einmal zur Weinlese in's Würtemberger Ländle?

Doch ich muß schließen, theurer, alter Freund! Es giebt noch viel bis morgen früh zu thun, — Packen, Briefe schreiben, was weiß ich Alles! Man wird eben nie fertig! Es ist ein Elend!

* * *

An Ludwig Walesrode.

[Poststempel Klosters, 1. IX. (1875)].

In der Noth frißt der Teufel Fliegen, und bei Regenwetter schreibt selbst Φρειλιγραθ Briefe oder wenigstens Postkarten! Also eine Postkarte, lieber Freund und Senior, und durch sie, meinem Herzen und Deinem hierher mitgenommenen Encrier magique entströmend, die treuesten Grüße und warmen Dank für Deinen lieben und liebenswürdigen Brief vom — ich erschrecke — 6. v. M.! Geh' nicht mit mir in's Gericht! Man kommt hier eben nicht zum Schreiben!

Sonst geht mir's leiblich, die Luft bekommt mir, auch der Veltliner, und die „Leidenschaft am Wein" zieht mälig ab. Käthchen und ihr Mann sind leider schon seit vorgestern fort, und wir hoffen, zu Anfang nächster Woche auch in Canstatt zu sein. Dann ein frohes Wiedersehen und das von Dir bedungene Opfer! Unterdessen die herzlichsten Grüße von mir und meiner Frau, wie nicht minder von Eduard und Käthchen, die mich noch bei'm Scheiden damit beauftragten.

Nochmals: Vergieb! Man ist hier so gar nicht in Working order, sonst hätte ich Dir längst geschrieben und würde auch jetzt mehr schreiben. Von Herzen Dein Freund und Junior.

* * *

An Ludwig Walesrode.

[Canstatt], 7. 9. 75.

„Ich komme vom Gebirge her,"

singt der verlorene Sohn bei seiner endlichen Heimkehr und schwingt dazu seinen Alpenstock, den er auch als Hirtenstab zu benutzen Gelegenheit fand, nach Noten. Uebrigens hat er diesmal nicht die Schweine gehütet, sondern

sich als Kuh- und Ziegenhirt (im gleichen als Melkbube und Käsmacher) ehrbar, wenn auch dürftig, das Leben gefristet. Als Kuhhirte war er denn auch im Stande, das zur Feier seiner Rückkehr zu opfernde Kalb gleich selbst von der Alm heimzutreiben. Morgen, Mittwoch Abend, soll die solenne Abschlachtung vor sich gehen, und bist Du, o Freund und Senior, hiemit freundlich gebeten, derselben als Zuschauer und Mitwirkender beizuwohnen. Auch ein guter Trunk (aus naturwüchsigem Schlauche) soll bei dem patriarchalischen Feste nicht fehlen.

Also auf Wiedersehen morgen Abend.

Bukolos.

* * *

An Karl Heuberger.

Canstatt, 27. 10. 75.

Lieber und verehrter Freund,

Die allerherzlichsten Glückwünsche zum morgenden Geburtstage! Möge er Ihnen noch oft wiederkehren, und Sie immer so frisch und so heiter finden, wie ich hoffe (und nach Ihrer freundlichen Festkarte annehmen darf), daß Sie Ihr Lebensfest morgen begehen werden!

Mir geht es leider nicht besonders. Ich leide trotz einer Luftkur in Graubündten, die mir der Arzt für den letzten Monat August verordnete, noch immer an den übeln Folgen eines Unfalls, der mir Anfang Mai's auf der Stuttgart-Canstätter Pferdebahn zustieß. Mai und Juni habe ich im Bette verliegen müssen, jetzt hinke ich als gelähmter Kranich dem Winter entgegen! In solcher Verfassung denkt man nicht an's Kaufen von „Landgütchen". Haben Sie aber nichtsdestoweniger Dank für die gütige Mittheilung der Annonce!

Das Hermannsfest hat mir trotz alledem einige Verse eingegeben. Sie finden dieselben inliegend. Nur eine persönliche dankbare Erinnerung an einen Freund und Beschützer meiner Teutoburger Knabenzeit. Ohne meinen unvergeßlichen alten Clostermeier und seine Forschungen würde man das Fest kaum haben feiern können. Er war es, der, wie Schlosser, Ukert und andere competente Historiker und Geographen anerkannt haben, dem lippischen Ländchen Ort und Stelle der Schlacht überzeugend vindicirt hat. Es war mir Herzensbedürfniß, den Dank, den ich dem edeln, längst Geschiedenen schulde, bei dieser Gelegenheit öffentlich auszusprechen.

Von Longfellow hatte ich kürzlich Nachricht. Er ist allezeit thätig und hat eben wieder ein Bändchen Gedichte in die Welt geschickt. Uebrigens ist seine Gesundheit leidend. Neuralgie! Wir armen Teufel conserviren uns

eben nicht so famos, wie unser alter Freund, Rheinfels der Landmann, — dieser andere Chibher, der ewig Junge!

Gott mit Ihnen, mein verehrter alter Freund! Ich drücke Ihnen warm und innig die Hand! Noch einmal:

Hoch der Landmann!

* * *

An Karl Elze.

C., 1. 1. 76.

Profit Neujahr, lieber Freund, und herzlichen Dank für Brief und Bücher! Ich brauche Dir nicht zu sagen, wie sehr Alles, was mir von Dir zukommt, mich erfreut und interessirt. Mit dieser Versicherung mußt Du eben heute vorlieb nehmen. Ich kann mich auf Einzelnes nicht einlassen. Denn ich bin krank, recht krank, war schon seit Wochen nicht mehr vor der Thür, schleiche elend von Zimmer zu Zimmer, und bin froh, wenn ich täglich nur das Allernothwendigste (Lesen und Rothstifteln für's Magazin) zu Stande bringe. Das ist's auch, was mich so lange abhielt, Dir zu schreiben. Und was mich heute nur zu einem Worte und einem Handdruck kommen läßt. Klosters, das mir erst so trefflich bekam, hat leider nicht lange vorgehalten. Ich muß auf's Frühjahr hoffen, sagt der Arzt.

So, lieber alter Freund, das ist Alles, was ich heute leisten kann! Das bischen Schreiben macht mich gleich müde, und der Arzt hat mir's eigentlich verboten. Es ist ein Elend!

Wolfgang und Percy waren hier. Percy, der beinahe im Begriff stand, eine gute Stelle in Ceylon anzunehmen, hat uns vorgestern wieder verlassen. Die Nähe des frischen braven Jungen war mir eine Freude und eine Erquickung. Aus London gute Nachrichten!

Also nochmals: Profit Neujahr, Dir und Deiner lieben Tochter von uns Allen!

Gott mit uns im Neuen Jahre!

Kennst Du Longfellow's nobles Gedicht „Morituri salutamus“, welches er vorigen Sommer seinen 1825er Classengenossen im Bowdoin College widmete? Du findest es in dem eben erschienenen jüngsten Bändchen Longfellow'scher Gedichte: The Masque of Pandora and other Poems.

„Morituri salutamus!“ Ein wehmüthiger, aber doch tapferer Zug des Scheidens und Abschiednehmens geht auch durch viele der „andern“ Gedichte. Dear, dear Longfellow!

Auch meine edle Freundin Adelheid von Stolterfoth ist kurz vor Weihnachten heimgegangen!

* * *

Der Aufenthalt zu Klosters hatte dem Dichter keine Genesung gebracht; Karl Elze, welcher dort zufällig mit dem Freunde zusammentraf und acht Tage bei ihm verweilte, fand ihn recht leidend; Freiligrath war, wie er selber sagte, „müde", angegriffen und sehr schwerfällig. Der Herbst brachte stets gesteigerte Leiden: die Krankheit, eine Verfettung des Herzens, welche Wassersucht im Gefolge hatte, schritt unaufhaltsam fort. Das Schreiben ward ihm unbequem, und vor dem Diktieren scheute er sich, so daß er es nur im dringenden Notfalle über sich brachte. Den für die alten Tage gefaßten Plan, seine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben, mußte er aufgeben und sich beschränken auf die Auswahl des Stoffes für Hallbergers Magazin. Und da ihm sein Zustand dies nicht untersagte, war er thätig bis zum letzten Augenblicke. Sogar der Dichtung sagte Freiligrath in diesen Leidensmonden nicht völlig Lebewohl; das letzte Gedicht, zu Viktor Scheffels fünfzigstem Geburtstage, ward abgefaßt am 16. Februar 1876, vier Wochen vor Freiligraths Heimgang. Es ist ein wehmütiger Abschied des schwerkranken Dichters von dem in rüstiger Manneskraft stehenden und schließt mit den trüben Worten:

Gern wär' ich heut' selbst deines Reigens
Ein Zeuge flott und frank,
Doch meine Reime zeigen's:
Der sie schickt, ist leider krank.

Hab' Nachsicht drum mit dem Zittrer!
Sein Glas tönt voll und rein,
Ist auch sein Wein ein bittrer,
Ist's auch nur Chinawein!

Kurz nach Freiligraths Rückkehr nach Canstatt traf sein ältester Sohn Wolfgang mit seiner Frau bei ihm ein. Die Gesundheit der letzteren war durch das Klima von Nordamerika, durch die tropischen Sommer und sibirischen Winter des Landes tief erschüttert worden; Wolfgang hatte sein Geschäft aufgeben müssen und führte die Gattin in die Heimat zurück, wo sie unter der Hand geschickter Ärzte wieder genas. Das junge Paar blieb einstweilen bei den Eltern; der Sohn half in der Pflege des geliebten Vaters, und die Schwiegertochter mit ihrem feinen Sinn und Verständnis für englische Literatur erwies sich als schätzbare Stütze bei der Redaktion des Illustrirten Magazins. So verging der Winter im trauten Kreise der Familie und lieber Freunde; war der Zustand des Kranken auch nicht ohne Beschwerde, sein Geist blieb frei und thätig bis zum Ende. Im Januar brachten mehrere Zeitungen bedenkliche Nachrichten über Freiligraths Gesundheitszustand, die ihm sehr mißfielen, und die er selbst, ohne seinen Namen zu nennen,

durch eine günstiger lautende Notiz in der A. Allg. Zeitung zu berichtigen dachte. Darauf beziehen sich die beiden Briefchen an W. Vollmer.

An Wilhelm Vollmer.

C. 31. 1. 76.

Lieber Freund,

Hättest Du wohl die große Güte, die inliegende kleine Correspondenz (natürlich: als von Dir herrührend) der Allgem. Zeitung für ihr „Verschiedenes“ zu übermitteln, ehe sie mich selbst als „verschieden“ darin abmeldet?

Ich würde mich Dir sehr verpflichtet dafür fühlen, und danke herzlich im Voraus.

Es geht mir noch immer schlecht genug, — doch ich hoffe ja!

* * *

An Wilhelm Vollmer.

9. 2. 76.

Herzlichen Dank, mein sehr lieber und verehrter Freund! Hätte ich ahnen können, daß Du selbst leidend bist, so hätte ich Dich sicher nicht mit meinem Anliegen beunruhigt.

Ich wünsche Dir nun von ganzem Herzen gute Besserung, und —
Moriturus Saluto!

Dein
F. Freiligrath.

* * *

Wohl spricht aus diesen Briefen das Bewußtsein schwerer Erkrankung, aber ein tapferes Herz giebt die Hoffnung nicht so leicht auf. Freiligrath machte schon Pläne, wohin er sich in der kommenden besseren Jahreszeit zum stärkenden Landaufenthalt wenden wolle, und hatte sich die Solitude bei Stuttgart dazu ausersehen, die als hochgelegen und von würzigem Tannenduft erfüllt, auch von dem Arzte als am zweckmäßigsten gebilligt wurde. Es sollte nicht mehr dazu kommen. An schönen Tagen im Februar ging Freiligrath wohl noch vor dem Hause auf und ab, aber bald wurden auch diese kurzen Spaziergänge eingestellt. Das Gehen fiel ihm zu schwer; die geistige Regsamkeit, gemütvolle Teilnahme und den guten Humor bewahrte er sich bis zum Ende, wie sein Gedicht zu Scheffels 50. Geburtstage beweist, welches zu jener Zeit entstand, das letzte Gedicht Freiligraths. Ludwig Walesrode, welcher in seinem trefflichen Aufsatze „F. Freiligrath, ein Cha-

rakterkopf“ (Gartenlaube 1876, Nr. 45) Freiligraths Moosthee mit dem Gedicht an Scheffel zusammenstellt, bemerkt dazu: „Zwischen „Moosthee“ und „Chinawein“ liegt, zum Glück für die väterländische Literaturgeschichte, der Zeitraum eines vollen halben Jahrhunderts, von 1826 bis 1876. Der Trank vom Hekla und vom Geiser hat an dem sechszehnjährigen Jüngling die wunderbare Heilkraft bewährt, die der Chinawein dem an einem unheilbaren Herzleiden erkrankten greisen Dichter leider versagte. Der sterbende Poet, der mit wehmütig heitern Versen den gefeierten Kollegen vom deutschen Parnaß zum fünfzigsten Geburtstag glückwünschend grüßte, war selbst ein Jubilar in weit eminenterer Bedeutung. Sein Todesjahr war das Ehren-Jubeljahr des Dichters, das fünfzigste, seitdem er mit jenem „Moosthee“-Gedichte vor seine Nation getreten!

Sechszehn Jahr — und wie ein greiser
Alter sitz’ ich matt und krank,
Sieh, da sandten mir der Geiser
Und der Hekla diesen Trank.

Aber der Jubelgreis ist nicht wie, oder jetzt richtiger als ein greiser Alter gestorben, matt und krank. Der hellenische Ausspruch, daß die Götter den Menschen, den sie lieben, zu sich rufen, bevor er seine goldene Jugend ausgelebt, hat sich an Freiligrath glücklich erfüllt. Sein Genius hat sich die goldene Jugendfrische gewahrt; sein Herz war nur pathologisch erkrankt. Es hat bis zum letzten Schlage voll und warm geschlagen für alles Schöne, Gute, Hohe, für seine Ideale und seine Menschen. Und wie alle seine menschlich guten Eigenschaften ist ihm sein liebenswürdiger Humor treu geblieben bis zum letzten Athemzuge.“

So Walesrode, Freiligraths vieljähriger Freund und täglicher Besucher, welchem die schmerzliche Aufgabe zugefallen war, den Kranken, selbst blutenden Herzens, durch Scherze und Erzählungen aufzuheitern. Hin und wider überkamen den schwer leidenden Mann wohl Todesgedanken; er vollzog seinen letzten Willen; das Ende selbst mochte er nicht so nahe wähnen. Wenige Tage vor seinem Tode sprach er noch zu einer befreundeten Dame: „Ich stehe wie ein Student auf der Mensur, und mein Gegner ist der Tod. Aber ich habe noch stählerne Arme, und wenn auch der Kampf ein heißer, so bezwinge ich den Gegner doch.“ In den letzten Tagen beschäftigte ihn der Gedanke einer baldigen Reise nach England zu seinen Kindern und Enkeln; er sollte sie nicht wiedersehen. Der nachfolgende Brief, der letzte, welcher dem Berichterstatter vorliegt, giebt uns einen Einblick in jene bangen erwartungsschweren Tage.

An Theodor Eichmann.

Canstatt, den 2. März 76.

Ihr guten Freunde draußen in der Welt habt keinen Begriff davon, wie krank ich bin. Ich schleppe mich elend und mühsam von Tag zu Tage hin, und von freundschaftlicher Correspondenz, wie ich sie früher so gern führte, kann nicht die Rede sein. Auch zu diesem Briefe, wie Du siehst, muß ich mich der Hand meiner Frau bedienen. Und auch so wird's nicht viel werden, denn alles ermüdet mich und greift mich an, sogar das Dictiren. Habe nun Dank für Alle Deine freundlichen Mittheilungen, aus welchen wir vor allen Dingen mit Vergnügen sahen, daß es Dir und den lieben Deinigen wohl geht, und daß Du sogar auf Deine alten Tage die Schlittschuhe angeschnallt hast; dazu kann man Dir wohl gratuliren. Gott erhalte Dich noch lange lange so frisch und so rüstig.

Dies sei genug für heute, lieber Eichmann. Gebe Gott, daß es mir bald besser gehe. Grüße Frau und Kinder und Freunde, und behalte lieb Deinen alten

(gez.) F. Freiligrath.

P. S. Es ist schlimm Secretär zu sein, wenn man so traurige Sachen dictirt bekommt. Aber es ist nur zu wahr, mein guter Mann ist sehr, sehr leidend. Wenn man nur helfen könnte! Sobald schöne Frühlingstage eintreten, werden wir wohl eine Luftveränderungsreise antreten müssen. Wohin, wissen wir noch nicht; nach England reichen die Kräfte schwerlich aus. Gott wolle helfen!

I. F.

* * *

Bettlägerig ist Freiligrath nicht geworden. Noch am 16. März ging er rüstig durch seine Zimmer, einige Bücher unterm Arm. Am 17. März blieb er zu Bett, aber ohne eigentliche Nothwendigkeit; „ich wollte einmal ein bischen faulenzen", erklärte er seinem Arzte. Er ließ sich die eingelaufenen Briefe bringen und diktierte auch einiges. Unter diesen Briefen machte ihm einer von Volckmar aus Leipzig noch eine besondere Freude. Derselbe hatte die Doré'schen Zeichnungen zu Coleridge's Altem Matrosen und Freiligraths deutschen Text des Gedichtes erworben und schickte nun das Honorar. „Da habe ich," sprach er vergnügt, „als blutjunger Mensch den Alten Matrosen übersetzt; wie oft ist er nun schon gedruckt worden, und nun erscheint er noch gar in einem Prachtwerke mit schönen Illustrationen." Seine Schwägerin Maria Melos war vor wenigen Tagen aus Schlesien eingetroffen, worüber er sich auch herzlich freute. Er bat seine beiden Pflegerinnen, ihn keinen

Augenblick allein zu lassen, und dankte ihnen wiederholt mit der liebevollen Äußerung: Ihr seid ein paar gute Schwestern. Er diktierte der Gattin einen kurzen Gruß nach Soest, einen Geburtstagsgruß für Gisberta: Meinen geliebten Schwestern mit den allerherzlichsten Glückwünschen zum 19. März 1876. God bless you! God bless you. Ferdinand.

Er unterschrieb das Blatt noch mit leserlicher, aber anscheinend sehr zitternder Hand; es war das letzte Mal, daß er die Feder faßte.

Der grüne Lehnsessel, in welchem Goethe starb, gehörte zu den Hausgeräten, welche ein paar Jahre nach Professor Melos' Tode, als dessen Witwe von Weimar wegzog, versteigert wurden; Ottilie von Goethe erstand den bequemen Sessel für das Schlafgemach des Schwiegervaters, und in diesem vormals Melos'schen Familienstück ist Goethe entschlafen. Wenn das Gespräch auf diesen Umstand kam, sagte Freiligrath stets zu seiner Gattin: Ich bin kein Goethe und will ihn gewiß nicht kopieren, aber in einem Sessel sterbe ich auch einmal, Du sollst sehen! Und so geschah es.

Die letzte Nacht brach an. Obwohl schon den ganzen Winter hindurch die Nächte vielfach gestört und der Schlaf häufig unterbrochen gewesen, so verlief doch keine so unruhig wie die vom 17. auf den 18. März. Der Kranke verlangte vom Bett in den Armsessel, und von diesem wieder ins Bett. Das Atmen wurde ihm schwer. Außer der Medizin ward von Zeit zu Zeit ein Schluck starken Weines gereicht; der treue Freund Ganzhorn hatte für einen Vorrat des so schön besungenen Kometenweines gesorgt, und dieser abwechselnd mit Champagner und Xeres hielten die sinkenden Kräfte aufrecht. Gegen Morgen verlangte Freiligrath wieder in den Sessel; die Gattin redete ihm zu, liegen zu bleiben, bis das Feuer wieder angezündet sei; Du siehst so recht behaglich aus! sprach sie. Er antwortete seufzend: Ach, behaglich! Ich habe keinen Atem! Im Schlafrock, mit Decken und Kissen umsteckt, ward er bequem in den Lehnstuhl gesetzt; ein tiefes Atemholen gewährte ihm augenscheinlich Erleichterung. Mit tiefen Zügen trank er ein Glas Wasser. Ich bin durstig! sagte er. Gleich darauf ward seine Gattin durch ein eigentümlich gurgelndes Geräusch in seiner Kehle erschreckt; eilends sandte sie nach dem Sohn und der Schwester. Freiligrath saß im Lehnstuhl, den Kopf vornüber geneigt, immer schwächer atmend. Als wenige Augenblicke darnach Wolfgang und Maria eintraten, war schon das Leben entflohen; der Todeskampf hatte keine zehn Minuten gedauert.

So entschlief schmerzlos Ferdinand Freiligrath Samstag den 18. März 1876 gegen sechs Uhr in der Frühe; sein Schlafzimmer hatte wie das Bibliothekzimmer den Ausblick auf den rauschenden Fluß und die Morgenröte. Die aufgehende Sonne leuchtete dem edeln Toten nicht mehr. Man ließ ihn

im Sessel sitzen; in dieser Stellung ward er photographiert [1]). Es sind die früheren Züge, wohl schlaffer geworden, aber keine Spur schweren Siechtumes verratend; das vormals dunkle Haar ist greis geworden, aber noch immer voll; es ist nicht ein Toter, den wir sehen, es ist das schöne friedenvolle Bild eines vor Ermüdung Entschlafenen.

Ein tiefes Weh durchzuckte viel Tausende deutscher Herzen, als am 18. März 1876 die Kunde von Ferdinand Freiligraths Scheiden durch den Telegraphen allerorten verkündet ward. Von nah und fern kamen Beweise der innigsten Trauer und Verehrung. Freiligraths Sterbezimmer glich einem Hain von Lorbeeren, Myrten, Rosen, Cypressen; Hunderte von Kränzen, Lorbeer- und Palmzweigen, Berge von Briefen und Depeschen lagen aufgehäuft. Der Dichter ruhte in einem eichenen Sarge unter Veilchen und Camellien; auch die Stadt Canstatt überreichte durch eine Deputation einen prachtvollen Kranz. Am 21. März, dem Tage des Frühlingsanfangs, ward die entseelte Hülle zur letzten Ruhestätte gebracht. Die Freunde in Detmold hatten den Wunsch ausgesprochen, daß des Dichters Vaterstadt auch sein Grab besitze, wie er vor langen Jahren in seinem Ausgewanderten Dichter gesungen:

Ich lag heut' Nacht in süßen stillen Träumen
Von meiner Heimat und von meinen Lieben.
Ich wandelte bei meiner Kindheit Bäumen,
Wo ich wohl wünschte, daß sie mich begrüben.

Dagegen stand die entschiedene Abneigung der Familie, durch eine feierliche, Aufsehen erregende Überführung nach der Grotenburg dem schlichten tiefbescheidenen Sinne des Entschlafenen zu widersprechen, zumal da sofort nach des Dichters Tode die Stadtbehörde von Canstatt eine würdige Grabstätte freiwillig zur Verfügung gestellt hatte.

Auf dem Canstatter Gottesacker erhebt sich die Uffkirche, eine der ältesten Kirchen des württembergischen Landes; das kleine Gotteshaus mit der bescheidenen Turmspitze war die Mutterkirche der ganzen Thalgegend und des nachgeborenen Stuttgart; jetzt wird dieselbe nur noch gelegentlich als Kapelle für einen Trauergottesdienst benutzt. Nahe der Uffkirche, an die Mauer des Friedhofes gelehnt, schon von weitem sichtbar, liegt Ferdinand Freiligraths letzte Ruhestätte. Eine ungeheure Menschenmenge bildete das Grabgeleite, nicht aus den benachbarten Städten bloß, aus Canstatt und Stuttgart, nicht nur Freunde und Bekannte des Dichters, deutsche Schriftsteller, sondern es waren Leidtragende aus allen Gauen von Deutschland herzugeströmt, der ernsten Feier beizuwohnen, auf das Grab Kranz oder Palmzweig oder Blumen niederzulegen; so Vertreter der Augsb. Allgemeinen

[1]) Siehe Gartenlaube 1876. Nr. 16. S. 270.

Zeitung, der Frankfurter Zeitung, der Gartenlaube, des Frankfurter Journalisten-vereins, der Wiener Concordia und zahlreiche andere Abordnungen aus Frankfurt, Soest, Berlin, Bielefeld ꝛc. Der Stuttgarter Liederkranz und die Canstatter Gesangvereine eröffneten und schlossen die Feier mit Gesang; die kirchliche Grabrede und das Gebet hielt, anknüpfend an das Lied „O lieb', so lang du lieben kannst", Diakonus Härle; Ludwig Walesrode rief dem Freunde ein Lebewohl nach; Karl Mayer hielt im Namen der Volkspartei eine schwungvolle Denkrede. Zahlreiche Kränze mit schwarzrotgoldenen Schleifen wurden auf das Grab niedergelegt.

Und so nicht allein an der Stätte seines Todes. Monatelang noch brachte die Presse Nachrufe, Erinnerungen, Gedichte zu Ehren des Heimgegangenen; würdige Totenfeiern wurden in vielen Städten abgehalten. Nicht nur im Vaterland erscholl die Klage um den geliebten Toten; englische, französische, spanische, italienische, holländische, dänische und schwedische Blätter brachten eingehende Lebensbilder Freiligraths, aus Melbourne und vom Kap hallte die Klage zurück: vor allem waren es die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die ihrer Teilnahme in der deutschen wie in der englischen Presse lauten Ausdruck gaben. Von diesen zahlreichen Kundgebungen lebendigster Anteilnahme war für die Hinterbliebenen besonders rührend ein Schreiben aus Neu-York, dessen Stempel „Freiligrath" nicht wenig überraschte. Schon im Jahre 1868 hatte sich daselbst unter den Arbeitern ein Krankenunterstützungsverein gebildet, welcher Freiligrath zu seinem „Patron" erwählt und den Namen des Dichters in Stempel und Unterschrift führte. Dieser selbst hatte nichts davon gewußt; die Familie vernahm es erst, als der Verein ihr seine Trauer über des Dichters Tod aussprach.

Es lag nahe, daß die Freunde des Dichters Ruhestätte in würdiger und monumentaler Weise zu bezeichnen beschlossen. Es bildete sich ein Ausschuß, welcher am 10. April 1876 zu Beiträgen für Ferdinand Freiligraths Grabdenkmal aufforderte. Unter den Unterzeichnern finden wir die Namen des Ministers Golther als Vorsitzenden, von J. G. Fischer, W. Ganzhorn, Wilh. Hemsen, Edmund Hoefer, Wilh. Lübke, Karl Mayer, Wilh. Vollmer, Ludw. Walesrode. Die Aufgabe, des Dichters Büste herzustellen, übernahm in der uneigennützigsten Weise Professor Donndorf in Stuttgart. Sommer 1878 war das Grabdenkmal vollendet.

Gegen Abend des 24. Juni versammelten sich die zahlreichen Teilnehmer der Feier im Canstatter Kursaal zum Zuge nach dem Gottesacker. Professor Julius Klaiber hielt die Denkrede in warmen schwungvollen Worten, indem er Freiligrath als den Vertreter deutschen Geistes, als den Dichter der Freiheit feierte. Zwei Enkel des Dichters und ein Söhnchen Donndorfs zogen die

bergende Hülle hinweg. Da erschien, sich abhebend von einer Rückwand in schönen griechischen Formen, auf granitnem Sockel, das goldglänzende löwengewaltige Haupt des Dichters, von J. G. Fischer mit einem Gedichte begrüßt. Der Gesang der Canstatter Sängervereine schloß die Feier, wie er sie eröffnet hatte. Der Grabstein ward mit Rosen und Blumenkränzen geschmückt. Von den Angehörigen des Dichters wohnten die Witwe, die jüngste Tochter, die zwei ältesten Enkel und die Schwägerin der Enthüllung bei. An dieselbe schloß sich ein Festmahl, in dessen Reden, Liedern und Gedichten die ernste Feier würdig und schön ausklang.

Ferdinand Freiligraths Geburtshaus zu Detmold ist noch bei seinen Lebzeiten mit einer Denktafel geziert, eine der neuen Straßen Freiligrathsstraße benannt worden, zu großer Freude unseres Freundes. Wo er weiterhin auf seinem vielverschlungenen Lebenswege gerastet, das ist an den Stätten, auf deutscher Erde wenigstens, wo er längere Zeit verweilte, in diesem Werke mitgeteilt, damit des Dichters Gedächtnis nicht verloren gehe, wenn ein nachlebendes Geschlecht die Pflicht erkennen sollte, seine Wohnstätte zu bezeichnen, nicht ihm, sondern der Stadt zur Ehre, die ihn behauste. Unter den Fenstern jenes Eckzimmers im Alten Hasen, in welchem der Dichter seinen letzten Atemzug aushauchte, sagt uns eine schwarze Marmortafel mit Goldschrift: Hier starb Ferdinand Freiligrath; eine anmutige Stelle in den Kursaalanlagen zu Canstatt, an welcher der Blick von der Höhe weithin neckarauf schweift, ist bezeichnet als Freiligrath-Blick; unweit davon bewahrt der Uffkirchhof des Dichters Grab. Die er liebte, sind weithin zerstreut; die eine noch überlebende Schwester, Gisberta, weilt in Soest, die beiden Töchter, glücklich vermählt, Luise Mutter von fünf Kindern, in England; die beiden Söhne, auf die des Vaters unbefriedigter Drang in die Weite übergegangen, suchten sich im fernen Westen von Nordamerika, im Lande Hiawathas, eine neue Heimat zu erobern; an der Küste Kaliforniens weilt Wolfgang und der einzige Enkel, der Ferdinand Freiligraths Namen trägt. Frau Ida ist Herbst 1881 in das altvertraute Düsseldorf übergesiedelt, ihrem heimgekehrten jüngsten Sohne Percy, den weite Geschäftsreisen durch Europa führen, ein gastliches Haus zu bereiten. Aber sicher behütet durch seines Volkes Liebe ruht des Dichters Grab, für welches auch das schöne Wort gilt, das Freiligrath Immermann nachrief:

Den Todten Ehre, sei ihr Schlummer lind,
Die Rath und Stab noch den Lebend'gen sind;
Die ew'gen Lichtes vorglühn unsrer Bahn;
An deren Gruft, wenn wir ihr zitternd nahn,
Um leise weinend ein Gebet zu stammeln,
Wir frischen Muth und neue Thatkraft sammeln!

Zwölfter Abschnitt. Überschau.

Das Leben des Dichters, ein echtes volles Menschenleben, ist vor uns vorübergerauscht mit seinen großen Schmerzen und seinen großen Freuden, seinem Wirken abwechselnd im engen und im weitesten Kreise, seinen ruhelosen Wanderfahrten, bis endlich der Sohn Westfalens in schwäbischer Erde seine letzte Ruhestatt fand. So sei denn hier zum Schlusse ein geistiges Gesamtbild des Mannes vor unser Auge gestellt, des äußeren Menschen sowohl wie des inneren; zu dem letzteren werden uns Freiligraths tiefste Kundgebungen, seine Gedichte und die Fülle seiner Briefe die reichsten Farben darbieten.

Ferdinand Freiligraths äußere Erscheinung ist im Laufe unserer Erzählung bisweilen kurz betrachtet worden. Im allgemeinen möchte ich meinen, es sei keines der Bilder aus jüngeren Jahren besonders treffend. Daran mochte wohl die Eigentümlichkeit Freiligraths Schuld sein, die auch dem tüchtigsten Künstler eine schwierige Aufgabe bot; wohl waren die äußeren Formen, das volle Gesicht, das runde Kinn, leicht wiederzugeben, aber je nachdem den Dichter ein Gedanke, eine Empfindung beherrschte, war auch der Ausdruck ungemein wechselnd, und so erklärt sich die verschiedene Auffassung der Künstler. Die Zeichnung von Karl Hübner, jenes schwärmerisch zum Himmel aufblickende Mulattengesicht, welches neuerdings in einem vielgepriesenen literarhistorischen Bilderbuch eine noch weit häßlichere Erneuerung erfahren hat, zeigt uns die Erscheinung des jugendlichen Dichters in ebenso mangelhafter Gestalt, wie das Bild von Schramm mit der darin ausgesprochenen vollbäckigen Bonhommie; des etwas albernen Bildes von Walther, der wenig bedeutenden, nicht veröffentlichten Zeichnung von Jakob Becker, der Medaillons von Schink und Graß, sowie der besten aller künstlerischen Darstellungen Freiligraths, des trefflichen Ölbildes von Hasenclever, ist seiner Zeit gedacht worden; auch das Bild von Hartmann aus der ersten Londoner Zeit giebt viel mehr den wohlmeinenden dickbäckigen Papa als den genialen Dichter wieder. Ein Ölgemälde von Maler Löwenthal ward Sommer

1866 zu London ausgeführt, und zwar im Auftrage des gegenwärtigen Besitzers, des Bankiers Moritz Erlanger zu Frankfurt a. M. Die bessern Lichtbilder aus späteren Jahren geben das Wesen des Mannes bei weitem treffender wieder, als das von jenen älteren Bildern gesagt werden kann, bei denen gemeiniglich der Meister dasjenige, was im Angesichte lag, nicht zu finden wußte, und dafür Fremdartiges hineinlegte. So aus der Londoner Zeit 1862 mehrere verschiedene Aufnahmen von Silvy, stehend und sitzend; 1867 ward zu Barmen eine vortreffliche Photographie gefertigt, welche den ersten Band der Gesammelten Dichtungen von 1877 ziert. Während des Stuttgarter Aufenthaltes entstanden Photographien von Buchner und Brandseph, die nichts zu wünschen übrig lassen und vielverbreitet sind.

Freiligraths Erscheinung trug einen ausgeprägt germanischen Typus; das weiche leichtgewellte Haar dunkelbraun und gemeiniglich etwas lang getragen; die tiefliegenden Augen braun mit grauem Rande, aber völlig beherrscht durch den blitzenden dunkeln Augenstern; die Stirne schön gewölbt; das Gesicht breit, von bräunlicher Farbe mit gesundem Rot; die stumpfe Nase ein Erbteil von der Mutter; der dunkle Bart umrahmte das ganze nicht regelmäßig oder klassisch gebildete, aber charaktervolle kräftig ausgeprägte Angesicht, dem der Künstler mit etwas Stilisierung leicht etwas Löwenartiges geben konnte. Aber das war im Grunde doch nicht der eigentliche Freiligrath; dieser kam erst zum Vorschein in jenem „unbeschreiblichen Augenaufschlag", von welchem Freund Zulauff spricht, in jenem tiefgeistigen Blick, welcher abwechselnd so gütig und so zürnend, so ernst und so schalkhaft sein konnte, aber doch zumeist freundlich heiter unter den buschigen Brauen hervorleuchtete. Diese Denkerstirn, dieser beherrschende Blick, diese gewinnende Freundlichkeit, dieser in dem starken Kinn ausgesprochene feste Wille bildeten des Dichters durchschlagenden Seelenausdruck, auch nachdem in späteren Jahren das Haar greis, die Züge des Angesichts voller und verschwommener geworden waren. Dieses gebietende Haupt saß auf einem gedrungenen breitschulterigen Körper, dem Erbteil vom Vater her; die Gliedmaßen waren voll und stark, der ganze Mann ein Bild der Gesundheit und Lebenskraft.

Ein köstliches Gut besaß Freiligrath in dem unserem viellesenden Geschlecht so selten beschiedenen Falkenblick. Er durfte sich einer Sehkraft rühmen, wie sie nur wenigen Glücklichen zuteil wird, und sie blieb ihm ungeschwächt bis an sein Ende. Einer Brille hat er nie bedurft; er konnte in der Nähe die feinste Perlschrift sogar bei Lampenlicht lesen; in die Ferne sah er so scharf, daß er von seinem Balkon in St. Goar die auf dem Dampfer vorüberfahrenden Freunde erkannte und noch in seinen letzten Lebensjahren die Sichelgestalt der Venus und die Jupitersmonde mit bloßen Augen sah.

Dazu besaß Freiligrath eine wohlklingende, weiche und volle Stimme; er sang gern und korrekt, ohne eine eigentlich musikalische Bildung genossen zu haben; ein flottes Zeichentalent tritt hin und wider sogar in den Briefen zutage. Freiligrath äußerte öfters, er würde gern Maler geworden sein; und in der That bekundete sein richtiger Blick und sein treffendes Urteil über Kunstwerke eine große natürliche Begabung. Eine vor allem köstliche Gabe aber war ein wahrhaft erstaunliches Gedächtnis, welches das rasch Erfaßte lebenslang festhielt; ihm dankte er jene überwältigende Fülle geographischen, naturwissenschaftlichen, vornehmlich auch literarhistorischen Wissens, wie es in seinen Briefen vielfach zutage kommt; auf dem weiten Felde der französischen, englischen, der ältern und neuern deutschen Literatur war er in wunderbarer Weise zu Hause, beherrschte dieses umfassende Wissen auch des anscheinend Entlegenen mit völliger Sicherheit. Sein in der Weise Opitzens gedichtetes Hochzeitslied für Koester, seine Blumenlese „Dichtung und Dichter" sind ein Beweis dieser umfassenden Belesenheit auf dem Gebiete deutscher Dichtung; aber besonders auch in der schönwissenschaftlichen englischen und nordamerikanischen Literatur bis auf die Gegenwart herab hatte er alles Wichtige gelesen, verfolgte er bis an sein Ende die neuesten Erscheinungen. Mit diesem allbeherrschenden Gedächtnis, dieser ehernen Lesefähigkeit war zugleich verbunden eine eifrige, ohne Zweifel schon in der Kindheit durch den Verkehr mit Clostermeier geweckte Sammellust auf seinem Lieblingsgebiete, der deutschen und englischen Literaturgeschichte. Von Ort zu Ort getrieben, nahm er immer sein liebstes Rüstzeug, seine Bücher mit, erwarb neues, den einzigen Luxus, den er sich erlaubte, wußte mit merkwürdigem Glück alte und seltene Dinge aufzutreiben; für den ersten Druck einer Dichtung von Goethe oder Schiller war ihm kein Preis zu hoch; anderes wieder wußte er bei den Londoner Bücherhändlern aufzustöbern; so gelang es ihm, nach und nach eine Bibliothek von mehr als 8000 Bänden zusammenzubringen, die der Stolz und die Freude seiner alten Tage war. Nach des Dichters Tode sollte dieselbe im Juni 1878 unter den Hammer kommen, ward aber noch vorher ungeteilt von einem reichen Amerikaner, Mr. J. M. Sears zu Boston, erworben.

In seiner Lebensweise war Ferdinand Freiligrath, abgesehen von der kurzen übermütigen Brausezeit zu Barmen und Unkel, die Mäßigkeit und Einfachheit selbst; den Champagnerschaum vom Glase zu blasen, untersagte ihm von dem Ende der Junggesellenzeit ab, wenn wir etwa einen raschen Trunk mit Hoffmann ausnehmen wollen, schon das Gebot hausväterlicher Sparsamkeit; aber ein gutes Glas Rheinwein oder noch besser ein gutes Glas Maitrank war ihm allezeit eine herzliche Labe. Von lebhaftem Drang

nach Geselligkeit, war der Dichter doch nicht der Mann großer Gesellschaften; er fühlte sich da bedrückt; das Gefühl, als Mittelpunkt eines weiten Kreises zu gelten, seine Worte wägen zu müssen, war ihm lästig. Aber im Zwiegespräch oder im engeren Kreise der Freunde war er die Liebenswürdigkeit und Offenherzigkeit selbst, von sprudelndem, zu Zeiten etwas derbem aber allezeit gutartigem Witz, schlagfertig und zum Scherz aufgelegt, mit einer beneidenswerten Gabe des herzlichsten Lachens; in der zweiten Londoner und der Stuttgarter Zeit freilich war der vormals so lebensfreudige Mann stiller und ernster geworden. Diese aus einer seelenguten Gemütsart hervorblühende Liebenswürdigkeit Freiligraths äußert sich aber besonders lebhaft in seinen Briefen, die allezeit ein getreuer Abdruck seiner Stimmung sind; meines Erachtens gehören viele Briefe Freiligraths zu den anmutigsten erfreuendsten Dichterbriefen, die unsere Literatur überhaupt besitzt; nirgends blasse Reflexion, trockene Gelehrsamkeit, nüchterne Alltäglichkeit, Sentimentalität, geziertes Witzspiel, sondern stets wahrhaftige freundschaftliche Ergießung, lebendigste Teilnahme, schriftliches Gespräch; es sind wirkliche Briefe, nicht druckfertige Schriftstücke; es spricht aus ihnen ein Herz ohne Falsch, ein offenes, ein freudiges und starkes Herz. Freilich konnte er auch im Antworten nicht selten recht säumig sein; die zahlreichen entschuldigenden Anfänge seiner Briefe seien allen, die an gleicher Krankheit leiden, bestens empfohlen.

Ferdinand Wolff, welcher zu diesem Werke bereits eine willkommene Mitteilung über Freiligraths Stellung gegenüber den politischen Parteien im Exil beigesteuert hat, spricht sich auch schön und treffend über Freiligraths Briefe aus: „Le style c'est l'homme. Was Freiligraths Stil so sehr charakterisiert, das ist die männliche, unumwundene Offenheit und Offenherzigkeit. Das Gefühlte, das Gedachte fällt mit dem Ausdrucke völlig zusammen; daher kein Ausstreichen, kein Verbessern, kein Zurückhalten. Es giebt kein wahres Genie ohne Männlichkeit und keine Männlichkeit ohne irgend eine geistige Begabung, sowie es überhaupt keine wahre Schönheit ohne Kraft geben kann. Selbst unter dem Anschein von Delikatesse kann eine Kraft verborgen sein, welche der oberflächlichen Beobachtung entgeht. Nur so kann man sich erklären, wie ein Mann, der uns bloß als einer der genialsten Dichter Deutschlands bekannt ist, in den gewöhnlichsten Briefen geschäftlicher Art eine Kunst entwickeln konnte, die ihn weit über gefeierte Prosaisten heutigen Tages erhebt. In diesen Briefen spricht sich eine Männlichkeit aus, die sich beständig in Thaten bewährt, die immer mit Erfolg in die Schicksale anderer eingreift, immer bereit ist, sich für andere zu verwenden, und wo das Wort so zu sagen zur That geworden, die vollbrachte That in die schönste, einfachste, naivste Prosa gehüllt ist. Dabei ist die Sprache so

klar, so einfach, so durchsichtig, daß sich in ihr wie in einem Krystalle die leisesten Seelenbewegungen abspiegeln. Und woher kommt diese Durchsichtigkeit? Gerade von jener männlichen Offenheit, der jeder Hintergedanke, jede Finesse, alles Zurückhalten fremd ist; wenn man nach Jahren diese Briefe wieder liest, bringen sie denselben Eindruck hervor wie vormals. Wie alltäglich auch das Mitzuteilende sein mag, die Sprache ist immer neu, frisch, belebend, frei von allen frivolen und abgenutzten Redensarten und dabei wieder voll von neuen, originellen, überraschenden Wendungen. Es giebt eine gewisse Glätte des Stils, die beinahe wie Flüssigkeit aussieht; man stößt nirgends an, aber man verweilt auch nirgends mit einigem Wohlgefallen; nichts fällt einem auf, aber auch nichts hält einen fest; und wenn man zu Ende ist, so ist man ebenso weich, ebenso hart wie zuvor. Von einer solchen Glätte und glatten Kälte findet sich nirgends die geringste Spur in Freiligraths Briefen; flüssig sind sie allerdings, aber diese Flüssigkeit ist wie das Dahinflüstern des heimatlichen Rheines; wie oft man dieselben überliest, man weidet sich ordentlich an der stillen, tröstenden, beruhigenden Musik und folgt mit Entzücken den feinen eleganten Wendungen der Phrase. Jeder Brief, jedes Billet ist ein in sich abgeschlossenes Ganzes; nirgends ein hastiges übereiltes Schreiben, als wenn er bloß schriebe, um des Schreibens oder der Person, an die er sich wendet, ledig zu werden; nirgends ist der Schluß des Briefes übers Knie gebrochen; jeder Brief ist ein perfektes Werk, welches den Stempel des Schreibers trägt. Man kann unmöglich irgend einen Satz unrichtig lesen oder falsch betonen, nicht weil die Schrift so leserlich und klar ist — und ich kenne keine Schrift, die klarer und leserlicher sein kann — oder weil die Züge selbst so elegant und voll sind; nein, der Gedanke und das Gedachte spricht und leuchtet so zu sagen mit allen seinen Schattierungen und Betonungen aus dem Briefe hervor. Jeder Hauch der Seele ist gleichsam durch den Druck der Hand dem geschriebenen Worte mitgeteilt und phonographisch darin verkörpert, sowie das Licht seiner klaren Seele denselben Zügen photographisch einverleibt ist."

Noch ein trefflicher Zug in unsers Dichters Seelenart soll hier nicht übergangen werden, seine Ordnungsliebe, seine Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit in allem was er that. Sie offenbart sich in der Sauberkeit und musterhaften Haltung seiner Knabenhefte, in der gleichmäßig schönen Schrift seiner Briefe, in der Freude an einer allezeit wohlgeordneten, behaglichen, künstlerisch gezierten Umgebung, in der peinlichen Sorgfalt, mit welcher er geschäftliche Verbindlichkeiten erledigt, seine Korrekturen selbst liest, so daß ein unverschuldeter Druckfehler ihm schwere Kümmernis macht, in der Sorgsamkeit, mit welcher er die empfangenen Briefe aufbewahrt und sie durch alle

Mühen und Nöten seines vielverschlungenen Lebensganges mit sich führt. In solchen Dingen kommt bei dem Dichter der wohlgeschulte Kaufmann zum Vorschein, und wahrlich nicht zu seinem Nachteil.

„Kaufmännische Pünktlichkeit," sagt Jul. Wolff in seinem schönen Nachruf in der Nationalzeitung, „hat Freiligrath in allen Dingen bis an sein Lebensende bewahrt. So führte er z. B. ein Journal über seine Korrespondenz, in dem ein Soll für die eingegangenen und ein Haben für die abgegangenen Briefe figuriert. Wenn der Postbote die Briefe brachte, so durfte niemand, auch seine Gattin nicht, dieselben anrühren. Erst wurden sie ins Journal eingetragen, bisweilen mit Bemerkungen wie „Brief von N. N. (Autographenbettler)" oder „Brief und Packet von X. X. (Manuskript; o du grundgütiger Gott!!!)". So lange er gehen konnte, trug er seine Briefe selbst zur Post. Diese waren meist sehr ausführlich und eingehend, nie gekünstelt, doch trefflich stilisiert. Er hielt mit seiner Meinung niemals hinter dem Berge; seine Herzensgüte und sein Humor sprachen aus jeder Zeile. Er konnte einem über irgend eine literarische Sünde derb die Wahrheit sagen, doch gleich hinter der ernsten Predigt lachte der gutmütige Schalk. Man fühlte, wie gut und ehrlich er alles meinte und war ihm von Herzen dankbar. Niemals hat er sich in ein literarisches Geklatsch eingelassen; aber galt es, einen Freund oder eine Sache zu verteidigen, so war er da und zog blank."

Und noch ein prächtiger Zug in unseres Freundes Seelenbild war sein unverwüstlicher Humor, nicht der Lust und Schmerz, Himmel und Erde verknüpfende Humor eines Jean Paul, sondern die vergnügliche Schalkhaftigkeit, mit welcher er, von einzelnen trüben Stunden der Jugendjahre abgesehen, das Leben nahm, wie es sich bot, mit einer harmlosen Lust an allerlei Wortspielen, Spitznamen, Scherzgeschichten und anderen Neckereien, die seine Briefe bisweilen so unglaublich anziehend machen; manches freilich mußte der Rücksicht auf Lebende oder Tote geopfert werden, obgleich Freiligraths Witz und Scherz wohl zuweilen kräftig, aber nie verletzend oder scharf ist. Auch in manchem ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Gelegenheitsgedicht für Freunde spricht sich diese humoristische Ader in köstlichster Weise aus.

Steigen wir aber auf den Grund dieser Seelenzüge, so finden wir als Kern derselben ein tiefes Gemüt, einen unbeugsamen Willen. Als Freiligrath seine Gedichte zuerst ausgehen ließ, hatten die Kritiker in ihrer großen Mehrzahl nur Augen für die in diesen blendenden Schöpfungen sich aussprechende Phantasie; andere freilich auch für die Verwogenheiten des Bildes, der Sprache, des Reimes. Es machte dem Dichter selbst den tiefsten Kummer, daß auch die freundlichsten Beurteiler über den bei allem Glanz mehr äußer-

lichen Schönheiten den warmen Herzschlag nicht vernahmen, welcher aus ihnen hervorklingt. Denn wahrlich, Freiligrath hat wie wenige mit dem Herzen gedichtet. Wetterleuchten in der Pfingstnacht, die Auswanderer, der Tod des Führers, der ausgewanderte Dichter, die Sandlieder, der Reiter, die Schreinergesellen, die Bilderbibel, O lieb', so lang Du lieben kannst, Leviathan, Landrinette, Roland, Bannerspruch und so manche andere, sind sie nicht mit Herzblut geschrieben? Tönt nicht aus einer ganzen Zahl von ihnen das Mitgefühl für die Verfolgten und Heimatlosen, für die Rothaut und den zerschossenen Neger, die irische Witwe und die deutschen Auswanderer? Und Freiligraths gesamte politische Dichtung, ist sie nicht ein wenn auch bisweilen in rauhen Klängen losbrechender Zornerguß des tiefsten sittlichen Gefühls, ein Kampf für die Geknechteten, ein Wehruf des Proletariers des Geistes für den Proletarier mit der schwieligen Hand? Wir mögen Freiligraths politische Dichtung anschauen wie wir wollen, als Gesinnungsgenossen oder als Gegner, wir mögen sie vom Gesichtspunkte des Ästhetikers aus erheben oder verurteilen, wer aber hört nicht auch aus diesen zornflammenden Liedern den Herzschlag des Dichters heraus?

Wer aber hier den Herzschlag nicht hört, aus Freiligraths Briefen muß er ihn deutlich vernehmen. Mit welcher rührenden Liebe umfaßt der Dichter seine Nächsten, die treue Stiefmutter, die Geschwister! Wie innig und dankbar gedenkt er der längstgestorbenen Eltern! Wie tief bekümmert ihn jede Krankheit des Bruders oder der Schwestern, wie schlägt ihn Karls Tod darnieder! Und wiederum, wie glücklich ist er im Besitz der Gattin, wie freudig berichtet er über der Kinder leibliches und geistiges Wachstum, wie ist der Tod der kleinen Marie oder gar Ottos dem wetterharten Mann ein Schlag ins tiefste Herz! Und wenn er im Tretrad der täglichen Arbeit seufzt, wenn er in trüber Zeit an der Zukunft des Vaterlandes verzweifeln will, der Hinblick auf die Seinen giebt ihm Trost und Kraft auszuharren bis ans Ende.

Aber auch den Freunden schlug sein Herz; selten hat ein überlegener Geist so sehr das tiefste Bedürfnis der Freundschaft empfunden wie Freiligrath. Ein kindlich harmloses Gemüt, that er, in jungen Jahren wenigstens, die Pforten seines Herzens weit auf für jeden, der ihm mit Versicherungen der Freundschaft nahe trat; so kam er denn freilich in Beziehung zu manchen Dichtern und Nichtdichtern teilweise sehr fragwürdiger Bedeutung, „gute Leute und schlechte Musikanten“, die ihr kleines Ruderboot an sein mächtiges Meerschiff anhingen und im Handumdrehen mit dem wenig weltkundigen Dichter auf Du und Du standen. Dann kam die bittere Täuschung nach, und Freiligrath wettert über seine thörichte Gutherzigkeit. Andere Freundschaften

wieder erloschen rasch oder allgemach an Altersschwäche, an der Verschiedenheit der Interessen, dem Zwiespalt der Ansichten, wie denn in jedem dieser Verhältnisse bisweilen lange Pausen erscheinen. Verfolgen wir dagegen Freiligraths Briefe z. B. an L. Merckel, H. Jerrentrup, K. Krah, H. Koester, L. Schücking, K. Buchner, Th. Eichmann und A., so enthüllen dieselben uns in der Seele des Dichters eine herrliche Freundschaftsfähigkeit, ein rührendes Vertrauen, eine allbereite Gefälligkeit und Opferwilligkeit, eine Anhänglichkeit, die weder die Zeit noch die Entfernung zu schwächen vermag. Es quoll eben in Freiligraths Seele ein unerschöpflicher Liebesborn; wer ihm nahe trat, gewann ihn lieb, vergaß über seiner rein menschlichen Liebenswürdigkeit völlig den Dichter, an welchen Freiligrath selbst gewiß niemals erinnerte, denn von seinen Gedichten zu sprechen, eines derselben vorzutragen war ihm ein Greuel. So gewann er uns Knaben, so gewann er die Älteren, und so manchem seiner Freunde, mit dem ich zusammengetroffen, vergoldet die Erinnerung an die mit Freiligrath verlebten Jugendjahre die freudenarmen Tage des Alters.

Und wie den Seinen und den Freunden, so schlug des Dichters Herz dem Vaterland, der gesamten Menschheit. Ihm, der so in allen Fasern seines Herzens ein Deutscher war, war es bestimmt, lange Jahre in der Fremde zu verweilen, gerade deshalb weil er den Schmerzen und dem Zorn seines Vaterlandes Ausdruck gegeben hatte; es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß der bedeutendste deutsche Dichter der Zeit während seiner besten Mannesjahre auf dem Boden Alt-Englands über ostindische Foulards korrespondieren und die Wechsel der Schweizer Bank unterschreiben mußte. Wie zog es ihn an den Rhein, nicht bloß um seinetwillen, sondern vornehmlich wegen der Kinder, welche so dem deutschen Wesen entwuchsen! Wie sehnt er sich in den Briefen an die Jugendfreunde nach den lippischen Wäldern! Wie hofft er auf den Tag, da er mit Ehren wiederkehren kann in ein freies Vaterland! Anders freilich, als erwartet, waren die Umstände, welche ihm die Heimkehr ermöglichten; nicht die Revolution rief ihn zurück, aber die liebende Verehrung des ganzen deutschen Volkes, und in der Stunde der Gefahr strömte er nochmals all seine Dichterkraft in feurigen Liedern zu des Vaterlandes Ehre aus.

Diese tiefe warme Natur war durchtränkt von der herzlichsten Menschenliebe. Freiligrath war grundgut; ein schlichtes Wort, aber für ihn vollbezeichnend; er war „ein künstlicher reiner Mann“, wie Albrecht Dürer so herrlich schön seinen Vater nennt. Die Harmlosigkeit, die Freundlichkeit selbst gegen jedermann; jeder Niedrigkeit, jeder Unwahrheit feind; in jungen Jahren von einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit, aber auch auf der Höhe seines

Ruhmes allezeit einfach, ohne eine Spur von Eitelkeit oder gemachtem Wesen, allezeit voll herzlicher Anerkennung für jede glückliche dichterische Leistung, aber auch treu und offenherzig in der Verurteilung dessen, was ihm gemacht oder unschön erschien, ein Feind alles literarischen und politischen Koteriewesens und Parteigezänkes. Sein ganzes Leben lang folgen sich in Dichtungen und Briefen die warmen Anerkennungen fremden Verdienstes; er feiert Karl Beck und Uhland, Grabbe und Platen, Immermann und Auerbach, Schiller und Mosen und Hölderlin und so manchen anderen. Es ist diese Pietät gegen fremdes Verdienst, welche sich in jungen Jahren sogar bisweilen in wirklicher Unvorsichtigkeit in der Wahl seiner Vertrauten äußerte, eine der schönsten Seiten von Freiligraths Charakter. Diese Eigenschaften des Dichters hatten ihre Wurzel in einer unvergleichlichen Weltfreudigkeit, um so das klanglose Wort Optimismus zu verdolmetschen, in der köstlichen Fähigkeit, alles von der guten Seite zu nehmen, bei jedem, mit dem er verkehrte, mehr das Gute als das Unvorteilhafte zu erkennen, auch in der Trübsal frohen Mutes zu bleiben, kurz in jener glücklichen Heiterkeit, welche das Geschick nur seinen Auserwählten darbietet, und die im Grunde auf einer tiefinnen wurzelnden Religiosität ruht. Dieses Wort mag demjenigen verwunderlich klingen, der an „der Kirche scheinheilige Jacht“ in „Vor der Fahrt“, an die kecken Scherze über Taufe und Trauung in einigen Briefen an Koester denkt, oder daran, daß der kleine Percy ein paar Jahre lang ungetauft umhersprang. Und „trotz alledem und alledem“ halte ich das Wort aufrecht; der Dichter war seit Jahren, vielleicht schon seitdem er Palmsonntag 1832, am Einsegnungstage seiner ihm noch unbekannten, im fernen Thüringen weilenden Ida, sein wunderschönes Lied „In einer englischen Kirche“ dichtete, dem kirchlichen Leben fremd geworden; und dennoch ging lebenslang durch seine Seele der Nachklang jener tiefen christlichen Frömmigkeit, welche die dürftigen Wände des väterlichen Hauses vergoldet hatte, die im Nebo, der Bilderbibel ꝛc. die schönsten Dichterblüten getrieben hat und ihm im Glaubensbekenntnis die herrlichen Worte auf die Lippen legt:

Der du die Blumen auseinanderfaltest ꝛc.

Wer auf leisen Sohlen unserm Freunde nachgehen will, der wird bis in die letzten Dichtungen Freiligraths, beispielsweise in „Otto's Gruß zu Wolfgang's Hochzeit“, wird in gar manchen vom tiefsten Gemüt durchwärmten Briefstellen die deutlichen Spuren jener tiefgegründeten Religiosität finden, aus deren Boden allein jene getroste ernste Weltfreudigkeit erwächst, welche Freiligraths bester Seelenschatz war. So hat denn auch Freiligrath etwas erreicht, von dem Goethe klagt, daß er es nicht dazu gebracht; er

steht nämlich mit seinem „O lieb', so lang du lieben kannst" im Gesangbuch der Kantone Glarus, Graubündten, St. Gallen und Thurgau.

Zum Schluß sei in unseres Freundes Seele noch eine Seite betrachtet, die der Schmied seines oft so ernsten Schicksals war, sein eisenfester Wille, seine Überzeugungstreue; wir müssen dieselben hochachten, mögen wir sonst Freiligraths Ansichten teilen oder nicht. Es liegt darin, daß er, einmal eingetreten in die Laufbahn der politischen Dichtung, um seiner Überzeugung willen auf eine sichere schöne Stellung, sogar auf das Vaterland verzichtete, daß er seinem innersten Lebensbedürfnis, der Dichtung, um der Seinen willen entsagt und wiederholt auf den gehaßten Kontorstuhl zurückkehrt, ein wahrer Heldenmut. Es wäre dem gefeierten Dichter, der ohnehin in der Verbannung jedem politischen Parteitreiben entsagt hatte, nicht schwer gewesen, durch das Zugeständnis vielleicht nicht einmal einer Bitte, sondern nur einer Anfrage die Rückkehr in das Vaterland zu erkaufen; er verzichtet lieber; mit herbem Trotz ißt er das Brot der Verbannung weiter; keine Klage läßt er laut werden als etwa diejenige über die lastende, jede Poesie ertötende Arbeit, über das ruhelose Leben der Weltstadt, oder darüber, daß er der Seinen nur am frühen Morgen und am späten Abend froh werde. Derselbe blieb er auch nach der Heimkehr, nicht mehr Rufer im Streit, aber ebensowenig fürstlicher Gunst begehrend. Nach dem Erscheinen seiner so machtvoll wirkenden patriotischen Kriegslieder von 1870 wurde ihm von Mecklenburg auf telegraphischem Wege ein Orden angeboten; er ließ den Funken sogleich mit einem verneinenden Danke zurückfliegen. Nach Fritz Reuters Tode trug man ihm von München dessen erledigten und wesentlich als künstlerische Auszeichnung geltenden Maximiliansorden an; auch diesen lehnte er ohne Besinnen ab. So war in des Dichters Seele Kindersinn mit Mannesmut und Mannesfestigkeit gepaart; Freiligrath war allezeit stark und unbeugsam wie die Eichen des lippischen Waldes, zwischen denen er als Knabe gewandelt. Auerbach in seiner schönen Denkrede auf Freiligrath vergleicht die drei bedeutendsten Lyriker unseres Jahrhunderts mit einander und nennt als bezeichnende Eigenschaft für Heine den Übermut, für Lenau die Schwermut und für unsern Freund den Heldenmut. Das Wort ist nicht bloß geistreich, es ist auch treffend.

Über Ferdinand Freiligraths Dichtungen ist bereits gelegentlich kurz gesprochen worden, aber eine Überschau ist hier wohl angezeigt. Was zunächst auffällt, ist die wohl mehr instinktive Sicherheit, mit welcher der Dichter von seinem eigentlichen Gebiete, demjenigen der reinen oder der epischen Lyrik, im ganzen Gange seiner fünfzigjährigen Dichterlaufbahn nicht ablenkt. So manchesmal legten ihm wohlmeinende Freunde oder eigene Schöpferlust oder

auch Buchhändlerspekulation nahe, ein Nachbargebiet zu betreten; er hat es nur einmal und nicht wieder gethan in seiner grünen Jugend, als er die Novelle „Die Externsteine" schrieb; die Bemühung Elisens von Hohenhausen, ihn auf dieser Bahn weiterzuführen, lehnte er entschieden ab. Andere Freunde wieder, Immermann und Schücking, suchten seine Kraft auf das Gebiet des Epos zu leiten, und er selbst dachte zu Zeiten an diesen oder jenen epischen Cyklus; der Plan, eine Reihenfolge von Bildern wandernder Poeten hinzustellen, kam nicht über Versuche hinaus. Kinkel suchte ihn auf die Bahn des Dramas zu führen; er selbst sann im Beginn der St. Goarer Zeit nach über eine Tragödie Dante, über ein Lustspiel, dessen Stoff dem Simplicissimus entnommen werden sollte; nicht einmal einen Versuch der Durchführung hat er gemacht. Und ebenso ward er sofort der Unmöglichkeit bewußt, ein halb geschichtliches halb beschreibendes Werk, wie das malerische und romantische Westfalen werden sollte, weiterzuführen; als Journalist hat er nur ein halbes Jahr lang, und zwar lediglich aus Parteidisciplin, gewirkt. Freiligrath erkannte eben mit richtigem Gefühl die enge Begrenzung seines Talents, wenn er gleich auf seinem eigentlichen Gebiete Meister war; er hielt sich jede Anmutung, aus diesen Grenzen herauszugehen, vom Leibe. Und da dem Lyriker, wenn er nicht in Rückert'sche Zerflossenheit und Vielschreiberei verfallen will, nur ab und zu eine Stunde voller Weihe gegeben ist, so füllte Freiligrath diese an eigenen Produktionen ärmeren Zeiträume aus bald durch Arbeiten kompilatorischer Art, wie es sein Rolandsalbum, sein Immermann, seine „Dichtung und Dichter", seine englische Blütenlese sind, oder er übersetzte und hielt sich damit sein poetisches Rüstzeug blank, oder er gab einzelne Lesefrüchte seiner rastlosen literarhistorischen Studien an den Tag, wie während der zweiten Londoner Zeit im Vorwort zu Coleridge, in den Aufsätzen über Coleridges Wallenstein-Exemplar, über das den finnischen Kalewala entlehnte Versmaß des Hiawatha, über den Ursprung von Burns' Lieblingsstrophe, und zwar alles das in mustergültiger englischer Sprache. So stellt uns Freiligrath, wie kaum ein anderer Dichter, das Bild eines reinen vollentwickelten Lyrikers dar, nicht entstellt durch schwächliche Versuche, auf einem Gebiete zu glänzen, das er als seinem Genius fremd erkannte.

Auf seinem eigentlichen Gebiete, dem der reinen und epischen Lyrik, war Freiligrath von einer mustergültigen Gewissenhaftigkeit; nicht bloß, wie bereits früher hervorgehoben ward, in der eisernen Strenge der Auswahl, so daß er manches wertvolle Jugendprodukt zum Untergang verurteilte, sondern auch im Feilen jedes einzelnen Gedichtes. Im großen und ganzen produzierte Freiligrath rasch und änderte wenig, manche Gedichte harrten jahre-

und jahrzehntelang auf ihre Ausführung, ehe sie sich in des Dichters Haupte abgerundet hatten, wie O lieb', so lang du lieben kannst, Die Kreuzigung, Ihr kennt die Sitte wohl der Schotten 2c.; andere, wie Die Steppe, ließ er lieber unvollendet, als daß er etwas darbot, was ihn selbst nicht befriedigte, wie so manches in diesem Buche mitgeteilte wunderschöne Bruchstück zeigt. Dann freilich, wenn der Geist über ihn kommt, wird wieder ein Gedicht mit fliegender Feder hingeworfen, auf dem Kontor, in der Schenke, in den Nebenräumen einer lauten Gesellschaft, oder es erwächst, wie die Mirage, während einer schlaflosen Nacht in des Dichters wundersamem Gedächtnis. Doch auch das in solcher Weise, wie in wachem Traum Entstandene erfuhr nachmals die strengste Feile, wie das die in Detmold aufbewahrten Entwürfe beweisen. So geschieht es, daß fast alles, was wir von Freiligrath besitzen, den Stempel der inneren Reife, der äußeren Vollendung trägt; bisweilen freilich, auf der Höhe der politischen Lyrik, muß die Wärme der politischen Überzeugung für das Unbefriedigende des künstlerischen Eindruckes Ersatz leisten. Und wenn in den Hervorbringungen der dritten Periode nicht alles auf der gleichen Höhe steht, warum sollen wir zu dem vielen Schönen nicht ein paar minder bedeutende liebenswürdige Gelegenheitsgedichte in den Kauf nehmen?

Scharfaugige Leute haben Freiligrath einen Autodidakten genannt, vielleicht weil sie meinten, ein Kaufmann könne nicht die allgemeine Bildung besitzen, deren der große Dichter bedürfe. Daß Freiligrath in der That eine sehr achtungswerte klassische, eine sehr tüchtige allgemeine Bildung besaß, mehr als Tausende, die sich drei Jahre lang Studierens halber auf hohen Schulen aufgehalten, daß er mit den sogenannten Naturdichtern, deren Talent mit dem Pflug oder dem Werktisch, hinter dem sie gehen und arbeiten, im Gegensatz zu stehen scheint, ganz und gar nichts gemein hatte, ist genugsam erwiesen. Freiligrath war insofern Naturdichter im höchsten Maße, als er in ausgeprägter Weise geborener, originaler Dichter war; und auch den Autodidakten mögen wir insofern gelten lassen, als Freiligrath durch strenge Arbeit, durch eiserne Selbstzucht seine angeborene Dichtergabe künstlerisch reifte; will man aber mit dem Worte Autodidakt einen Dichter bezeichnen, der nicht auf der Höhe der Bildung seiner Zeit steht, so ist dasselbe auf Freiligrath in keiner Weise anwendbar.

Drei Perioden lassen sich in Ferdinand Freiligraths Dichtung scheiden, wenn dieselben auch selbstverständlich unmerklich die eine in die andere übergehen. Eine präzise Bezeichnung der charakteristischen Eigentümlichkeit der ersten Periode, welche in der Sammlung von 1838 ihren Ausdruck und Abschluß findet, ist nicht leicht zu geben. Einer unserer bedeutendsten Kritiker nennt sie die reflektierende, ein Ausdruck, der mir wenig zutreffend erscheint;

denn, wenn diese Bezeichnung auch für die erste Abteilung, die Tagebuchblätter, gelten mag, in einem sehr beträchtlichen und gerade dem blendendsten Teile dieser Gedichte, den Balladen und Romanzen, ist von Reflexion keine Spur zu finden. Man hat darauf hingewiesen, daß in den Dichtungen dieser Zeit des Dichters Subjektivität völlig zurücktrete hinter der objektiven, greifbar plastischen, farbig malerischen Darstellung der gewählten Stoffe. Es mag das gelten für einen beträchtlichen, wohl auch für den am meisten bewunderten Teil dieser Dichtungen; wir dürfen aber nicht übersehen, daß eine ganze Reihe gleichzeitiger Dichtungen von hohem Werte durchaus subjektiv gefärbt ist. Es geht eben mit diesen Dichtungen wie mit so manchem andern poetischen Produkt, sie sind so mannigfaltig und eigenartig, daß sie sich in eine der landläufigen Rubriken nicht einordnen lassen; so weiß ich denn diesen Zeitraum nicht sowohl nach dem Inhalt der Gedichte, als lediglich nach ihrer Form zu bezeichnen als die Periode der epischen Lyrik. Über die Stoffe dieser Dichtungen, welche dem Leben des Meeres und des Urwaldes, der Wüste und des Eispols entnommen sind, in denen der Dichter in der Oase Ammon und am Hekla, am einsamen Dünenstrande der Südersee und an dem geräuschvollen Hafen von Amsterdam wandelt, ist genugsam gesprochen; die Hauptsache ist, daß mit ihnen Freiligrath gegenüber der phantastischen Romantik, der weichmütigen Sentimentalität, der weltschmerzlichen Zerrissenheit der hervorragendsten, wie gegenüber der farblosen Alltäglichkeit der minder bedeutenden Zeitgenossen völlig neue Stoffe und zugleich eine völlig neue Weise der poetischen Darstellung findet; wenn er in einzelnen seiner Lieder gleichfalls weltschmerzlich angekränkelt erscheint, so wissen wir jetzt, daß sein Leid bittere Wahrheit war, daß Heimweh und Einsamkeit, das Bewußtsein nicht verstanden zu sein, einer hoffnungslosen dunkeln Zukunft gegenüberzustehen, daß die Qual einer verhaßten Brotarbeit ihm diese Schmerzensrufe auf die Lippen drängten. Solche Klänge aber überhörte der staunende Chor der Zeitgenossen; ihm fiel es vor allem auf, daß dieses neue Phänomen kein Liebeslied, kein Weinlied brachte, diese Kinderpfennige in der Sparbüchse anderer jungen Poeten; ihnen blitzten vor allen Dingen die neuen Stoffe, die neuen Formen, die neuen Reime in die Augen, ein Überschwang des äußerlich Wirksamen, Imponierenden, Fortreißenden, welchen G. Kinkel in seiner vortrefflichen Denkrede 1867 überaus treffend mit Rubens' mächtiger Fülle, Großartigkeit und Farbenpracht vergleicht. Einige der gleichzeitigen Beurteiler haben ihm die Gabe plastischer Gestaltung zuerkannt, andere wieder haben ihn einen Maler genannt. Es ist beides in seiner Weise richtig, insofern Freiligrath — und wir müssen vor allen Dingen festhalten, daß all dieses instinktiv, ohne eine Spur von Reflexion oder von Studium des

Laokoon, lediglich weil er ein voller Dichter ist, geschieht — niemals die bloße Schilderung, die bloße Erzählung, sondern stets das volle Leben, bewegte Gestalten darbietet; mit einer wahrhaft wunderbaren Kunst weiß Freiligrath die Schilderung in die lebendigste Handlung umzusetzen; es sind dramatische Vorgänge im engen lyrischen Rahmen vor dem Hintergrund einer fremdartigen Scenerie, und dabei versteht es der Dichter, sich so völlig in die dargestellte Situation hineinzudenken, durchtränkt sie dergestalt mit seinem Herzblut, daß der Vorgang ein völliges Leben gewinnt. Gegenüber dieser packenden Originalität, dieser durch alle ihre Gebilde hindurchleuchtenden machtvollen Dichterpersönlichkeit, dieser imponierenden schöpferischen Sprachgewalt versinken alle die technischen Kritteleien über gesuchte oder bedeutungslose Reime, mangelhafte Bilder, kleine Unregelmäßigkeiten des Versbaues in nichts; es wäre Thorheit sie zu leugnen, es ist noch größere Thorheit, in ihnen mehr als kleine technische Sorglosigkeiten eines genialen Meisters zu sehen. Kein Wort gilt überhaupt weniger von unserm Dichter als das Wort „gesucht“; er hat nie gesucht, er hat allezeit gefunden.

Freiligraths erste Periode schließt im Grunde ab mit der Übersiedelung nach Barmen, Frühling 1837; die an jene Zeit erinnernden Gedichte der Sammlung Zwischen den Garben sind ohne Zweifel alle vor jenem Zeitpunkte entstanden und später vollendet oder abgedruckt. Die Barmer Jahre sind arm an Dichtungen; wieder ins volle Leben der Heimat eingetreten, fühlte sich unser Freund seinen bisherigen Stoffen entfremdet, ohne doch alsbald Ersatz zu finden. Schon die beiden Gedichte für den Phönix 1836 und 1837 hatten, wenn auch in ganz allgemein gehaltener Weise, den Übergang zur Zeitdichtung gebildet; das Eingangsgedicht zum malerischen und romantischen Westfalen ist ein neuer Schritt in das Leben des Jahrhunderts; dann bricht in den Liedern aus der Unkeler Zeit Liebesleid und Liebesglück in vollen Klängen hervor. Während des Darmstädter und des ersten St. Goarer Jahres entstehen einige Gedichte, welche sich auf Zeitereignisse beziehen, aber sie tragen noch keine Parteifarbe, mit dem „Flecken am Rhein“, Herbst 1842, nimmt er wehmütigen Abschied von der Romantik. Erst Eingang 1843, mit dem Brief an Herwegh, vornehmlich aber seit dem Herbst 1843, lenkt Freiligrath ganz entschieden in die Bahn ein, welche er von da ab bis 1852 verfolgt, die Bahn der Zeitdichtung, zeitlich der zuletzt auftretende, dafür aber der bedeutendste und ausdauerndste, allerdings auch vorgeschrittenste der politischen Lyriker jenes stürmischen Jahrzehntes. Auch hier bleibt er in einem großen Teile seiner Poesien durchaus Dichter; auch hier weiß er, abgesehen von einzelnem, was als Programmpoesie zu bezeichnen wäre, seinen lyrischen und episch-lyrischen Gedichten ein kräftig pulsierendes dramatisches

Leben einzuflößen; Gedichte wie Am Baum der Menschheit, Im Himmel, Feldmusik, Vom Harze, Hohes Wasser, Aus dem schlesischen Gebirge, Eispalast, Von unten auf, Leipzigs Todten, Requiescat, Die Todten an die Lebenden, Am Birkenbaum u. a. werden allezeit Meisterwerke poetischer Gestaltungskraft sein und bleiben. Auch hier tritt als treibende Kraft in Freiligraths politischer Dichtung die sittliche Erbitterung hervor über die Willkürlichkeiten der Regierungen, über Versprechen und Nichthalten, auch hier und bis in die düstersten Gedichte hinein die warmherzige Teilnahme für die Leiden des armen Mannes, für den hungernden schlesischen Weber, für den aus Not wildernden Bauer, für den rechtlosen unter der Last der Arbeit seufzenden Proletarier. Wenn nebenher des Dichters Sang auch ab und zu durch persönliche Beziehungen, wie in den Dorfgeschichten, bei Immermanns Tod, dem Weihnachtslied für meine Kinder rc. geweckt wird, so deuten diese in der Sammlung von 1838 noch kaum vertretenen höheren Gelegenheitsgedichte bereits voraus auf die folgende Phase von Freiligraths poetischer Entwickelung.

Mit der letzten Übersiedelung nach England 1851, oder genauer, mit den beiden grollenden poetischen Episteln Eingang 1852, hat Freiligrath seine zweite Periode, diejenige der Zeitdichtung, beschlossen. Er verstummt fortan nicht, aber die angestrengteste kaufmännische Thätigkeit, die Abkehr von praktischer politischer Wirksamkeit, wohl auch das allgemach herannahende Alter lassen ihm Zeit und Stimmung mehr zu kompilatorischen, literargeschichtlichen oder Übersetzerarbeiten als zu eigener Produktion; wenn er dichtet, so weckt nicht mehr das Schicksal des Vaterlandes, sondern Leid und Freud der Freunde wie des eigenen Hauses, oder was sonst in den Ereignissen der Zeit an sein Herz schlug, seine Dichtung. Man kann demnach diese dritte und letzte Periode als diejenige der höheren Gelegenheitsdichtung bezeichnen; es sind Klänge vom Augenblick geweckt, aber die Weihe des Stoffs oder der Stimmung vermag auch ihnen reiches poetisches Leben zu geben. So dürfen wir die Gedichte aus dem Jahre 1870 als Zeitgedichte im besten Sinne bezeichnen, so als Gelegenheitsgedichte in des Wortes allerbester und höchster Bedeutung die herrlichen Lieder Nach Johanna Kinkels Begräbnis, die Lieder zur Schillerfeier, die Hochzeitslieder für die Töchter, Otto zu Wolfgangs Hochzeit, Im Teutoburger Walde, An Deutschland, Fürs schwarze Land und so manches andere herrliche Lied, mit welchem er, selbst allezeit zum Geben bereit, milde Herzen zu erwecken bemüht war. Bewegen uns diese Gedichte in tiefster Seele, so sind wieder andere, Hochzeits-, Tauf- u. a. Scherzlieder von einer herzgewinnenden Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, so daß wir den phantastischen Dichter von Derr Blumen Rache, den zürnenden Titanen der politischen Lyrik gar nicht wieder

erkennen. Nicht alles ist von gleicher Bedeutung; manches, was der vierte Band der gesammelten Dichtungen unter der Überschrift Scherzhaftes bringt, ist mehr Eintagsarbeit, ward wohl kaum vom Dichter zur Veröffentlichung bestimmt; aber anmutig und liebenswürdig ist alles.

So besitzen wir in Freiligrath einen Dichter von zwar beschränktem Gebiete, aber auf diesem Gebiete hat sein reicher Geist das Schönste, Eigenartigste, Mannigfaltigste hervorgebracht. Und wenn er in trüber Stunde sprach:

— — — durch die Mitwelt geht
Einsam mit flammender Stirne der Poet;
Das Mal der Dichtung ist ein Kainsstempel!
Es flieht und richtet nüchtern ihn die Welt!

so hat er selbst die Wahrheit dieses herben Wortes nie erfahren. Der Dichtung Flamme war ihm kein Fluch, wenngleich ihr glühes Auflodern ihn bisweilen in scharfen Zusammenstoß mit der ihn umgebenden Welt brachte; sie war ihm eine Befreiung, ein Segen; sie hat ihn und die zahlreichen Verehrer seiner Dichtung glücklich gemacht.

Noch ein zusammenfassendes Wort ist zu sagen über Ferdinand Freiligraths reiche Übersetzerthätigkeit, welcher er fast 50 Jahre lang, von 1829 bis zu seinem Tode, getreu blieb. War ihm das Übersetzen zuerst eine treffliche Schule des dichterischen Ausdruckes, so überwältigte er durch eiserne Beharrlichkeit die anfänglichen Schwierigkeiten in wunderbarer Weise, bis er schließlich völlige Meisterschaft gewann; Freiligrath ist als Übersetzer einer unserer ersten Künstler, würdig neben einem J. H. Voß und A. W. v. Schlegel zu stehen, nur daß, was er übertrug, eben minder bedeutend war als Homer und Shakespeare. Er wäre der Mann gewesen Byron zu übertragen; den Mazeppa hat er schon als Neunzehnjähriger ganz fertig übersetzt; einzelne Teile, namentlich der wilde Ritt, sind sehr gelungen, weshalb auch wohl die Feile der jugendlichen Arbeit ihn noch in den letzten Lebensjahren beschäftigte; er konnte sie leider nicht vollenden. Es ist dabei auf eine Eigentümlichkeit Freiligraths hinzuweisen. Wohl wäre er der Mann dazu gewesen, Byron zu übersetzen; aber Byron war schon oft übersetzt, seine Werke waren allbekannt. Wie Freiligrath der Poesie in seinen eigenen Dichtungen ein neues Gebiet erschlossen hatte, so drängte es ihn, auch in Übersetzungen nur Neues zu bringen. Burns war allerdings schon früher übertragen worden, aber mangelhaft, und darum unbekannt geblieben. Ihn, Coleridge, Fel. Hemans, Longfellow, Tennyson u. a. hat er durch seine meisterlichen Übersetzungen eigentlich erst in unsere Literatur eingeführt, wie später die Amerikaner Bret Harte und Walt Whitman, und den Altengländer Herrick. Lesen wir Freiligraths Übersetzungen, so machen sie uns den Eindruck von Originaldichtungen, ja

sie sind teilweise wohl noch schöner als dieselben; Freiligraths Meisterschaft über die Sprache zeigt sich nicht wie bei Rückert im Künstlichen, sondern gerade in der einfachen Wahrheit und kraftvollen Natürlichkeit des Ausdrucks, die immer ungesucht das bezeichnendste Wort greift. Dabei beherrscht Freiligrath in erstaunlicher Weise die mannigfaltigsten Arten des Ausdrucks, so daß er Viktor Hugos dröhnende Wucht und Alfred de Mussets zierliche und sinnliche Pikanterie, Coleridges düstere Schwermut, Thomas Moores milde Sinnigkeit und Rob. Burns' naive Einfachheit, Shakespeares volltönige Stanzen und Macaulays volksmäßige Strophen, der Felicia Hemans weibliche Anmut wie Bret Hartes und Whitmans geniale Formlosigkeit gleich meisterlich nachzubilden vermag. Er vor zahlreichen anderen hat mächtig dazu beigetragen, uns die moderne Dichtung der Engländer und Nordamerikaner näher zu rücken.

Doch — sat prata biberunt! wie er so manchesmal seine Briefe abbricht. Wir haben Freiligrath den Dichter, den Menschen kennen gelernt; wir scheiden von dem vielgeprüften, aber doch glücklich zu preisenden, weil vielgeliebten Manne mit den schönen Worten seines Roland:

> Des Lebens Drang — es ist ein grimmer Riese!
> Dem Ernsten Ehre, der ihn treu bestand!

Anhang.

I. Verzeichnis

der Empfänger und Schreiber von mitgeteilten Briefen, nebst kurzen biographischen Notizen.

NB. Die nicht von F. Freiligrath geschriebenen Briefe sind mit * bezeichnet.

1. Arndt, Ernst Moritz, geb. 26. Dez. 1769 zu Schoritz auf Rügen, 1818 Prof. zu Bonn, gest. das. 29. Januar 1860.
   I. 225.*
2. Auerbach, Berthold, geb. 28. Februar 1812 zu Nordstetten, gefeierter Romanschriftsteller (Dorfgeschichten 1843, Waldfried 1874), lebt in Berlin.
   II. 91. 206. 282. 400. 403. 412. 444.
3. Boelling, Friedrich August, geb. 11. Juni 1810 zu Lintorf, Kaufmann zu Barmen.
   I. 244. 245. 266 269 (2). 271. 280. 309. 319. 326. 350.
   II. 52. 380. 397. 407. 409. 415. 423. 425.
4. Brentano, Clemens, geb. zu Frankfurt 9. Sept. 1778, gest. zu Aschaffenburg 28. Juli 1842, gefeierter Lyriker und Novellendichter der Romantik.
   I. 356.*
5. Brockhaus, F. A. Verlagsbuchhandlung zu Leipzig.
   II. 260.
6. Buchner, Karl, geb. 12. Februar 1800 zu Darmstadt, Rechtsanwalt, gest. das. 24. April 1872. Publizistischer Schriftsteller.
   I. 43. 413 (2). 421. 423.
   II. 14. 16. 18. 23. 24. 27. 32. 35. 40. 46. 47. 48. 59. 65. 66. 69. 73. 75. 80. 88. 94. 95. 98. 102. 109 (2). 127. 141. 156. 161. 166. 169. 171. 178. 188. 192. 197. 201. 204. 279. 284. 299. 315. 324. 341. 347. 430.
7. Carriere, Moritz, geb. 5. März 1817 zu Griedel in Oberhessen, 1842 Docent, 1849 Prof. der Philosophie zu Gießen, seit 1853 zu München.
   I. 293. 295.* 310. 355.*
   II. 31.
8. Chamisso, Adelbert von, geb. Ende (30.?) Januar 1781 auf Schloß Boncourt in der Champagne, durch die Revolution nach Preußen vertrieben, Offizier

1815—18 Reise um die Welt, 1819 Direktor des Berliner Pflanzengartens, gest. das. 21. August 1838.
I. 141. 143. 143.* 145. 182. 185.* 186. 187.* 188.*

9. Clostermeier, Christian Gottlieb, geb. 17. Juni 1752 in Regensburg, seit 1781 in s. lippischen Diensten, Archivrat und Landesbibliothekar zu Detmold, Historiker, besonders über die Geschichte des lippischen Landes. Gest. zu Detmold 10. Sept. 1829.
I. 34.

10. Clostermeier, Christiane Luise, geb. 15. August 1791 zu Detmold, 1833 vereh. mit Christian Dietrich Grabbe, gest. 17. Okt. 1848 zu Detmold.
I. 80. 81. 82. 83. 85. 85.* 87.* 99. 103.
II. 267. 273. 412.

11. Diefenbach, Lorenz, geb. 29. Juli 1806 zu Ostheim in Oberhessen, Pfarrer und Bibliothekar zu Laubach, lebte als Sprachforscher und Belletrist zu Steinheim, Stadtbibliothekar zu Frankfurt. Seit 1875 im Ruhestand zu Darmstadt. Sprachforscher und Ethnolog.
II. 85. 101. 110. 139.

12. Eckermann, Johann Peter, geb. 1792 zu Winsen in Hannover, seit 1823 Goethes Sekretär, gest. als Hofrat zu Weimar 1854.
II. 13.* 61. 111.

13. Eichhorn, Joh. Albr. Friedrich, 1779—1856, 1840—48 preußischer Staatsminister.
II. 125.

14. Eichmann, Theodor, geb. 15. November 1804 zu Barmen, seit 1839 Kaufmann zu Düsseldorf.
II. 227. 250. 252. 254. 255. 258. 264. 266. 267 (2). 269. 270. 271. 272. 274. 276. 278. 281. 287 (2). 289. 292. 296. 298 (2). 303. 307. 308. 309 311. 315. 318. 321. 322. 324. 325. 328. 331. 345. 346. 348. 352. 363. (2). 365. 369. 370. 374. 375. 378. 381. 387. 396. 408 (2). 413. 426. 435. 454. 462.

15. Elbers, Ludwig, geb. 12. Dezember 1812 zu Barmen, Kaufmann daselbst.
II. 253. 363. 366. 368.

16. Elze, Friedrich Karl, geb. 22. Mai 1821 zu Dessau, seit 1875 Prof. der englischen Sprache und Literatur zu Halle. Engl. Liederschatz, Biographien von W. Scott, Byron, Shakespeare &c. Gedichte.
II. 276. 320. 351. 362. 399. 422. 439. 442. 454. 458.

17. Felsing, Jakob, geb. 1802 zu Darmstadt, lebt daselbst, Professor, bedeutender Kupferstecher.
II. 55. 442.

18. Freiligrath, Wilhelm, geb. Kettwig 18. Dez. 1784, 1806—24 Lehrer zu Detmold, gest. zu Soest 23. Nov. 1829.
I. 4.* 10.* 11.* 25.* 28.* 36.*

19. Freiligrath, Luise, geb. Tops, geb. Mülheim am Rhein 31. August 1783, gest. zu Detmold 24. Januar 1817.
I. 6.* 8.* 9.* 10.*

20. Freiligrath, Wilhelmine, geb. Schwollmann, geb. zu Aplerbeck 11. Januar 1793, gest. zu Soest 23. Januar 1872.
I. 35. 95. 109. 119. 123. 247. 250. 256. 262.
II. 173. 190. 195.

21. Freiligrath, Geschwister. I. 102. 118. 119. 121. 131. 134. 137. 138. II. 173. 190. 195. 463.
22. Freiligrath, Ida, geb. Melos, geb. Weimar 20. Dez. 1817, vereh. 20. Mai 1841, lebt seit Ausgang 1881 zu Düsseldorf.
 I. 40. 367. 368. 369. 371—77. 385.
 II. 145 (2). 223.
23. Ganzhorn, Wilhelm, geb. 14. Januar 1818, Oberamtsrichter zu Neckarsulm, dann zu Canstatt, gest. das. 9. Sept. 1880.
 I. 350. 354. 432.
 II. 131. 140. 144. 147. 162. 165. 342. 397.
24. Geibel, Emanuel, geb. Lübeck 18. Oktober 1815, seit dem Erscheinen seiner Gedichte 1840 gefeierter Lyriker, 1843 St. Goar, 1852 Prof. zu München, lebt seit 1868 in Lübeck.
 II. 51. 63. 77. 93. 99. 168. 441. 447.
25. Glaßbrenner, Adolf, geb. 27. März 1810 zu Berlin, humorist. und satir. Schriftsteller, gest. das. 25. Sept. 1876.
 II. 371.
26. Heinzen, Karl, geb. 22. Febr. 1809 zu Grevenbroich, polit. Schriftsteller, flüchtete nach Belgien, der Schweiz, 1850 nach Nordamerika, seit 1859 Redakteur des Pionier zu Boston, † das. 12. Nov. 1880.
 II. 187. 188.
27. Herwegh, Georg, geb. 31. Mai 1817 zu Stuttgart, Flüchtling in Zürich, seit 1841 als Dichter hochgefeiert, 1842 aus Preußen ausgewiesen, lebte seitdem in der Schweiz und Paris, gest. 7. April 1875 zu Baden-Baden.
 I. 427.*
28. Heuberger, Karl, geb. 28. Oktober 1790, Landrat zu St. Goar, lebt seit 1848 im Ruhestand zu Neuwied.
 II. 105. 106. 107. 124. 129. 132. 138. 157. 164. 177. 186. 457.
29. Von der Heydt, Hermann, geb. 27. April 1804 zu Elberfeld, Kaufmann, gest. das. 17. März 1880.
 I. 132. 136. 139. 238. 331.
30. Hoffmann von Fallersleben, August Heinrich, geb. 2. April 1798 zu Fallersleben, Professor der deutschen Sprache zu Breslau, 1843 entlassen, nach wechselndem Wohnsitz 1851 Bibliothekar zu Corvei, gest. das. 20. Januar 1874, Lyriker und Sprachforscher.
 II. 228. 230. 232.
31. Hub, Ignaz, geb. 1. Februar 1810 zu Würzburg, Schriftsteller mit wechselndem Wohnort, zuletzt bis Ende 1879 Redakteur der N. Würzburger Zeitung, gest. zu Würzburg im März 1880. Lyriker und Antholog.
 I. 303. II. 430. 443.
32. Jerrentrup, Heinrich, geb. 16. Sept. 1808 zu Werther in Westfalen, besuchte das Seminar und lehrte an der Töchterschule zu Soest, studierte Mathematik, Naturwissenschaften und neuere Sprachen zu Berlin, verweilte einige Zeit in Frankreich, dann Lehrer zu Soest und Herford. Brustkrank starb er 17. Oktober 1839 in Minden.
 I. 122. 123. 125. 126. 249 (2). 250. 302. 306.
33. Immermann, Karl Lebrecht, geb. 24. April 1796 zu Magdeburg, 1827

Landgerichtsrat zu Düsseldorf, gest. das. 25. August 1840. Dramen. Romane.
I. 205.* 206. 207.* 210. 212.* 215. 217. 219.* 219. 221.* 223. 224.
II. 7.*

34. Kapp, Alexander, geb. 1800 zu Ludwigstadt in Oberfranken, Prof. am Gymnasium zu Soest, gest. zu Zürich 1869.
II. 100.

35. Kapp, Ernst, geb. 1808 zu Ludwigstadt, 1830—49 Professor am Gymnasium zu Minden, nach Amerika ausgewandert, lebt nun zu Düsseldorf. Vergleichende allgem. Erdkunde.
I. 273. 274. 275.

36. Keller, Gottfried, geb. zu Zürich 19. Juli 1819, Maler, Schriftsteller, 1861—76 Saatsschreiber daselbst. Lyriker, Roman- und Novellendichter.
II. 229.

37. Kindt, Hermann, lebt zu Neustrelitz.
II. 432. 433.

38. Kinkel, Gottfried, geb. 11. August 1815 zu Oberkassel bei Bonn, 1836 Docent der Theologie, 1846 Prof. der Kunstgeschichte zu Bonn, Kunstforscher, lyr., epischer und dramat. Dichter. 1849 nahm er am badischen Aufstande teil, ward gefangen, 1850 befreit. Lebte in London, seit 1866 Prof. am Polytechnikum zu Zürich.
II. 15. 17. 25. 44. 64. 111. 341. 346.

39. Koester, Heinrich, geb. 11. März 1807 zu Wernigerode, Reallehrer zu Barmen, seit 1838 Töchterlehrer zu Düsseldorf, dann Inhaber einer Privat-anstalt, gest. zu Düsseldorf 17. April 1881. Vf. verschiedener anthologischer Schriften über deutsche Literatur.
I. 260. 261 (2). 269. 280. 305.
II. 203. 205. 231. 268. 290. 301. 305. 310. 319. 333. 372. 410. 434. 444.

40. Krah, Karl, geb. 7. Sept. 1803, um 1839 Bürgermeister zu Brohl, 1843 Kreissekretär in Vogelsang bei Köln, schließlich Lokalberichterstatter der Köln. Zeitung. Starb zu Köln 15. Sept. 1873.
I. 393. 401. 415. 420. 432.
II. 26. 43. 137. 319. 336. 339. 367.

41. Künzel, Heinrich, geb. 26. Dezember 1810 zu Darmstadt, Reallehrer daselbst, gest. 11. Novbr. 1873. Lyriker, Übersetzer aus dem Englischen.
I. 287. 290. 298. 388. 391. II. 83. 257 (2). 258.

42. Lewald, Frau Dr., in Berlin, Gattin des Rechtsanwalts Lewald.
II. 404. 405.

43. Lindau, Paul, geb. 3. Juni 1839 zu Magdeburg, 1866—69 Journalist in Elberfeld, lebt seit 1871 in Berlin. Kritischer und dramat. Schriftsteller.
II. 362.

44. Malkasten, Künstlerverein zu Düsseldorf.
II. 219.

45. Matzerath, Christian Joseph, geb. 18. Januar 1815 zu Linnich, Referendar zu Köln, 1847 Reg.-Rat zu Aachen, 1856 Gh. Rat zu Köln; gest. das. 24. März 1876. Lyriker.
I. 343. 348. 423.

46. Melos, Ulrica Justine Wilhelmine, geb. Baumann, geb. Hamburg 21. Januar 1780, gest. zu Weimar 9. Oktober 1866.
II. 364.

47. Melos, Maria, geb. Weimar 19. Juli 1820, lebt zu Düsseldorf.
II. 285. 340.

48. Merckel, Johann Friedrich, geb. 16. April 1772 zu Detmold, Stadtrichter daselbst, gest. 11. Januar 1851.
I. 79. 87.

49. Merckel, Ludwig Adolf, geb. 8. Oktober 1810 zu Detmold, seit 1837 Pfarrer zu Örlinghausen, 1842 zu Elbrinxen, 1845—70 zu Barenholz, seitdem Gutsbesitzer zu Humfeld bei Barntrup im Fürstentum Lippe.
I. 43. 75. 76. 77. 95. 104. 111. 127. 139. 270.
II. 312. 447. 449.

50. Molenaar, Isaak, geb. 23. Oktober 1812 zu Zaandam, stud. theol. zu Amsterdam, 1837 Pfarrer zu Irnsum in Friesland, seit 1878 emeritiert zu Zwolle.
I. 226. 232. 251.

51. Müller von Königswinter, Wolfgang, geb. 5. März 1816, 1835 stud. med. in Bonn, Arzt in Düsseldorf, dann Köln, gest. 29. Juni 1873 zu Neuenahr. Lyrischer und epischer Dichter.
I. 257. 265. 272. 277. 279. 284 (2). 290. 295. 296. 297. 300. 305. 332. 343. 348. 391.
II. 272. 273.

52. Neumann, Hermann Kunibert, geb. 12. Nov. 1808 zu Marienwerder, um 1839 Lieutenant zu Wesel, gest. 8. Nov. 1875 als Garnisons-Verwaltungs-direktor zu Neisse. Näheres bei Strodtmann, deutsche Revue II. 1878. Lyriker.
I. 237. 243. 246. 252. 264. 292.

53. Nodnagel, August, geb. 17. Mai 1803 zu Darmstadt, Gymnasiallehrer daselbst, gest. zu Bessungen 29. Januar 1853. Antholog in deutscher Literatur.
I. 405.

54. Preuß, Otto, geb. 16. Juni 1816 zu Detmold, Vorstand der Landesbibliothek und Gh. Justizrat daselbst, seit Herbst 1879 im Ruhestand. Die baulichen Altertümer des lippischen Landes. 1873.
II. 343.

55. Rauschenbusch, Wilhelm, geb. 26. April 1817 zu Altena, seit 1861 Rechts-anwalt und Justizrat zu Hamm, † zu Homburg 3. Sept. 1881.
I. 190.** 191.* II. 451.

56. Riemer, Friedrich Wilhelm, geb. 19. April 1774 zu Glatz, Lehrer bei Goethes Sohne, Prof. am Gymnasium, dann Oberbibliothekar zu Weimar, gest. das. 19. Dez. 1845.
II. 84.

57. Rittershaus, Friedrich Emil, geb. 3. April 1834 zu Barmen, Kaufmann daselbst. Lyriker.
II. 367. 370. 376. 377. 379. 398. 435 450.

58. Schnezler, August Ferdinand Alexander, geb. 4. August 1809 zu Freiburg i. Br., Postbeamter, dann mit wechselndem Wohnsitz Literat, gest. zu München 1853. Lyriker.

I. 231 (2). 236. 239 (2). 240 (2). 241. 242. 247. 281. 301.

59. Schücking, Christoph Bernhard Levin, geb. 6. September 1814 zu Clemenswerth in Westfalen, Referendar zu Münster, Publizist in Augsburg und Köln, lebt seit 1852 als Schriftsteller zu Sassenberg bei Warendorf. Malerisches und romant. Westfalen 1842. Zahlr. Romane.
I. 321. 324. 326. 329. 341. 346. 348. 349. 352. 382. 404. 408. 409. 412. 419. 422. 430.
II. 28. 50. 68. 69. 70. 82. 96. 133. 135. 167. 179. 190. 193. 200.

60. Schwab, Gustav, geb. 19. Juni 1792 zu Stuttgart, Professor daselbst, 1837 Pfarrer zu Gomaringen, 1851 Stadtpfarrer zu Stuttgart, starb daselbst 4. November 1850. Lyrischer und Balladendichter, mit Chamisso Hg. des Musenalmanachs.
I. 146. 146.* 147. 148. 151.* 152. 154.* 155. 156.* 157. 158. 160. 162. 163. 164. 167. 167.* 168. 192.* 192. 194.* 195. 198. 199. 201.

61. Schwollmann, Lina, geb. 15. März 1800 zu Aplerbeck, gest. zu Soest 19. Dezbr. 1878.
I. 36. 102. 103. 108. 117. 118. 126. 127. 135. 252. 262. 263. 308. 327. 329.

62. Simrock, Karl Joseph, geb. 28. August 1802 zu Bonn, 1850 Prof. daselbst, gest. 18. Juli 1876, trefflicher Forscher und Übersetzer auf dem Gebiet der älteren deutschen Dichtung, lyr. und Balladendichter.
I. 392. 417.
II. 38. 126. 142. 160. 405. 411.

63. Stolterfoth, Adelheid von, geb. 11. Sept. 1800 zu Eisenach, lebte zu Geisenheim, vereh. 1844 mit ihrem Oheim, Baron v. Zwierlein, gest. zu Wiesbaden 17. Dezbr. 1875. Lyrische und Balladen-Dichterin.
I. 329. 390. 402. 416. 417. 429 (2). 431.
II. 33. 37. 54. 67. 74. 87.

64. Struve, Ernst Emil, Dr. phil., Professor am Gymnasium zu Görlitz, geb. das. 18. März 1802, vereh. 18. Dez. 1840 mit Luise Melos, gest. 10. Mai 1878.
I. 387.
II. 58. 342. 352.

65. Struve, Paul, Sohn von Ernst, geb. zu Görlitz 23. Okt. 1834. Theolog, gest. als Missionar in Indien, 20. Aug. 1866. II. 329.

66. Stumpf, Karl, geb. 13. Sept. 1817 zu Soest, Lehrer zu Remagen, seit 1847 Korrespondent der Colonia zu Köln.
I. 55. 56.
II. 233. 401. 402. 424. 431.

67. Tops, Anna Katharina, geb. Stürmer, gest. 17. Dez. 1819 zu Elberfeld.
I. 8.* 9.* 12.* 12. 13.

68. Tops, Hermann, geb. 2. März 1780 zu Mülheim, gest. zu Brüssel nach Febr. 1837.
I. 24.*

69. Vollmer, Wilhelm, geb. 26. Febr. 1828 in Horb, 1846 stud. theol. in Tübingen, 1853—67 Redakteur des Korrespondenten von und für Deutschland zu Nürnberg, lebt seitdem, mit literar. Arbeiten für die Cotta'sche Buchhandlung beschäftigt, zu Stuttgart. Schiller und Cotta 1876.
II. 381. 382. 426. 439. 460 (2).

70. Walesrode, Ludwig, geb. Altona 14. April 1810, Publicist und Kritiker, Dichter, lebt zu Stuttgart.
II. 451. 453. 456 (2).

71. Weerth, Karl, geb. 13. Januar 1812 zu Detmold, Prof. am Gymnasium daselbst.
II. 326. 327. 329. 330. 331. 334. 338. 340. 346. 349. 350. 455.

72. Wehn, Richard, Kaufmann, † 37 J. alt 9. Febr. 1877 zu Melle in Westfalen.
II. 383.

73. Weidmann'sche Buchhandlung zu Berlin und Leipzig.
I. 165. 167. II. 226.

74. Wolff, Julius, geb. 16. Sept. 1834 zu Quedlinburg, lebt als Schriftsteller zu Berlin. Verf. humoristisch-epischer Dichtungen: Till Eulenspiegel, Rattenfänger v. Hameln, Tannhäuser rc.
II. 399. 428. 443. 448. 449.

75. Wolff, Oskar Ludwig Bernhard, geb. 26. Juli 1799 zu Altona, 1830 Professor zu Jena, gest. das. 16. Sept. 1851. Fleißiger Novellist, Übersetzer, Antholog.
I. 229. 235. 253.

76. Marianne Wolff, verwitwete Immermann, in Hamburg.
II. 414.

77. Zulauff, Heinrich, geb. 4. März 1810 zu Barmen, 1825—49 Kaufmann, 1849 ausgewandert, lebt als Landwirt zu Industry, Austin Co. Texas.
I. 263. 283. 330.
II. 224 (2). 225 (2).

II. Namensverzeichnis.

Freiligrath, Ferdinand.

a. Leben.

